Neue Heidelberger Jahrbücher

Historisch-philos...
Verein, Heidelberg

NEUE

HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VII HEFT 1

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1897

INHALT.

	Seite
Adolf Hausrath, Philipp Melanchthon	1
Richard Graf Du Moulin Eckart, Treitschke und das Elsass	17
Walther Arnsperger, Lessings Beschäftigung mit der Leibnizischen Philosophie	42
Fr. Ed. Schneegans, Die Volkssage und das altfranzösische Heldengedicht	58
Max Freiherr von Waldberg, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone, I.	68
Karl Helm, Die Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg	95
F. v. Duhn, Karl Humann	121
K. Schumacher, Die Besiedelung des Odenwaldes und Baulandes in vorrömischer und römischer Zeit	138
Paul Joseph, Der Weinheimer Halbbrakteatenfund	161
Arthur Kleinschmidt, Karl Theodor, Friedrich zu Salm und F. X. von Zwackh	199
Carl Schmidt, Die Paulusakten	217
Max Freiherr von Waldberg, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone, II.	225

NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VII HEFT 1

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1897

Entw. u. gezeichnet a. d. Grossh. Kunstgewerbeschule Karlsruhe

INHALT.

Seite

Adolf Hausrath, Philipp Melanchthon 1

Richard Graf Du Moulin Eckart, Treitschke und das Elsass 17

Walther Arnsperger, Lessings Beschäftigung mit der Leibnizischen Philosophie 42

Fr. Ed. Schneegans, Die Volkssage und das altfranzösische Heldengedicht . 58

Max Freiherr von Waldberg, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone 68

Karl Helm, Die Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg 95

Inhaltsangabe des I.—VI. Jahrganges s. S. 3 und 4 des Umschlages.

Briefe und Manuskriptsendungen sind an **Professor Dr. Wille** in **Heidelberg** (Bunsenstrasse 9), dagegen **alle Sendungen den Tauschverkehr** betreffend an die **Universitäts-Bibliothek** in **Heidelberg** zu richten.

Philipp Melanchthon.[1]

Von

Adolf Hausrath.

Es sind demnächst vierzehn Jahre verflossen seit wir die vierte Säkularfeier Martin Luthers begingen. — Dass damals die grosse Gestalt des deutschen Reformators dem Auge der Nation vorüberging, ist von nachhaltigster Wirkung gewesen. Eine Reihe von neuen Lutherbiographieen gingen jenem Feste voran und die wertvolleren folgten ihm nach. Lutherfestspiele versammelten noch Jahre lang eine andächtige schaulustige Menge und begründeten eine neue Gattung von Volksschauspielen, die noch immer Anklang findet. In einer neuen Gesamtausgabe der Werke des grossen Reformators löste auch die gelehrte Forschung eine alte Ehrenschuld ein, an die der 10. November 1883 sie gemahnt hatte. — Auch hier in Heidelberg sah die Heiliggeistkirche eine gedrängte Menge um einen teuern Redner versammelt, dem wir gerne auch heute lauschen möchten und es wird andächtig still in unserer Seele, wenn wir jener feierlichen Stunde gedenken, als Karl Holsten uns Luthers Bild in unvergesslicher Weise vor die Seele führte.

In bescheidenerem Rahmen hält sich die heutige Feier. Jubiläen sind Feste dankbarer Erinnerung, und solchen Dank schuldet die Pfalz ihrem grössten Sohne, schuldet die Universität Heidelberg dem Manne, der an ihrer Reorganisation aus einer mittelalterlich scholastischen in eine humanistisch evangelische Anstalt thätigen Anteil nahm.

Philipp Schwarzerd[2]) ist ein Sohn dieses Landes und er teilt durchaus die Eigenart jenes rheinschwäbischen Stammes, dem er durch seine Brettener Geburt und als Sohn eines Pfälzers und einer Schwäbin

1) Festrede, gehalten in der Aula der Universität am 16. Februar 1897.

2) Straussens Vermutung, er habe Schwarzert geheissen, widerspricht die Unterschrift des Bruders, die bis zu dessen Tod Schwarzerd heisst. Auch giebt es zwischen Knittlingen und Bretten einen Schwarzerdhof.

angehört. Die Eigentümlichkeiten der Aussprache und Gestikulation, die Neigung zu stiller Gemütlichkeit und dazu ein leises Heimweh nach seiner süddeutschen Heimat haben das Brettener Kind auch an der Elbe niemals verlassen.

Am 16. Februar 1497, als Luther in Magdeburg die Kurrende sang, Zwingli in Bern seinen Studien oblag, Hutten sich anschickte, die väterliche Burg mit dem verhassten Kloster Fulda zu vertauschen und Loyola als Page am Hofe Ferdinand des Katholischen die Schleppe seiner Herrin trug, wurde zu Bretten Philipp Schwarzerd geboren. Der Vater stammte aus Heidelberg und hiess in Bretten der Heidelberger Schlosser. Vertraulich und wohlbekannt schaut uns darum alles an, was wir von Melanchthons Familie hören. Am Fusse unseres Schlossbergs lag die dem Grossvater gehörige Werkstatt des Waffenschmieds und Schwertfegers Georg Schwarzerd. Der kunstreiche Mann, der selbst für Kaiser Max zu dessen hoher Zufriedenheit gearbeitet hatte, machte zu Speyer mit einer Nichte des berühmten Gelehrten Reuchlin Hochzeit, der zahlreiche Ritter anwohnten, denen er Harnische und Schwerter geschmiedet. Dann verliess der junge Ehemann die Werkstatt des Vaters und liess sich in dem kurpfälzischen Bretten nieder. Dort wurde ihm heute vor vierhundert Jahren sein berühmter Sohn geboren, der nach dem Landesherrn, dem Kurfürsten Philipp, genannt wurde. Magister Philippus rühmt von seinem Vater, dass er nie einen Prozess gehabt, nie einen Fluch gebraucht und dass er ihn niemals trunken gesehen. Diese milde massvolle Art hat er dem Sohne vererbt. Der Mutter wird das Lob einer sparsamen Hausfrau, die ihre festen Grundsätze hatte, wie viele Teile der Einnahme auf diese und wie viele auf jene Bedürfnisse verwendet werden dürften, und noch der Sohn wiederholte scherzend ihr Sprüchlein: „Wer mehr will verzehren, Als sein Platz kann ernähren, Der wird leichtlich verderben Und am Galgen sterben“.

Der Vater starb schon 1507, da er auf einer Reise aus einem vom Feinde vergifteten Brunnen getrunken hatte, und nun nahm die Grossmutter, die Schwester Reuchlins, die Enkel Philipp und Georg aus dem kleinen Ackerstädtchen nach Pforzheim, wo der Humanist Simler einen weithin berühmten Unterricht in den alten Sprachen erteilte. Reuchlin, damals Richter des schwäbischen Bundes, kam häufig von Stuttgart nach Pforzheim herüber, freute sich der Fortschritte des Grossneffen, schenkte ihm als Preis seiner Fortschritte Bücher, einmal sogar seinen Doktorhut und als der Neffe eine der Reuchlin'schen Schulkomödien mit seinen Freunden zur vollen Zufriedenheit des berühmten Autors agiert hatte,

meinte der alte Herr, ein so gelehrtes Männchen dürfe nicht mehr Lips Schwarzerd heissen, sondern nannte ihn Philippus Melanchthon.

Als der junge Grieche gelernt hatte, was zu Pforzheim zu lernen war, trug man kein Bedenken, den zwölfjährigen Knaben nach der Universität Heidelberg zu schicken, wo er am 13. Oktober 1509 in der Artistenfakultät immatrikuliert wurde. Der Theologieprofessor Spangel hatte Melanchthon in sein Haus aufgenommen, aber die subtilen Fragen der scholastischen Theologie konnten dem Neffen Reuchlins kein Interesse abgewinnen. Seine Neigungen und seine Verbindungen gingen nach der humanistischen Seite. Als fixer Grieche und prompter Verseschmied war der kleine Brettener den Heidelberger Studenten bekannt. Auch sein Lehrtrieb regte sich früh, indem er Schwächeren nachhalf und den Unterricht der jungen Grafen von Löwenstein leitete. Im Jahre 1512 erwarb er sich den Titel eines Baccalaureus, als er sich nun aber sofort auch um den Magistergrad bemühte, wies die Fakultät ihn ab, weil er zum Magister zu jung sei. In süddeutscher Empfindlichkeit, auch darin erkennen wir den Landsmann, beschloss der Gekränkte, Heidelberg zu verlassen. Sein Pforzheimer Lehrer Simler, der jetzt in Tübingen die Rechtswissenschaft lehrte, und der in Stuttgart lebende Grossoheim Reuchlin luden ihn nach Tübingen ein, wo unter ihren Auspizien der jugendliche Humanismus eine seiner Werkstätten aufgeschlagen hatte. Wie der Oheim mit einer hebräischen Grammatik seinen Ruhm begründet, so versuchte der Neffe sich mit einer griechischen Grammatik, die er, wie er bescheiden sagt, als Knabe für Knaben schrieb. Das Buch hat ihn durchs Leben begleitet und von seinem Freunde Camerarius verbessert, ist die Melanchthon'sche Grammatik durch viele Generationen ein verbreitetes Schulbuch geblieben. Ihm vor allem verdankte der Verfasser seinen Namen: praeceptor Germaniae. Nachdem er neben andern Arbeiten auch den Terenz ediert, erhielt er am 25. Januar 1514 den ersehnten Magistergrad und es ist vielleicht eine Erinnerung an seine Heidelberger Erfahrung, dass er einen höheren niemals begehrte noch annahm. Nach damaliger löblicher Sitte konnte man Student und Dozent zugleich sein. Während er Aristoteles vortrug, hörte er juristische Kollegien, während er Astronomie lehrte, studierte er Medizin, Student in der Philosophie war er Lehrer der alten Sprachen. Universalität des Wissens war auch eines der Ideale des jugendlichen Humanismus und noch liessen sich die Wissenschaften so übersehen, dass der Einzelne hoffen konnte, sie alle zu erlernen. Und keine Faustische Enttäuschung, sondern helle Schülerfreude am Lernen war damals die Lebensstimmung

des Magister Philippus. Die Burse, der er angehörte, war die der Neckargenossen und von den Gelehrten der alten Schule gekränkt, wurde der junge Magister mehr als seine freundliche Art sonst erwarten liess, ein streitbarer Vorkämpfer der Neuen. Freilich ging der Streit auch ganz persönlich ihn an, denn im Mittelpunkte desselben stand sein von Kindesbeinen an verehrter Oheim Reuchlin.

Ein getaufter Jude, Pfefferkorn, betrieb seit 1510 ein Verbot der jüdischen Religionsbücher, ein Vorgehen, aus dem sich vielleicht wie in Spanien eine allgemeine Judenverfolgung und Zwangsbekehrung entwickelt hätte, wäre nicht Reuchlin, damals der erste Kenner der hebräischen Litteratur, diesem Anschlag entgegengetreten. So war der friedfertige Gelehrte in einen heftigen Streit mit den Dominikanern geraten, der auf seinem Höhepunkte stand, als Melanchthon in Tübingen dem verehrten Manne wieder näher trat. Magister Philippus und seine Freunde stellten sich mit Enthusiasmus auf die Seite Reuchlins und so bahnte sich ein brieflicher Austausch mit den bekannteren Erfurter Reuchlinisten an, die in einem Briefe Hesse's Melanchthon zu einem gemeinsamen Kampfe gegen die Dominikaner aufforderten, um diese Ungeheuer so zu peinigen, dass sie weder zu Land noch zu Wasser Ruhe finden sollten. Aus diesem Kreise ist die berühmte Satire der epistolae obscurorum virorum hervorgegangen, an deren späteren Serien auch Melanchthon beteiligt gewesen sein soll. Ihm hat man die poetische Epistel des Magister Schlauraff zugeschrieben, der in barbarischen Versen die Odyssee seiner Irrfahrten durch Deutschlands Herbergen und Poetenschulen erzählt und in Tübingen den Magister Philipp Melanchthon als besonders gefährlichen Humanisten hervorhebt. In Tübingen freilich zog dem Brettener Dozenten seine Parteinahme für die Jungen die Feindschaft der Alten zu. Ernste Konflikte schienen sich vorzubereiten, aber der freundliche Stern, der von seiner Wiege an über seiner Jugend geleuchtet hatte, entführte ihn den dortigen Verhältnissen, als sie eben anfingen sich zu trüben. Reuchlin erhielt im Jahre 1518 von Friedrich dem Weisen den Auftrag, ihm für Wittenberg zwei Professoren, einen der hebräischen, einen der griechischen Sprache zu besorgen und alsbald schrieb er seinem Neffen: „Gehe aus Deinem Vaterlande und von Deiner Freundschaft und aus Deines Vaters Hause in ein Land, das ich Dir zeigen will, und ich will Dich segnen und Dir einen grossen Namen machen und Du sollst ein Segen sein.“ Zuerst freilich war man in Wittenberg enttäuscht über den unscheinbaren jungen Menschen, den mehr der Oheim als der Gelehrte Reuchlin empfohlen zu haben schien. Als dieser Knabe aber nach vier Tagen die Pracht seines

Latein über die Anwesenden ausgeschüttet und sich mit ächtem Humanistenzorn gegen die scholastischen Verderber der Wissenschaft ausgesprochen hatte, da verstummten die Spötter. „Wir haben alsbald von seiner äussern Erscheinung abgesehen“, schrieb Luther an Spalatin, „und können uns nur Glück wünschen und dem Fürsten danken. So lang wir ihn haben, wünsche ich keinen andern griechischen Lehrer“. In jenen Tagen entspann sich das schöne Verhältnis des geistesgewaltigen Augustiners mit dem feinsinnigen Humanisten, das zu den erfreulichsten Episoden der deutschen Geschichte gehört. Luther sorgte für den Ankömmling wie ein älterer Bruder, Melanchthon aber ging ein neues Leben in dem Umgang mit dem tiefsinnigen Mönche auf. Seine lichte hellenische Anschauungswelt wurde nun plötzlich überflutet von jenen dunkeln religiösen Problemen, mit denen Martin Luther die Welt überfallen hatte. „Hier ist viel mehr“, schrieb er den Freunden in Tübingen, „als alle menschliche Weisheit. Ich bin ganz in den theologischen Studien. Sie sind ein wunderbarer Genuss, ein himmlisches Ambrosia“. Wenn sich so sein ganzes Wesen im Umgang mit Luther vertiefte und man wohl sagen darf, er wäre ohne Luther nie das geworden, was der Name Philipp Melanchthon für die Welt bedeutet, so darf man andererseits nicht vergessen, welch ein Zuwachs auch er für Wittenberg war. Bis dahin hatte Luther den lateinischen Text der Vulgata seinen Vorlesungen zu Grunde gelegt. Jetzt schreibt er: „Ich danke es meinem Philipps, dass er mich griechisch lehrt. Ich bin älter als er, aber das hindert mich nicht!“

Noch mussten an dieser Hochschule die ersten Fundamente der Bildung erst gelegt werden. Die Beschaffung hebräischer und griechischer Bibeln, eines Druckers, der griechische Lettern besass, eines lateinischen und griechischen Wörterbuchs, einer lateinischen und griechischen Schulgrammatik, einer Rhetorik, der Ausgaben der Klassiker, das alles war Melanchthons Werk. Durch diese Thätigkeit erzieht er jene Humanisten der evangelischen Kirche, die an den Gymnasien der Städte und den protestantischen Hochschulen ihre Lebensarbeit finden und die nicht wie die Humanisten Italiens als vornehme Heiden auf den Volksglauben herabsehen und ihn bespötteln, sondern in schönem Universalismus Sophokles, Plato und Seneca preisen und dennoch sich beugen vor Propheten, Aposteln und Evangelisten. Dass unser Humanismus in der Kirche stand, das ist das Verdienst Melanchthons, des Praeceptors Germaniae. Seit seiner Beteiligung an der Leipziger Disputation mit hineinverflochten in den theologischen Streit, drang Melanchthon auch hier auf Durchführung des humanistischen Grundsatzes:

„Zurück zu den Quellen" und Luther sah mit Bewunderung, wie sich bei Melanchthons sicherer Methode alle Fragen vereinfachten. Welch einen Lehrer Luther in Melanchthon, welch einen Schüler Melanchthon in Luther gefunden hatte, das bewies die im Oktober 1520 erscheinende Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, die in sorgfältiger Arbeit alle Fundamente der Sakramentslehre umsichtig und säuberlich aufgrub und blosslegte, um zu prüfen, ob sie auf die Schrift gegründet sei? Der humanistische Grundsatz: „Zurück zu den Quellen", war nie umsichtiger und gründlicher gehandhabt worden. Man erkannte den Mönch nicht mehr, der Tetzel mit tollem Humor und Hogstraten mit vernichtender Verachtung behandelt hatte, so war hier alles methodisch, gründlich, ohne Sprünge in der Beweisführung, ohne Lücke des gelehrten Apparats. Wenn die Einen dieses Buch Erasmus, die Andern Melanchthon zuschrieben, war das eben ein Ausdruck für die Thatsache, mit welchem Erfolge Luther Melanchthons Schüler geworden war. Gerade dieses Buch aber war das radikalste, das Luther je geschrieben hatte und die ganze Kirche erbebte von diesen Mauerstössen gegen ihre Fundamente. Denn die babylonische Gefangenschaft war das Buch der neuen Weltanschauung, das verkündete, es gibt keine an sich heiligen Handlungen, durch die der Priester dich selig machen könnte, nur dein eigener Glaube bestimmt deine Stellung zu Gott. Seine Mitverantwortlichkeit für diese Wendung in Luthers Schriftstellerei hat Melanchthon nie verläugnet und als die Pariser Sorbonne, die Mutter aller Weisheit, dem Gefangenen auf der Wartburg, den Kaiser und Papst von sich gestossen, nun auch ihrerseits verdammt hatte, da war es Melanchthon, der das Dekret der Pariser in so überlegener und ruhiger Weise zurückwies, dass die Fürsten und Staatsmänner erkannten, hier habe sich die Feder gefunden, der forthin alle diplomatischen Schriftstücke und öffentlichen Manifeste der Evangelischen anzuvertrauen seien. Luther selbst aber schrieb, ob er nach Wittenberg zurückkomme oder nicht, daran sei wenig mehr gelegen, denn Philippus und die Andern seien selbst die Männer, die Feste zu halten auch ohne ihn. Darin freilich hatte Luther in seinem grossartigen Vertrauen und seiner neidlosen Bewunderung des gelehrteren Freundes seine eigene Bedeutung unterschätzt. So lang es sich um theoretische Fragen handelte, war Melanchthon allerdings der Mann, der diese Aufgaben spielend löste. Aber als die Fluten über die Ufer traten, als die Heerhaufen des vierten Standes lärmend und tobend ihren Einzug hielten in die deutsche Geschichte, da stellte sich heraus, wie hilflos alle Genossen Luthers den entfesselten

Massen gegenüberstanden. Die Universität Erfurt wurde gesprengt, Wittenberg sah sich von gleichem Schicksal bedroht und nicht eher kehrte die Ruhe zurück, als bis Luther wieder auf seiner Kanzel stand und mit seinem gewaltigen Worte die Geister des Aufruhrs erschlug oder verjagte. Fragt man nun, warum Magister Philippus das nicht vermochte, so darf man am wenigsten an Mangel an Mut denken. Der zarte, feinsinnige Gelehrte hat ohne Scheu und in gewohnter Freundlichkeit mit den wilden Propheten verkehrt, aber er war ein Mann der Theorie und als sie ihm ihre Meinungen aus der Schrift erwiesen, wagte er nicht, sie anzutasten. Seine reine Seele konnte an unreine Absichten nicht glauben. Keinen Augenblick kam ihm der Gedanke, dass es eitel Lug und Trug sei, was diese inspirierten Konventikelleute ihm vorgaukelten und durch dieses kindliche Vertrauen wurde er ihre Beute. Ein Idealist durch und durch, beurteilte er die Andern nach dem eigenen freundlichen aufrichtigen Herzen, wo Luthers gesunder Realismus den Dingen sofort auf den Grund sah.

Mit um so glücklicherem Sinne kehrte er nun, nachdem der rechte Führer die Zügel wieder ergriffen hatte, zu seinen stillen Studien zurück, die immer mehr theologische geworden waren. Schon seit dem Sommer 1519 erklärte er den Römerbrief und las über die Philosophie des Paulus oder, wie wir sagen würden, über den paulinischen Lehrbegriff. So entstand seine Einleitung in die paulinische Theologie, die er unter dem Namen theologische Hauptpunkte, loci communes rerum theologicarum, herausgab. Melanchthons loci waren die erste positive Leistung der theologischen Renaissance. An Stelle der endlosen Dispute, des sic et non sic der mittelalterlichen Scholastik, traten hier die einfachen religiösen Grundgedanken des ersten Christentums, und eben darauf beruhte der ungeheuere Erfolg dieses Buches, dass es die theologische Welt von dem erdrückenden Wuste einer ausgelebten Vergangenheit befreite. Es war, als ob ein gothisches Gebäude mit tausend Spitzen, Schnörkeln und Verkröpfungen gefallen wäre und an seiner Stelle sah man die schlichte Schönheit einer antiken Basilika.

Eine zweite Aufgabe erwuchs ihm durch die Bibelübersetzung, die Luther von der Wartburg mitbrachte. Zunächst sah er das neue Testament mit Luther durch, das im September 1522 erschien, und bis zur Vollendung des ganzen Werkes im Jahre 1534 war er Luthers hauptsächlicher Mitarbeiter bei dieser grössten litterärischen That des sechzehnten Jahrhunderts. Kraft und Wohlklang verdankte die deutsche Bibel dem Sprachgefühle Luthers, Treue und Genauigkeit der

Uebersetzung verdankte sie Melanchthon. Wenn in der bekannten Charakteristik der Mitarbeiter Melanchthon der Dialecticus genannt wird, so heisst das, dass er Zusammenhang und Gedankengang der Schriftsteller am genauesten erfasste, wie das seine neutestamentlichen Kommentare auch erweisen, die neben jener Arbeit hergingen und sie gelehrt ergänzten. So hatte die Mitarbeit an der kirchlichen Reform ihn selbst wieder auf seine geliebten Sprachstudien zurückgeführt. Und es that Not, dass er, auch hier Luthern ergänzend, mit grosser Tapferkeit seinen Mann stellte. In ihm regte sich gegenüber dem Taumelgeiste, der die Jugend ergriffen hatte, immer stärker der strenge Gelehrte und gebildete Humanist. Die Geistesausgiessung der Zwickauer Propheten und die beginnenden Unruhen des Bauernkriegs hatten Tendenzen in die Jugend getragen, die ihm missfielen. Es drängte sich eine Studentenschaft nach Wittenberg herzu, der Begeisterung und Glaube leichter eingingen, als lateinische Grammatik und griechische Syntax. Ihm wollte es nicht gefallen, dass diese Jugend, statt hebräisch und griechisch zu lernen, die soziale Frage löste oder ihre Zeit vergeudete mit Schelten auf das Papsttum. „Die Zungen sollte man denen ausschneiden“, schrieb der eifrige Mann, „die die Jugend auf den Kanzeln von diesen Studien abmahnen; wenn sie nicht recht gelernt werden, was für Theologen werden wir erziehen?“ Nur zu klar hatte er die Lage beurteilt. Durch die schwere Bedrückung der leibeigenen Bevölkerung vorbereitet und durch die Wühlerei und Hetzerei der neuen Propheten zur Reife gebracht, brach jene grösste Massenbewegung los, die die deutsche Geschichte kennt: der Bauernkrieg. Von den Alpen bis zum Harz stand alles Landvolk unter den Waffen und mit der bürgerlichen Ordnung schien alle höhere Kultur dem Untergang geweiht. In dieser Not erinnerte man sich im Kurfürstenschlosse zu Heidelberg des berühmten Landsmanns, dem die Universität einst den Magistergrad abgeschlagen hatte, und der nun magister Germaniae geworden war. Wie die Bauern sich Luther als Schiedsrichter wollten gefallen lassen, so verlangte Kurfürst Ludwig V., der Gründer unseres Ludwigsbaus, ein Gutachten Melanchthons. Nur wenige Monate vor Ausbruch des Aufstands hatte sich dieser durch einen Besuch in Bretten der Heimat in Erinnerung gebracht. Als er die Turmspitze seiner Vaterstadt erblickte, war er vom Pferde gestiegen und hatte gerufen: „Oh Heimaterde! Wie danke ich dir, oh Herr, dass du mich sie wieder sehen lässest“. Die Heidelberger philosophische Fakultät liess ihm in Bretten in jenen Tagen einen silbernen Becher überreichen, um ihre frühere Unfreundlichkeit wieder gut zu machen. Jetzt meinte

der Kurfürst in Magister Philippus den Mittler gefunden zu haben, den grossen Streit zu schlichten. Melanchthon sollte nach Heidelberg kommen, um als Schiedsrichter mit den Bauern zu verhandeln. Aber Melanchthon wusste wohl, dass er dazu nicht der rechte Mann sein würde. Er empfahl in einem Gutachten einige Erleichterung der Frohnden und Abgaben und legte dem Kurfürsten die kirchliche Reform an das Herz, die die Mittel beschaffen könnte, das Schulwesen und die Armenpflege zu bessern und damit die Quellen des ganzen Elends zu verstopfen. Sympathie mit den Aufrührern aber hatte der Mann der stillen Studien nicht. Stellte sich bei Luther unter dem Eindruck dieses tollen Jahres eine Abkehr von seinen ursprünglichen Gedanken einer Gemeindekirche ein, so traten bei Melanchthon in Folge der gleichen Enttäuschung die Ideale seiner Jugend wieder in den Vordergrund, die er mit Erasmus teilte. Reform des Unterrichts, der Schulen, der Universitäten, das war der Fortschritt, der nach ihm die Welt befreien sollte. Bleibt Luther das geistige Haupt der kirchlichen Reform, so wird Magister Philippus der Reformator des Schulwesens, der praeceptor Germaniae. Zuerst der Magistrat von Nürnberg, dann zahlreiche andere städtische Obrigkeiten und Landesfürsten haben sich seines Beirats bedient bei der Errichtung von Lateinschulen, Gymnasien und Hochschulen. Die Hebung der deutschen Bildung ist von nun an sein festes Ziel und heiliger Lebenszweck. Ein treues Abbild seiner humanistischen Ideale bot seine Lehrwirksamkeit zu Wittenberg und vor allem sein eigener Hausstand. Seit 1520 mit des Bürgermeisters Tochter verheiratet, nahm er einen schwäbischen Diener in sein Haus, der bald in ganz Wittenberg als Muster aller famuli galt. Zu den Kindern kamen die Kostgänger, die er selbst unterrichtete und denen er ein gelehrter Vater ward. Der Beste wurde Hauskönig; obenan durfte sitzen, wer die untadeligsten Verse gemacht hatte. Talentvolle Zöglinge krönte Melanchthon selbst zu Dichtern oder besang sie in lateinischen Versen voll liebenswürdigen Humors. So fanden die Gewohnheiten der süddeutschen Poetenschulen und humanistischen Akademien eine Stätte in dem sächsischen Zion, das sonst ein waffenklirrendes Feldlager war. Ihm hätte dieses still umfriedete Glück genügt, aber aus seinem humanistischen Idyll entführten ihn seit 1527 je und je die beginnenden Kirchenvisitationen, für die er die Visitationsartikel schrieb. Es war von übler Vorbedeutung, dass er in denselben den Eiferern gegen das Papsttum nicht genug that und seine Forderung, das Gesetz müsse gepredigt werden, dahin missdeutet ward, als ob er die Rechtfertigung aus dem Glauben verläugne. Und während ihm dieser vom Zaun

gebrochene Zank vielen Verdruss schuf, brach der Abendmahlsstreit mit den Schweizern aus, der ihn von seinem alten Tübinger Freunde Oekolampadius schied. Im Prinzip geneigt, der Tradition so nah als möglich zu bleiben, trat er Luthers wörtlicher Deutung der Abendmahlsworte bei und stand ihm 1529 zu Marburg gegen Zwingli zur Seite, wie er ihm 1519 zu Leipzig gegen Eck beigestanden hatte. Aber in dem gemeinsamen Kampfe kam ihm dennoch der Unterschied ihrer Naturen immer mehr zum Bewusstsein. In ihm war ein innerstes Widerstreben gegen alles Gewaltsame. Jede Trennung, jede Scheidung machte ihm Schmerz. Die durchreissende Energie Luthers, die alles auf jede Gefahr hin wagte, war ihm beängstigend und es kamen Stunden, in denen er sich in dem Wittenberg des Gewaltigen wie ein Gefangener fühlte und doch nicht loskam von dem grossen Manne, der ihm persönlich immer der gleiche liebevolle Freund blieb. Zum ersten mal 1530 wurde dieser Gegensatz auf dem Reichstage zu Augsburg auch für die Welt offenbar. Da Luther in der Reichsacht war, fiel es Magister Philippus zu, den Kurfürsten Johann auf die Reichstage zu begleiten. Schon 1529 wohnte er so dem berühmten Reichstage zu Speyer bei, wobei er Gelegenheit fand, die Heimat wieder zu besuchen. Die Mutter lebte zu Bretten in dritter Ehe, der alten Kirche treu, und nachdem sie dem Sohne ihre Gebete gesagt hatte, liess er sie dabei. Auch so könne sie selig werden, sagte der grosse Mann, indem er der alten Frau nicht rauben mochte, was sie beruhigte. In Speyer erfuhr er, dass die Gegner auf gewaltsame Massregeln hinarbeiteten und nachdem er den Bischöfen Auge in Auge geblickt, wurde es ihm schwer, Luthers heitere Sorglosigkeit zu begreifen. In solcher Stimmung begleitete er den Kurfürsten nach Augsburg, während Luther auf der Feste Koburg zurückblieb. Melanchthon ist für sein Verhalten auf dem Reichstage zu Augsburg viel gescholten worden, aber warum hatte man ihn an einen Platz gestellt, den einzig Martin Luther auszufüllen vermochte? Magister Philippus war gelehrt und aufrichtig, friedliebend und geschickt, aber zum Genossen des grossen Donnerers nur ein Mensch. Dem Wirbel von Intriguen auf dem Reichstage war er nicht gewachsen. Es ist bekannt, wie die aus seiner Feder stammende Konfession die Differenzpunkte so unvollständig aufzählte, dass Karl V. selbst anfragen liess, ob das wirklich alle Abweichungen der Protestanten seien, und Luther spottete: „Ja, ja, der Satan lebt noch und merkt, dass diese euere Apologie, die Leisetreterin, die Artikel vom Fegfeuer, vom Heiligendienste und vor allem von dem Papste, dem Antichrist verheimlicht hat“. Als freilich die

Gegner in ihrer Konfutationsschrift die Miene annahmen, seine Konfession widerlegt zu haben, da regte sich in ihm sofort wieder der überlegene, schriftkundige Gelehrte, und in der Apologie, die er der Konfutation entgegensetzte, liess er keinen Zweifel, dass wenn er auch manche Differenz um des Friedens willen zurückgestellt, er das biblische Recht auch dieser Aenderungen durchaus nicht verläugnet haben wollte. So behielt seine Arbeit trotz aller Anfechtungen, die der Verfasser erduldet, schliesslich dennoch das Feld. Und bedenkt man, wie viele Gegensätze damals noch klafften, wie alle diese Fragen im Jahre 1530 noch im Gähren und Arbeiten waren und wie wenig im Grunde sich bereits eine sichere, übereinstimmende, abgeschlossene Ueberzeugung gebildet hatte, so kann man nur bewundern, wie richtig Melanchthon das Gemeinsame herausgefunden und wie würdig und fest er diese gemeinsame Ueberzeugung in seiner confessio Augustana vorgetragen hatte.

Aber bei dem Allem liess sich von da an ein Gegensatz zwischen Luther und Melanchthon nicht mehr bergen. Luther wollte reformieren kraft der landesherrlichen Gewalt, Melanchthon fand die Freiheit der Kirche besser aufgehoben bei evangelischen Bischöfen. Luther wollte die Einheit der deutschen Kirche herstellen durch Sturz des Papstes und der Hierarchie, Melanchthon durch Konzessionen beider Teile, auch der Protestanten. So konnte es kommen, dass Melanchthon das Bekenntnis Luthers zu Schmalkalden nur mit dem Vorbehalt unterschrieb, dass man dem Papst seine Stellung lassen könne, falls er das Evangelium zulasse und dass er das in Aussicht gestellte Konzil beschicken wollte, das alle anderen Evangelischen ablehnten. Aber trotz dieses Dissensus übertrugen ihm dann die Fürsten die Denkschrift über den menschlichen Ursprung des römischen Primats und auch die Rekusationsschrift, die die Einladung zum Konzile abschlug, ist aus seiner Feder. Besser als mit diesem Ausgleiche mit Rom gelang es ihm mit der Versöhnung der zwinglisch gesinnten süddeutschen Städte. Die Wittenberger Concordie 1536 war wesentlich Melanchthons Verdienst und ihm hatte man es zu danken, dass bis zum Abfall der Pfalz zum Calvinismus eine einige deutsch-evangelische Kirche existiert hat. Gerade, weil er innerlich freier war und ihm die ewige Seligkeit nicht von der Schriftmässigkeit jedes einzelnen Brauches abhing, nahm er es mit den Abweichungen leichter als Luther, der kein Haar von seiner Schriftauslegung nachliess. Es war eine bittere Zeit im Leben Melanchthons, als die zunehmende Reizbarkeit des greisen Reformators sich auch gegen ihn wendete. Ihm hatte er sein Verhältnis zu Erasmus, seine Freundschaft mit Oekolampad

geopfert, als nun aber Luther den mit tausend Mühen von ihm beigelegten Abendmahlsstreit wieder aufnahm, da schrieb er: „Wenn man die Elbe mit meinen Thränen füllen könnte, so wäre die Grösse meines Schmerzes über diesen unseligen Streit noch nicht erschöpft". Zum Teil Rücksicht auf Luthers Argwohn war es, dass er sich zu Regensburg 1541 den Friedensanerbietungen der Kurie gegenüber „stracklich steif" hielt. Auch siegte in Luther bald wieder die alte Anhänglichkeit an seinen Philippus über die Einflüsterungen der Gegner. Sie waren in bestem Einvernehmen, als der grosse Mann, der die Leuchte seines Lebens gewesen war, am 18. Februar 1546 zu Eisleben die müden Augen schloss. Melanchthon war eben im Begriff, in den Hörsal zu gehen, wo er den Römerbrief auslegte, als er die Todesnachricht erhielt. Er teilte den Studenten die Trauerbotschaft mit: „Der Wagen Israels ist dahin!" und brach dann in lautes Weinen aus. Und nun kam zu all den Wirren, die Melanchthon in der eigenen Kirche ängsteten, nun alsbald auch noch der Schrecken des Religionskriegs. Die freilich kannten Magister Philippus schlecht, die gemeint hatten, er habe den Frieden mit dem Papste gesucht, weil er Krieg und Gefahr für sich scheute. Er war der Letzte, der Wittenberg mit Luthers Familie verliess, als schon die Vorposten des Feindes an der Elbe anlangten. Aber als dann der Friede kam, den der siegreiche Habsburger diktierte, ging Magister Philippus willig auf die Bestrebungen zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit ein, die der weitaus grösste Teil der lutherischen Theologen verabscheute.

Wittenberg gehörte jetzt dem Bundesgenossen des Kaisers, Herzog Moritz, dem Kurfürsten Judas, wie die Protestanten ihn nannten, und diese machten es Melanchthon zum Vorwurf, dass er es ablehnte, nach Jena überzusiedeln, wo die Söhne Johann Friedrichs eine feste Burg des Luthertums zu gründen dachten. Die Eifersucht zwischen Jena und Wittenberg, zwischen den unterlegenen Ernestinern und dem siegreichen Albertiner beherrschte forthin die Lage. Aber die Politik, die zur Niederlage von Mühlberg geführt, hatte Melanchthon stets bekämpft; die Leute, die zu Jena das grosse Wort nahmen, hatten Luther gegen ihn aufgewiegelt und ihm selbst war es nicht um die Erhaltung dieser oder jener dogmatischen Formel zu thun, sondern um Geistesfreiheit, Bildung und Gelehrsamkeit, die ihm nirgend schlechter aufgehoben schienen als bei den Streittheologen zu Jena. Er blieb in dem Wittenberg, das er geschaffen, das durch ihn und Luther aus einem Dorfe zur Stadt geworden war. Aber nun konnte er auch nicht ablehnen, an den Schritten zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit sich zu beteiligen, die der

Landesherr und Sieger befahl. Die katholisierende Gottesdienstordnung, die bis zur definitiven Reorganisation der Kirche durch die Synode von Trident gelten sollte, das sogenannte Interim, wurde unter seiner Mitwirkung im Kurstaate eingeführt. Seine alten Schüler wollten es kaum glauben, dass ihr Lehrer eine Agende gebilligt haben solle, die den katholischen Kultus, die Fronleichnamsfeier, die Siebenzahl der Sakramente, die Anrufung der Heiligen, die Messe und die Anerkennung des Papsttums in sich schloss und von allen Errungenschaften Luthers ihnen nichts liess als den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe. Es half Melanchthon nichts, dass er in dem Bekenntnis für das Tridentiner Konzil, in der confessio Saxonica, den Standpunkt Luthers klar und unzweideutig vortrug und damit die Unterwerfung unter das Interim als das bezeichnete, was sie war, als eine erzwungene Konzession, die man um des Friedens willen über sich nahm. Auch die, die selbst das Interim annahmen, schrieen gegen ihn als gegen den Urheber ihres eigenen Abfalls. Da machte Kurfürst Moritz durch seinen Angriff auf Karl V. dem ganzen Glaubensdruck der Spanier ein Ende. Moritzens Sieg ist es gewesen, der Karl V. ins Kloster schickte, Ferdinand zum Religionsfrieden zwang und die Welt daran gewöhnte, dass es gleichberechtigte Christen neben der römischen Kirche gebe. Melanchthon hatte richtig gewählt, als er diesen Landesherrn den nur durch ihre Beschränktheit berühmten Söhnen Johann Friedrichs vorzog. Diese Rückkehr des gewaltigen Kriegsmanns zur Sache des Evangeliums bewies, welches Verdienst Melanchthon sich erworben hatte, indem er in Wittenberg aushielt. Dass der neue Kurfürst August den Kurstaat noch als einen evangelischen vorfand, dass Leipzig und Wittenberg protestantische Universitäten geblieben waren, das hatte man der hohen Achtung zu danken, die der Dresdener Hof für den grossen Gelehrten empfand. Die streitbaren Kämpfer zu Magdeburg und Jena hatten die Welt mit Lärm erfüllt, dass aber das Interim in Kursachsen so schonend wie nirgend sonst vollzogen worden war, dass zahlreiche Freunde Luthers in der Stille hatten heimkehren dürfen, dass der Hof selbst evangelisch blieb, das war nicht ihr, sondern Melanchthons Verdienst. Aber wann hätte Parteiwut je nach Verdiensten des Gegners gefragt! Die aus den Verfolgungen des Interim Heimgekehrten standen mit Märtyrerhochmut den Gefallenen gegenüber, und unter diese Gefallenen rechneten sie in erster Reihe Melanchthon. Von Jena aus verkündeten sie, dass Magister Philippus fürder nicht würdig sei, den Wagen Israels zu leiten. Seine Behauptung, dass es gleichgültige Äusserlichkeiten, Adiaphora, gewesen seien, die das Interim ver-

langt habe, wurde zur Ketzerei gestempelt; dass er in seinen locis und in den späteren Ausgaben der Confession die Bestimmtheit der früheren Fassungen abgeschwächt, um die Verbindung mit Calvin nicht abzubrechen, trug ihm nicht nur gerechten Widerspruch, sondern eine Fülle ungerechter Schmähungen ein. Und doch, wenn er dann in den öffentlichen Geschäften wieder hervortrat, dann stellte sich heraus, dass die Meinung der Nation eine andere war als die ihrer lärmenden Parteiführer. Als Melanchthon im August 1557 nach Worms reiste, wo Kaiser Ferdinand neue Konferenzen zur Beilegung des religiösen Zwiespalts befohlen hatte, da gestaltete sich seine Reise nach Worms zu einem ähnlichen Triumphzuge, wie ihn einst sein grosser Freund gefeiert hatte, und knirschend berichten die Gegner nach Jena, wie die Nation noch immer an diesem Götzen hange. Damals war es auch, dass Magister Philippus von Worms aus nach Heidelberg herüberkam, wohin ihn der Kurfürst Ott Heinrich, glorreichen Angedenkens, eingeladen hatte, um die Reformation unserer Universität zu leiten. Es wäre eine erfreuliche Wendung gewesen, wenn der grosse Vertreter der theologischen Renaissance am Orte des Ottheinrichsbaues die klassischen Studien gepflegt hätte und wie viel Schweres hätte er selbst sich erspart; aber Melanchthon konnte sich nicht entschliessen, seine Schüler in Sachsen dem Wüten der Gegner zu überlassen. Es blieb bei einem Besuch. Im Oktober 1557 nahm er in der bekannten Herberge zum Hirschen am Markte Wohnung und zwischen den Festlichkeiten, die der Hof, die Universität und die Stadt Heidelberg ihm gaben, fanden die Beratungen statt, aus denen das neue Universitätsstatut Heidelbergs hervorging. Doch bereits gönnte ihm das Leben keine ungetrübte Freude mehr. Auf einem Morgengange durch die Rebgänge des Schlosses musste sein Freund Camerarius ihm die Nachricht vom Tode seiner treuen Gattin mitteilen. So fanden die frohen Tage einen leidvollen Abschluss. Das Wormser Religionsgespräch löste sich auf, da zuerst die Jenenser, dann die Päpstlichen austraten. Und nun entbrannte eine kaum zu übersehende Menge von Streitigkeiten, die rasch in öden und giftigen Zank ausarteten. Denn das ist das Unselige bei diesen theologischen Fehden, dass sie keine gewaltigen, edeln Leidenschaften entbinden, die zugleich die Seele erheben, sie grösser und weiter machen, sondern dass sie die Menschen innerlich herunterbringen, so dass in diesem Schulstreit auch die Grössten klein und hässlich erscheinen. Wie fröhlich hatte der junge Philippus unter Reuchlins humanistischem Sterne sein Leben begonnen, wie schön hatte er als Waffenträger neben dem grossen Augustiner gestanden, wie treu

und tapfer hatte auch Amsdorf, Luthers Begleiter nach Worms, zu beiden gehalten, um nun mit Leuten wie Flacius und Hesshusen hundert Punkte aufzuspüren, in denen Melanchthon der reinen Lehre Luthers etwas vergeben und das Evangelium verraten haben sollte. Es trat ein wahrer Wetteifer ein, wer den grossen Mann am gemeinsten beschimpfen, wer sich am rohsten alles Dankes gegen den Mitbegründer der deutschen Freiheit entschlagen könne. Melanchthon hat unendlich gelitten in diesen Kämpfen bei seiner Art, das alles innerlich in sich durchzuarbeiten und in schlaflosen Nächten den ganzen Jammer eines solchen Ausgangs der grossen Zeit zu bedenken. Es war die Schuld dieser Angriffe, dass er vor der Zeit dahinfiel. Und doch hatte er in gewissem Sinne bereits zu lang gelebt. Die geistige Freiheit, die er hatte bringen wollen, war zum Märchen geworden. Er, der in grossen antiken Anschauungen lebte, ward von dem neuen Geschlechte, das auf Formeln eingehetzt war, gar nicht mehr verstanden. Dass er Kollegien über Homer las und den Studenten Terenz empfahl, machten diese Thoren ihm zum Vorwurf. Mit seiner feinen klassischen Bildung stand er in Deutschland zwischen diesen Leuten ebenso allein wie in Italien die letzten Humanisten zwischen der Meute Caraffas. Aber Melanchthon trug den Schmerz in seiner Seele, dass er selbst diese Leute erzogen hatte. Es waren seine Schüler, die ihn beschimpften und mit Füssen traten, was ihm heilig war. Das alles in tiefster Seele fühlen, unter den Streichen der eigenen Schüler erliegen, das war sein thränenreiches und thränenwertes Loos. Als er beim Wehen des Frühlings 1560 den Tod herankommen fühlte, da schrieb er nach der Väter Weise in kurzen Sätzen auf, was ihn bewegte. „Du wirst an's Licht kommen — Du wirst den Sohn Gottes anschauen. Von allen Mühseligkeiten, von dem unmenschlichen und unversöhnlichen Hasse der Theologen wirst Du befreit sein“. Nachdem er sein grosses Talent und ein ganzes Leben der Theologie gewidmet hatte, war das sein letzter Wunsch. Er wurde ihm am 19. April 1560 erfüllt. Ueber seinem Grabe tobte der Kampf weiter; aber als auch dieses Geschlecht der lärmenden Streiter zur Ruhe gebracht war, da erglänzte in der Erinnerung immer lichter und heller das Bild des milden und friedvollen Magister Philippus, dessen Name in all dem Streit und Kampf der Kirche eine Mahnung zum Frieden ward. Was man im Gegensatze zu dem starr gewordenen Luthertum den philippistischen Typus nannte, war eine Verheissung auf die Union beider evangelischer Kirchen, die zu seinen Lebzeiten der heisseste seiner Wünsche war.

Das war der eine Segen, in dem sein Andenken nachwirkte. Aber auch das ist sein Verdienst, dass durch ihn die Sache des Protestantismus die Sache der Bildung blieb. Nicht umsonst hatte er die klassische Bildung für eine der Vorbedingungen jeder rechten Theologie erklärt. So blieb das Studium der Alten der neuen Kirche erhalten und eine neue deutsche Renaissance erwuchs, die die deutsche Kultur bergan führte. Das ist der Grund, warum wir Philipp Melanchthon zu den Patriarchen der deutschen Bildung rechnen. In diesem Sinne ziemte es auch unserer Ruperto Carola seiner heute zu gedenken und einen Kranz niederzulegen an dem Bilde des Mannes, ohne den sie nicht wäre, was sie ist, und was sie stets bleiben möge: eine Schule der Weisheit und des Friedens.

Treitschke und das Elsass.

Vortrag, gehalten zu Heidelberg am 2. Februar 1897

von

Richard Graf Du Moulin Eckart.

Heinrich von Treitschke ist nicht mehr. Schon geht das Jahr zu Ende, das den nimmermüden Mann dahinnahm: aber noch ist es, als ob er unter den Lebenden weilte, noch wirkt der mächtige Eindruck seiner Persönlichkeit nach und nur der Torso seines unvergleichlichen Werkes sagt uns, dass er schied, dass seine Meisterhand es nicht vollenden durfte. Aber er war grösser noch als sein Werk. Das fühlen wir jetzt weit mehr denn früher, trotzdem der gewaltige Klang seiner Stimme nur noch in der Erinnerung nachtönt und das hoheitsvolle und doch so liebenswürdige Wesen uns nicht mehr gefangen nimmt. Die Lauterkeit dieses einzigen Charakters tritt uns jetzt ganz vor Augen, die Fülle dieses Geistes und dieser Feuerseele wird uns jetzt völlig klar. Und so ist denn auch verstummt der Tadel der kleinen und kleinsten Geister: die mächtige Grösse des Toten, die tiefe Wahrhaftigkeit seines Schaffens, dem jeder Schein fremd war wie die Lüge, machte ihn schweigen. Doch ich will keine Trauerrede halten auf den Geschiedenen, wenn auch sein Name noch immer Wehmut weckt. Aber sie mag verstummen! Denn mag der Schmerz uns künden, was er uns war, so sagt die Freude, was er uns ist. Und fürwahr mächtig muss die Freude sein, dass wir ihn besessen haben. Denn er war unser in des Wortes ganzer Bedeutung. Was uns in Gegenwart und Vergangenheit begeistert, was uns in Kunst und Leben bewegt und erhebt, was die Geister in Politik und Wissenschaft beschäftigt und erregt, was uns in Allem als Ziel aus weiter Ferne winkt, das erfüllte auch ihn, dahin wies er, unseres Volkes getreuer Pilot.

Seltene Vielseitigkeit war ihm eigen; nnd doch zeugt sein Leben und Schaffen von tiefer Einheit. Freilich: denn alles stellte er unter die Liebe zum Vaterland. Doch ist es nicht dies allein. Seine Liebe zum Vaterlande war zugleich das Produkt einer Seelenstärke, die an antike Grösse gemahnt. Unter schweren inneren Kämpfen bildete sich seine politische Überzeugung aus. Denn er empfand nicht nur als Historiker, sondern auch als Mensch am eigenen Leibe den Fluch des zersplitterten nationalen Lebens. Als er, fast noch Knabe, sein ganzes Leben in den Dienst des deutschen Einheitsgedankens stellte und als Sohn eines sächsischen Offiziers der wärmste Verteidiger des preussischen Staates wurde, dem allein er die Kraft zutraute, die deutschen Dinge zu vollenden, da nahm er den Kampf auf gegen seine Liebe zum Vater und Vaterhaus, einen Kampf, den er mit schwerem Herzen und hartem Ringen zum Siege geführt hat. Das unterscheidet ihn zumeist von Ranke, der ja auch den Weg von Sachsen nach Preussen gefunden, aber im innersten Herzen doch immer Kursachse geblieben ist, bis an sein spätes Ende. Was ihn vor dem Altmeister auszeichnet, das ist die grosse politische Leidenschaft, die er selbst einen köstlichen Schatz nennt. Er besass ihn im reichsten Masse. So umfasste er bald mit grenzenloser Liebe sein Vaterland. Aber nicht mit jener Gefühlsseligkeit der vormärzlichen Zeit, die im Liede nach der alten Kaiserherrlichkeit rief. Er ist frei von dem falschen Pathos jener überwundenen Epoche, das er mit scharfen Worten verurteilt, dem er fast ebenso feindlich gesinnt ist wie dem alten Puppenkram eines veralteten Partikularismus. „Wohl war es notwendig“, sagt er, „dass einst Klopstock und die Dichter der Freiheitskriege in überschwänglichen Dithyramben die Herrlichkeit des deutschen Namens priesen. Es bedurfte gewaltiger, ästhetischer Erregung, wenn die gehorsamen Unterthanen deutscher Kleinfürsten den Mut gewinnen sollten, ihr ganzes Volk in hochherziger Liebe zu umfassen. Wenn aber heute die unbestimmten Kraftworte jener alten Zeit noch in die politische Debatte hineingezogen werden, wenn man eine tiefernste Machtfrage zu entscheiden denkt durch den Vers „soweit die deutsche Zunge klingt“ . . . dann empfinden wir tief beschämt die Macht der Phrase in der deutschen Politik“. Und doch — wie seltsam, aber es liegt in seinem Charakter begründet — geht er, wie wenige, den Spuren deutschen Wesens nach und ist erfreut über die bescheidenste Blüte, wenn sie ihm nur rein und unverfälscht erscheint. Gerade in den Tagen, wo er, fortgerissen von der Notwendigkeit der Dinge, die Fehler und Gebrechen des deutschen Bundes schildert und den kleinen Fürsten, die seiner Göttin „Einheit“ die schuldige

Verehrung weigern, mit allzuschroffer Kühnheit ein „Memento mori“ zuruft, zeigt er für jeden Stamm und jede Stammeseigenart warmes Verständnis, das nur selten in einem Augenblick politischer Aufwallung getrübt wird. Streng und unerbittlich gegen die Kleinstaaterei, hat er doch jeder Gegend deutschen Landes das Schöne und Sinnige in Natur und Volksleben abgelauscht, bei seinen Wanderungen durch Berg und Thal nicht minder wie durch das weite Feld der deutschen Geschichte. Hielt er mit der eisernen Härte eines Cromwell an seinem politischen Glaubensbekenntnis fest, um so mehr trieb ihn sein grosses, treues Herz, zu loben und zu lieben, wo er's vermochte. Und wenn er nun den Ausbau des preussischen Staates in Gedanken vollendete, wenn sein freier Geist von den Dünen der Ostsee und den Marschen der Friesen hinschaute zum Süden, und dort am Bodensee und jenseits der Vogesen die schwarzweissen Grenzpfähle einschlug, wenn er mit starker Befriedigung nachwies, dass nirgendwo in Deutschland die Stammesgrenzen mit den politischen zusammenfallen, dass Dank dieser bunten Vermischung das deutsche Volk in Sitte und Sprache das Einheitlichste der grossen Kulturvölker Europas geworden, so konstatiert er nicht minder freudig, dass die Macht der Geschichte die Gemeinschaft der Stammesart und des Verkehrs in den so lose zusammengefassten Verbänden einen starken und hochberechtigten Provinzialgeist hervorgerufen, der zu den edelsten sittlichen Gütern des Staates zählt. „Jedermann“, sagt er, „nennt sich mit Stolz einen Schlesier, einen Rheinländer, Jedermann fühlt, dass in Köln, Breslau, Königsberg ein eigentümliches Kulturleben seinen Brennpunkt findet“. Ohne Unterschied und Vorliebe spricht der Historiker, der klassische Gegner des Partikularismus, die schönen Worte: „Unsere Stämme sind alle gleich edel und gleich deutsch“. Diese Gedanken, von früher Jugend an in ihm rege, sind mit seinen Wanderungen und Wandlungen gereift. Sie waren vorhanden, da er seinen eigentlichen Beruf noch nicht erkannt hatte, sie entwickelten sich im vollen Einklang mit seiner politischen Begabung, die später durch weise, schmerzvolle Selbstbeschränkung seinen historischen Werken, den herrlichen Bildern unserer und fremder Dichter die künstlerische Eigenart gegeben. Als seine begeisterte Seele anhub, von deutschem Ruhm zu singen, da erfasste ihn und erfasste er den Charakter der deutschen Stämme und ihrer alten Sinnesart mit lebhaftem Interesse. Was uns heute als grosses nationales Ziel vorschwebt, die Wiedergeburt der Hanse, getragen von dem Geiste und den Kräften der gesamten Nation, das besang er in jugendlich kräftigen Rhapsodien, aus denen uns die markige Gestalt Jürg

Wullenwebers besonders kraftvoll entgegentritt. Freilich klingen sie alle aus in die Klage um vergangene Grösse, so in den ergreifenden Worten:

„Das ist der Fluch, den kranke Völker tragen,
Ihr lichter Ruhm selbst wird ein Quell der Klagen",

oder steigern sich zu dem Wehruf:

„Ihr Thoren, nichts ist ewig
Als eines Volkes Schmach".

Aber wie er in die Individualität der einzelnen Stämme und ihrer Helden sich einlebt, so lauscht er auch ihrer Heimat den Reiz der Landschaft ab. Wie ergreifen ihn Schönheit und Schrecken der nordischen Natur, „wo Meer und Feuer Zwiesprach halten". Da singt er mit warmer Reflexion:

„O heil'ger Frieden, wenn im Norden
Der Nebel weicht dem Sonnentag:
Ob an des Arno reichen Borden
Der Lenz so Schönes bieten mag?"

Und wie seine Freude an Kampf und Schlacht, an starkem Ringen zum Heil des Staates seinen Geist und seine Phantasie besonders lebhaft anregten, so wandte sich sein dichterischer Schaffensdrang den Rittern des deutschen Ordens zu, „die gleich den Fürsten Niedersachsens und den Bürgern der Hansa mit Schwert und Pflug die grösste Kolonisation vollführten, welche die Welt seit den Tagen der Römer gesehen". Und aus den Nebeln des Ordenslandes steigt ihm sein Held empor, sein „Heinrich von Plauen", ein gewaltiger dramatischer Stoff, freilich unselig wie der Held selbst, an dem seine poetische Kraft scheiterte wie einst Heinrich von Kleist an seinem „Robert Guiscard".

Ich habe hiermit bereits in eine spätere Periode von Treitschke's Entwicklung gegriffen. Der Kampf zwischen seinem poetischen Drang und seinem historisch-politischen Streben fällt in die Leipziger Zeit, wo er als junger Dozent die Herzen der akademischen Jugend in gleichem Masse gewann, wie er das Misstrauen des engherzigen sächsischen Ministeriums weckte. In jenen schönen Tagen seiner Bonner Studentenzeit, wo Dahlmann als Mensch und Lehrer so bedeutsamen Einfluss auf ihn gewann, wo er sich mit jugendlicher Begeisterung und unerschöpflichem Frohsinn den Freuden der ersten Semester hingab, da ging seine Poesie noch andere Pfade und schlug Töne an, die in seinem ganzen Leben nachgeklungen haben. Die Schönheit des Rheines, die sonnige Umgebung von Bonn, die er mit freier Burschenlust durchwanderte, übte auch auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck. Die Schwere des Abschieds von

dem geliebten Rheinland, das er im August 1852 für lange Zeit verlassen sollte, zeigt am deutlichsten, wie all sein Fühlen und Denken mit dem deutschen Strome verwachsen war: „Nächsten Donnerstag Abend denkt an mich; dann stehe ich oben auf dem Rolandsbogen und sehe zum letztenmale den Kölner Dom und die Bonna Rhenana im Abendrote flimmern, höre zum letztenmale des Rheines Wellen an den buschigen Klosterinseln anschlagen, während fern die Königin der Eifel, die Olbrücker Burg, im nächt'gen Nebelthau versinkt — zum letzten Male werde ich es sehen, und jede frohe Stunde, die ich hier durchschwärmt, jedes wackere Wort, das mir je aus eines Freundes Munde getönt, jeder Gedanke an mein grosses Vaterland, den mir je der deutsche Strom erweckt, wird vor mich treten, wenn ich mit gierigen Augen das geliebte Landschaftsbild einsauge".

In jenen Bonner Zeiten nun hatte ihn ein Stoff gefesselt, der ihn zuerst zu Elsass und seiner Geschichte in Beziehung brachte, und ihn lange Zeit beschäftigte: Das Sängerkönigtum von Rappoltstein, das noch heute im Elsass in der Erinnerung fortlebt. Wer je an den sonnigen Oktobersonntagen von dem in allen Farben des Herbstes prangenden Waldhöhen der Vogesen in das liebliche Rappoltsweiler hinabgestiegen, und sich dort dem frohen Feste des Pfeifertags gesellt hat, der wird die Jahrhunderte alte Pfeiferweise vernommen und bemerkt haben, wie hier alljährlich mit dem neuen Wein der alte Geist erneut wird.

Im Sinne dieses feuchtfröhlichen Festes war denn auch das Lied gehalten, zu dem er zunächst den Stoff verdichtete. Im Kreise seiner Bundesbrüder ward es nach der weinfrohen Melodie: „Als Noah aus dem Kasten war", gesungen und ist es erhalten geblieben, vor allem wohl aus Pietät. Verpflanzte er doch das vergangene Sängerkönigtum von der zerfallenen Burg von Rappoltstein in seine geliebte Burschenschaft.

Seine Phantasie liess ihn aber dabei nicht ruhen. Wie er den Stoff in den übermütigen Kreis der Burschen gezogen, so zog ihn jetzt die Idee mit aller Macht zurück in die Zeit, da die Herren von Rappoltstein noch ihres seltsam reizvollen Amtes gewaltet. Er wollte dieses wunderbar phantastische Sängerkönigtum, das Königtum der Spielleute und fahrenden Sänger in einem gross angelegten, weit ausgesponnenen Epos verarbeiten. Ein ganzes Jahr lang beschäftigte ihn der Gedanke, und zwar, wie wir jetzt wissen, mit leidenschaftlicher Gewalt. Dann aber vernichtete er sein Manuskript[1]). Noch ist unbekannt, aus welchen direkten Gründen.

1) Th. Schiemann, Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre. München und Leipzig 1896. S. 44 ff.

Aber sie sind wohl leicht zu erkennen. Sein feiner, ästhetischer Sinn, die pulsierende Kraft seiner Natur waren nicht darnach geartet, sich in das stille Fahrwasser epischer Breite und lyrischer Detailmalerei zu verlieren. Dann hatten ihm wohl auch seine eingehenden Studien, die er zu seiner Dichtung in der That gemacht zu haben scheint, die Schwächen des Stoffes deutlich genug enthüllt. So reizvoll auch der Gedanke von diesem sonderbaren Reiche war, in Wahrheit war es doch eine Schöpfung des Verfalls. Kamen doch die fahrenden Leute erst zur Geltung, seit die ritterliche Dichtung entartet war. Die Sänger nicht minder wie alle jene Bohémiens, die unter dem Namen der Fahrenden allerlei Kurzweil von Ort zu Ort brachten, als Musikanten und Gaukler, als Possenreisser und Puppenspieler, sie alle hatten als ehrlose Leute gegolten, sie waren verachtet gewesen, und wenn man sich im Anflug guter Laune ihrer Künste einen Augenblick gefreut hatte, so jagte man sie im nächsten Augenblick mit kargem Lohn, aber mit um so reichlicherem Spotte und Verachtung davon. Das fünfzehnte Jahrhundert hatte dann eine Veränderung gebracht, als ein Symptom der sich wandelnden Zeit. Die Fahrenden fanden im Elsass als Zunft volle Geltung. Nur deren Glieder hatten das Recht, die Künste der Fahrenden zu treiben. Allmählich kam, zunächst im Scherz, der Name des Königreiches auf, bis sie in den Grafen von Rappoltstein ihre Patrone fanden. Diese ernannten den Pfeiferkönig, der in dem alljährlich tagenden Pfeifergericht den Vorsitz führte. Hier wurden alle Streitigkeiten der Fahrenden ausgetragen; es ward ein Fest, durch den Charakter des heiteren Völkleins, bunt und fröhlich genug. Mit der Zeit gewann es mehr lokale Färbung, das Abenteuerliche schwand, und der Zopf machte sich hier, wie in fast allen Zünften geltend. Da wurde denn die Feier durch einen festlichen Zug zur Kirche eingeleitet, wo man bestimmte Opfergaben niederlegte. Die ganze Stadt, die Stadtmusikanten wurden aufgeboten, dem Pfeiferkönig mit der vergoldeten Krone wurde die Fahne vorangetragen. Ihm folgten die Mitglieder der Innung; und jedes spielte auf seinem Instrumente seine eigene Weise. Dann tagte das Gericht und ein dreitägiges rauschendes Gelage beschloss die Feier. Die Revolution machte dem tollen Spuck ein Ende und bewahrte den alt gewordenen Brauch vor lächerlicher Verflachung. Die jetzige Feier, welche den alten Namen beibehalten, hat sich einen neuen durchaus volkstümliehen Charakter zu gewinnen gewusst[1]).

Kein Wunder also, wenn Treitschke von der Idee schon aus rein sachlichen Erwägungen abkam. Aber es kamen wohl auch andere Gründe

1) Vergl. O. Lorenz und W. Scherer, Gesch. des Elsasses. Berlin 1871. I, 171.

hinzu. Er fand bald die epische Form überhaupt nicht mehr zeitgemäss und seine historisch-litterarischen Studien führten ihn weit über solche jugendliche Pläne hinaus, bis ihm endlich sein Aufsatz über Otto Ludwig zu vollem Bewusstsein brachte, dass die Ideale unserer Zeit nur im Drama die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen können (vergl. Schiemann). Auch seine gesamte politische Entwickelung bot zu solchen romantischen Ideen keinen Raum mehr. Es musste ihm bei seinem bis zur Empfindlichkeit gesteigerten Nationalgefühl widerstreben, in phantastischem Liede einen Brauch deutschen Volkstums zu besingen, von einem Lande, das, noch waren es kaum siebzig Jahre, dem deutschen Leben entfremdet worden war. Und mächtig pochte der Verlust deutschen Landes an das Gewissen des jungen, feurigen Patrioten. Zieht er doch in seinem Gedichte: „Der Wahn des Kranken“ den Vergleich zwischen Deutschland und dem zertrümmerten Reiche der Jagellonen.

„Da fuhr ich auf: Willst Du mit uns vergleichen,
Dies Bettlervolk, dies tote, heimatlose?
O sieh' umher in uns'ren gold'nen Reichen“.
„Ich sah mich um! Ja von dem Mutterschosse
Der Heimaterde sind wir nicht vertrieben,
Zum mindesten noch nicht alle. Manch ein Teil
Des heil'gen Reiches ist uns noch verblieben.
Noch sind nicht alle deutschen Gauen feil
Des Fremden beutegierigen Verlangen.
Was hilft's? Nicht reicher Felder üppig Prangen,
Nicht hoher Städte Glanz, nicht starke Heere, —
Was Völker bildet, ist allein die Ehre“.

Aber auch diese Klagen verstummten unter dem mächtigen Erwachen seiner politischen Leidenschaft. Über sein politisches Programm war er sich bereits im Jahre 1859 völlig klar. Es ist für den treuen Sohn des treuen sächsischen Offiziers der Ausdruck hoher Seelenstärke, wenn er sein Glaubensbekenntnis dahin ablegt: „Nur ein Heil giebt es, einen Staat, ein monarchisches Deutschland unter der Dynastie der Hohenzollern, Vertreibung der Fürstenhäuser, Annexion an Preussen! Das ist rund und nett mein Programm! Wer glaubt, dass dies friedlich geschehen kann? Aber ist die Einheit Deutschlands unter Kaiser Wilhelm I. eine Idee, die nicht hunderttausend Leben aufwiegt? Dieser Idee gegenüber ist mir mein Leben keinen Schilling wert!“ Da gingen die Wogen seiner politischen Leidenschaft zu hoch, um mit den Augen schwärmerischer Poesie nach dem Elsass hinüberzuschauen. Die Zeit forderte die ganze Kraft des Mannes. Zuerst galt es die Konsolidierung

der deutschen Bundesstaaten, ein Erstarken der militärischen und materiellen Kräfte Deutschlands. Ein ideales Deutschland allein liess er nicht gelten. Da machte denn das Wort Uhlands grossen Eindruck auf ihn: „Bei Deutschlands politischer Zersplitterung kann auch der bestgemeinte Vorschlag zur idealen Einigung eher verletzen als ermutigen; immer nur der Stein statt des Brotes! — Wenn die deutsche Dichtkunst wahrhaft national erstarken soll, so können ihre Vertreter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränkt sein; jede Frage der Gegenwart, wenn sie das Herz bewegt, muss einer würdigen Behandlung offen stehen!" Als Treitschke diese Worte Uhlands kennen lernte, da hatte in ihm selbst eine tiefe Wandlung begonnen. Vom Epos hatte er sich dem Drama zugewendet, und nun, da er über die Brücke einer gründlichen staatswissenschaftlichen Bildung immer tiefer in der Geschichte vorgedrungen war, erkannte er am eigenen Volke die Gefahr der eigenen Zersplitterung. In geistvollem Rückschluss charakterisiert er einmal diese Beziehungen: „Unser Volk gleicht einem geistvollen Menschen, dessen vielseitiger Begabung sich viele Wege zugleich darzubieten scheinen. Und doch kann nur auf Einem Wege der Kern seines Wesens zu rechter Entfaltung gelangen und doch droht dem Zweifelnden die Gefahr, dass er nicht einmal jenen Grad der Kraft und Sicherheit erlange, den eine einseitige Natur rasch und mühelos erreicht". Seine gesunde Natur hat diese Klippe, die für ihn freilich ein Sirenenfels war, glücklich vermieden. Es könnte als der Ausdruck eigener Resignation erscheinen, wenn er in der Träumerei „Das Reich Thalia's" die Muse also sprechen lässt:

„Lang noch bleib' ich euch fern, ihr Deutschen! Der strengeren Klio
Weiht euch kühn zum eisernen Dienst! Wenn einst der Geschichte
Heiliges Buch sich füllt mit der Kunde germanischer Thaten,
Wenn ihr der Welt zum Trotz ein Volk, ein einiges, dasteht:
. . . . . . Dann seid mir die theuersten Söhne".

Und dennoch war es wiederum die Poesie, war es Uhlands Weihegruss an den Strassburger Münster, der ihn wieder nach dem jenseitigen Ufer des jungen Rheins hinüberwies, und der Tag sollte nicht ausbleiben, wo Treitschke's schönheitsfrohe Seele aufjubeln konnte, befreit von dem Drucke nationaler Erniedrigung, gehoben von dem Glanze glorreicher Siege.

Aber vorher hat er das Elsass selber betreten und bereist[1]). Zu Pfingsten 1865 hatte er sich aus dem Drang der ermüdenden Arbeiten, welche die erste Zeit seines Freiburger Lehramts ausfüllten, nach dem

1) Strassburg hatte er bereits Ostern 1854 auf einige Stunden besucht. Vergl. Schiemann a. a. O. 82 f.

Kaiserstuhl und nach Breisach geflüchtet. Da winkten ihm die Vogesen gar zu verlockend über den Rhein und so ging er ins Elsass, in das Land seiner Jugendträume hinüber. Er durchwanderte das schöne Gebirgsland, er sah an der Hohkönigsburg den staufischen Adler prangen, er sah nun seine geliebten Rappoltsteiner Burgen in Wirklichkeit. Aber der Schmerz um das verlorene deutsche Land beherrschte auf der ganzen Reise seine Stimmung. „Ich habe mich doch in die Seele meiner Vorfahren geschämt“, schrieb er nach seiner Rückkehr. „Das ist ein herrliches Stück deutscher Gebirgsromantik, wie man es nur im Harz oder Schwarzwald finden mag. In schönen Kugeln steigt der rote Sandsteinfels aus dem Buchenwald hervor, oben hängen kühn drei Burgen über einander!“ Da gedachte er auch seines Sängerkönigs. Aber schmerzlich berührt ihn jetzt der Kontrast zwischen Vergangenheit und Gegenwart: „Auf Hohenrappoltstein hat Jahrhunderte lang ein köstliches Leben voll deutscher Laune gespielt: der Graf war König der Pfeifer und Sänger und fahrenden Leute des heiligen Reichs. Alljährlich hielt dort das lustige Landvolk seinen Landtag. Von solcher ernsten Fröhlichkeit versteht der Franzose nichts“. Überhaupt gewann er von der Natur des Landes die schönsten Eindrücke. Die Zeit sollte kommen, wo er sie in der freudigsten Weise verwerten konnte. Im Augenblicke verdarben ihm freilich die Menschen die schöne Gegend. Er sah, wie das Land verwälschte, wie das Deutschtum zusehends im Rückgang war. Er konnte ja erkennen, dass die deutsche Sprache noch vorherrschte, aber er sah auch, dass das Deutsche für den gemeinen Mann lediglich Dialekt war, dass er reines Hochdeutsch kaum verstand. „Ich fürchte“, giebt er seiner Besorgnis Ausdruck, „die Verwälschung wird rasch vorwärts gehen. Die Frauen, die in solchen Dingen wichtiger sind als die Männer, treiben's am schlimmsten. Ich weiss von Elsässern, dass die Frauen fast nur französische Bücher lesen und auch mir fiel es auf, wie oft die Frau französisch sprach, während der Mann noch dem Deutschen treublieb“.

Ein Umstand, der auch später bei allen seinen Deduktionen über das Elsass vorherrscht, bot ihm von Anfang einigen Trost: der Protestantismus. Auf ihm beruhten die Hoffnungen des deutschen Wesens. Standen doch auch die gelehrten und gebildeten Kreise Strassburgs damit in engster Beziehung. Aber sonst gefiel ihm die alte Reichsstadt wenig, wie er überhaupt die elsässischen Dinge nicht sehr rosig ansah. „Mehr als ein Bastardvolk werden sie nicht, wir müssen zufrieden sein, wenn sie zwischen französischer und deutscher Kultur die Vermittlerrolle spielen und nur nicht gänzlich sich uns entfremden“ (Schiemann 233 ff.).

Was er übrigens von dieser Vermittlerrolle hielt, das hat er uns keineswegs verhehlt: „Das Elsass spielte eine Zeit lang mit Glück die Rolle des Vermittlers zwischen den beiden grossen Völkern. Das will sagen: seine Gelehrten brachten den Franzosen die Ergebnisse deutscher Wissenschaft, ohne uns eine ebenbürtige Gegenleistung zu bieten". Im Übrigen meidet er bis zum Jahre 70 jedes Wort, das auf die Wiedereroberung des Elsass anspielte, trotzdem er die französischen Verhältnisse einer kaum minder scharfen Kritik unterzog als die deutschen Dinge. Sah sich doch Napoleon III. sogar veranlasst, seine Geheimpolizei gegen Treitschke spielen zu lassen (S. Schiemann). Aber um so mehr verurteilte er jenes elsässische Vermittlerwesen. Denn er verhehlte sich nicht, dass diese Annäherung auf der stillschweigenden Voraussetzung beruhte, dass sich die Deutschen immerdar mit dem Reiche des Gedankens begnügen würden. Brachte doch auch das Jahr 1866 die sofortige Wendung.

Indessen beschäftigte er sich seitdem viel mit den elsässischen Dingen, die Studien zu seinen historisch-politischen Arbeiten, wie zu seinem ersten Band brachten es mit sich. Über viele Verhältnisse bildete sich gerade in dieser Vorbereitungszeit sein Urteil völlig aus. Dabei verlor er aber die Gegenwart nicht aus den Augen, und in seinem umfangreichen Aufsatz über das französche Kaisertum fallen eine Reihe heller Lichter auf das Elsass und seine Beziehungen zu Frankreich und Deutschland. Er zieht zu Feld gegen die chauvinistischen Prahlereien gewisser Elsässer Gelehrten, dann aber erteilt er den historischen Romanen von Erckmann-Chatrian gebührende Anerkennung. Gefallen konnte ihm diese poetische Zwittergattung im Stil der Mühlbachischen Produkte freilich nicht. Aber er erkannte doch das Talent der beiden an, die sich stellenweise zu echter, poetischer Kraft zu steigern vermochten. Auch den ethischen Wert ihrer Schriften wusste er zu schätzen, die, von entschieden humanem Geist getragen, mit den herrschenden kriegerischen Strömungen Frankreichs in starkem Widerspruch standen. Erkannte er doch die Schwächen und die dadurch bedingten politischen Maximen des zweiten Kaiserreichs mit voller Schärfe. Er wusste sehr wohl, dass dieses régime, so oft auch Napoleon III. immer wieder erklären mochte: „l'empire c'est la paix", dem Kultus des Kriegsruhms sein Dasein verdankte, und die Lehre von der Rheingrenze damit aufs Engste verknüpft war. Es entging ihm nicht, dass in allen bedenklichen Zeiten die offiziösen Blätter die leidige Frage anregen mussten. Hatte doch auch die Akademie unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz dem Buch Lavallée's über die Lehre von den natürlichen Grenzen in ostentativer Weise den Preis zuerkannt. Wie

hätte er im Unklaren darüber sein können, dass die deutsche Sprache an unserer Westgrenze in höchst gefährdeter Defensive war, wenn selbst Duruy, der sich sonst als Beschützer friedlicher Aufklärung bewährte, nun plötzlich von jenen ungeheuren Lücken in der französischen Grenze, die sich von Dünkirchen bis Lauterburg erstrecken, zu sprechen begann. Ging dieser sonst so biedere Gelehrte doch so weit, die deutsche Sprache im Elsass als ein rohes, unberechtigtes Patois zu verurteilen. Seine demonstrativen Absichten wurden freilich durch den Kaiser selbst vereitelt, der billig genug dachte, den elsässischen Schulen die deutsche Sprache zu erhalten, wodurch er sich bei den republikanischen Elsässern immerhin manche Freunde gewann.

Überhaupt brauchte Treitschke nur die täglichen Ereignisse auf sich wirken zu lassen, um zu richtiger Kenntnis der Lage zu gelangen. Unter diesen Eindrücken arbeitete er an seinem grossen, geistvollen Aufsatz: „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus“ weiter, den er indess erst nach dem Kriege vollendete. Aber selbst nach den glorreichen Siegen und der Wiedereingliederung der „avulsa imperii“, wie er Elsass-Lothringen gerne zu nennen pflegte, musste er gestehen: „Wir sehen am Elsass, mit wie festen Banden selbst ein gesunkener Staat seine Glieder umschlingt und wie hart es den Menschen ankommt, sich aus einer politischen Gemeinschaft loszulösen“. Er sah auch, dass noch Napoleon III. so manches gethan, um die Elsässer an sich zu fesseln. Kannte dieser doch seine Leute recht gut und wusste damit zu rechnen, dass sie bei allem Patriotismus auf die wälschen Franzosen wie auf ein halbfremdes Volk herabsahen. So schonte er denn ihr Volkstum und liess sie in vielen Dingen frei gewähren, um sie dann wiederum durch segensreiche Einrichtungen noch mehr mit Frankreich zu amalgamieren. So vor allem durch seine ganz ausgezeichnete Arbeiterpolitik, die in der Einrichtung menschlicher Arbeiterwohnungen ganz besonders zum Ausdruck kam. Treitschke sah dies alles mit gemischten Gefühlen. „Den Deutschen“, schreibt er einmal, „überkam wohl eine bittere Empfindung, wenn er in jenen Jahren den schönen Sundgau, der für uns immer verloren schien, durchwanderte und dann Abends aus den Thoren von Mülhausen die dichten Scharen kräftiger Männer hinausströmen sah nach den sauberen Gartenhäuschen der Arbeiterstadt — es waren ja zumeist unsere Landsleute, die dort dem deutschen Leben verloren gingen“. Indessen gereichte es ihm doch zum Troste, dass von der starken Verwilderung, die fast ganz Frankreich ergriffen hatte, das Elsass mehr oder minder verschont blieb. Er weist mit Befriedigung nach, dass,

während im übrigen Frankreich die Schulbildung in erschreckendem Masse gesunken war, in den Ostprovinzen die Zahl der Analphabeten fortwährend abnahm. Die Ursache hiervon sieht Treitschke in den Volksbibliotheken, welche die Gemeinden im Elsass mit Sorgfalt pflegten, und vor allem im Protestantismus, der hier auf seinem exponierten Posten tapfer aushielt. War er doch „die letzte Stütze deutscher Sprache und Sitte im Elsass“. So konnte es nicht wundernehmen, wenn die Elsässer Protestanten nach dem Urteil entschiedener Chauvinisten, wie General Ducrot, nicht als wahre Franzosen galten. Und doch waren sie es in so hohem Grade, dass etliche Heisssporne sprachen von „évangéliser la France“. So lange Elsass französisch war, behielt der Protestantismus lediglich provinzielle Bedeutung. Und was hätte die kleine Schar gegenüber der allgemeinen Stimmung vermocht?

Und diese wandte sich mit elementarer Gewalt Frankreich und seiner antideutschen Politik zu. Waren doch die Pläne des Marschalls Niel von der allgemeinen Wehrpflicht, die in ganz Frankreich Entrüstung erregten und als ein Werkzeug der Knechtschaft zurückgewiesen wurden, in den Ostlanden mit Freuden aufgenommen worden.

Bei dieser Lage der Dinge vermied es der feine Takt Treitschke's um so mehr, über die eventuelle Wiedereroberung des Elsass zu sprechen. Und so hat er bis zum August 1870 weder in seinen publizistischen noch in seinen historischen Arbeiten je ein Wort über diese heikle Sache gesprochen, so sehr ihn das Land all die Jahre her beschäftigte. Er grollte auch nicht Frankreich wegen des Raubes. Wusste er doch recht wohl, wo die Schuld an dem Verluste lag. Aber es widerstrebte ihm, da Worte zu verschwenden, wo nur das Schwert entscheiden konnte, wenn es zu rechter Zeit aus der Scheide fuhr. Und — das geschah. Endlich erfüllte sich die Zeit! Jetzt, da die deutschen Kolonnen über den Rhein setzten, da er den Norden und den Süden einig sah, da brach auch bei ihm der lange zurückgehaltene Gedanke rückhaltlos und mit elementarer Gewalt hervor, wiederzugewinnen, was verloren war. Mit feuriger Begeisterung begrüsste er den Krieg! Vom ersten Tage an stand es bei ihm fest, dass wir siegen müssen, dass das Elsass der Preis des Sieges sein muss. So rief er denn den deutschen Streitern die Mahnung zu:

„Auf zur letzten blut'gen Reise
Nach dem höchsten Siegespreise:
Holt uns wieder Strassburgs Dom
Und befreit den deutschen Strom“.

Aber auch der Historiker, nun voll ergriffen von der Grösse der Zeit, entfaltete seine ganze Kraft. Und so schrieb er jene glänzenden Aufsätze: „Die Feuerprobe des norddeutschen Bundes“, „Was fordern wir von „Frankreich?“, „Friedenshoffnungen“ u. s. w., in denen er die Fülle seiner begeisterten Gedanken, seiner klaren Anschauungen über das vom Erfolg berauschte Deutschland ergoss. Vor allem die rasche Einigung der deutschen Stämme zu gemeinsamer Waffenthat hatte ihn tief ergriffen, mehr fast als alle die späteren Siegesnachrichten, die nun fast jede Woche brachte. „Heute“, schreibt er unter dem 3. August, „lassen wir beschämt die Feder sinken, denn in diesen gesegneten Wochen des Einmuts weiss der Klügste nichts zu sagen, was nicht der Einfältigste schon in bewegter Brust empfände“. Doch klar blickt er auch jetzt in die Zukunft, alle Verhältnisse würdigend. Nun kann er auch den süddeutschen Staaten gerecht werden, aber mit um so schärferer Kritik beleuchtet er die Haltung des Auslands. Dem bonapartistischen Kaisertum und mehr noch dem französischen Volk spricht er das Urteil, warnt aber dringend vor dem gefährlichen Beispiel von 1814, wo die Idee, man führe Krieg gegen den Despoten, nicht gegen das Volk, Deutschland um die Früchte seiner schweren Siege gebracht. Es ist klar, worauf er dabei anspielt. Aber in seiner gottesfürchtigen Bescheidenheit sagt er: „Giebt uns Gott den Sieg, so haben wir ernsthaft die Frage zu erwägen, wie der Staat Frankreich, nicht sein Herrscherhaus, also geschwächt werden soll, dass wir mit erhöhter Zuversicht eine neue Störung des Völkerfriedens erwarten können“. Es ist für seine ganze bisherige Haltung in dieser Frage charakteristisch, wenn er diese Gedanken noch am Vorabend der Schlacht von Weissenburg mit den Worten zurückdrängt, dass darüber ein gesittetes Volk erst nach dem Siege rede. Man kann nicht ohne Rührung lesen, wie dieser stolzgemute Mann, jetzt, wo er im Geiste die Säulen der Südarmee in die altddeutschen Gauen des schönen Elsass vorstossen sieht, die Dinge der ewigen Gerechtigkeit empfiehlt und zuversichtlich auf den Sieg der guten Sache hofft, auch wenn der erste, zweite und selbst der dritte Schlag vergeblich geführt würde. Aber es kam anders. Jeder dieser Schläge war ein Sieg! Und nun schrieb er unter den Eindrücken der beispiellosen Siege jenen stolzen Aufsatz, der wohl zu dem schönsten gehört, was der grosse Krieg an litterarischen Werken hervorgerufen hat. Nun kam es heraus, was er all die Jahre her gehofft und gefühlt hatte für das Land drüben über'm Rhein. Schon das Wort Huttens, das er zum Motto wählte, war bezeichnend:

„Sag' an, Du Wolf, wann bist Du voll?
Denkst nit, dass etwa käm' ein Tag,
Der Dir bisher verborgen lag,
Da Du musst speien aus den Frass?"

Er überträgt auch diesen streitbaren Ruf auf die Lage: „Der Gedanke, welcher zuerst leise anklopfend wie ein verschämter Wunsch, in vier raschen Wochen zum mächtigen Feldgeschrei wurde, lautet kurzab: Heraus mit Elsass-Lothringen". Das erschien ihm jetzt selbstverständlich. Kaum hält er es für notwendig, die Gründe zu erörtern. Er beruft sich auf die herrliche Schrift des alten Arndt und auf die Autorität aller jener, die von Stein bis auf den Kronprinzen von Bayern die Rheingrenze gefordert haben. Der Rechtsinn der Deutschen, meint er, fordere die Verkleinerung Frankreichs und auch in Elsass-Lothringen empfinde man, dass um ihr Schicksal die eisernen Würfel rollen. Mit kurzen Strichen zeichnet er die Unsicherheit der seitherigen Grenzen, welche gebieterisch den Pass ins Reich, das alte Strassburg, fordert, das in französischen Händen fortwährend die Sicherheit des Reiches bedroht. Jetzt freilich, meint er, musste die Kehler Brücke gesprengt werden, während früher alljährlich zur schönen Sommerszeit die Strassburger Pioniere ihre Schiffbrücken über den Rhein schlugen, „zur freundnachbarlichen Vorübung für den deutschen Krieg".

„Kurzum eine solche Grenze ist schimpflich für ein stolzes Volk, eine lebendige Erinnerung an die Tage deutscher Ohnmacht". Sieht er doch prophetisch voraus, dass Frankreichs Hass uns auch treffen würde, selbst wenn wir den Sieg nicht nützten. Da kann nur eine gesicherte Grenze helfen, die Deutschland nicht blos sich selbst, sondern auch Europa schuldig ist. Erst wenn von den Pässen der Vogesen die deutschen Feuerschlünde in das wälsche Land herniederschauen, dann ist der Friede gesichert, den Europa wünscht. Daher weist er alle Einwände, selbst die Wünsche der Eingeborenen, mit aller Entschiedenheit zurück. Er erklärt, dass diese Lande unser nach dem Recht des Schwertes, kraft des Rechtes der deutschen Nation, die ihren Söhnen nicht gestatten kann, sich für immer dem deutschen Reiche zu entfremden. Die Deutschen wissen besser, was den Elsässern frommt, als diese Unglücklichen, denen wider ihren eigenen Willen ihr eigenes Selbst zurückgegeben werden soll.

Wie verflogen ist jetzt der Pessimismus, mit dem er vor fünf Jahren die elsässischen Verhältnisse betrachtet hatte. Jetzt ist nicht mehr die Rede von einem Zwittervolk, von dem Bastardstaat. Nun, nachdem so Grosses gelungen, sollen auch sie dem Deutschtum völlig zurückgewonnen

werden. Es ist auch dies eine der vielen wohlthätigen Wirkungen der herrlichen Tage auf Treitschke's starke, so unbeugsame Natur. Nun erscheint ihm selbst diese Aufgabe minder schwer. Und kaum ist in ihm die Wandlung vor sich gegangen, da weist er auch schon auf die sittlichen Mächte der Geschichte hin, die schon mehr gewirkt und Grösseres vollbracht haben. „Der Geist eines Volkes", ruft er getrost aus, „umfasst nicht blos die nebeneinander, sondern auch die nacheinander lebenden Geschlechter". So schaut er denn zurück in die Vergangenheit des Elsass, er ruft sie an, all' die starken Männer, die einst der Sprache und Sitte, der Kunst und dem Gemeinwesen des Oberrheins den Stempel deutschen Geistes aufprägten. Gerade mit Rücksicht auf die grosse deutsche Vergangenheit darf man nicht länger deutsches Volkstum grundsätzlich zerstören, vor unseren Augen herabwürdigen lassen zum Frohndienst gegen ihr Stammvolk. Was bisher ein ungesunder Zustand war, das wäre heute ein Verbrechen wider die Vernunft der Geschichte. Würden doch die Franzosen über die elsässischen Deutschen neue Bedrückungen heraufbeschwören, die uns zwängen, noch einmal das Schwert gegen Frankreich zu ziehen. Das schönste Motiv aber, das er für die Annexion ins Feld führt, entspricht so recht Treitschke's Weltauffassung, dass niemand leben könne ohne Freude: und so will er denn sein Volk heraus haben aus der Zeit trüber Entsagung; er will ihm zurückgeben die helle Lebenslust, die ihm so not thut, die sich nur wiegt auf den Wellen grosser Tage. Er will ihm das Selbstgefühl wiedergeben, das nur ein völlig ausgenutzter Sieg erwecken und erhalten kann. „Das alte Lied „o Strassburg, o Strassburg, du wunderschöne Stadt" erklingt überall unter den Bauern des Südens, und von dem Tage an, da die deutsche Fahne vom Strassburger Münster weht, wird auch in den entlegenen Hütten des Schwarzwalds und der rauhen Alp der frohe Glaube erwachen, dass die alte deutsche Herrlichkeit auferstanden". Und das Reich selbst! Er sieht es mit seinen höheren Zwecken wachsen. Schon weist er, da es doch erst gegründet werden soll, auf die künftige Weltstellung, die künftige Weltpolitik Deutschlands hin. Aber auch die gewichtigen volkswirtschaftlichen Gründe weiss er zu würdigen, dass das arme Deutschland diesen deutschen Gau, dessen Erdreich unter einem milden Himmel von Segen trieft, nicht entbehren kann. In geistvoller Weise erörtert er ferner die Grenzfrage, wobei er eine Reihe von grossen Gesichtspunkten entfaltet, die den historisch-nationalen wie den politisch-militärischen Fragen in gleicher Weise gerecht wird. Die alte Träumerei von den Herrscherrechten der Deutschen über das alte Reich der Ottonen und Staufer wirft

er ohne Zaudern über Bord. Ihre Macht und Herrlichkeit, nicht ihr Reich, gilt es zu erneuen. Er giebt gerne zu, dass dritthalbtausend Geviertmeilen des heiligen Reichs jetzt zum weitaus grössten Teil mit vollem Rechte französisch sind. Er warnt vor Übergriffen, vor jenen gleichgiltigen historischen Erinnerungen, die für die heutige deutsche Staatskunst völlig wertlos sind. Gerade deshalb, weil der nun deutsche Staat seine Kraft der nationalen Idee verdankt, gilt es jeglichem Volkstum redliche Nachbarschaft zu halten. Sprache und Sitte des Landvolks haben denn auch die Westgrenze scharf vorgezeichnet. „Was darüber hinausliegt, ist wälsch". Er kennt sie wohl von seinen Wanderungen! „Wer von dem rührigen Städtchen Wesserling im oberen Elsass westwärts wandert, steigt zuerst aufwärts durch rauschenden Wald, freut sich des Anblicks in das heitere Thal der Thur". Das ist deutsches Land. Jenseits der Wasserscheide aber, sobald man aus dem Dunkel des Verbindungstunnels heraustritt, „sind Land und Leute sofort verwandelt. Der deutsche Wald ist verschwunden, kahle Berge umgeben das Thal der jungen Mosel". Diese Grenze will er gezogen wissen zwischen den beiden feindlichen Staaten, was darüber hinausliegt, so Nancy, „das liebliche Versailles des Stanislaus Bienfaisant", mag bei Frankreich bleiben. Nur Metz und Belfort fordert er noch zum Schutz der deutschen Grenze. „Das deutsche Land aber, das wir fordern, ist unser durch Natur und Geschichte." Das beweist er durch ein wahrhaft klassisches Exposé von Land und Leuten im Elsass, von seinen Sagen und seiner Geschichte: ein Bild, so warm und hell, das uns dies Volk als deutsch zeigt von Urzeit her. Die Natur selber, glaubt er, hat die oberrheinische Ebene zur Schicksalsgemeinschaft bestimmt. „Dem Breisgauer Bauern ist der Elsässer Belchen der Wetterverkündiger, wie der Sundgauer von drüben nach dem Schwarzwälder Belchen und nach dem Blauen schaut". Man erkennt jetzt erst richtig, wie altvertraut ihm diese Gegenden auf seinen Wanderungen geworden waren. Aber jetzt erst wird er ihrer Schönheit froh, jetzt erst zeichnet er sie mit sonnigen Farben, da dies „Prachtbild deutscher Landschaft" wieder deutsch werden soll. Und es ist seltsam. Der Erste, den er über diese vom deutschen Schwert wiedergewonnenen Gefilde wandeln sieht, ist die verklärte Gestalt des jungen Goethe. Ihm folgt er aus den Höhen des Gebirgs, wo der dunkle deutsche Tann rauscht, hinunter in die Ebene, wo ihn einst die breiten Fruchtbäume mitten im Kornfeld entzückten und „die alten Linden der Wanzenau, und das Spiel des Sonnenlichts, das sich in der weiten welligen Fläche in unzähligen Mulden fängt und bricht." Und ist doch

gerade durch ihn in Zeiten der Fremdherrschaft das Elsass dem deutschen Volke tief ins Herz gewachsen. „Denn deutscher ist kein Buch“, sagt er, „als jenes einzige, das von dem allerschönsten Geheimnis des Menschendaseins, von dem Werden des Genius erzählt, und wärmer, inniger kein Bild aus Goethe's Leben als die Geschichte der glückseligen Liebezeit im Elsass. Aus dem Pfarrhause von Sesenheim ist ein Strahl der Liebe in die Jugendträume jedes deutschen Herzens gedrungen“.

Und wie er Goethe's Jugendtage uns in so traute Nähe rückt, in sagenhaft schönem Lichte zeigt, so weckt er all' die Geister der Sagen, die sich wie der Epheu um das Gemäuer der hundert Burgen des Sundgaus ranken. Er schlägt jede Saite an, deren Ton im Deutschen den Wiederklang verwandten Fühlens weckt. Er mahnt an die Kämpfe des Walthariliedes auf dem Wasgenstein, an des grimmen Hagen Heimat zu Tronje. Von Burg Nideck weiss er zu erzählen, vom Odilienbrunnen und dem weinfrohen Turmbau zu Barr. Daneben weist er auf die herrlichen Münster Erwins von Steinbach und auf das ganze Walten deutscher Kunst im Elsass hin, wo Otfried seinen „Christ“ in der Klosterzelle geschrieben, und Gottfried von Strassburg sein hohes Lied der Minne. Neben den treuherzigen Bildern Martin Schongauers gedenkt er der heiteren Poesie, die stets heimisch war im Elsass: blieb doch die Schelmerei, das neckische Spiel des Witzes den leichtlebigen Söhnen unserer Grenze immer eine Freude. Und auch die Geschichte des Elsass, die er in knappen, aber kräftigen Zügen skizziert, erscheint unter seinen Händen als deutschen Lebens Bild: von den Zeiten, da die Löwen der Hohenstaufen von der Hohkönigsburg herrschend herniederschauten auf das kleine Land, wo dennoch in den elf Reichsstädten sich die Macht und Kühnheit deutschen Bürgertums entfaltete, bis zu den Tagen der Reformation, wo das Elsass das Wehen des deutschen Geistes spürte, bis dann die Zeit kam der französischen Herrschaft. Er grollt indessen darob nicht den Franzosen: nur die schimpfliche Ohnmacht des Reichs, die Erschütterung der sittlichen Kräfte in Deutschlands hohem Adel schmerzt ihn, da im dreissigjährigen Kriege der Kurfürst von Baiern das Elsass preisgab. Musste er es doch als Notwendigkeit erkennen, dass Frankreichs schroffe Staatseinheit die Trümmer deutscher Staatshoheit vollends zerstörte, die in seine neuen Gebiete noch eingesprengt waren. Und doch blieb Elsass deutsch in Sprache und Brauch, bis die Revolution seine Bewohner in den Staat und die Staatsgesinnung der Franzosen einfügte. Da wurde freilich die Axt an die deutsche Gesinnung gelegt. In den Stürmen der grossen Bewegung lernten die Elsässer ihre

Vergangenheit vergessen, sie brachen mit ihrer früheren Geschichte. Wie kalt dünkt daher Treitschke die berühmte Vorrede, die der Maire von Strassburg, Schützenberger, zur Herausgabe der Strassburger Chroniken geschrieben hatte. Jedes Gefühl für die deutsche Vergangenheit der Stadt war verstummt. „Grässliches und Ungeheueres“, meint er, „hat geschehen müssen, bis sich eine so grundtiefe Umwandlung der Staatsgesinnung vollziehen konnte“. So erkennt er denn in den Grausamkeiten der Jakobiner, die unter Saint Juste und Lebas die Guillotine in Permanenz erklärt hatten, den Vernichtungskampf gegen das Deutschtum, selbst gegen die deutsche Tracht, die verboten wurde, während man dem Münsterturm die rote Mütze aufstülpte. Hingegen vermag er in den einheimischen Revolutionären Eulogius Schneider und Jung noch einen Zug von deutschem Idealismus zu erkennen. Ebenso erkennt er in der republikanischen Gesinnung des elsässischen Landvolks, welches die Revolution segnete, lediglich das Erwachen des alten alemannischen Freiheitstrotzes. Freilich immer grösser sieht er die Kluft sich öffnen zwischen den Deutschen diesseits und jenseits des Rheines. Die durch den französischen Freiheitsgedanken Berauschten bezauberte vollends der Ruhm des Soldatenkaisers, dem sie nicht nur die besten Soldaten, sondern auch eine Reihe seiner hervorragendsten Generäle lieferten. Aber Elsässer waren es auch, die bei dem schmutzigen Teilgeschäft der deutschen Fürsten die Handlangerdienste leisteten.

Und in der Folge sagten sie sich nicht nur völlig los von allen deutschen Gefühlen, sondern sie waren während der Freiheitskriege die hasserfülltesten Feinde der „deutschen Hunde“. Aber Treitschke ist weit entfernt, über sie den Stab zu brechen. Er sieht in den Verirrungen des Volkes, das er trotz alledem zu den tüchtigsten deutschen Stämmen zählt, nichts anderes als den alten deutschen Partikularismus, jenen verhängnisvollen Trieb der Deutschen, etwas anderes, etwas Besseres zu sein als der deutsche Nachbar. Äusserst charakteristisch kennzeichnet er die Stellung des Elsässers zwischen den beiden Nationen. „Er fühlt sich als ein Glied des auserwählten Völkchens, das alle Franzosen durch Fleiss und kriegerische Kraft, alle Deutschen durch sein Franzosentum übertrifft“. Und so scheint ihm ihre Feindseligkeit nichts anderes, wenigstens nichts Schlimmeres, als jene Kämpfe anderer Deutschen unter den fremdländischen Königen von Polen, Schweden, Dänemark und England. Er entschuldigt ihre Entartung mit der Entartung des deutschen Reichs, das jammervoll zu Grunde ging. „Woher sollten auch die Elsässer die Achtung nehmen vor dem deutschen Wesen“, sagt er bitter, und giebt

eine noch herbere Antwort. Wie hätten sie das Werden des neuen Reiches erkennen sollen, das man rechts des Rheines kaum verstehen wollte!

Dagegen weist er ihre viel gerühmte Vermittlerrolle zwischen den beiden Staaten kurzweg ab. Sie empfingen wohl, aber sie gaben nicht. Und ihre guten Köpfe gingen dem deutschen Leben verloren, indem sie mit einem Anflug deutscher Bildung den Fremden dienten, für welche darum der Verlust dieser Provinzen nicht nur einen furchtbaren moralischen Schlag bedeutet, sondern auch eine unermessliche Einbusse an geistigen Kräften. Waren es doch gerade die gebildeten Elsässer gewesen, die in zunehmender Verwälschung begriffen, der französischen Regierung am meisten in die Hände gearbeitet hatten. Dazu die franzosenfreundliche Gesinnung der Frauen, das Beamtentum, die vielfachen Familien- und Geschäftsverbindungen mit Frankreich, die Verwälschung des Adels — Faktoren, welche die natürliche Entartung beschleunigten, — das Alles bot ihm kein tröstlich Bild.

Um so freudiger betrachtet er die bäuerlichen Verhältnisse. Wie herrlich erscheint neben solcher Verwälschung der Gebildeten das treue Beharren der alemannischen Bauern bei der Sitte der Väter. Dort ist das Deutsche noch die Sprache des Gemütes geblieben. In Tracht und Gesittung gleicht er völlig dem Bauer des entlegenen Schwarzwalds. „Freudig wie der Ditmarscher betrachtet der Sundgauer Bauer das Storchennest auf seinem Strohdach, er steht mit seinem Storche in gemütlichem Verkehr, wie jener mit seinem Hadbar, nimmt gewissenhaft den Mietzins in Empfang, den der Vogel alljährlich herunterwirft. Und so lange, meint er, der Landmann noch aus deutschem Gesangbuche „Eine feste Burg ist unser Gott“ singt, wird das Deutschtum im Wasgau nicht untergehen. Nicht minder wie die Festigkeit des Protestantismus erfreut ihn das freie lebendige Nebeneinander der Bekenntnisse, in welchem er überhaupt die starke Wurzel moderner Bildung erkennt. Und so kommt er zu dem kühnen Schlusse: „Überhaupt: Was noch im Elsass gesund, ist deutsch!“ „Allein das Deutschtum hebt die Landschaft empor aus jenem finsteren Nebel der Genusssucht und der pfäffischen Verdummung“. Deutsch dünkt ihm der unausrottbare Drang nach Selbstverwaltung, deutsch die thätige Sorge der Gemeinden und Hausväter für den Selbstunterricht, deutsch der naturfrische, jugendliche Zug des Lebens, und vor allem die kriegerischen Tugenden des Elsässers, welche die Deutschen freilich an ihrem Leibe erproben mussten. Um so weniger verhehlt er sich die Schwierigkeiten, welche sich der Regermanisierung des Landes darboten. „Welche Arbeit“, seufzt er, „bis alle die tausend Fäden abgeschnitten sind, die von Strass-

burg und Colmar nach Paris hinüberführen". Denn er sieht recht gut, das Elsass ist fest eingefügt in den französischen Staat, durch das grossartige Getriebe der Volkswirtschaft, durch das Marktgebiet und die musterhaften Verkehrsanstalten, kurzum durch alle materiellen Bande mit ihm verknüpft. Alles, Kapital und Bildung, sind französisch. Strassburg gilt ihnen als die Geburtsstadt der Marseillaise, durch die „porte d'Austerlitz" zog der grosse Kaiser zu seinen Siegesmärschen über den Rhein aus. Bei diesen Erwägungen brechen die Eindrücke durch, die er früher gewonnen. Aber er ist nicht ohne Hoffnung: „Der Quell deutschen Lebens", meint er, „ist wohl verschlammt, nicht versiegt". Und er tröstet sich mit Köln und Koblenz, die unter der faulen Herrschaft des Krummstabs, unter dem eisernen Joche des Kaiserreichs ähnlicher Verderbnis verfallen waren, wie heute das Elsass. Ahnungsvoll, doch hoffnungsfreudig ruft er: „Verbissener Trotz, tausend im Dunkeln schleichende Ränke werden jeden Schritt erschweren: aber der letzte Erfolg ist zweifellos, denn für uns streitet die Natur selber, die Stimme des Blutes".

Weit mehr Sorge erregte ihm die brennende Frage über die künftige Aufteilung der „avulsa imperii". Mochte daher dem Historiker das Herz im Leibe lachen, so legte der Politiker seine Stirn in ernste Falten, mit mehr oder minder Berechtigung. Denn kaum war der erste Gedanke an die Siegesbeute durch die freudig erregte Nation gegangen, da erwachte in ihm schon die Besorgnis, ob nicht aus der herrlichen Siegesgabe durch leidvolle Verkettung der Umstände ein Danaergeschenk werden möchte, ob nicht der Streit um die Teilung des Gewinnes die durchgreifende Einigung des Reiches aufs Neue in Frage stellen könnte. Er erlebte zwar gerade in diesen Tagen die Genugthuung, dass sich namhafte Männer Süddeutschlands, vor allem Badens, an ihn wandten mit der Bitte, ihre Wünsche und Ideen von der Zukunft des Elsass, die sich mit den seinigen völlig deckten, publizistisch zu verwenden und zu vertreten. Denn für ihn stand es völlig fest, dass Preussen, und nur allein Preussen im Stande sei, diese verlorenen Leute zu beherrschen und durch heilsame Zucht dem deutschen Leben wiederzugewinnen. Da war er wieder ganz der Alte. Der hätte ihn völlig verkannt, der von ihm einen anderen Rat erwartet hätte. Zwar war in ihm seit der einmütigen Erhebung des ganzen Volkes eine heilsame Veränderung vorgegangen, der opfermutige Patriotismus der meisten Dynasten hatte ihn mit Achtung erfüllt. Wenn er jetzt von Preussens Pflicht, die neugewonnenen Provinzen seinem grossen Ganzen zu verschmelzen, sprach, so hatte er nicht mehr den extremen Standpunkt inne, den er vor nicht gar langer Zeit mit den

Worten klargelegt hatte: „Nur wenn wir zeigen, dass der hessischen wie der schlesischen Eigenart in unserem Staate Licht und Luft unverkümmert bleibt, nur dann haben wir bewiesen, dass das deutsche Königtum auch Raum bietet für die Provinzen Schwaben, Pfalz und Franken".

Aber für die Einverleibung von Elsass-Lothringen trat er nun doch mit aller Schärfe ein. Alle anderen Pläne, die man für die Zukunft des Grenzlands ersonnen — und es waren in der That seltsame Ideen dabei, wie der Vorschlag eines Königsreichs Arelate — erschienen ihm thöricht. Am meisten erbitterte ihn der Vorschlag von einem neutralen Staat „à la nation luxembourgeoise". Über die Absicht, die Provinzen zu Baden zu schlagen, konnte er ja völlig beruhigt sein. Er traute es der klugen und patriotischen Regierung gar nicht zu, solche Pläne zu verfolgen. Auch der Gedanke, die bayrische Pfalz damit zu vergrössern, empörte ihn, wenn er sich auch in das Zugeständnis einer kleinen Abrundung des Gebietes gefunden hätte. Er wies mit Recht auf die Schwäche der bayrischen Verwaltung in der Pfalz hin, die ja bisher immer als ein zweifelhafter Besitz betrachtet und behandelt worden war. Es klang zwar bitter, aber es war doch wenigstens teilweise richtig: „Die Pfälzer sind deutsch mit Leib und Seele, doch dem bayrischen Staate blieben sie stets halb fremd, halb feindlich". Nur Preussen traute er die Kraft zu, die Elsässer abzuscheiden von einem mächtigen Staate, der ihr Stolz und ihr Ruhm war. Er konnte nicht dringend genug warnen vor allen halben und künstlichen Verhältnissen, vor all dem Kleinkram des deutschen Bundes, vor all den dilettantischen Vorschlägen von Bundesfestungen und reichsunmittelbarem Bundesgebiet, wo allein die einfache, handgreifliche Wirklichkeit des deutschen Staates frommen konnte.

Es kam freilich vieles anders, als er gedacht und gehofft hatte. Seine Vorschläge scheiterten an der Lage der Verhältnisse. Aber es wäre heute leichter zu beweisen als damals, wie recht er hatte, wie richtig er den Lauf der Dinge voraussah. Freilich er selbst kam mehr und mehr von seinen Befürchtungen zurück, die ihn selbst veranlassten, an den Versailler Verträgen eine scharfe Kritik zu üben.

Aber er sah dennoch das Reich werden, wenn auch unter anderen Formen als er geträumt, für die er so warmblütig gekämpft hatte. Er sah endlich das Parlament erstehen, das er so heiss ersehnt hatte, in welchem er nicht fehlen durfte. Er trat denn auch gleich zur Eröffnung in dasselbe ein, freilich nicht, ohne darin grosse Enttäuschungen zu erleben.

Es ist das Herzerhebende an der Gestalt Treitschke's, dass er in Allem, in jeder Lage seine ganze Persönlichkeit einzusetzen vermochte

und deshalb auch stets in seiner vollen Eigenart erschien. So auch während seiner langjährigen parlamentarischen Thätigkeit, für die er trotz seiner unseligen Taubheit durch die Schärfe und Rücksichtslosigkeit seines politischen Denkens, durch die Fülle seiner schöpferischen Ideen, und vor allem durch das Pathos seiner Leidenschaft, durch die hinreissende, stets schlagfertige Beredsamkeit prädestiniert erschien. Und doch liess er im Reichstage fast nie alle Register spielen; wir sehen ihn meistens mit einer gewissen Zurückhaltung sprechen, aus der er nur im Augenblick tieferer Erregung heraustrat. Er sprach nur zur Sache, auch dann, wenn er persönlich werden musste. Bei allen grossen Fragen ergriff er das Wort. Er sprach über staatsrechtliche und wirtschaftliche Fragen, über die Heeresverfassung und was damit zusammenhing, über das Sozialistengesetz, über Münzwesen und Tabakmonopol, und selbst über deutsche Rechtschreibung[1]). Wusste er doch auch scheinbar nebensächlichen Gegenständen eine grosse Seite abzugewinnen, und, doch stets auf völlig ungesuchte Weise, nicht selten eine nationale Wendung zu geben: eine Kunst, die leider immer mehr ausstirbt, und die doch, zu rechter Zeit angewendet, stets neuen Schwung in die gleichmässig fortarbeitende Maschine bringt. So half er denn am weiteren Ausbau des deutschen Reiches auch als Reichsbote getreulich mit, und seine Biographen werden diese Seite seiner rastlosen Thätigkeit mehr zu würdigen wissen, als es die Gegenwart that.

Zu den schönsten Reden, die er im Reichstag gehalten, gehören zweifellos diejenigen, in welcher er über die Reichslande sprach. Bereits am 20. Mai 1871 bot ihm der Gesetzentwurf über die Vereinigung von Elsass-Lothringen mit dem Reich als solchem Gelegenheit, über die Frage, die ihn die Monate her so leidenschaftlich beschäftigt hatte, das Wort zu ergreifen. Er stand denn auch noch völlig unter dem Eindruck der Siege, der Erfüllung nicht minder wie der Enttäuschung seiner politischen Hoffnungen. Man sieht es der Rede an, wie sehr er an sich halten musste, um nicht der Freude allzulauten Ausdruck zu geben, „dass das deutsche Schwert die alten Grenzmarken neu zurückerobert hat“. Aber er wollte nicht abweichen von dem schlichten und bescheidenen Ton des hohen Hauses und die Elsässer, die unter ihren alten Herren bis zum Ekel mit pomphaften Worten gesättigt worden sind, von Anfang daran zu gewöhnen, dass die deutsche Weise der Geschäftsbehandlung in schlichteren, bescheideneren Formen sich bewegt. Aber

1) Siehe hiefür und das Folgende: Mittelstädt, Reden von Heinrich v. Treitschke im deutschen Reichstage. Leipzig 1896.

er kann sich nicht versagen, noch einmal seinen Lieblingsgedanken von der Eingliederung von Elsass-Lothringen in die Monarchie Friedrichs des Grossen auszusprechen, wenn er sich auch in das Geschehene mit Resignation zu fügen weiss. Um so lebhafter erörtert er die Mittel und Wege, um dieses gemeinsame Besitztum Deutschlands mit deutscher G-sittung zu erfüllen, um es in Wahrheit zu einem Gliede des deutschen Reiches zu machen. Über die unsäglichen Schwierigkeiten dieser Aufgabe war er sich ja von Anfang an klar, und so warnte er dringend, sie durch theoretische Streitigkeiten, zu denen im Hause allerdings grosse Neigung vorhanden war, noch zu erschweren. Er begrüsste daher den Kommissionsbeschluss mit Freuden, der seinen Wünschen wenigstens in dem Hauptpunkt gerecht wurde: Die Elsässer sollen vom ersten Augenblick an als Deutsche behandelt werden. Es kommt ihm Alles darauf an, sie aus ihrer republikanisch-selbstischen Denkart herauszureissen. Sie sollen vor Allem wieder dem Grund- und Kerngedanken des deutschen Staatsrechts zurückgewonnen werden, der Monarchie, der sie unter den wechselnden Regierungsmaximen Frankreichs entwachsen waren. Kurzum, er will sie direkt wieder unter den Adler der Hohenzollern stellen. „Wenn dereinst die Zeit kommt", rief er, „da einige der alten Kaiserschlösser im Elsass wieder aufgebaut werden, dann werden wir nicht zu erröten brauchen, den Adler der Hohenzollern aufzuhängen neben den Löwen der Hohenstaufen, die heute noch Wacht halten auf der Hohkönigsburg bei Schlettstadt". Nicht minder feurig wie für die Wahrung der unveräusserlichen Rechte der Monarchie trat er für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ein, wozu ihm allerdings ein seltsamer Beschluss der Elsässer Notablenversammlung begründete Veranlassung bot. Diese hatten den Wunsch ausgesprochen, die Einführung des deutschen Heerwesens so lange als möglich hinauszuschieben. Galt es doch gerade durch diese Nivellierung, wie sie durchgreifender kaum gedacht werden kann, diesseits und jenseits der Vogesen falsche Begriffe zu zerstören, als ob noch nicht die letzte Schlacht mit Frankreich geschlagen und der jetzige Zustand keinesfalls dauernd wäre. Galt es doch den Elsässern zu zeigen, dass unser Heer nicht eine Macht zum Angriff, sondern die grosse Schule des Mutes und der Manneszucht, der sittlichen Hingebung für die gesamte Blüte der Nation. Er zieht ferner nur die Konsequenzen seiner alten Anschauungen, wenn er die Einführung des Schulzwangs mit sympathischen Worten begrüsst, dem sich dann die deutschen Gymnasien und die deutsche Universität in Strassburg anschliessen sollten. Vor allem die Gründung dieser neuen Alma Rhenana

liegt ihm sehr am Herzen. Keine Landesuniversität sollte sie werden, sondern eine hohe Schule von stolzer Eigenart, eine Persönlichkeit, von allen anderen unterschieden. „Die eigentümliche Kraft aber der Strassburger Universität soll, wenn anders der Bundesrat einen Blick hat für deutsches Wesen, — sie soll enthalten sein in der Freiheit der humanistischen Wissenschaften, nicht in den Brotstudien". „Das alte Land der deutschen Humanisten, das Elsass, soll von Neuem eine Blüte der freien Wissenschaften in seiner Hauptstadt entstehen sehen". Einer der schönsten Gedanken, die Treitschke gehegt und ausgesprochen, dessen Erfüllung er freudigen Auges sehen durfte, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, die erste Jubelfeier zu erleben.

Zur grössten Ehre gereicht ihm der Vorschlag, den Elsässern alsbald freie Selbstverwaltung zu gewähren. Er nennt den Gedanken freilich selber kühn: „aber", meint er, „wenn eine Gefahr vorhanden ist, so wollen wir sie kennen lernen, ihr ins Auge schauen, um darnach unsere Schritte richten zu können". Dass er für die volle Gleichheit der Bekenntnisse, für die Freigebung des Marktes sprach, war selbstversändlich. Und so ist zweifellos, dass er in allen seinen Vorschlägen bleibender wie provisorischer Natur das Richtige getroffen hat, mögen sie nun zur Durchführung gelangt sein oder nicht. Und so rosig er manchmal um der nationalen Idee willen dachte, niemals hat er den realen Boden verlassen, niemals die Schwierigkeiten, die immer aufs Neue aus der elsässischen Frage emporstiegen, unterschätzt. Wenn er mit voller Kraft und Überzeugung für Erhaltung und Stärkung des Heeres eintrat, so hatte er dabei stets die Reichslande im Auge, deren Besitz, wie er sagte, dem Patrioten nicht mehr erlaubt, den Blick von der Möglichkeit zu wenden, dass wir die alte Grenzmark Deutschlands mit dem Schwerte in der Hand verteidigen müssen. Er sprach auch von einer dunklen Ahnung, die über Europa schwebt, dass auch dem deutschen Reiche, wie einst dem preussischen Staate, sein europäischer Krieg, sein siebenjähriger Krieg, nicht erspart bleiben wird. „Es ist, wie in den Sternen geschrieben, dass das Haus Hohenzollern keine glänzenden Erfolge erreichen darf ohne unverhältnismässige Opfer". Um so schärfer trat er im Laufe der Jahre dem Versuche der elsässischen Abgeordneten entgegen, welche, von den gesamten Ultramontanen unterstützt, die Aufhebung des deutschen Unterrichtsgesetzes vom 12. März 1873 beantragten. Ihm bot freilich der frivole Antrag wenig Überraschendes. Noch war das Elsass kaum okkupiert gewesen, da hatte er schon alle die Chikanen und Schwierigkeiten aller Art vorausgesagt, welche der elsässische Klerus

der Germanisierung bereiten würde. Er hatte den Bund der Ultramontanen auf beiden Ufern des Rheines längst prophezeiht und nur gehofft, das schamlose Treiben des Klerus werde die besseren katholischen Elemente in den Reichslanden dieser Partei entfremden. Aber ein solches Erdreisten hatte er nicht erwartet. Und so sprach er denn ein Wort im Harnisch (17. Dezember 1874). Da ist jeder Satz eine Fanfare und ein Hieb zugleich!

Seiner scharfen, treffenden Satire liess er freien Lauf und enthüllte in meisterhafter Weise ein Bild der Schulpolitik der Ultramontanen, die mit der Unterstützung dieses Antrags deutlich genug bewiesen, wie tief ihr Gefühl für die Grösse des Reiches stand. Doch es war dies nicht das einzige mal, wo die ultramontane Partei für die Elsässer eine Lanze brach; auch in rein weltlichen Fragen begünstigte sie stets die Politik der Protestler. Und so griff Treitschke noch einmal mit scharfer Rede ein, als die Elsässer Winter und Genossen die Abänderung der Geschäftsordnung des Elsass-Lothringischen Landesausschusses beantragten, um hierdurch die möglichste Erhaltung französischer Sprache und Redeformen in der Vertretung des Reichslandes durchzusetzen. Er sah darin lediglich eine politische Demonstration gegen das deutsche Reich, einen Versuch, die naturgemässe allmähliche Rückkehr eines verwälschten deutschen Stammes zu dem alten Vaterlande zu hintertreiben. So trat er denn dem Antrag scharf entgegen und hielt den Elsässern den Undank gegen das Reich vor, das mit einer Liberalität, wie kein anderer Staat, am wenigsten Frankreich, sie üben würde, ihnen das Recht gegeben, im Landesausschuss sich beider Sprachen zu bedienen. Er rief es ihnen freimütig zu, sie müssten Deutsch lernen. „Soll auch nur ein erträglicher Zustand herbeigeführt werden, so müssen sich die gebildeten Stände mindestens mit deutscher Sitte und deutscher Bildung bekannt machen. Die deutsche Gesinnung kann erst die spätere Zeit bringen; ‚aber unsere Sprache und Litteratur muss der gebildete Elsässer kennen lernen". Er schonte immerhin ihr Gefühl und sprach die schönen Worte: „Ich habe mein eigenes Vaterland viel zu lieb, als dass ich nicht persönlich aufrichtige ritterliche Teilnahme empfinden sollte für einen französisch redenden Lothringer in seiner heutigen Lage". Aber jede Nation bedarf einer Staatssprache für ihre Centralgewalt. Ihm galt es eben bei dieser Rede vor allem den üblen Eindruck zu verwischen, den die Abstimmung vom 16. Juni, wo durch das Centrum der Antrag in zweiter Lesung zur Annahme gekommen war, hervorgerufen hatte. Um so mehr galt es, den Elsässern und den Franzosen zu zeigen, dass die

neue Ordnung der Dinge im Reichsland eine unwiderrufliche definitive ist. „Das suscipere haben wir gewagt im Jahre 1871; jetzt heisst es in ehrlicher, ausdauernder Arbeit: finire!“ Es war eine der letzten Reden Treitschke's im deutschen Reichstag. Nur einmal noch (am 9. Mai 1884) ergriff er für die Verlängerung des Sozialistengesetzes das Wort zu längerer Rede. Dann zog er sich mehr und mehr aus dem parlamentarischen Leben zurück. Im Jahre 1889 schied er endgiltig aus dem Reichstag aus. Seine politische Rolle, als ritterlicher „Hutten“ dem eisernen Kanzler kämpfend zur Seite zu stehen, war ja auch ausgespielt. In dem entbrennenden Kampfe der Interessenpolitik war kein Platz mehr für ihn. Und seiner harrte eine Aufgabe, die kein anderer lösen konnte, und die nun dennoch unvollendet blieb, seine „Deutsche Geschichte“, wo er noch so manches schöne Wort über sein Elsass einstreute. Es lag nicht in der grossen Anlage dieses herrlichen, unvergleichlichen Werkes, dem Elsass einen breiteren Raum einzuweisen, als ihm zukam. Aber das peinliche Gefühl, das schöne Land in fremden Händen zu wissen, trübte nicht mehr seine Seele. So zog denn noch einmal die Geschichte des Elsass an seinem Geiste vorüber: er schrieb im Gefühle des Glückes und des Stolzes. Nur jener Epoche des Pariser Friedens und des Wiener Kongresses merkt man nicht an, dass sie im Vollgefühle des Sieges geschrieben ist. Die Enttäuschung des um seine stolzesten Triumphe, um seinen Siegeslohn gebrachten Preussenvolkes, hatte sich ihm zu tief eingeflösst. Er hatte sich zu sehr eingelebt in die Empfindungen jener Tage, aus denen sich seine stolze, kühne, unbeugbare politische Überzeugung herausgebildet, wie an den Freiheitskriegen sein heiliger Patriotismus sich entflammt hatte. Das Elsass war nun seine Sorge nicht mehr. Er sah doch, trotz all der zahllosen Fehlgriffe der deutschen Verwaltung in der ersten Zeit nach der Okkupation bis zur Statthalterschaft Hohenlohe's, einen Fortschritt. Noch in seiner schönen, herrlichen Rede „zum Gedächtnis des grossen Krieges“ vom 19. Juli 1895 sprach er die warmen Worte: „Unterdessen verwächst unsere Westmark langsam aber unaufhaltsam mit dem alten Vaterlande, und die Zeit wird kommen, da die deutsche Bildung, die ihre Stätten so oft verändert hat, in ihren ältesten Heimatlanden wieder die volle Herrschaft erlangt“. Es war sein Abschiedswort an das Elsass! Uns aber soll es eine Prophezeihung sein, die uns heilig ist wie des grossen Toten Gedächtnis.

Lessings Beschäftigung mit der Leibnizischen Philosophie.

Von

Walther Arnsperger.

I.

Noch vor einem halben Jahrhundert durfte der findigste und rührigste unter den Lessingforschern, Guhrauer, den „Philosophen von Fach“ den Vorwurf machen, dass sie es versäumt hätten, dem grossen Manne, den das deutsche Volk allerdings in erster Linie als den Bahnbrecher und ersten Repräsentanten seiner glänzendsten Litteraturperiode kennt und feiert, auch in der Geschichte der Philosophie den ihm gebührenden Platz einzuräumen. Heute ist es anders geworden. In allen philosophischen Geschichtswerken ist seiner eingehend gedacht und eine umfangreiche Speziallitteratur, unter deren Verfassern auch die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft nicht fehlen, hat sich über sein Wirken und seine Bedeutung in dieser Richtung gebildet. Wenn einmal sogar die Frage aufgeworfen oder wieder aufgenommen wurde, ob sich die deutsche Philosophie nicht glücklicher entwickelt haben würde, wenn Lessings freier und kühner Geist dazu fortdauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geschah, oder die Behauptung aufgestellt wird, dass die von ihm angeregten Wissenschaftszweige, die Geschichtsphilosophie und die spekulative Theologie mehr als Kants Kritik und Fichte's Idealismus die neuere Philosophie charakterisieren, so beweist das nur, dass jene Bestrebungen, ihm einen würdigen Platz zu sichern, schon einmal nahe daran waren, das andere Extrem zu erreichen. Auch das muss natürlich vermieden werden. Lessing war Philosoph, aber nicht im Sinne des Verfassers der Kritik der reinen Vernunft, mit dem er weder nach seinen Leistungen, noch nach deren Erfolg zusammengestellt werden darf. Er war — um die vielcitierte Bezeichnung Heblers noch einmal zu gebrauchen — Gelegenheitsdenker in dem grossen Stil, in welchem auch

Leibniz noch ein solcher heissen mag, und in dem Goethe ein Gelegenheitsdichter war, d. h. das gerade Gegenteil von dem, was man mit diesem Ausdruck gewöhnlich meint, das Gegenteil eines Menschen, dessen Kopf auf Bestellung und Anstellung fungiert.

Indessen hatten schon über ein Menschenalter vor Guhrauer Lessings philosophische Anschauungen den Gegenstand eines litterarischen Streites gebildet zwischen zwei Männern, von denen der eine dem Dichter lange Zeit hindurch porsönlich sehr nahe stand, der andere sich wenigstens auf mündliche Auseinandersetzungen mit ihm in den letzten Jahren seines Lebens berufen konnte. Ich meine den Streit über Lessings Spinozismus zwischen Jacobi und Mendelssohn, der von dem Ersteren angeregt, für den Letzteren wenigstens mittelbar zur Todesursache geworden ist. An der Aufregung und Anstrengung, die ihm die Rettung des toten Freundes gegen die Beschuldigungen Jacobi's verursacht hatte, ist Moses Mendelssohn gestorben. Derselbe Kampf ist dann von den Biographen Lessings und den meisten Auslegern seiner Philosophie wieder aufgenommen und fortgeführt worden, und die beiden Forscher, deren gemeinsames Werk die erste Darstellung seines Lebens und Wirkens gewesen ist, repräsentieren noch einmal den alten Gegensatz, indem Danzel Spinozismus, wenn auch in geklärterer Form für Lessing in Anspruch nimmt, während Guhrauer in ihm völlig den Fortbildner Leibnizischer Gedanken sehen will. Es ist wirklich recht verwunderlich, dass eine so unrichtige und ungeschickte Fragestellung, wie sie diesem Streite zu Grunde liegt und wie sie bei den etwas verworrenen Vorstellungen eines Mendelssohn oder Jacobi von den Anschauungen der beiden Denker ja noch erklärlich erscheint, so lange überhaupt beibehalten und ernsthaft diskutiert werden konnte, bis man schliesslich zu dem Resultat kam, dass Lessing nur in dem Sinne Spinozist genannt werden kann, in dem auch Leibniz einer war — eine Behauptung, die er übrigens selbst im Gespräch mit Jacobi angedeutet hatte.

Der tiefere Grund aller jener unfruchtbaren Streitigkeiten und überhaupt der aussichtslosen Versuche, ontologische Spekulationen in der einen oder andern Richtung bei Lessing nachzuweisen, oder gar ein metaphysisches System, sauber abgegrenzt nach dem Schema der Schule, für ihn aufzustellen, liegt in einer zu wenig kritischen Betrachtung und darum meist in einer Überschätzung jener zerstreuten Bruchstücke, die der Bruder ganz kritiklos und meist ohne eine Andeutung über ihre Entstehung und Bestimmung im theologischen und litterarischen Nachlass veröffentlicht hat. Für einzelne derselben sind inzwischen solche kritische

Nachweisungen angebahnt und durchgeführt worden — besonders die Hempel'sche Ausgabe hat darin dankenswertes geleistet — und diese haben stets gezeigt, dass es sich um gelegentliche aus Anlass einer Diskussion oder einer Lektüre entstandene kurze Aufzeichnungen von ganz ephemerer Bedeutung handelt; niemals um Versuche, sich über seine philosophischen Grundansichten Rechenschaft zu geben. Es kann darum auch nicht meine Aufgabe sein, wie es übrigens schon häufig geschehen ist, auf diesem Felde die reichen Spuren einer mannigfachen geistigen Einwirkung Leibnizens zu sammeln und zu ordnen, sondern nur, soweit ein bewusstes Zurückgreifen auf Jenen in Absicht auf einen besonderen Gebrauch sich erkennen lässt, soll dasselbe hier erwähnt und näher beleuchtet werden. Denn, wenn man auch nicht mit Guhrauer Lessing zum Leibnizianer machen will, so darf doch sein eifriges Studium des deutschen Denkers nicht unterschätzt, der nachhaltige Eindruck, den dasselbe auf ihn gemacht hat, nicht zu gering angeschlagen werden. Hat ihn doch, abgesehen von den Anschauungen im Einzelnen, die ganze der seinigen verwandte Denkweise und Geistesart zu Jenem hingezogen und einem richtigen Verständnis näher gebracht, als seine Zeitgenossen und noch manche spätere Generation einem solchen gekommen ist, weshalb eine der Darstellungen seine Betrachtungsweise mit einem glücklichen Ausdruck als die congeniale bezeichnet hat.

II.

Der gesunde nationale Zug, der nach dem siebenjährigen Krieg als eine Folge der preussischen Ruhmesthaten in ganz Deutschland sich bemerkbar machte, hat das Übergewicht der französischen Aufklärungsphilosophie erschüttert, wie diese einst die Wolffische Schule überflügelt hatte. Mit ihm im Zusammenhang steht auch die Beachtung, die der ein halbes Jahrhundert lang vernachlässigte Begründer der deutschen Philosophie plötzlich wieder in weiteren Kreisen fand. Im Jahre 1765 unternahm der junge, seit kurzer Zeit als Bibliothekssekretarius in Hannover angestellte Rudolph Erich Raspe eine Sammlung noch ungedruckter Schriften Leibnizens aus dem reichen Handschriftenschatze der dortigen Bibliothek und veröffentlichte in dieser zum ersten male sein wohl bedeutsamstes philosophisches Werk: die Gegenschrift gegen Locke, welche Leibniz nach dem Tode des englischen Philosophen aber wohl nicht nur deshalb zurückgehalten hatte: die „Nouveaux essais sur l'entendement humain". „Solche Werke kommen in Deutschland zum Vorschein!" schrieb Moses Mendelssohn, der einige Druckbogen schon vor der Ver-

öffentlichung durchgesehen hatte, triumphierend an seinen Freund Abbt. Drei Jahre später erschien, allerdings von einem Ausländer unternommen, in Genf die erste sogenannte Gesamtausgabe, die in sechs umfangreichen Quartbänden wenigstens das meiste von dem schon gedruckt vorhandenen Material und auch einiges Neue vereinigte. In demselben Jahre liess sich sogar die dem Philosophen bisher wenig günstig gesinnte Berliner Akademie dazu herbei, eine Lobschrift auf ihren einstigen Begründer, deren Verfasser allerdings auch wieder kein Deutscher sondern der durch seine Beteiligung an der Revolution nachmals bekannter gewordene französische Akademiker Bailly war, mit einem Preise zu belohnen. Es schien, als sollte der wahre Leibniz endlich aus der Verschleierung hervortreten, mit der das Wolffische System ihn auch damals noch verhüllte.

Diesen vielverheissenden Anfängen entsprach aber der Fortgang keineswegs. Raspe vertauschte schon nach drei Jahren seine Stellung in Hannover mit einer neuen in Kassel, wo er sich andern Studien widmete, bis er ein wenig schönes Ende nahm. Die Dutens'sche Ausgabe blieb zunächst wenig beachtet und die Akademie glaubte durch die einmalige Äusserung ihrer Pietätspflicht Genüge gethan zu haben. Vor allem aber nahmen der immer stärkender wirkende Einfluss Rousseau's und die neuen litterarischen Strömungen besonders die jugendlichen Geister völlig in Anspruch und, als diese Gährung dann sich geklärt hatte, war die kritische Philosophie auf dem Felde erschienen, neben welcher nur noch vielleicht der damals wie neuentdeckt wirkende Spinozismus einen bemerkenswerten Platz behauptete.

Zu den Wenigen aber, welche noch an diese Anfänge einer Leibnizforschung anknüpften, gehört auch Lessing.

III.

Schon in seinen Universitätsjahren hatte er sich mit der damals noch herrschenden Wolffischen Philosophie auch wohl mit Leibnizischen Schriften durch Lektüre bekannt gemacht. In der Berliner Zeit wurde besonders durch die Freundschaft und den regen Verkehr mit Mendelssohn das Interesse an den Letzteren stets wach gehalten und die von den beiden jugendlichen Publizisten unternommene kecke Beantwortung jener Preisfrage der Akademie nach dem metaphysischen System des englischen Dichters Pope legt beredtes Zeugnis dafür ab, wie wenig sich Beide von dem in der preussischen Hauptstadt damals Mode gewordenen Ausländerkultus beeinflussen liessen. Auch in Breslau hat er diese philosophischen Studien, in deren Mittelpunkt jetzt Spinoza stand, neben den

verschiedensten andern wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten fortgesetzt und erst die Vereinigung von dramaturgischen Bestrebungen und archäologischer Forschung in der Hamburger Zeit neben einem ausgedehnten geselligen Verkehr hatten diesen Beschäftigungen zeitweise ein Ende gemacht. Um so eifriger nahm er dieselben wieder auf, als er der andern Thätigkeit überdrüssig die neue Stellung übernahm, in welcher Leibniz ja einst sein Vorgänger gewesen war. Denn dieser hatte neben seinen andern Ämtern seit 1691 auch das eines Vorstands der wolfenbüttler Bibliothek bekleidet, welches jetzt im April des Jahres 1770 Lessing übertragen wurde.

Die häufigen Besuche des Berliner Freundes, den fast alljährlich seine Pyrmonter Kur dort vorüberführte, können die Wiederaufnahme solcher Studien nur begünstigt haben. Vor allem aber beförderte dieselben die Freundschaft und der fast tägliche Gedankenaustausch mit einem jungen Manne, der ganz mit jener für nationale Grössen begeisterten Generation herangewachsen, offenbar ein warmer Verehrer und gründlicher Kenner des deutschen Philosophen war. Es ist Karl Wilhelm Jerusalem, der Sohn des bekannten Theologen, der sich in Wolfenbüttel für die ihm schon damals wenig zusagende juristische Laufbahn vorbereitete; derselbe, der wenig später auf seltsame Weise zu einer gewissen Berühmtheit gelangt ist. Man muss die dichterischen Entstellungen der in ihn verwobenen Persönlichkeiten, an denen der Goethe'sche Roman auch sonst noch so reich ist, kennen, um zu begreifen, dass Lessing das Urbild des Werther seinen besten Freund genannt hat. „Ich wüsste nicht, dass ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn“. Man vergleiche damit die beinahe gleichzeitige Äusserung über den Werther: „Ja, wenn unseres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, müsste ich ihn fast verachten“. Und hauptsächlich, um dessen Bild vor einer selchen Verzerrung zu retten, hat er im Jahre 1776, was er an philosophischen Schriften des Unglücklichen noch in Händen hatte, veröffentlicht und mit einer bei den kritischen Verstandesmenschen seltenen Wärme eingeleitet. Der eine von diesen Aufsätzen, in der Reihenfolge der dritte: „über die Freiheit“ — es ist derselbe, den Jerusalem nach Kestners Bericht neben der Emilia Galotti am Tage des Selbstmords auf seinem Schreibtisch liegen hatte — stimmt in seinem Gedankengang stellenweise ganz überein mit Teilen aus einem der Leibnizaufsätze Lessings und wir dürfen darum die beiden Fassungen als Denkmäler jener Gespräche in Wolfenbüttel ansehen, von denen der Letztere in seiner Vorrede erzählt.

Noch einmal hat er bald darauf einen solchen freiwilligen Mitarbeiter für kurze Zeit gefunden. Es war ein junger Franzose, François Cacault, von dem Nicolai in seinem Empfehlungsbrief schreibt, er könne nicht begreifen, dass die Deutschen eine besondere Philosophie hätten und dass es in der Dichtkunst andere Regeln gäbe, als die des französischen Klassizismus, und von dem Lessing ein Vierteljahr später berichten kann, dass er fleissig deutsche Philosophie studiere und seinen Landsleuten brieflich die Dramaturgie anpreise. „Da haben Sie wieder einmal meiner Recommendation Ehre gemacht“, schrieb der Berliner Freund zurück.

Der Hamburger Dramaturg war zum Bibliothekar, der Dichter und Kritiker zum Forscher und Denker geworden. Die neue Laufbahn, die sich ihm durch diese Ausnahmestellung eröffnet hatte, gedachte er sich nachträglich zu verdienen. Der unstäte Litterat wollte ein Mann der Wissenschaft werden. Dieser Wandlung galt sein Eifer, sein ganzes Streben; und die ungeheuchelte Hochachtung vor der in seinem bisherigen Bekanntenkreise wenig gewürdigten wissenschaftlichen Detailforschung, die aus seinen Briefen an die Philologen Reiske und Heyne spricht, wie die überlegene Einsicht, mit der er die Vorstellungen seines Bruders über die Nutzlosigkeit solcher Kleinigkeitskrämereien zurückweist, zeigen, dass es ihm ernst damit war. Thatsächlich hat er durch seine vielseitigen, aber auch seine Kräfte zersplitternden Arbeiten in der ersten wolfenbüttler Zeit eine ganz eminente Fähigkeit, man könnte sagen eine gewisse Virtuosität auch nach dieser Richtung hin kundgegeben. Aber der Mangel einer hier mehr als irgendwo notwendigen weisen Beschränkung liess ihn dabei sich selbst aufreiben und hat ihm die Lust zum Fortfahren zu frühe verdorben. Der Mann, welcher in unmittelbarer Berührung mit dem öffentlichen Leben und Treiben sich herangebildet und über ein Jahrzehnt auf sein Zeitalter bestimmend eingewirkt hatte, konnte sich an die Resignation der Gelehrtenzelle, die er anfänglich so wohlthuend empfunden hatte, auf die Dauer nicht gewöhnen. Während er zum Erstaunen seiner Freunde und zur Genugthuung seines fürstlichen Gönners sich daran machte, die Schätze der Bibliothek zu durchstöbern und auszubeuten, wurden ihm dieselben unter der Hand zu Waffen für neue Kämpfe.

IV.

Die wertvollen Denkmäler seiner bibliothekarischen Thätigkeit, zugleich aber auch jener neuen Kämpfe bilden die „Beiträge zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfen-

büttel", welche er in sechs Bänden erscheinen liess. Die auch in ihrer Unvollständigkeit imponierenden Torsos davon sind die meisten der aus seinem Nachlasse veröffentlichten Bruchstücke geplanter grösserer Werke. Unter beiden sind die Leibnizstudien vertreten; in den Beiträgen des Jahres 1773 durch zwei Aufsätze: „Leibniz über die ewigen Strafen" und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit"; unter den Fragmenten des Nachlasses durch eine Anzahl von Auszügen und Notizen, die der Bruder im zweiten Bande des litterarischen Nachlasses als fünften Abschnitt vereinigt hat unter dem nicht eben glücklich gewählten Titel: Leibnizisterei.

Nun darf man aber auch bei der Verwertung dieser Letzteren den Mund nicht zu voll nehmen und — wie einige Biographen, Karl Lessing voran — weil er sich eine chronologische Übersicht über Leibnizens Lebensgang in kurzen Notizen gemacht hat, daraus gleich folgern, er habe ein Leben des Philosophen schreiben wollen; oder, weil er die ersten Sätze der Vorrede zu den Nouveaux essais in deutscher Sprache auf ein Blatt niedergeschrieben hat, schon von einer Übersetzung dieses Werkes sprechen. Thatsächlich bildet das erstere der genannten Stücke, wie schon eine flüchtige Vergleichung zeigt, nur einen Auszug aus der bei Dutens vorgedruckten Biographie von Brucker und die anderen Notizen — eine einzige, auf die ich noch zurückkommen werde, ausgenommen — sind offenbar beim Durchgehen der beiden Ausgaben festgehaltene Stellen, die lediglich ein eingehendes Studium derselben bezeugen können. Es handelt sich also wohl im wesentlichen um Vorstudien für die beiden Aufsätze, die selbst allerdings über ihren nächsten engeren Zweck weit hinausgreifen.

In beiden steht im Mittelpunkt eine noch nicht oder noch nicht in ihrer richtigen Form und Bestimmung bekannte Arbeit Leibnizens. Dieselbe wird in einer vorausgeschickten historisch-kritischen Einleitung ihrer Entstehung, Bestimmung und ihren äusseren Schicksalen nach untersucht, in einer nachfolgenden Abhandlung ihrem Inhalt, Gedankengang und ihrer Bedeutung nach besprochen. Bewundernswert ist dabei die kritische Durcharbeitung und Beherrschung des vorhandenen Materials in den Einleitungen, wenn er z. B. die zahlreichen Fehler in Jaucourts Erzählung von der Entstehung der kleinen Schrift: „Defensio Trinitatis per nova reperta logica" aus allen möglichen Quellen berichtigt, oder, wenn er diese Schrift selbst, welche die sämtlichen Biographen: Eckhart, Christian Wolff und Fontenelle ebenso wie Jaucourt, Ludovici und Brucker in das Jahr 1671 verlegt hatten, aus einem in ihr enthaltenen chronologischen Anhaltspunkte — es handelt sich um Boineburgs Reise nach

Polen — zurückdatiert in das Jahr 1669, in welchem sie auch thatsächlich entstanden ist. Die vorzügliche philologische Ausbildung, die er schon auf der Meissener Schule, vor allem aber während seiner Leipziger Studienzeit unter Männern wie Ernesti und Christ sich angeeignet hatte, liess ihn schon vor hundert Jahren eine Methode spielend handhaben, deren Anwendung auf die verschiedensten Forschungsgebiete der Geistesgeschichte erst in unserem Jahrhundert einen so grossen Aufschwung der Letzteren erzielen half.

Die vorhin genannte Schutzschrift Leibnizens zu Gunsten des Dreieinigkeitsdogmas besteht ganz aus Anmerkungen, die er auf den Wunsch seines Gönners Boineburg zu dem Briefe des Socinianers Wissowatius an diesen angefertigt hatte. Jeder einzelne der in schulgerechten Schlüssen abgefassten Angriffe auf das Dogma wird mit Hilfe der formalen Logik entkräftet, indem ein durch ungenügende Scheidung des Allgemeinen und Partikularen in den Prämissen enthaltener logischer Fehler durch sorgfältigere Formulierung der Urteile aufgedeckt wird. Die Schrift setzt darum eine Kenntnis jenes Briefes voraus und war in der isolierten Form, wie Dutens sie publiziert hatte, nicht genügend verständlich.

Bisher ganz unbekannt, auch bei Dutens noch nicht abgedruckt war das andere Stück: die Vorrede Leibnizens zu der Schrift des Altdorfer Aristotelikers Ernst Soner gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, welche der Philosoph ihrer Seltenheit wegen neu hatte herausgeben wollen. Die Vorrede sollte im Widerspruch mit der Schrift selbst die Widersinnigkeit, welche dieselbe in dem Begriffe ewiger Strafen zu entdecken meinte, bestreiten und diese erklären als die ewigen Folgen der Sünde, die in keinem Moment aufhören kann, Folgen zu haben; als ewigen Mangel an Vollkommenheit, der in alle Unendlichkeit nicht wieder einzubringen ist. Das heisst, das kirchliche Dogma wird gestützt durch die zwei grundlegenden Denkgesetze der Kausalität und der Kontinuität und die Hölle als solche wird geopfert, um die Ewigkeit der Strafe zu retten.

In beiden Fällen handelt es sich also zunächst um eine Ergänzung der Dutens'schen Ausgabe, die nach Lessings Meinung denn doch nicht das bot, was die gelehrte Welt, besonders das deutsche Volk dem zu lange verkannten Denker schuldig war. Bitter wird auch gleich eingangs das Verhalten der einheimischen Gelehrten getadelt, weil sie ein Werk, wie die Sammlung und Herausgabe der Schriften Leibnizens überhaupt einem Ausländer überliessen und diesen — den einzigen Brucker ausgenommen — bei der Ausführung seines Unternehmens nicht einmal wesentlich unterstützten, endlich weil auch keiner sich daran gewagt

hatte, wenigstens nachträglich auf die Unvollständigkeit der „Gesamtausgabe“ und die Möglichkeit einer Ergänzung derselben aufmerksam zu machen. Er selbst scheint etwas Ähnliches vorgehabt zu haben, denn er bricht diese Vorwürfe mit den Worten ab: „Doch hiervon an einem andern Orte“. Wenige Jahre später wurde er noch einmal an diesen Plan gemahnt: Moses Mendelssohn schrieb aus Hannover, wo er Lessing und seine Frau zu einer verabredeten gemeinsamen Reise erwartete, er möge, falls die Letztere zu einer solchen noch nicht im Stande sei, einstweilen doch allein kommen und mit ihm zusammen Leibnizens Papiere durchsuchen. Das war im November 1777; der folgende Monat brachte die verhängnisvolle Geburt, die kurz nacheinander den Tod von Kind und Mutter zur Folge hatte. Kein Wunder also, wenn die Aufforderung ohne Antwort und ohne Erfolg blieb.

Erst über ein halbes Jahrhundert später ist die hier gestellte Aufgabe von der deutschen Wissenschaft wieder aufgenommen worden, und es ist sehr bezeichnend, dass der Mann, welcher hier voran ging, derselbe ist, dessen Verdienste um die Kenntnis und Würdigung Lessings gleich eingangs erwähnt wurden. Gelöst ist dieselbe auch heute noch nicht völlig.

V.

Staunend und verständnislos empfingen die Berliner Freunde, wie man aus dem Briefwechsel und den Recensionen ersehen kann, diese neuesten Leistungen ihres einstigen Mitkämpfers. Sie waren ja schon an manches Merkwürdige bei ihm gewöhnt: so, wenn er in Berlin im Gespräche für die orthodoxe Dogmatik eintrat, oder in Hamburg mit seinem späteren Gegner, dem intoleranten Hauptpastor vertraulich verkehrte oder endlich, wenn er von Wolfenbüttel aus gleich im ersten Jahre einen der lutherischen Theologie scheinbar sehr erwünschten Bibliotheksfund laut als solchen ausposaunte. Aber was sollten jetzt jene Denkmäler Leibnizischer Kampfesweise für die Einheitlichkeit der christlichen Lehre gegen die Anfechtungen einzelner Sekten? Auch noch heute stehen manche Erklärer diesen Aufsätzen ziemlich ratlos gegenüber und verweisen sie dann mit den meisten Beiträgenaufsätzen in das Gebiet litterarischer Kuriositäten. Die leidenschaftliche Rhetorik derselben und der polemische Charakter sollte diese doch stutzig machen. Vielleicht aber sind auch die Gegenstände nicht so zufällig gewählt, wie es dem ersten Blick erscheint und bei einer blossen Ergänzung der Dutens'schen Ausgabe denn doch der Fall sein müsste. Jenes merkwürdige Werk, dessen

Lektüre für den letzten Abschnitt seines Lebens in mehr als einer Hinsicht bestimmend geworden ist, kann auch hier die Anregung gegeben haben: ich meine natürlich die „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ von Hermann Samuel Reimarus, welche er in Hamburg im Hause des vor kurzem Verstorbenen als Handschrift kennen lernte, und die er später in seinen Beiträgen teilweise herausgegeben, bekämpft aber gegen plumpe Angriffe und Verdächtigungen anderer auch in Schutz genommen hat. Dort giebt nämlich der Verfasser in der Einleitung mit ausführlicher Begründung gerade die erwähnten zwei Glaubenssätze als diejenigen an, welche massgebend gewesen seien für die Entstehung seiner Zweifel, die dann so furchtbar um sich griffen. Lessing hat es später in seinen Streitschriften dramatisch geschildert, wie er sich selbst gegen den Einfluss dieser Zweifel gewehrt habe; wie er mit dem Ungenannten nicht länger allein habe unter einem Dache wohnen wollen und ihn in die Welt gestossen habe, damit ein Dritter sie entweder näher zusammen oder weiter auseinander brächte. Diesen Dritten wollte er später das Publikum sein lassen; warum sollte er es vorher nicht mit einem andern versuchen; mit einem Manne, von dem er überzeugt war, dass er, gleich ihm selbst, ernstlich und ehrlich die Wahrheit gesucht hatte und dessen Standpunkt doch ein so völlig anderer war, als der seines Ungenannten. Als er in seinem ersten wolfenbüttler Jahre, wohl mehr durch ernste Einkehr in sich selbst, als, wie er schreibt, durch die Lektüre eines englischen Moralphilosophen zu der Erkenntnis kam, dass er, indem er gewisse Vorurteile wegwarf, doch ein wenig zuviel mit weggeworfen habe, was er vorsichtig werde wieder holen müssen, da begann sich der sonst so selbständige Mann zum ersten male nach einer Stütze, nach einem Führer umzusehen.

In diese Zeit fallen seine Beschäftigungen mit Leibniz und auf einem Blatte seines Nachlasses, das Karl Lessing und merkwürdiger Weise auch noch Lachmann unter die Auszüge aus den Nouveaux essais gestellt hat, stehen in französischer Sprache die Worte: „Die Philosophie Leibnizens ist sehr wenig bekannt, aber seine Theologie ist es noch weniger. Ich spreche nicht von der Theologie, welche einen Teil der Philosophie ausmacht, sondern von jener andern, die höheren Ursprungs ist, mit einem Worte von der christlichen. Die Art, wie diese in dem Kopfe unseres Philosophen existiert, wie sie sich mit den Prinzipien der reinen Vernunft vertragen, wie sie sein Leben, sein Denken und seine Darstellungsweise beeinflusst hat: Das ist es, was ich seine Theologie nenne, die meiner Meinung nach sehr unbekannt ist und doch so wert, völlig

verstanden zu werden". Ob man dieses kurze Bruchstück so schlankweg als Beweis gebrauchen darf, dass er eine zusammenhängende Darlegung von der Stellung des Philosophen zu den religiösen Fragen geben wollte, wie es manchmal geschieht, lasse ich als nebensächlich dahingestellt; so viel beweist es sicher, dass ihn dieses Thema innerlich beschäftigt hat, auch wenn nicht in den Aufsätzen und im Briefwechsel noch ausserdem genügende Spuren davon vorhanden wären. Über den Grund und Zweck dieser Beschäftigung kann aber nach dem Vorausgeschickten kaum mehr ein Zweifel sein.

VI.

Die philosophische Grundlage von Lessings theologischen Bestrebungen, die seiner letzten Periode den charakteristischen Inhalt geben, ist oft nicht richtig verstanden worden, und man hat deshalb die letzteren mehr nach dem, was daraus hervorging, als nach dem, was er von Anfang an beabsichtigte, beurteilt. Die Popularität, die besonders jene Fehde mit dem streitlustigen Hamburger Hauptpastor und sein aus derselben hervorgegangenes letztes dramatisches Werk gefunden haben, liess ihn in den Augen der Meisten lediglich als klassischen Vorkämpfer freier Schriftforschung und religiöser Toleranz gegenüber einer buchstabengläubigen und engherzigen Orthodoxie erscheinen. Er selbst betrachtete den Kampf mit Göze, in den er nach seiner eigenen Äusserung bei den Haaren gezogen worden war, stets als eine Diversion und erst die Wendung, die das Eingreifen weniger fanatischer, aber wissenschaftlich bedeutenderer Gegner demselben gab, bewog ihn, in der damit eingeschlagenen Richtung weiterzugehen. Die Feinde, die er anfangs im Auge hatte und denen er mit seinen Leibnizaufsätzen den Fehdehandschuh hinwarf, standen auf einer ganz anderen Seite.

Ein grosses Hauptproblem der Gedankenarbeit des modernen Geistes ist seit den Anfängen seiner Emanzipation von der geistigen Gewaltherrschaft des christlichen Mittelalters die Auseinandersetzung zwischen der als Resultat einer mehr als tausendjährigen Entwickelung ihm überlieferten religiösen Weltanschauung und der von ihm selbst geschaffenen philosophischen gewesen. Dasselbe hat das vorige Jahrhundert mehr als irgend ein anderes beschäftigt und erfüllt. Man kann sich die Allgemeinheit und Lebhaftigkeit dieses theologischen Interesses in jener Zeit vielleicht einigermassen vergegenwärtigen, wenn man sie mit dem vergleicht, das politische Fragen zeitweise in unserem Jahrhundert gefunden

haben. Überall wollte man dazu Stellung nehmen und heftig befehdeten sich die Parteien.

Der oberflächliche Radikalismus der französischen Aufklärung, der mit dem historisch überlieferten stets am schnellsten fertig geworden ist, machte sich die Frage am leichtesten. Er brach einfach mit der einen und setzte die andere an ihre Stelle; gegen die Macht des Bestehenden aber kämpfte er mit Witz und Spott. Das glaubensfeste, aber zu dogmatischen Kompromissen geneigte englische Volk schuf das mysterienlose Christentum und die hier auch noch in christlichen Bahnen verbleibende, wenn auch schon weit radikalere Vernunftreligion, den rechten und den linken Flügel des Deismus. In Deutschland kreuzten sich, wie immer die ausländischen Einflüsse. Aus einer merkwürdigen Vermengung heterogener Elemente ging hier jene Vermittlungstheologie hervor, die in der damaligen Philosophie und bei der indifferenten Toleranz des friedericianischen Regimes in Preussen auch in der Theologie einen grossen Anhang hatte und bei ihrer Weitherzigkeit mit der sogenannten Aufklärung recht wohl auskam. Teilte sie doch mit jener, wie mit den westlichen Nachbarn die unbegrenzte Hochachtung vor dem alleinseligmachenden Verstande, zu dessen Sache sie, wie Wissenschaft und Kunst, auch die Religion machen wollte. Sie war zu aufgeklärt, um nur zu glauben, sie wollte wissen, beweisen. Minder konsequent und rücksichtslos aber als jene wollte sie mit dem Christentum nicht brechen und sie neigte hier mehr jenen englischen Einwirkungen zu, die wenigstens die gesuchten Schlagworte boten. Unter dem Titel eines Vernunftchristentums wurde die überlieferte Dogmatik, soweit es eben ging, in jene Deistische Vernunftreligion eingeschoben oder eingezwängt und die der Wolffischen Schule geläufige natürliche Theologie und Moral, welche der Meister selbst noch streng geschieden hatte von der geoffenbarten, lieferte jetzt die nötigen „Demonstrationen“, in denen sich ein merkwürdiger Aufwand von Unlogik nach dem Vorbild der mathematischen Methode in ein gelehrtes Gewand zu hüllen suchte.

Kein Wunder also, wenn der Vorkämpfer deutscher Eigenart gegen die ausländischen, besonders französischen Einflüsse im Geistesleben unseres Volkes, als der sich Lessing in der Reform der Litteratur erwiesen hatte, und der erbitterte Gegner alles Halben, der er sein ganzes Leben durch gewesen ist, sich von einem solchen undeutschen Flickwerk, dessen Gefährlichkeit er wohl erkannte, gleichmässig abgestossen fand. Man vergleiche nur die leidenschaftlichen Ergüsse in den Briefen an seinen Bruder über jene „neumodischen Geistlichen, die Theologen viel

zu wenig und Philosophen noch lange nicht genug sind". Die Gefährlichkeit leuchtet sofort ein: denn wenn man ein ganzes Zeitalter daran gewöhnt, nur das zu glauben, was es begründen und erweisen kann, und wenn es sich auch nur einbildet, es zu können, dann wird nachher eine rücksichtslose Kritik, welche das Unzulängliche jener Begründung aufdeckt, leichtes Spiel haben oder man wird ihr gegenüber zu dem alten Auskunftsmittel, zur Macht greifen müssen. Darum hatte Leibniz dem Socinianer, wie später Bayle gegenüber stets die Forderung einer Begründung oder eines Beweises von seiner Seite abgelehnt. Seine Verteidigung galt nur für den, der diesen Beweis in seinem Glauben schon mitbrachte; ihn getraute er sich zu schützen, indem er die Einwürfe abweist und damit aufkeimende Zweifel niederschlägt. Nicht der Verteidiger des Dogmas hat seine Thesen zu begründen, sondern der Angreifer und für den Ersteren genügt es, wenn er die des andern entkräftet. Religiöse Gründungen und Reformationen aber werden nicht mit dem Verstande gemacht. Das wollte den einseitigen Theoretikern des vorigen Jahrhunderts nicht einleuchten. Das hat der überlegene Praktiker des Vorhergehenden wohl gewusst. Die Folgezeit, welche klüger sein wollte, als er, musste diese grosse Wahrheit erst an sich selbst erfahren.

Auf diese Art der Verteidigung, auf den ganzen Standpunkt in derselben legte Lessing den Hauptwert, nicht auf die beiden Beispiele, die er eben nur als solche herausgriff. Deshalb hat er in dem Wissowatiusbeitrag mit leidenschaftlicher Rhetorik den Unterschied zwischen dem, was für einen Leibniz noch glauben hiess, und dem, was sein eigenes Zeitalter darunter verstand, entwickelt und den grossen Mann gegen die Verdächtigungen der kleinen Geister in Schutz genommen. Ein solcher Glaube aber muss die Grundlage der Religion bleiben; und wenn Erörterungen notwendig werden, so können diese nur die Grundlagen des Glaubens treffen und sind eine Sache nicht der Philosophie, sondern der Theologie. Man sehe hier den Ausblick auf den Fragmentenstreit, auf die Axiomata und auf die „nötige Antwort", die er selbst sein „Glaubensbekenntnis" genannt hat.

Ein anderes ist es, ob man den religiösen Glaubensinhalt einer philosophischen Begründung für bedürftig, ein anderes, ob man ihn einer philosophischen Betrachtung für fähig hält. Das erste hat Leibniz verneint, das andere hat er bejaht und eifrig selbst unternommen. Eine solche hat aber bei ihm ganz entsprechend seiner conciliatorischen Denkweise nicht den Zweck, Widersprüche aufzuzeigen, sondern den Inhalt

alles Glaubens und alles Wissens, von dessen Übereinstimmung er unerschütterlich fest überzeugt war, als im tiefsten Grunde gemeinsam und nur in ihrer Betrachtung verschieden darzustellen und sollte so theoretisch seine praktischen Einigungsbestrebungen unterstützen. Darum hat er mit einem ungeheuren Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit wie den verschiedensten philosophischen Lehrmeinungen, so auch den Glaubenssätzen aller Religionen und Konfessionen einen verständigen Sinn abzugewinnen versucht und ihnen damit einen Platz sichern wollen in jenem Gedankenbau, den man nach dem heutigen Sprachgebrauch sein Systm nennen kann. Das ist es, was Lessing einmal seine „grosse Art zu denken" nannte, die er an ihm so bewundert und, als die deutschen Epigonen der französischen und englischen Aufklärung auch diese als eitle Vielgefälligkeit oder gewissenlose Heuchelei verdächtigen wollten, auch verteidigt hat.

Der junge Berliner Prediger, nachmalige Philosophieprofessor Eberhard hatte in einer Schrift über die Seligkeit der Heiden zwar unter milderer Form versteckt diese alten Vorwürfe gegen den Philosophen gerade damals wieder aufgefrischt. An seine Äusserungen knüpft Lessing im ersten seiner Leibnizaufsätze seine Verteidigung und jene aus wahrem Verständnis hervorgegangene Würdigung der Denkweise und philosophischen Absichten desselben an: Nicht seine Philosophie suchte Leibniz den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen, sondern alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegenteil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder Beides ist nichts weniger als einerley. Er nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Überzeugung, dass keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Willig setzte er sein System bei Seite und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand. Damit that er aber nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun pflegten. Er beobachtete damit eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind.

Das ist mit seinen eigenen Worten geschildert, die Gesinnung, die Lessing bei Leibniz gefunden hatte; es ist dieselbe, die jene Studien in ihm entwickelt haben und die die Grundlage seiner religiösen Anschau-

ungen und theologischen Bestrebungen geblieben ist. Denn nur von diesem Gesichtspunkt aus lässt sich jene kleine Schrift verstehen, die ein Denkmal seiner theologischen Kämpfe und zugleich die reifste Frucht seiner Versenkung in die Gedankenwelt Leibnizens ist: die „Erziehung des Menschengeschlechts". Exoterischer Vortrag verhält sich zur esoterischen Wahrheit wie die Erziehung zur völligen Aufklärung. Was aber bei dem Einzelnen Erziehung ist, das ist die Offenbarung für das Menschengeschlecht. So lautet der Anfangssatz und das Grundthema der Schrift.

Jetzt wird es auch nicht mehr zweifelhaft sein, was er mit jener einmal so thöricht misverstandenen dramatischen Einkleidung des Vorberichts im Auge hat; mit jenem Manne, der auf einem Hügel stehend, von dem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages übersehen kann, ihm aus der unermesslichen Ferne, die ein sanftes Abendrot seinen Blicken weder ganz verhüllt, noch ganz entdeckt, den Fingerzeig mitbringt, um den er oft verlegen gewesen. Auch wenn nicht wenige Zeilen später der damals geradezu formelhaft mit dem Namen des Denkers verknüpfte Begriff der „besten Welt" dies noch bestätigte, liesse sich erkennen, dass es Leibniz ist, an den er hier denkt, dem er jenen Fingerzeig verdankt.

Es war nicht die abgeschlossene Arbeit eines wissenschaftlichen Forschens und Denkens, die aus Lessings Beschäftigung mit der Leibnizischen Philosophie hervorgegangen ist, so sehr diese eine Zeit lang auf ein solches Resultat hinzuzielen scheint. Dieselbe endet vielmehr mit dem kühnen Versuch, das schwierigste Problem seines Zeitalters besser als die Zeitgenossen an der Hand des geistesverwandten Denkers zu lösen. Gelungen ist ihm dies allerdings nur mit dem in einem seiner gleichzeitigen Bruchstücke so verständnisvoll geschilderten Enthusiasmus der Spekulation.

Wie in dem andern Kampfe, so musste auch hier, was der Denker begonnen, der Dichter vollenden.

Die Volkssage und das altfranzösische Heldengedicht.[1])

Von

Fr. Ed. Schneegans.

Die altfranzösische Epenlitteratur erscheint uns in den Handschriften des Mittelalters als ein gewaltiger, ungefüger Bau, an dem Generationen gearbeitet haben, der zusammengesetzt ist aus Teilen aus verschiedenen Epochen und Gegenden, altem, gutem Material neben wertlosem Machwerk aus jüngerer Zeit: ein Produkt jener kompilierenden und kombinierenden Thätigkeit des Mittelalters, der wir die gewaltigen historischen und moralischen Specula verdanken so gut wie die liebenswürdigen lais von Marie de France. Der leitende Gedanke der Ependichter der späteren Zeit war in die Überlieferung der alten chansons de geste dadurch Ordnung zu bringen, dass sie die epischen Figuren in Gruppen, Familien, „Gestes“ zusammenstellten. Neue Epen wurden nach dem Vorbild der alten unter dem Einfluss der zeitgenössischen Litteratur gedichtet, um die Übergänge von einer Figur, einer Familie zur anderen zu schaffen, populäre Helden erhielten Verwandte, Ahnen und Nachkommen: die epische Litteratur ist uns in einem Zustande völligen Niedergangs erhalten, wo die einzelnen Werke der Willkür der Schreiber und Kompilatoren preisgegeben waren.

Eine der wichtigsten und zugleich anziehendsten Aufgaben der altfranzösischen Litteraturgeschichte ist es, den künstlichen Bau der Spätzeit in seine Bestandteile zu zerlegen, das alte wertvolle Gut von späteren Zuthaten zu sondern, die ursprünglichen Epen in einer möglichst reinen Form wiederherzustellen. Ein wichtiges Hilfsmittel, mit dem die moderne Forschung glänzende Resultate erzielt hat, bieten die Anspielungen

---

1) Habilitations-Vorlesung, gehalten vor der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg am 19. Dezember 1896.

und Notizen über epische Figuren und Epenstoffe, die wir zerstreut in Chroniken, Legenden, Heiligenleben des Mittelalters treffen. Bei dem Wissensbedürfnis des Mittelalters, dem Fehlen von ausführlichen historischen Berichten über die Ereignisse der Vergangenheit, dem Mangel an kritischem Sinn erklärt es sich, dass die epische Überlieferung in die gelehrte lateinische und romanische Litteratur Eingang fand, von vorsichtigen Geschichtsschreibern wohl als Fabel oder Lied bezeichnet, von andern als historische Quelle benutzt. Überaus wertvolle Berichte sind uns so erhalten geblieben. Werke wie der Pseudoturpin oder die Chronik des Albericus Trium Fontium sind wahre Fundgruben von epischen Motiven und Stoffen: zum Teil lassen sich aus solchen Berichten verloren gegangene Epen wiederherstellen, zum Teil bieten sie uns epische Erzählungen in älterer, reinerer Form als die, welche uns die Handschriften erhalten haben. Dürfen wir aber immer aus der Existenz einer episch oder poetisch gefärbten Darstellung in einer Chronik auf das Vorhandensein eines verloren gegangenen Epos schliessen? Natürlich nicht. Wir müssen uns vielmehr in jedem einzelnen Falle fragen, woher der Chronist diese Nachricht geschöpft hat. Zwei mögliche Quellen boten sich ihm dar: das Epos, d. h. die in feste, metrisch fixierte Form gebrachte poetische Erzählung über Ereignisse der Vergangenheit und mündliche Überlieferungen. An manchen Stellen ist ein Zweifel über den Ursprung einer sagenhaften Notiz kaum möglich: wenn wir im Pseudoturpin einen ausführlichen Bericht über Karls Zug nach Spanien, den Tod Rolands bei Roncevaux lesen, so dürfen wir mit Sicherheit als Quelle für diese Erzählung das Epos annehmen, oder wenn Albericus z. B. schreibt, dass „de Guidone, filio Samsonis, Ducis Burgundiae, satis pulchra decantatur sive fabula sive ystoria“, so ist es klar, dass er eine Chanson de geste, ein Lied meint, was bei der späten Entstehung seiner Chronik eigentlich selbstverständlich ist. Wenn aber der Mönch von St. Gallen in seinem Leben Karls des Grossen von dem Kampfe Pipins mit dem Löwen und dem Stiere erzählt oder mit dem bösen Geist, welcher das Wasser seines Bades zu trüben versucht, oder von dem Erscheinen Karls des Grossen vor Pavia in Eisenrüstung mit seinen Scharen, die wie die Saat auf den Feldern starren [1]), und als Gewährsmann für diese poetischen Erzählungen den Kriegsmann Adalbert bezeichnet, so haben wir hier wertvolle Überreste der in den Kreisen der Soldaten Karls über ihn umgehenden Erzählungen, einer Volkssage. Diese Anekdoten können wir etwa vergleichen mit dem was man mit einem Kollektivbegriff die „épopée

1) s. Pertz M. G. SS. II p. 758 f.

napoléonienne" genannt hat. Wenn aber im Pseudoturpin erzählt wird, dass auf den Schultern derjenigen Krieger, die in der Schlacht gegen den Sarrazenenkönig Fourré fallen sollten, rote Kreuze erschienen [1]) — ein Zug, den wir in Karolingischen Chroniken wiederfinden — oder wenn berichtet wird, dass die in den Boden gestossenen Lanzen der Christen Wurzel fassten und blühten, so haben wir es zu thun mit klerikal gefärbten „Universalsagenmotiven". Ähnlichen Ursprung hat das oft in Chroniken und Chansons de geste wiederkehrende typisch gewordene Motiv, dass Stadtmauern und Türme vor Karl dem Grossen sich neigen und zusammenstürzen [2]). Es hat also Volkserzählungen über Karl den Grossen, seine Vorfahren und Nachkommen gegeben, deren Ausläufer zum Teil wenigstens in den zahlreichen Lokalsagen, in geographischen Namen u. s. w. sich erhalten haben [3]).

Den an sich unbestimmten, zu Missdeutungen verleitenden Begriff „Volkssage" hat Gröber zuerst scharf definiert in seinem für die Entstehungsgeschichte der chanson de geste wichtigen Artikel: „Zum Haager Bruchstück", dem von Pertz entdeckten Fragment eines in Prosa aufgelösten lateinischen Gedichtes über einen Kampf Karls des Grossen gegen die Sarrazenen (Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen Bd. 84 p. 290—322). Von den Ausführungen Eberts über das Haager Fragment (Geschichte der Litteratur des Mittelalters S. 350) ausgehend, weist Gröber im Einzelnen nach, dass der Begriff der Volkssage nicht genüge, um die Entstehung des Haager Fragments zu erklären, dass vielmehr eine französische chanson de geste als Vorbild dem lateinischen Dichter vorliegen musste und wirft belehrende Streiflichter auf das Verhältnis von Volkssage und Epos überhaupt. Den Begriff der Volkssage hat nach ihm Voretzsch in seinem anregenden, wenn auch zu Widerspruch herausfordernden Vortrag über „die französische Heldensage" wieder aufgegriffen, die Existenz einer selbständigen französischen Heldensage nachzuweisen unternommen und auf die Notwendigkeit hingewiesen, diese Heldensage als ein besonderes Gebiet der Volkslitteratur anzuerkennen, von der chanson de geste, mit der sie gewöhnlich zusammengestellt wird, zu trennen. Er hat neuerdings in

1) s. Pertz M. G. SS. I. Index rerum s. v. cruces in vestibus. Annales Wirziburg. ad a. 960 ib. II p. 242.

2) s. Demaison: Aymeri de Narbonne I p. CCXLVI f. (Société des anciens textes français).

3) s. Eug. Müntz: Etudes iconographiques et archéologiques sur le moyen-âge. première série. Paris 1887. La légende de Charlemagne dans l'art du moyen-âge. p. 74 ff. — Ähnliche Lokalsagen über Roland in der Pyrenäengegend erwähnt Du Mège in: Archéologie pyrénéenne I p. 83, II p. 82.

einer besonderen Abhandlung (Philologische Studien für Siewers) die sagenhaften Berichte der Merowingischen Chronisten, soweit in ihnen Reste alter Merowingerepen nachgewiesen worden waren, näher untersucht und nachzuweisen unternommen, dass die Annahme von Sagen, von Volkserzählungen für die Entstehung dieser Nachrichten genügende Erklärung gebe, dass die Hypothese von Merowingischen Volksepen auf durchaus unsicherer Basis beruhe. Er weist nach, dass wir in den vermeintlichen Epenstoffen nur Versionen von auch sonst bekannten Sagen des Orientes und Abendlandes vor uns haben, welche das Volk an bestimmte Gestalten der eigenen Geschichte geknüpft hat. Besonders interessant ist der Vergleich der sagenhaften Erzählung von der Flucht Childerichs und seiner Liebe zur Königin Basina, der Frau seines Gastfreundes, mit einem kurdischen Märchen von ganz gleichem Inhalt. Mag man Voretzsch in einigen Punkten auch nicht folgen, seine Ausführungen haben das grosse Verdienst, allzu kühnen Rekonstruktionen von verloren gegangenen Epen entgegenzutreten. Wie denkt sich aber Voretzsch das Verhältnis von Volkssage zu Volksepos? Für ihn stellt die Sage, die mündlich überlieferte, durch die Volksphantasie umgestaltete Erzählung historischer Begebenheiten der Vergangenheit, eine Vorstufe zum Epos dar. Das Volk hat danach nicht blos einzelne märchenhafte, poetische Erzählungen, Anekdoten über historische Persönlichkeiten geschaffen, sondern ganze Sagenkomplexe, zusammenhängende Heldensagen, aus denen festgegliederte, klar disponierte Gedichte wie das Rolandslied sich entwickeln konnten. Das Epos ist nur eine höhere, litterarisch vollkommenere Stufe in der Entwicklung der Sage. Diese Annahme, die zwar nicht für alle Epen, aber doch wohl für die meisten Epen der älteren Periode gelten soll, stützt sich einerseits auf die Existenz einer selbständigen Volkssage, andererseits auf die Notwendigkeit, zwischen dem historischen Ereignis, dem das Epos seine Entstehung verdankt, und der Bildung des Gedichtes eine Zwischenzeit anzunehmen, in die die vielfachen Änderungen, Zusätze, die ganze poetische Thätigkeit fällt, durch welche die Geschichte zur Sage wird. Eine Entscheidung der Frage, ob es notwendig ist, eine solche Übergangsperiode anzunehmen oder ob das Epos unmittelbar nach dem historischen Ereignis ohne Annahme einer Heldensage entstehen konnte, lässt sich mit absoluter Sicherheit nicht geben, da die Entstehung der chanson de geste im Dunkel der Vorzeit für uns verborgen liegt; die Frage hätte auch eine rein theoretische Bedeutung, wenn nicht Voretzsch von seiner Annahme ausgehend das Epos der späteren Zeit als die Hauptquelle unserer Kenntnis der Volkssage betrachtete.

Es frägt sich nun, ob das Verhältnis der Sage zum Epos sich nicht von einer anderen Seite aus beleuchten lässt. Wenn die Volkssage, von der wir wenigstens einzelne sichere Proben besonders in der Merowingersage haben, die Grundlage des altfranzösischen Epos sein soll, so müssen doch beide Überlieferungen gleiche Elemente, denselben Charakter aufweisen, in ähnlicher Weise die historischen Ereignisse umgestalten, eine ähnliche Auffassung von dem Wesen des Heroischen bieten. Es genügt nicht zu beobachten, dass ein unhistorischer Bericht in einer Chronik poetisch oder allgemein episch, sagenhaft ist, um ihn mit der altfranzösischen chanson de geste in direkte Verbindung zu bringen; er muss dem Charakter des französischen Epos entsprechen oder vielmehr er muss ihm nicht widersprechen. Fragen wir uns, in welchem Sinne das altfranzösische Epos die Figuren und Ereignisse der Geschichte poetisch umgestaltet, wie die Phantasie der Ependichter arbeitet, so dürfen wir zum Vergleiche nur die ältesten Epen heranziehen, etwa das Rolandslied, die „Krönung Ludwigs“ in ihren ursprünglichen Teilen, Epen, in denen der Zusammenhang mit der Geschichte klar vorliegt; denn die meisten altfranzösischen Epen sind uns in einer offenbar verjüngten Form erhalten, stammen aus einer Zeit, wo sie allen Einflüssen der umgebenden Litteratur ausgesetzt und zu „Romanen“ geworden waren, ihrem ursprünglichen Wesen, ihrer Bestimmung ganz entfremdet. Die chanson de geste ist wie ein Spiegel, in dem das Bild der Wirklichkeit poetisch zu einer einheitlichen Erzählung zusammengezogen, in den Hauptlinien aber nicht wesentlich verändert erscheint: wenn auch im Roland, in der Krönung Ludwigs die Erzählung nicht genau der Wirklichkeit entspricht, so bleibt sie historisch möglich; eine genaue Wiedergabe eines historischen Ereignisses war überhaupt nicht möglich, da der Einzelne den Zusammenhang der Ereignisse nicht übersehen konnte. Dass die Basken zu Sarrazenen gemacht wurden, dass der Verräter Ganelon eingeführt wurde, war unvermeidlich; ist doch nach jeder Niederlage die erste Frage: wo ist der Verräter? Wichtig ist, dass die eingetretenen Änderungen durchaus den Elementen der Wirklichkeit entnommen sind. Die Sendung Ganelons zu Marsile, der Verrat sind Züge, die direkt aus dem Leben herausgegriffen sind. Die Triebfedern der Handlung sind rein menschlich. Der Held im Epos überragt kaum an Mut und Kraft die Proportionen der Wirklichkeit: er ist nur der Träger der bis zur höchsten Potenz gesteigerten Manneskraft; von übermenschlicher Kraft, etwa Unverwundbarkeit, ist im älteren Epos keine Rede. Karl der Grosse überragt zwar an Jahren die dem Menschen sonst zugemessene Lebens-

dauer, aber auch hier haben wir nur die poetische Übertreibung der Wirklichkeit, die uns zeigt, dass die epische Gestalt Karls des Grossen sich noch zu seinen Lebzeiten ausgebildet hat, sonst wäre er wohl als jugendlicher König dargestellt worden, nicht als Greis. Dieser Auffassung widersprechen nicht die „Wunder“ in altfranzösischen Epen, so z. B. die bekannten Erzählungen im Rolandsliede, dass die Sonne vor Karl dem Grossen wie einst vor Josuah stille stand, um ihm zu erlauben, die Heiden zu verfolgen (dasselbe Motiv kommt in ähnlichem Zusammenhang auch im sogen. Philomena: „Gesta Karoli ad Carcassonam et Narbonam“ vor, ed. Ciampi, Florenz 1823 p. 50) oder dass Engel des Nachts am Bette des Kaisers Wache halten. Solche Erzählungen sind entweder halbgelehrte Zuthaten zum ursprünglichen Gedicht oder erklären sich als poetischer Ausdruck der christlichen Anschauungen der Zeit. Wenn der sterbende Roland dem Erzengel Michael seinen Handschuh reicht, so will der Dichter ihm damit nicht die übermenschliche Fähigkeit verleihen, mit Gott und den Engeln direkt zu verkehren, sondern er drückt nur poetisch, symbolisch eine dem Mittelalter eigentümliche Anschauung aus, welche Gott und die Engel in das System des Feudalstaates hineinzieht[1]). Auch die Verwechselung verschiedener Träger desselben Namens, ihre Verschiebung zu einer glanzvollen Heldenfigur erklärt sich ohne Hinzunahme von Volkssagen; als man über Karl den Grossen zu dichten anfing, wusste man noch von den Kämpfen Karl Martels in Südfrankreich, vermochte aber die beiden Träger desselben Namens nicht mehr zu trennen, wie für den ungebildeten Franzosen Feldzüge Napoleons III. mit denen des grossen Kaisers zusammenfliessen können. In andern Fällen wird man die Existenz von Epen über Karl Martell annehmen dürfen, die später in den Epen zu Karls des Grossen Ehre aufgingen. Das Epos war nicht eine unterhaltende Erzählung wie die späteren Romane von Chrestien de Troyes; es machte den Anspruch darauf, Bilder aus der Geschichte zu geben — daher die oft erlogenen Hinweise auf geschichtliche Quellen — das Publikum wollte Wahrheit haben. Das altfranzösische Epos ist in seinem Wesen rein menschlich im Stil und im Inhalt, nüchtern da, wo die Grösse der Empfindung nicht unsere Bewunderung erregt. Man denkt dabei an die rein menschliche, realistische Behandlung der mythischen Stoffe bei Chrestien de Troyes und Marie de France. Es ist dies ein charakteristischer Zug der Poesie in Frankreich. Wenden wir uns den spärlichen Resten der Volkssage zu, so finden wir in ihnen eine ganz andere Auffassung, eine durchaus verschiedene Be-

1) s. Flach: Origines de l'ancienne France. Bd. II.

handlung der geschichtlichen Ereignisse[1]). Die Volkspoesie hat kein Verständnis für die historische oder politische Rolle des Helden; sie sieht in ihm die Persönlichkeit mit bestimmt ausgeprägten, charakteristischen Zügen. Da sie nur selten selbstschöpferisch thätig ist, Volkserzählungen meistens nicht von dichterisch hochbegabten Leuten geschaffen werden, sondern von naiven Erzählern, knüpft die Volkssage an die bestimmte Heldenfigur einen schon bekannten, von Andern erzählten Zug, eine Anekdote an; so sind die meisten der Merowingischen Sagen entstanden, wie Voretzsch fein beobachtet hat. Das Volk bildet keine zusammenhängenden, grössere Zeiträume und historische Ereignisse umfassende Sagen, wenigstens lassen sich solche Sagencyklen nicht mehr nachweisen; der Reiz der Volkserzählung ist gerade das Anekdotenhafte, die kurze Geschichte mit derbem oder poetischem oder sentenziösem Ausspruch, auf den das Ganze zugespitzt ist. Im Epos dagegen interessiert das Ereignis noch mehr als die Persönlichkeit des Helden. Die Epen des Cyklus von Wilhelm oder von Karl verdanken ihre Entstehung dem Bestreben, die einzelnen Episoden des gewaltigen Kampfes der Christenheit gegen die Sarrazenen in zusammenhängender Darstellung in Liedern zu verherrlichen. Der Sage fehlt die Fähigkeit, die ursprüngliche historische Erscheinung des Helden beizubehalten. Sie modernisiert, sieht die Helden der Vorzeit im Gewande der Gegenwart, während das Epos mit auffallender Treue das Bild der Vergangenheit bewahrt und da, wo es neues schafft, im Charakter der alten Lieder weiterarbeitet[2]). Verschieden im Epos und in der Sage ist auch die Auffassung des Heldenhaften. Das Volk findet die Vorbilder der Helden nicht in seiner Mitte; es muss sie in höheren Sphären suchen, wo das Heldenhafte mit dem Übernatürlichen sich vermischt: der Held wird so zum Riesen oder er erhält Zauberkräfte. Wenn der Mönch von St. Gallen von dem Riesen Einhere erzählt[3]), der sich rühmt, auf seine Lanze sieben oder acht Slaven zu spiessen, so ist das ein echt volkstümlicher Zug, der sich jahrhundertelang in der Erinnerung erhalten kann, wenn niemand mehr weiss, wer die Slaven und Karl der Grosse waren. Im Rolandslied wird in durchaus natürlicher, „menschlicher“ Weise geschildert, wie Roland vor seinem Tode sein Schwert an einem Felsen zu zerschlagen versucht, damit es nicht in die Hände der Sarrazenen falle. Die Volksphantasie bemächtigt sich dieser Erzählung und erklärt damit die Entstehung einer merkwürdigen

1) s. Gröber l. c. p. 303 ff.
2) s. Gröber l. c. p. 318 f.
3) s. Pertz Mon. Germ. SS. II p. 757.

Naturerscheinung, der Kluft in den Pyrenäen, welche „brèche de Roland“ genannt wird. Roland ist ein übernatürliches Wesen, ein Riese geworden. Aus derselben Vorstellung sind die meisten Lokalsagen entstanden: so wird in der Nähe von Carcassonne ein „dolmen“ als „tombeau de Roland“ oder „Palet (Wurfstein) de Roland“ bezeichnet [1]). Gerade wegen dieses wesentlichen Unterschiedes zwischen der französischen Volkssage und dem Epos möchte ich an einen direkten Zusammenhang zwischen beiden Überlieferungen der Sage nicht denken. Wie erklärt sich aber diese Scheidung, wie ist es möglich, dass zur selben Zeit, im selben Volke poetische Traditionen sich bildeten, ohne dass die eine aus der andern geflossen wäre: die Erklärung dafür scheint mir darin zu liegen, dass das altfranzösische Epos nur sehr bedingt als Volksepos zu betrachten ist: es ist in dem Sinn Volksepos, als es rein national ist, ursprünglich wenigstens von der gelehrten Litteratur nicht beeinflusst. Bestimmt ist aber das Epos nicht für das Volk, für die Landbevölkerung oder den Kleinbürger der Stadt, sondern für den kriegerischen Adel, dessen Sitten, Denkart, Vorurteile (Verachtung des Bauernstandes z. B.) es treu wiedergiebt. Was man als germanische Elemente im Epos ansieht, die Königsidee, die Gefolgschaft, die zwölf pairs, das Königsgericht u. s. w. sind nur Abbilder der Wirklichkeit, der germanisch gefärbten Sitten des Lehnsadels [2]). Der realistische Zug im Epos erklärt sich daraus, dass im Adel das Bewusstsein davon fortlebte, dass die Helden des Epos nicht poetische Schöpfungen der Dichter waren, sondern der eigenen Vergangenheit angehörten. Wir dürfen nicht vergessen, dass die chanson de geste entstanden ist zu einer Zeit verhältnismässig hochentwickelter Kultur, in der die Scheidung zwischen Gebildeten oder Vornehmen und Volk schon längst vollzogen war. In den Kreisen des Adels bildete sich die Tradition über die Kämpfe der Vorzeit aus, wohl bald nach den Ereignissen von Dichtern poetisch fixiert. Daneben aber lebte in den Kreisen der gemeinen Soldaten, der Bauern die durch die Volksphantasie poetisch ausgeschmückte, durch besondere Litteraturwerke später genährte Erinnerung an die Helden der Vorzeit, ebenso wie die Feenmärchen, ohne die aristokratische Litteratur der höheren Stände zu berühren. Dass gerade die Chronisten des Mittelalters so manche Spuren von Volksmärchen und Sagen uns erhalten haben, mag sich daraus erklären, dass der Klerus, in dessen Kreisen die Chroniken und Heiligenleben entstanden, mit dem Volke in Berührung war, zum Teil aus seinen Reihen hervorging.

1) s. Congrès archéologique de France 35e cession 1868 p. 112 f.
2) s. Flach: Origines de l'anc. France. Bd. II passim.

Ist aber diese Volkssage ohne Einfluss auf das Epos geblieben? Keineswegs. Ist sie auch nicht die Grundlage des Epos, so hat sie ganz besonders dazu beigetragen, das ursprüngliche Epos umzugestalten. Als das höfische Leben in den aristokratischen Kreisen sich ausbildete, erschien das Nationalepos veraltet und wurde durch die neue Gattung der höfischen Romane ersetzt. Das Epos lebte weiter, verlor aber seine ursprüngliche Bestimmung; sein Inhalt wurde nun ebenso gleichgiltig und willkürlich als Erzählungsstoff behandelt wie die Sagen über Artus. Es wurde zur Buchlitteratur. Vom Adel vernachlässigt, sank es dann in die Kreise der Bürger, des Volkes und wurde nun von allen Seiten aus beeinflusst: aus den höfischen Romanen drangen Liebesabenteuer vergröbert, der feinen psychologischen Schilderungen beraubt, in das Epos ein oder der phantastische Zauber der Artusepen. So entstanden wohl die Gestalten der Frauen und Töchter von sarrazenischen Königen, Romane wie die Prise d'Orange, wie heute die für das Kleinbürgertum bestimmten Romane von Weitem den Strömungen der aristokratischen Litteratur folgen. Aus der Volkssage aber drangen in das Epos ganze Episoden, einzelne Figuren, Namen. Das späte Epos von Basin[1]) z. B., das wir aus Übersetzungen und Anspielungen kennen, erzählt in abenteuerlicher Weise, wie Karl der Grosse in seiner Jugend von Gott den Befehl erhält zu stehlen, wie er den Dieb und Zauberer Basin trifft, bei einem seiner Barone einbricht und durch Zufall von einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung erfährt. Dieses auf keiner historischen Grundlage beruhende Epos der jüngeren Periode lässt sich allein aus der Volkssage erklären. Wir sehen, wie eine solche Erzählung von anderem Geiste erfüllt ist wie die Epen der ersten Zeit, wie der historische Charakter der Helden vergessen wird, nur ganz allgemeine Züge und der berühmte Name übrig bleiben. Auch das Epos Berte aus grans piés, das ein bekanntes Märchenmotiv behandelt, ist aus der Volkssage geschöpft. Manche Anspielungen auf Sagen in chansons de geste, in denen wir Reste von Epen kaum erkennen können, erklären sich vielleicht als Volkserzählungen: so wird im Rolandslied erzählt, dass Roland bei der Belagerung von Carcassonne Kaiser Karl einen goldenen Apfel reicht mit den Worten: „Von allen Königen überreiche ich euch die Kronen"; dieser symbolische Ausdruck des Gedankens entspricht dem Charakter der Volkspoesie, erinnert z. B. an die symbolische Verwendung der Worte „ferrum, ferreus" in der Erzählung von Karls Anmarsch gegen Pavia in der Chronik des Mönches von St. Gallen. Die derben, grotesken Gestalten, die wir in

1) s. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865 p. 315 ff.

den Reihen der Sarrazenen treffen in den späteren Epen des Wilhelmcyklus sind volkstümlichen Ursprungs. Rainoart, der gute Riese, derb, gefrässig, ungestüm, ist eine Gestalt der Volksphantasie. Volkstümlich klingt die Erzählung von dem tapferen Guichardet (im Covenant Vivien), dem Guillaume verbietet, ihm in die Schlacht zu folgen, der sich heimlich eine Keule zurechtschneidet, sie im Stall unter dem Misthaufen versteckt und dann am nächsten Tage heimlich wegreitet. Während sich in den ursprünglichen Gestalten der sarrazenischen Könige oft historische Figuren erkennen lassen, haben andere jüngere Namen einen durchaus populären Charakter: es ist kaum ein Zufall, dass ein Name wie Gasteblé, der in den Epen des Guillaumecyklus auftritt, als bürgerlicher Familienname bezeugt ist[1]). Ein den Reim suchender Dichter führte den wegen seines kriegerischen Klanges ihm auffallenden Namen ein.

So scheint mir die Volksphantasie wenn nicht zusammenhängende epische Erzählungen, Heldensagen, geschaffen zu haben, so doch zahlreiche episodische, anekdotenhafte Erzählungen mit historischen Figuren und Gestalten des Epos in Verbindung gebracht zu haben, die das Epos besonders der Spätzeit bedeutend beeinflusst, ganze Epen ins Dasein gerufen haben. Diese Elemente zu sondern, mit ähnlichen Zügen womöglich zu vergleichen, in den märchenhaften, phantastischen oder komischen Schilderungen des Epos das Volkstümliche auszuscheiden, scheint mir eine wichtige Aufgabe der Forschung zu sein. Man hat bis jetzt besonders solche Episoden im Epos berücksichtigt, in denen Erinnerungen an historische Ereignisse fortleben, aber in manchen Epen und Epenmotiven ist bereits der volkstümliche Ursprung nachgewiesen worden. In der chanson de geste: „Charroi de Nimes“, in der erzählt wird, wie Graf Wilhelm und die Seinen in Fässern verborgen in die Stadt Nimes eindringen, hat man eine Version der Sage erkannt, deren berühmteste Bearbeitung uns in der trojanischen Sage erhalten ist. Die Reise Karls nach Konstantinopel, die durch ihren burlesken Ton eine eigentümliche Stellung unter den uns erhaltenen chansons de geste einnimmt, scheint aus einer Volkserzählung entstanden zu sein. Weitere Untersuchungen würden nicht allein manche Spuren der Volkspoesie aufdecken, sondern für das Studium der Epen wertvolle Resultate geben und wesentlich dazu beitragen, die notwendige Scheidung zu erleichtern zwischen den eigentlichen chansons de geste und den Werken der späteren Zeit, die auf rein litterarischem Wege durch Nachahmung nach dem Vorbilde der alten Gedichte geschaffen worden sind.

1) s. Richard Gasteblé in Darmesteter: Noms composés. 2. édition p. 211.

Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone.

Zum Abdruck gebracht von

Max Freiherrn von Waldberg.

Die folgenden Briefe stammen aus dem Nachlasse des ehemaligen Heidelberger Professors und Oberbibliothekars, des nachmaligen Vorstandes des Karlsruher General-Landes-Archivs, Franz Josef Mone, der als vielseitiger ausserordentlich fruchtbarer, allerdings gegen sich nicht genug strenger Forscher in der deutschen Gelehrtengeschichte dieses Jahrhunderts sich einen bescheidenen Platz gesichert hat. Die Verwaltung der Grossherzoglichen Universitätsbibliothek in Heidelberg hat diese Sammlung von Briefen, die alle an Mone gerichtet sind, am 13. Juli 1882 käuflich erworben und mit der Signatur Cod. Heid. 369. 100 ihrem reichen Handschriftenschatz einverleibt. Der Herr Oberbibliothekar, Geheimer Hofrat Zangemeister, hatte die Güte, sie mir zur Veröffentlichung in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern anzuvertrauen. Der Quartband, in dem sie vereinigt sind, enthält siebzehn Briefe von Jacob Grimm, in den Jahren 1817—41 geschrieben, zehn von Wilhelm Grimm aus der Zeit von 1818—34, ein Schreiben Karl Lachmanns vom Februar 1827, zwei von Friedrich Creuzer, von denen der eine 1839, der zweite ein Jahrzehnt später geschrieben wurde, endlich sechzehn von Joseph Freiherrn von Lassberg, die in die Jahre 1820—50 fallen.

Der Wert dieser sechsundvierzig Briefe, deren innere Einheit nur im gemeinsamen Adressaten besteht, ist ebenso ungleich als die wissenschaftliche und menschliche Bedeutung der einzelnen Briefschreiber. Aber die meisten dieser manchmal schon recht vergilbten Blätter führen uns in die Frühzeit der deutschen Philologie und gewähren uns einen reizvollen Einblick in den regen Betrieb der damals noch so jungen

Wissenschaft vom deutschen Altertum, deren grundlegende Leistungen um jene Zeit von den Brüdern Grimm und Karl Lachmann mit heissem Bemühen vorbereitet wurden. Doch nicht die Mitteilungen zur Entwicklungsgeschichte unserer Wissenschaft sind der reichste Ertrag dieser Briefe — dürften sie doch Weniges enthalten, was nicht schon durch die häufigen Briefpublikationen der letzten Jahrzehnte der Forschung bekannt und von ihr verwendet wurde — ihre Bedeutung liegt vielmehr in einem rein künstlerischen Reiz, den sie dem Leser gewähren. Sie ermöglichen das Bild, das wir uns von der Persönlichkeit der Briefschreiber gemacht haben, an der Hand vertraulicher Dokumente zu überprüfen. Wenn auch diese verhältnismässig bescheidene Zahl von Blättern keine Konfessionen enthalten, uns keinen Seelenaustausch geistesverwandter Naturen bieten, und die briefliche Verbindung mit dem Adressaten fast nur durch geschäftlich-wissenschaftliche Interessen angeregt und fortgesetzt wurde, so sind doch die Schreiber zu sehr ausgesprochene Individualitäten, als dass nicht ihr eigenartiges Wesen auch hier durchleuchten würde. Schon aus kleinen Äusserlichkeiten der Briefform tritt uns die etwas groteske Figur des „Meister Sepp“ des Joseph von Lassberg entgegen. Man müsste gar nicht die Unterschrift unter dem Briefe vom 16. Februar 1827 lesen, um schon aus diesem einen Stücke die strenge, wortkarge Persönlichkeit Karl Lachmanns zu erschliessen, und es gewährt eine wahre Freude, all die Züge, die uns die Brüder Grimm so lieb und wert gemacht haben wie die Märchengestalten die sie dem deutschen Volke neu geschenkt haben, in ihren Briefen so rein und klar wieder erscheinen zu sehen.

Welch' schlichte, ungekünstelte Grösse liegt nicht in der einfachen Bemerkung, die Jacob zu Mone macht: „Ich begreife nicht recht, dass Sie die altdeutschen Studien jetzt beiseite legen wollen; wie kann man das?“ Wie wird der Grundzug von Jacob Grimms Persönlichkeit, sein stark ausgeprägtes mächtiges Heimatsgefühl, durch die Wendung vom „Stockhessen, der die vielen Vorzüge anderer Gegenden vor dem Vaterlande gerne einsehe, und ihm doch hartnäckig anhänge“, so scharf ins Licht gesetzt? Wie tritt uns in den Äusserungen über Purismus in der Sprache und Deutschtümelei sein von jeder Kleinlichkeit freier vaterländischer Sinn so lauter entgegen? Was aber am stärksten wirken muss, das ist jene hohe Summe wissenschaftlicher Sittlichkeit, die — den Schreibern selbst unbewusst — so schlicht und doch so eindringlich fast aus jeder Zeile der Briefe Jacobs und Wilhelms uns entgegenstrahlt! Jene unerschütterliche Ehrlichkeit gegen sich selbst und gegen andere, die, weil sie frei

von geistigem Hochmut und Unduldsamkeit ist, uns bei aller Strenge so menschlich schön anmutet. Jacob Grimm hatte in der Vorrede zur Mythologie Mone einen redlichen und begabten Forscher genannt, der der Wahrheit auf halbem Wege entgegenzutreten, dann aber plötzlich abzuspringen und an ihr zu zerren pflegt. Diese Anschauung hält er auch schon in den Briefen an Mone nicht zurück, aber der sittliche Ernst, mit dem er sie vorbringt, nimmt ihr alles Verletzende.

Doch wozu in stark verblasster Wiedergabe das erzählen, was die Briefe selbst so eindringlich, so warm und überzeugend predigen? Sie sind hier buchstabengetreu abgedruckt und ermöglichen dadurch auch gleichzeitig, die orthographischen Wandlungen ihrer Schreiber zu verfolgen, die bei Jacob Grimm nicht ohne Interesse sind. Seine letzten Briefe sind schon nach der die Majuskel verschmähenden Norm geschrieben. Die Briefadressen sind nicht aus gedankenloser philologischer Akribie oder aus „Andacht zum Unbedeutenden“ hier wiedergegeben, sondern weil sie die jeweilige Amtstellung und den Aufenthaltsort Mone's angeben und dadurch erst das Verständnis einzelner Briefe ermöglichen. Was sonst zur Erläuterung der persönlichen, wissenschaftlichen und zeitgeschichtlichen Beziehungen nötig ist, wird am Schlusse der Publikation in Form von Anmerkungen geboten werden. Da sollen auch einzelne Mitteilungen über die Benützung der Heidelberger Handschriften durch die Gebrüder Grimm und Lachmann nach den Akten der Universitätsbibliothek ihren Platz finden.

Die Briefe sind meines Wissens bisher noch nirgends veröffentlicht oder irgendwie verwertet worden. Nur in einem, offenbar von dem Empfänger nahestehender Seite veröffentlichten Schriftchen „Franz Joseph Mone. Sein Leben, Wirken und seine Schriften“. Freiburg i. B. Joseph Dilger'sche Buchdruckerei. 1871 ist auf Seite 24 ein flüchtiger Hinweis auf Mone's Korrespondenz mit Jacob Grimm enthalten.

I.

Briefe von Jacob Grimm.

1.

Cassel den 15[ten] Mai 1817.

Ew Wohlgeboren

Zuschrift vom 12. Mai will ich sogleich beantworten. So einverstanden ich mit Ihnen bin, dass jetzo, wenn die besten Hss. nach Berlin geraten sollten, keine gute Hände darüber kommen würden; so trage ich Zweifel und Bedenken über die Art, wie wir dies verhüten könnten. Ich habe nur zwei Handschriften, 340 und 360. zur Benutzung hierher auf ein Vierteljahr ausgebeten und der Senat müsste es sonderbar finden wenn ich gleich noch, ehe mir einmal jene zugestanden sind, um andere einkäme. Aber Görres könnte es recht wohl, der noch um gar keine angehalten hat, er erkennt namentlich den hohen Werth der Königschronik 361 und des Titurels 141 an. Jene habe ich mir sehr reichlich excerpirt und den Titurel möchte ich aus zehen Gründen nicht herausgeben.

Ferner: nach Ablauf des Vierteljahrs müsste ich ja doch die Mss. zurücksenden und Wilken könnte sie dennoch nachher fordern. Ernstliche Absichten auf den Leib der Hss., so wenig sie auch jetzt mit der Seele machen werden, traue ich denn doch den Preussen nicht zu, sie werden es bald selber fühlen, dass es mit ihren vorhabenden flauen Copien nichts rechtes ist; dagegen scheint mirs, ehrlich herausgesagt, ein leiser Undank gegen sie, durch deren Einfluss und Betrieb hauptsächl. die Zurückforderung gelungen ist, und gegen Wilken der manichfaltig darum gesorgt hat, wenn man ihnen nun hintertreiben wollte, die Handschriften nach ihrer Art schlecht oder recht, zu gebrauchen. Das wird ohne Zweifel in Heidelberg gewahrt werden, dass man keine Nummer, eben weil ganz Deutschland jetzt Theil daran nimmt, auf zu lange Zeit, über drei oder sechs Monate nach Berlin hingibt, und ebensowenig mehr als zwei Nummern auf einmal.

Den Otfried wird ja Wilken hoffentlich in Ruh bleiben lassen, das wäre mir sonst höchst ärgerlich, denn ich dachte Ihnen im Kurzen eine Liste Wörter zu excerpiren, wofür ich Sie um die palatinischen Lesarten bemühen wollte. Nächstens also bin ich so frei Ihnen umständlicher zu schreiben und verbleibe mit herzlichem Gruss Hochachtend

Ihr ergebenster Dr.

Grimm.

Gelegentlich. Wie lauten in 112. folgende Stellen?

981 *ze merthe* (zemerde)[1])
2696 *goltwin* (golt wín)
2752 *hirnreben* (hirnriben)
3290 *frothe tach* (froude tác)
3451 *wansangen* (wancsangen wacsan 'sans' sungen).

Sie fragten mich glaub ich nach einer issländ. Wurzel, *egg*, *eck* worin der Begriff von Mann vir läge? und was ich gleich auswendig bemerkte, dass nichts dergl. vorkomme, sondern *egg* n. Ei *egg* f. Eden heisse, kann ich aus dem nachgeschlagenen Biörn Haldorson bestätigen. Dagegen heisst: *seggr*, ein Mann, und *yggr* ist einer von Odins Namen.

Herrn Doktor Mone Wohlgeboren zu Heidelberg.

2.

Cassel den 18. Juli 1847.

Hierbei, mein hochgeehrter Freund, bin ich so frei, Ihnen die Angabe verschiedener Stellen Otfrieds, wozu ich die lectionem palatinam haben möchte zu zufertigen. Das Aufschlagen wird die grösste Mühe seyn, wird aber durch die Kleinheit der Capitel und die bibl. Marginalien vollends erleichtert. Eigentlich verzweifelte Stellen sind kaum zwei oder eine drunter, meistentheils kann man critisch helfen und es kommt mir auch bei grammatischen Kleinigkeiten, die an sich klar sind, doch auf Gewissheit der Hss. an.

Ich arbeite recht fleissig und denke mir Sie ebenso emsig über Ihren Conrad. Sie müssen doch die strassb. Hs. schon um der blossen Bilder willen besehen, denn was Schilter zum sogen. Stryker gibt das gehört zum fragment. expedit. und hat auch noch manches vom älteren Stil der Zeichnung und Composition.

Hat denn Wilken nun gefordert und erhalten?

Die Einlage geben Sie doch an Carove ab. Mit herzl. Gruss

der Ihrige

Jacob Grimm.

3.

Cassel den 8. Nov. 1817.

Hierbei, geehrtester Freund, eine Subscriptionsanzeige des Reinhart Fuchs, seyn Sie so gut, unter Ihrer Bekanntschaft Theilnehmer dafür zu werben, aus Mangel an Unterstützung musste die Herausgabe der mancherlei Quellen verkümmert werden, wo nicht ganz stocken. Ich

---

1) Die eingeklammerten Formen sind wahrscheinlich von Mones Hand.

war erst unschlüssig, ob ich das lateinische Gedicht, das ziemlich schwierig und gedehnt, auch von bedeutendem Umfang ist, ganz geben oder blos ausziehen sollte, allein schon der eine Umstand, dass es die älteste aller bekannten Bearbeitungen der Fabel ist, entschied für den ersten Fall. Was soll man auch lang danach fragen, ob unser verwöhntes und weichliches Publikum nur lauter nach seinem jetzigen Geschmack zugerichtete Kost haben will? Es soll sich vielmehr wieder nach und nach an die herbere, trockenere, aber auch gewiss gesundere und länger hin haltende Quellenspeise gewöhnen. Die Quellen sind immer mehr werth, als was wir drüber zu sagen, oder daraus zu ziehen wissen.

Ihr Urtheil über die schlegelsche Recension der altdeutschen Wälder hat mich gefreut. Ich sehe jetzo selbst über viel Mangelhaftes in diesen Arbeiten und Studien hinaus, einiges ist zu überladen, anderes zu unsicher, doch verdross mich schon damals der hochmüthige Ton über gutgemeinte Versuche, deren gutes man ohne grosse Mühe ins Mittelmässige hätte herunter arbeiten können, dass dann, mit Beobachtung der äusserlichen Form, noch Aufsätze daraus geworden wären, an denen dieser Recensent wenig oder nichts würde auszusetzen gehabt haben. Wie hat er auch den Niebuhr vornehm behandelt! Und neben guten, feinen Bemerkungen, die ihm jeder gern zuspricht, gibt er selbst Blössen genug, ich traue ihm namentlich keine gründliche Sprachkenntniss des Altdeutschen zu; sehr weislich bleibt er mit seiner Ausgabe der Nibelungen zurück, er würde sicher die vielen Fehler der Hagenschen nachgeahmt haben.

Der letzte Abdruck nach der S. Galler Handschr. ist in mehr als einer Hinsicht so schlecht, als der frühere. Man kann aber nicht sagen: Abdruck nach der Hs. weil des eingeschwärzten falschen so viel ist. Ich habe vor einiger Zeit einen Aufsatz in Heinsius Sprachanzeiger geschickt und gezeigt, dass blos durch den falschen Gebrauch von *die* und *diü* einige hundert Schnitzer in das Buch gerathen sind.

Neulich hat in der Jen. L. Z. (vermuthlich Lachmann) strenge darüber geurtheilt und viel richtiges bemerkt. Benekes Wigolais[1]) und Jwein werden einmal bessere Muster zu critischen Ausgaben aufstellen; dem Bonerius geht dazu mancherlei ab, woran der Text der Hs. viel Schuld trägt.

Ich freue mich sehr auf die Herausgabe der prächtigen Handschrift des Pfaffen Conrads. Wie lange wirds noch damit anstehen? Und ist Ihre Einleitung zu den Nibelungen schon erschienen?

Meine Grammatik ist ausgearbeitet und soll bald erscheinen. Ihre Dissertation hat neulich Heinsius im Sprachanzeiger (der mir überhaupt

1) Wigalois.

nicht gefällt) oberflächlich genug angezeigt; man braucht nur wenig zu lernen, um gleich mehr als die bisherigen Grammatiker von der Sache zu wissen; seit dem (so unhistorischen) Adelung ist beinahe keiner gründlich gewesen.

Lassen Sie doch einliegenden Zettel bei Mohr und den Brief an Carové abgeben und bleiben Sie mir gewogen. Herzlichen Gruss

Jacob Grimm.

Ich muss noch für die gütige Besorgung der otfriedischen Varianten danken. Freuen Sie sich nicht auch über des Ang. Majo gothische Palimpsesten? Der Fund ist für unser Alterthum freilich wichtiger als die gesammte Heidelberger Bibliothek, und wirklich im Geiste noch nicht zu berechnen.

Die Einlage nach Tübingen lassen Sie gefällig auf die Post weiter geben.

Herrn Doctor Mone Wohlgeboren zu Heidelberg.

4.

Cassel den 12. Dec. 1818.

Werthester Herr und Freund,

da ich eben Ihre Rec. von Büschings Gott Tir gelesen habe und mir einige andere Dinge dabei einfallen, so will ich sie Ihnen mittheilen, doch vorher bemerken, dass mir die Abhandlung selbst noch nicht zu Hand gekommen ist.

1) dem nordischen und sächs. *t* entspricht das hochdeutsche *z* z.B. Otfrieds *gizango* ist das angelsächs. *getenge; zeiz* das nord. *teitr*, a. s. *teder; zoraht* das angels. *torht* und so unzähligemal.

2) die nordische Form *-ír* oder *-ýr* lautet im Hochdeutsch gewöhnl. *-iür, ior*, z. B. *fýr* (Feuer) *fiur, fior; dýr* (theuer) *tiuri; scirr (purus) skior*, unser schier.

Daraus folgt, dass *týr* im althochdeutschen gelautet haben müsse: *ziur, zior* und so ist es erweislich. Denn *týr* heisst im Altnord. einmal: der Kriegsgott; zweitens fama, imperium, honor. Ebenso im Angelsächs. *tyr, tir.* a) Gott, Herr, Held, b) Ruhm, Herrschaft, *äska-tir, hominum princeps, tires brytta, gloriae dispensator* i. e. *heros*, und vor Adjectiven steigert *tir* die Bedeutung: *tir-eadig, beatissimus, opulentissimus; tir-fäst constantissimus; tir-meahtig potentissimus.* In den bisher bekannt gewordenen althochdeutschen Quellen findet sich *zior* nicht mehr für Gott, Fürst sondern blos unpersönlich für: *decus, gloria;* im Adverbium *zioro*

(decore). Jenes *tir-eadig* würde heissen: *zior-odag;* sollte unser Zierrath daher übrig seyn?

Es ist auch meine Meinung in jedem Wort und in jeder Mythe eine Seele, d. i. eine Bedeutung anzunehmen. Ich glaube nur, dass wir nichts beweisen, wenn wir zu viel beweisen, oder das zu weit genommene Etymologien zwar im Ganzen Recht haben und insofern unwiderlegbar sind, im Einzelnen aber fehlen und den lebendigen Beweis worauf es bei der Untersuchung ankommt, nicht erbringen. Darum ist Tyr von Thor, Thurs theuer und andern, die Sie vergleichen, in einer kaum beginnenden Zergliederung, wo wir noch weitab von Schlüssen und reichen Resultaten stehen und leise auftreten sollen, meiner Ansicht nach, sorgsam fernzuhalten.

tir und *zier* (Ruhm, Stärke, *vigor)* scheinen mir nach dem holländ. *tieren (augeri,* gedeihen) *tierig,* frisch, stark; *goeder tieren, valens, bonae indolis,* verwandt.

Vielleicht können und mögen Sie einiges hiervon brauchen; ich wünsche ja auch über meine Arbeiten Ihr ebenso freimüthiges Urtheil. Fleissig bin ich dieses Jahr hinter der Grammatik gewesen, in Monatsfrist wird der erste, über 700 Seiten starke und blos Declination und Conjugation befassende Theil erscheinen. Da werden Sie Anlass genug finden, mich herzunehmen.

Mein Bruder grüsst nebst mir.

Jacob Grimm.

Möchten Sie nicht einmal von den beiden Bänden deutscher Sagen eine kurze oder lange Rec. in die Jahrbücher geben? Vieles ist schon aus dem rohen Stoff für deutsche Mythologie Wichtiges herzuleiten. 2, 138 ist *geren* in der Eile durch Spiess übertragen. Es sollte Rockschoss, *sinus vestis* heissen.

An Herrn Dr. Mone Privatdocent an der Universität Wohlgeboren

zu Heidelberg.

5.

Cassel 28. April 1819.

Vorläufigen Dank, lieber Freund, für Ihr gegebenes Versprechen die deutschen Sagen recensieren zu wollen. An Ihrem Plan zu einer Herausgabe altdeutscher Bilder*) aus Heidelberger Hss. nehme ich gewiss lebhaften Theil, höre aber seitdem nichts näheres. Sie wissen zuverlässig von den anderen Hss. des Sachsenspiegels mit Zeichnungen, deren schon Göthe gedacht und worin Hagen oder Büsching anfangs einen Roman

*) von Engelhards Herrad hatte ich mehr erwartet (Randbemerkung Grimms).

witterten, bis endlich Eichhorn das wahre fand. Für die poetische und symbolische germanische Rechtswissenschaft habe ich seit meiner noch sehr unvollkommnen Abhandl. darüber mancherlei gesammelt. Welche Schätze stecken allerwärts in unsern Denkmälern, glücklicherweise, denn es ist ein Glück zu nennen, dass uns die Geschichte wie die Natur vieles dadurch bewahrt, dass sie es versteckt; dadurch erwacht der Reiz für die Menschen, zu suchen und zu finden. Die Befürchtungen Ihres Correspondenten, es werde mit dem Studium der altdeutschen Litteratur nachlassen, scheinen mir wirkl. ungegründet, wenigstens wüsste ich kaum einen zu nennen, der sich früher damit beschäftigt und später hin sie aufgegeben hätte. Die neueren, Köpke und Lachmann erzeigen sich fleissig und gründlich; dass Sie den immer faulen Docen und überhaupt die bairische Academie*) wegen der Evangelienharmonie etwas aufgerüttelt haben, ist mir sehr lieb; ich habe es in meiner Grammatik (über die Sie mir doch etwas schreiben müssen) S. XII und LXV. auch gethan und wir wollen nun sehen, ob sich die Herren erweichen lassen. Der Messcatalog enthält wiederum nichts davon.

Ihre Beurtheilung der livländ. Chronic habe ich mit aller Aufmerksamkeit gelesen, in vielen Hauptsachen stimme ich ein, in einigen Stücken gehen Sie mir zu weit, wie ich Ihnen schon einmal gestanden, das soll aber jener Einstimmung nichts abbrechen und am Ende bekehrt sich der eine oder der andere. Ich bin durch meine zuletzt betriebenen grammatische Studien an etwas mehr Strenge und Schärfe gewöhnt worden, vielleicht beschränkt das die Hauptansichten oder leiht ihnen etwas Kleinliches.

Das Buch hat mir auch vielfach wichtig geschienen. Ihr Gefühl über die harte Unterjochung der alten Preussen und Letten theile ich völlig; es war ein edler, gutmüthiger Volkstamm, dem germanischen in früherer Zeit nah verwandt. Denn Slaven, wie Sie sie nennen, sind es keine eigentliche, in ihrer Sprache stehen soviel deutsche (und gothische) Wörter als slavische und fast mehr urdeutsche Flexionen, als slavische. Das hat schon Rask gezeigt und ich habe es (seit der Abfassung meiner Grammatik) noch viel deulicher einsehen gelernt, vielleicht werde ich eine eigene Abhandlung darüber verfassen. Der Donner heisst *perkunas* (masc.) poln. *piorun*, wovon das serbische *perunika* (Donnerblume, Schwertel).

Wenn Sie Zeit dazu gewinnen, zeigen Sie wohl auch meine Grammatik in den Jahrbüchern an; Schlegel ist jetzt wol ausser Verbindung

*) wozu sind solche Academien da! (Randbemerkung Grimms).

mit der Redaction getreten? Manche Dinge habe ich seit dem letzten Jahr klarer erkannt, ich will aber Ihrer Recension nicht vorgreifen, sondern das Buch so beurtheilen lassen, wie ich es im Druck ausgegeben.

Die S. 132 berührte Stelle aus der E. H. scheinen Sie mir einigermassen zu verfehlen. Ich glaube es heisst:

fremit oceanus, excitat maris aestus
terrorem undis suis terram incolentibus
(d. h. mit seinen Wogen
durch seine Wogen)

hinter *gebenes-strom* hört kein Comma und *buandiun* ist der Dat. Pl. des Part. *buandi (incolens)*. Die Weltschlange sehe ich nun in der Stelle nicht bestimmt genug, aber wahr ist, dass die E. H. ausserdem voll heidnischer Wörter und Formeln steckt, die aber unbewusst in der Sprache fortdauern, so wie es in den Gedichten der 13 J. H. noch überall Wörter und Formeln gibt, die in dem ältern Epos begründet seyn mögen; das ist aber in allen Sprachen so gewesen, und es kann daraus, meiner Meinung nach, für einzelne Gedichte kein näherer Bezug auf alte Heldenlieder gefolgert werden.

Leben Sie wohl, werther Freund, auch gegen die spielende deutsche Gesinnung in Purismen und Trachten erkläre ich mich mit Ihnen, so wie ich überhaupt das ideelle, abstracte in [lebendiger] [1]) der Anwendung fürs Leben sehr langweilig finde und jeden unbewussten Deutschen für weit tüchtiger halte. Doch wollen wir eingestehen, dass es viele junge Leute giebt, die sich erst an deutschen Ideen freuen und die hernach auch recht ordentlich deutsch leben; darum urtheile ich gern mild von der deutschen Burschenschaft, wiewohl ich mich selbst nie würde hineinbegeben haben, so lange ich mich an etwas festeres hätte halten können.

Ihr

J. Grimm.

Können Sie mir ohne dass es Ihnen Umstände und Mühe macht, gelegentlich einen Abdruck Ihrer Rec. aufheben und verschaffen? Ich halte die Jahrbücher nicht und habe zum Excerpiren und Notiren so wenig Zeit.

Herrn D. Mone

Privatdocent an der Universität Wohlgeboren zu Heidelberg.

---

1) durchstrichen.

6.

Cassel 12ten August 1819.

Werthester Freund,

Ihren letzten Brief hätte ich früher beantwortet, wäre nicht eine kleine Ausreise und hernach die politische Spannung mit der schändlichen Berliner Verschwörerei dazwischen gekommen. In solchen Zeiten, deren Möglichkeit man vor einigen Jahren blind geleugnet haben würde, vergeht einem Lust und Freude an der Arbeit; hohle der Teufel alle Polizei und ihr ungebärdiges, albernes Lärmen in Deutschland. Was Gutes oder Übeles in unserer Zeit ist, kann sie doch weder hemmen noch heilen und die Ruhe ist da am sichersten, wo man natürlichen Dingen ihren natürlichen Lauf lässt. Jetzo fängt man an, die Dummheit der ausgestreuten Gerüchte zu fühlen.

Meinen aufrichtigen Glückwunsch zu der erhaltenen Professur und dem, was mir Creuzer schreibt, damit für den Anfang verbundenen Gehalt von 700 Gulden. Das ist immer schon etwas bei der Ihnen dazu verstatteten angenehmen Musse.

Für Ihre Beurtheilung der deutschen Sagen danken wir bestens und bitten um die versprochene Mittheilung von gesammelten Beiträgen zu dem dritten Theil, der vermuthl. nächstes Jahr, wenn auch erst zu Michaelis erscheinen wird. Diese Michaelismesse wird die neue, viel bessere und bereicherte Ausgabe der Kindermärchen fertig und zwar die beiden Theile, ein dritter mit Abhandlungen folgt zu Ostern. Den Vorwurf, den Sie mir bei den Sagen machen, als ob ich die Untersuchung über ihr Alter abgewiesen hätte, finde ich nicht ganz begründet, alles was in Bezug auf die Anordnung des jetzt mitzutheilenden gesagt, nicht von der vorbehaltenen Abhandlung gemeint. Das gänzliche Ausscheiden historischer Elemente oder ihre reine Trennung von den mythischen war auch nicht thunlich. Tacitus erzählt vom Dienste der Hertha (die Hss. sollen aber *Nerthus* st. des emendirten *Hertha* lassen, was allenfalls an den *Niördr* denken lässt, wiewohl einiges nicht dazu passt) freilich als von etwas wirklichen, aber er konnte dies auch aus der Erzählung haben. Übrigens gestehe ich gerne, dass sich der Sagensammlung auch noch andere gegründete Vorwürfe machen lassen. Sehr wahr ist, was Sie Eingangs anmerken, man treibt diese Sachen aus Mode, nicht recht aus innerer Lust, ausser einigen persönl. Bekannten, die wir noch besonders trieben, hat keine Seele auf unsere Aufforderung zu Mittheilung lebendiger Volkssagen geachtet, und von so viel jungen Leuten, die

sich in deutschen Trachten etc. gefallen, hat keiner gesucht, aus seiner Heimath Beiträge zu liefern.

Ihre Auszüge aus dem Heldenbuch werden gewiss förderlich seyn, Hagens zweiter Theil der Sammlung, ebenfalls Stücke des H. B. enthaltend, soll nun wirklich im Druck seyn. Vergessen Sie mir den Pf. Cunrat mit den schönen Umrissen nicht. Auch von Ihrem Plan, alte Bilder, namentlich aus dem Sachsenspiegel herauszugeben, ist es still. Was mein Landsmann Kopp zu Mannheim neulich daraus mitgetheilt, gefällt mir der netten und gelehrten Ausführung wegen sehr wohl, die tiefsinnige Symbolik des altd. Recht ist doch bewundernswerth, z. B. das Deuten auf [Mund][1]) Ohr und Auge (für gehört und gesehen haben) das höhere und niedere Stellen der Wappenschilde u. s. w. Einen Aufsatz über die Poesie im Recht, den ich 1815 für Savignys Zeitschrift geschrieben hatte (ich weiss nicht ob Sie ihn kennen) würde ich jetzt, da ich vieles gesammelt habe, ungleich besser machen können, ich will aber noch länger diese schöne Materie studiren, ehe ich sie umarbeite.

Auf Ihre Rec. meiner Grammatik bin ich begierig und will Ihnen gewiss nichts übel nehmen, denn ich selber träume täglich von bogenlangen Zusätzen und nöthigen Verbesserungen. Mit der Zeit wird alles ganz anders aussehen, ich suche mich in der schwierigen Lehre der Orthographie fester zu setzen. (Sie haben doch in den Wiener J. B. gelesen, was Hagen über die Vocale und Diphthongen auskramt und Ihre Dissertation dabei zur Unterlage nimmt; er irrt aber in Vielem dennoch.)

Gelegentlich sehen Sie mir doch im heidelb. Otfrid, ob IV. 11, 3 *spiohota*, III. 20, 95 *githuar* und III. 23, 1. *ero* steht?

Schlegeln traue ich doch noch mehr zu, als Sie, wo nicht leiblich doch geistlich, seine eitele Manier muss man ihm lassen. Der vossische deutsche Sheakespeare will mir aber auch nicht ein, ob er gleich mit unter die Falschheit des schlegelschen darthut.

Freundschaftlichen Gruss, Ihr ergebenster

Grimm.

Herrn Professor Mone
Wolgeboren
zu
Heidelberg.

7.

Cassel 10. Oct. 1819.

Unsere letzten Briefe haben sich gekreuzt, unterdessen sind Sie, lieber Freund, in der schönsten Jahreszeit Deutschlands auf der Reise

1) durchstrichen.

gewesen und an dem Orte, wohin ich mich am meisten sehne, zu Sanct Gallen, freilich wird Ihre Zeit zu kurz gewesen seyn, um alles zu lesen und abzuschreiben, was uns die guten Benedictiner niedergeschrieben, aufbewahrt und wirklich gerettet haben. Das muss man doch, wenn ich mit Ihnen den Untergang der Geschichte unserer heidnischen Vorzeit und die Hemmung und Spaltung nationaler Entwickelung beklage, dem Christenthum zugestehen: ohne es und seine Schriftgelehrsamkeit wären vielleicht oder wahrscheinlich auch die Spuren des Alten, Heidnischen für uns verschwunden. Und ein ewiges Untergehen des Weltlichen, ein Verwelken selbst des Schönen, Menschlichen, gründet sich tief in dem Willen Gottes, der aus solchem befruchteten und zum Tragen gedüngten Boden das Neue, Höhere, Geistige wachsen heisst. Überall also Trauer und Freude vermischt, doch die Freude überwiegend. In dieser Meinung kann ich auch nicht Ihr Urtheil über den Barlaam*) theilen, noch dass Sie in andern Gedichten die Spuren des Heidenthums zu grell fassen wollen, billigen; es erscheint mir alles in so später Zeit schon natürlich und lebendig vermählt, nicht abgetrennt und sich entgegensetzend. Den Barlaam halte ich für eine aus vollem frommem Herzen gekommene Dichtung von seltener Milde und Bescheidenheit, ungleich wärmer und poetischer als der Wigalois ist oder gar die von Ihnen in anderer Hinsicht mit Recht gepriesene livländische Chronik. Für die Seele unserer Sprache, welche Rudolf sehr in der Gewalt hatte, ist aus dem Barlaam genug zu lernen; ich wollte einen heutigen Dichter auffordern, die schönen Gleichnisse und Parabeln theils so passend einzufügen (was nicht einmal alles in der oft viel magereren latein. Legende gegeben war) theils so geschickt zu erzählen. Ein so begabter Dichter würde auch noch heutigestages Aufsehen machen gegen zehn andere die in falsche Nachahmung des unwiederbringlichen epischen Volkstones verfallen.

Hagens neue Schrift über die Nibelungen muss ich doch auch mit Ihnen besprechen, ich halte sie nicht für die beste, die er bisher geschrieben hat, wie wohl mir einiges darin schon recht ist oder sogar gefällt. Ihnen wird es vielleicht auch so gehen und die mit Ihren Ansichten gerade in Opposition stehende Christlichmachung der Nibelungen anstössig seyn. Übrigens halte ich dergleichen Etymologie für nichts schweres, und habe sie sonst selbst gepflogen, als auch mir Kannes Schriften grossen Eindruck machten. Allmälig kehre ich davon zurück, weil ich fühle, dass man sie nicht widerlegen, aber auch nicht beweisen kann und das Beweisen macht uns Menschen doch die wahre Freude, ist

*) Ihre Recension davon habe noch nicht gelesen (Randbemerkung Grimms).

auch unserem Geschlecht am nutzesten. Diese allumfassenwollende, alles auflösende Behandlung der Mythen hat mir etwas unfreudiges, ja unheimliches, weil man Heimath und Irdisches dadurch verliert und ich begreife gut, dass Kanne selbst seine scharfsinnigen Systeme jetzt als Plunder von sich geworfen hat, weil ihm die Einfachheit der Bibel seine Seele viel mehr beruhigen muss, insofern es ihm gelingt. Ein anderes Haar, das ich an der Sache gefunden, ist, dass wenn man sich sauere Arbeit nicht verdriessen lässt und das was in unserm Gesichtskreis liegt, ordentlich durcharbeitet, Resultate erscheinen, woneben zwar jene allgemeine Ansicht bestehen kann, wobei es aber doch ans Licht kommt, dass sie nicht auf rechtem Wege gewonnen worden, ich will sagen: dass das Einzelne, worauf sie beruht, als ein in sich selbst hölzernes Gerüste erscheint, auf dem man hinaufgeklettert und die heilige Wölbung gefühlt hat, das man aber selbst ohne Verlust verbrennen kann, wie eben Kanne gethan; während mir die Ansicht lieber ist, wonach der Baum unserer Erkenntniss nicht einzeln und langsam in die Höhe treiben, aber auch im Einzelnen taugen und mit diesem das Ganze sich gegenseitig bedingen soll. Als taubes Rüstzeug jener Art die Hagenschen Wortdeutungen in ihrer Blösse darzustellen, kann eben nicht schwer seyn. Zufällig kommen auch richtige Bemerkungen vor, z. B. die über altdeutsche Zahlenverhältnisse und Scharfsinn und Gewandheit will ich der Untersuchung nicht abstreiten, auch gefällt mir die gegen den Schluss ausgedrückte mildere Gesinnung, als man sie sonst bei diesem Schriftsteller gewohnt ist.

Wichtige Entdeckungen, die Sie zu S. Gallen und sonst gemacht (nach Stuttgart sind Sie wohl, schwerlich nach München gekommen?) .....[1]) Sie mir doch warm mit; die Wörter, die in den S. Galler Glossen stecken, thäten mir vor allem Noth. Ich merke schon, mit welchen Waffen in der Hand Sie meine Grammatik recensiren können, befestige mich aber inzwischen von innen her und halte allerhand Gänge und Minen bereit. Grüssen Sie doch herzlich den verehrten Creuzer, aus dessen neusten Büchern sich wieder so vieles lernen lässt; ich denke ihm nächstens selbst zu schreiben und zu danken; Pougens *tresor des origines*, den er mir belobt, finde ich jedoch nicht lobenswerth. Die politischen Wendungen, die wir erleben, werden auf Sie den Eindruck machen, den sie in jedes ehrlichen Deutschen Brust erregen, ich traue dem Himmel, dass er walte und alles wieder vorüberziehen lasse. Seyn Sie so gut inliegenden Brief auf die Post zu geben, der Ihrige

Grimm.

1) in der Hss. weggerissen, wohl „theilen" zu ergänzen?

Sr. Wohlgeboren des Herrn Professor Mone zu
Heidelberg.

Die folgenden Zeilen sind eine Nachschrift Jacob Grimms zu einem Briefe seines Bruders Wilhelm, den dieser von Cassel aus am 6. Dezember 1819 an Mone richtet, und mit dessen anderen Briefen im nächsten Hefte der Neuen Heidelberger Jahrbücher veröffentlicht werden soll.

8.

Lieber Freund, ich antworte nächstens. Stalders Dialectologie und zumal darin Fuglistallers, der ein tüchtiger Mann seyn muss, Kenntniss der alten Sprache haben mich sehr gefreut und in manchem wichtigen, seitdem zugelernten bestärkt. Eine wahre Schande, dass Notkers Schriften noch unedirt liegen und die Psalmen von Schilter so schlecht edirt worden sind. Ich lege auch ein Christkindchen für Sie bei, Thieles dän. Sagen und den ersten Band der herrl. schwed. Volkslieder, beide habe ich zufällig doppelt. Complettiren Sie uns gelegentl. das Titelkupfer zu Ihrer Schrift über die Nibelungen.

raptim

T T

Gr.

Können Sie für Ihre Bibl. das von Thorkelin 1815 herausgeg. angelsächs. Gedicht de Danorùm rebus gestis zum Preise von 5 rt. brauchen? So viel kostet es mich bei Perthes. Hernach bekam ichs nocheinmal.

9.

Cassel 12. Febr. 1820.

Herzlichen Dank, lieber Freund, erstens für Ihre beiden Schreiben, zweitens für die mitgetheilten San Galler Runen, die meinem Bruder für seine Abh. brauchbar und willkommen waren. Auch aus Wiener Hss. hatte ich andere ähnliche, von den goldastischen Alphabeten im Einzelnen abweichende abgeschrieben. Die Zusammenstellung aller soll wohl einige neue und merkwürdige Sätze darbieten. Ich zweifle nicht im Geringsten dass selbst in Ulfilas Buchstaben Spuren der deutschen Runenschrift stecken und dass diese überhaupt nicht so aus Latein und Griechisch abgeleitet werden darf, wie es die, Gottlob immer mehr zusammenbrechende critische Schule gemeint hat.

Haben Sie denn Mai's Specimina aus den goth. Hss. gesehn? sie sind ordentlicher behandelt, als ich dachte, und zumal für meine gramm. Untersuchungen von hohem Werth.

Die Beiträge zu Märchen u. Sagen setzen Sie ja fort, mir nützen sie gewiss; mögen Sie nicht von den Kindermärchen in Ihren Jahrb. Verschlag thun, wie die Holländer sprechen?

Ihre Rec. des Barlaam habe ich vor einiger Zeit gelesen und schätze die Eigenthümlichkeit Ihrer Ansichten über Heldenlieder und christliche Dichtungen, obgleich ich den Gegensatz so durchdringend hingestellt und aufgesucht nicht zugebe, wie ich Ihnen sonst schon gestanden habe, finden Sie auf diesem Wege manche Dinge, die es gut ist zu finden. Sie haben mir nicht auf dasjenige geantwortet, was ich über Hagens neue Nibelungenschrift geäussert hatte; sein eigentlicher Gegner, Schubarth ist von ihm so wenig bekehrt worden dass er (Schubarth) sich neuerdings, ich gestehe auf eine mir höchst widrige, vornehm göthische Weise, dagegen hat vernehmen lassen. Was liegt viel dran, wie Leute unser Alterthum beurtheilen, die weit davon sind, es gründlich lernen zu wollen.

Bei Gelegenheit Ihrer Bemerkungen über Rudolfs Reimkunst, habe ich mir einiges notirt, wo Sie ihm Unrecht thun, was ich hier mittheilen will. 395, 19 ist kein falscher Reim, man lese nur, wie es heissen muss: *verdriuzet, vliüzet.* Warum scheint Ihnen 53, 12 sprachwidrig? Sodann irren Sie mit den Gleichreimen, unterscheiden wir nur die Laute richtig, d. h. feiner als es unsre heutige grobe Sprache vermag. Also 350, 19 *sîn: schîn. in: sin.* 210, 7 *verstân: hân. kan. man.* 3, 3—6 sind wirklich gleich, auch 132, 22. 77, 39 sind *was: las* und *vaz: daz.* deutl. in der Ausspr. verschieden. 402 ist eine Spielerei, die mit den gewöhnl. Reimpaaren nicht verglichen werden kann, in diesen wird meistens die Gleichheit nur scheinen, z. B. 78, 11 wo wieder *stât: hât; stat: pfat* u. s. w.

Diese Vocalunterschiede werde ich in der neuen Aufl. des 1ten Th. meiner Gr. (die schon jetzt gedruckt werden muss, weil die erste Aufl. zu schwach gemacht worden war) umständlich auseinander setzen und mittelst ihrer unzählige grobe und kleine Fehler verbessern. Ich unterscheide z. B. dreierlei e, oder wenn Sie das œ dazu rechnen, viererlei und zwar überall genau. Kurz es wird ein ganz neues Buch werden, wenn Ihre Rec. nicht bald kommt, kann ich sie nicht dazu nützen. Genug für heute, nur noch herzl. Gruss von uns

Jacob Grimm.

Herrn Professor Mone

Wohlgeboren

zu

Heidelberg.

10.

Cassel 28ten Juli 1821.

Lieber Freund, wir danken herzlich für Ihren *Otnit*, das andere Ex. soll schon dieser Tage an Beneke besorgt werden. Hierbei die verlangten Bücher sogleich

Edda Resenii

Saemundaredda ed. Holm. nebst der schwed. Uebersetzung in zwei Monaten kann ich wohl die Bücher zurückerhalten, weil ich sie dann ungefähr wieder brauchen werde. Die welsche Archäologie haben wir nicht. Warum beeilen Sie aber ein so schweres Werk, wie die Gesch. des nord. Heidenthums? Einzelnes ist erforscht und lässt sich aufstellen, vom ganzen geht uns eine Ahnung auf; allein zur Verbindung werden Sie noch eine Menge von gewagten Sätzen geben müssen, die nicht befriedigen können. Abgesehen von menschlicher Unvollkommenheit gibts in jedem Studium bald Höhepuncte, von denen sich die künftige Bearbeitung des Feldes herab überschauen lässt. Ich wünsche, dass wir durch Ihre Arbeit einige derselben gewinnen. Münters Abh. hatte ich mir obenhin angesehen und nichts davon erwartet; der Mann ist in diesem Fache lange nicht gelehrt.

Ihren Otnit will ich binden lassen. Es thut mir leid, dass Sie auf die Discrepanz des Dresdener Otnits und des im gedr. Heldenbuch keine ausführliche Rücksicht genommen haben. Beide Bücher hätte ich Ihnen seit Jahren gerne dazu geliehen. Da gerade p. 12 vor mir liegt, sehe ich, dass ich Ihnen den Satz „die altd. Länge und Kürze der Silben sey der heutigen gleich" nicht einräumen kann. Die alte Sprache hatte noch Kürzen, die wir nun nicht mehr fühlen. Meine Ansichten finden Sie in der neuen Gramm. (bis jetzt sind erst 500 S. gedruckt und die Buchstabenlehre wird über 600 stark werden) p. 14—18. p. 360. 361 berührt.

Den armen gedrängten Griechen wird Gott beistehen, vielleicht noch durch Russland und die andern. Wie lächerlich und gefährlich scheinen die Berechnungen unserer Politiker die von ihren Systemen alles abhängig machen möchten; eine höhere göttliche Lenkung war aus dem, was den europ. Allianzen und Gleichgewichten widerstrebt, grösseres und menschlichres zu erwecken. Die Folgen, die aus der Befreiung Griechenlands entspringen würden, sind unabsehlich; unsere Fürsten sollten das thun, was Ihnen die Stimme des Herzens vorschreibt und das weitere der Zukunft überlassen. Ich hege indessen noch Muth und Vertrauen, auch für unsere Studien.

Einl. Päckchen an Prof. Füglistaller, Luzern lassen Sie doch auf die basler Fahrpost geben, legen aus, was es bis Basel kostet und melden mir die Auslage, damit ich sie dankbar ersetzen kann. Von Herzen gegrüsst

Grimm.

11.

Cassel 30. Juli 1822.

Lieber Freund,

mit dem Postwagen werden Sie vorige Woche meine Grammatik erhalten haben, das andere Exemplar bitte ich mit herzlicher Empfehlung an Creuzer abzugeben. Was mir in dem Buche gelungen ist was ich verfehlt habe, beurtheilen Sie nach der Vorrede. Gemütsverstimmung und Niedergeschlagenheit, die mich seit länger als einem Jahre quält, sehen Sie zugleich als den Hauptgrund an, dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben und für Ihre freundliche Zusendungen nicht gedankt habe. Ich hatte mich genug zu sammeln, um nur jenes Werk fertig zu bringen, und musste das Geschriebene jedesmahl gleich in die Presse schicken, ohne es nur einmahl vorher durchlesen zu können.

Ihr Buch über das Heidenthum habe ich bloss durchblättert, noch nicht ordentlich gelesen; ich bin nicht der Meinung, dass Ihr Verfahren das richtige sey, und habe Ihnen schon früher offen zugestanden, warum? Ihr Gebäude ist zu schnell aufgeführt und darum locker. Das dürfen selbst solche sagen, die es Ihnen nicht nachthun in Scharfblick und combinatorischem Verstande, wovon Sie genug Proben gegeben haben. Über Einzelnes wird sich kaum mit Ihnen streiten lassen, Ihre Behandlungsart hebt Sie über viele Einwendungen hinaus. Den heidnischen Religionen schreibe ich mit Ihnen Geistigkeit und tieferen Sinn zu, als man ihnen bisher eingeräumt hat; mich dünkt nur, Sie haben zu kühn einige Hauptbegriffe erfasst und obenhin gestellt, um nur alles einzelne zu entwickeln. Zugegeben, dass die Mythologie keine Historie sey, muss sie gleichwol historisch behandelt, ich meine, das einzelne muss vollständig gesammelt und geprüft werden, woraus sich zuletzt die Hauptideen offenbaren.

Es thut mir leid dass Sie mit Lachmann und andere in Krieg gerathen sind. Seine Recension des Otnit hat zwar scharfen Ton, sonst aber, sobald Sie Sich in seine Ansicht versetzen wollen, gewiss manches treffende. Etwas ungerechtes hat er nicht dabei gedacht, sondern blos die Sache ins Gesicht gefasst, nichts nebenher. So kenne ich ihn auch aus langem und anhaltendem Briefwechsel.

Was ich mit den verlorenen kurzen Silben unserer alten Sprache meine, werden Sie jetzt aus meiner Grammatik sehen; das *a* in *nam* das *i* in *gibit* war sonst kurz und durch die Verlängerung aller betonten Wurzelvocale sind unzählige Irrungen in unsere Grammatik gekommen und die Prosodie, welche das Deutsche, wie das Lateinische und Griech. besass, ist verscherzt worden.

Wilhelm hat dem Pack Exemplare des 3ten Theils der Märchen beigelegt. Glauben Sie, lieber Freund, dass ich Ihre Gesinnung und Arbeitsamkeit aufrichtig hochachte und voraussehe, dass sich unsere Meinungen einmahl näherkommen werden; ich stehe so wenig steif und fest, dass ich mich jeder Erweiterung meiner Gedanken freue. Seyn Sie also herzlich gegrüsst und bleiben Sie mir gut.

Jacob Grimm.

Herrn Professor Mone

Wohlgeb. Heidelberg.

fr. Frankfurt.

12.

Cassel 12. Aug. 1823.

Lieber Freund, den zweiten Theil Ihrer Geschichte des Heidenthums habe ich vorigen Monat richtig erhalten und danke herzlich für dieses Geschenk. Er ist ohne Zweifel interessanter als der erste, theils betrifft er mehr das Deutsche, theils war vom Celtischen mancherlei Neues zu berichten. Im ersten Bande musste besonders der Auszug aus der bekannteren nordischen reichen Mythe unbefriedigen. Freilich ist überall der Stoff ungeheuer und ich hatte erwartet, dass Sie sich über die Heldensagen von Carl d. Gr. und der Tafelr. weitläufiger äussern würden, begreife aber die Enge des Raumes. An dem Werk überhaupt lobe ich die Gelehrsamkeit und Belesenheit, dann die Unparteilichkeit und Milde der Gesinnung (womit besteht, dass Sie vorgefasste und eigensinnig vertheidigte Meinungen haben) endlich die Verständigkeit und Consequenz: Sie gehen von Gedanken und auf Gedanken aus. Was ich nach meiner Ansicht der Sache tadele, wissen Sie bereits: die Methode; in ungewissen Dingen, die man erst kaum zu erforschen begonnen hat, verfahren Sie allzurasch und tragen eine Theorie auf sie ein, die wahrscheinlich oder vielleicht verworfen werden muss. Die Bedeutung und Bedeutsamkeit der Sage und Mythe habe ich wahrhaftig nie geleugnet, Sie ziehen aus alten Aufsätzen Äusserungen aus, die ich darüber gewagt hatte und meinen, dass ich nicht aufs Reine gekommen sei. Gut, ich fühlte eben und fühle noch, dass die Theorie erst fertig werden wird, wenn wir das Einzelne langsam

erforscht haben; es scheint mir ein tödtlicher Zwang, dass wir die Fülle des Epos und Mythos auf ein Paar allgemeine Begriffe, wie Licht und Wasser oder Kampf, Vermählung, Tod u. dgl. zurückdrängen sollen. Ungefähr, als ob wir in allen den unzähligen Sprachverhältnissen den Hintergrund der Vocale *a*, *i*, *ŭ*, die ich mit weiss, roth und schwarz vergleiche, erblickten; ungefähr als ob wir alle Verhältnisse des Lebens auf Geburt und Sterben bezögen.

Gott hat die Welt geschaffen und das Leben gesetzt, unsere Wissenschaft besteht auch darin, die mannigfalten Verhältnisse und Gesetze dieses Lebens zu erkennen. Die geistige Wahrheit der Sagen hat es mit dem Leben der Menschen überhaupt und nicht nothwendig mit ihrem Glauben zu thun. Sie scheinen mir aber dem eigentlichen Epos viel zu wenig einzuräumen.

Da Sie doch einmahl S. 310 ff. Ansichten deutscher Schriftsteller über diesen Gegenstand sammelten, hätten Sie die eines der einflussreichsten und verständigsten nicht auslassen sollen. A. W. Schlegels meine ich, Heidelb. Jahrb. 1815 pag. 723 ff.—730, der gern alles Schöne und Herrliche der Sage zum Eigentum Einzelner ausgezeichneter Geister (seinesgleichen meint er) machen möchte und über unsere Märchensamml. spottet. Vielleicht ist ihm der Spott schon vergangen.

Ihre Polemik gegen Lachmann thut mir leid, und wird Ihnen selbst einmahl leid thun, wenn Sie sehen, wie redlich und gründlich ers meint. Er hat Sie scharf, aber seiner Überzeugung nach beurtheilt. Manches von dem, was Sie ihm jetzt erwiedern könnte ich gleich von ihm ablehnen, z. B. Sie weisen ihm *chempho* aus den Monseeischen Gl. nach, er hat nicht dieses Wort geleugnet, sondern die Form Kämpf*er*, welche Sie dem alten Gam*bri*vii unterlegen, also ein *chemphâri* mussten Sie beibringen, was Sie nicht vermögen werden. Das adject. *Kambar* (strenuus) gl. jun. 225 würde vielleicht eher passen, hat aber nichts mit chempho zu schaffen. Ferner irren Sie, glaube ich, bestimmt darin, dass Sie Gudrun und Biterolf ins 15. Jahrh. setzen, ich wüsste nicht womit das zu beweisen wäre, zu widerlegen ists aber leicht. Die Verderbnis ist gar nicht so arg, als es Ihnen aussieht. Einzelne Abenteuer der Gudrun, namentlich die von ihrer Gefangenschaft stehen dem Schönsten der Nibelungen gleich, wosies nicht übertreffen.

Ihrer Eintheilung der Lieder in sächs. goth. fränk. schwäbische kann ich nicht beistimmen. Auch nicht dem was Sie aus einzelnen Worten der Sprache für die Religion einzelner Stämme folgern. Die meisten angeführten Ausdrücke herschen bei allen Stämmen. Wüssten wir doch

erst was für Landsleute Otfrid und der Übers. Tatians gewesen. Sie stellen Otfr. und Notker zus. die sicher nicht desselben Dialectes pflagen. Ebensowenig ist *-prant* blos lombardisch, noch weniger *-bert* bloss fränkisch. Das Wort altfränkisch (p. 118) scheint Missverstand statt altfremisch (Pictorius hat durchaus: altfreuisch) von *fram*, altfremisch = altvorderisch.

Den *Froümund* bei Petz hatte ich bis jetzt übersehen, und danke Ihnen für die willkommene Nachweisung; was Aventin von Diete berichtet scheint mir wenig sagenhaft, wird aber freilich durch Froumunds Theodo. st. Adelger bedeutender. Ich höre, dass auch Görres mit einem Buche über deutsche Sagen hervorrückt und freue mich seiner Erscheinung.

Die Fortsetzung Ihrer Rec. der Eddalieder habe ich noch nicht empfangen. Seltsam, da Sie einerseits sich von der Critik wenig machen, dass Sie sie anderemahl so kühn gebrauchen. Wenn Ihnen Rask (der mit unerloschner Liebe für die Edda heimgekehrt ist) antwortet, so hats mehr zu bedeuten, als wenn Halbgelehrte, wie Finn Magnussen die Stimme erheben. Gräter schweigt doch endlich, Gottlob; über seine Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau muss man lachen.

Ich begreife nicht recht, dass Sie die altdeutschen Studien jetzt beiseite legen wollen, wie kann man das? Wie können Sie es? Dass Sie so disparates Werk daneben treiben müssen, wie Statistik (lieber erklärte ich Quartanern den Corn. Nepos und Eutropius!) thut mir leid, ich meine aber in allen Nebenstunden flöhe ich zu der geliebten Arbeit. Sie haben vollkommen Recht an meiner redlichen Freundschaft nicht zu zweifeln und keine Ursache dazu, ich wenigstens will Ihnen keine geben. Wilhelm grüsst mit mir.

Jacob Grimm.

Herrn Professor Dr. Mone

Wohlgeboren

Heidelberg.

13.

Erlauben Sie, verehrter Freund, dass ich Ihre Gefälligkeit wiederum in Anspruch nehme. Der Cod. 341 enthält von Blatt 6 bis 16 ein Gedicht auf Maria. Die vier anhebenden verse, welche der catalog p. 418 auszieht: *maget vil unbewollen — begoz mit himeltouwe* sind aus einem leiche Walthers MS 1, 101 b doch der von Adelung 2, 267 mitgetheilte schluss: den der uns erarnet hat — missetat, ist nicht von Walther. Nun möchte ich wissen, ob ausser jenen vier Zeilen noch mehr von Walther dort enthalten ist? namentlich der ganze leich, der aber lange nicht so

viel verse begreift, als auf neun Blättern stehen müssen? Vermuthlich ergeben die absätze leicht und schnell, was an der sache ist. Möglich sogar, dass ausser jenen vier versen gar nichts Waltherisches vorkommt.

Ich wünsche nun ein kurzes excerpt dieser anfänge der absätze von blatt 6—16 und wenn wenigstens der leich (Ms. 1, 101a—102b) vorhanden sein sollte, abschrift des leiches, durch einen amanuensis, auf meine unkosten.

Es wäre mir aber lieb, bald.

Könnte ich Ihnen doch auch einmahl zu dienste sein!

Wilhelm grüsset mit mir von herzen.

Ihr

Jac. Grimm.

Cassel 13. dec. 1826.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Professor Mone

Heidelberg.

14.

Lieber Freund,

damit unsere alte bekanntschaft nicht einschlafe, will ich sie einmal durch eine bitte anregen, mit deren erfüllung es übrigens gar nicht eilt. Ich weiss von Pertz dass sich eine handschrift Bertholdischer predigen zu Brüssel befindet; reisen Sie, wie vermuthlich öfter geschieht, einmal dahin, so sehen sie doch das buch an und berichten mir einiges nähere über den inhalt. Denn ich möchte wohl meinen aufsatz über den prediger, in sehr vermehrter und berichtigter gestalt, künftig neu herausgeben, wozu mich auch eine bei dem Johannes Vitoduranus neulich aufgefundene geschichte wieder anregte.

Wie behagt es Ihnen in den Niederlanden? ich meine wohl, dass Sie in Ihrem Kraichgau den himmel und die erde mit freundlicheren Augen angesehen haben müssen; wenn ich, ein Stockhesse, der ich die vielen vorzüge anderer gegenden vor meinem vaterland gern einsehe und ihm doch hartnäckig anhänge, nicht befangen urtheile. Die Niederlande kenne ich nur von flüchtiger durchreise her, Brüssel hat mir einen freundlichen eindruck gemacht, durch Löwen bin ich blos nachts gefahren: im ganzen gefiel mir die mischung von deutschem, holländischem und französischem wesen eben nicht.

Die neigung zu den alten studien haben Sie mit dorthin genommen und gewiss auch manche gelegenheit gefunden, sie fortwalten zu lassen und dafür zu wirken. Mein neustes buch über die rechtsalterthümer

wird Ihnen zu gesicht gekommen sein und ich hoffe dass Ihnen einzelnes darin recht ist, wenn auch anderes nicht. Ich war schon unter der ausarbeitung im begriff Ihnen zn schreiben und um mittheilung oder nachweisung pfälzischer und speierscher weisthümer zu bitten, hernach aber dachte ich dass ich Ihnen jetzt noch ungelegen damit kommen würde. Hinterher habe ich einiges selbst noch aus jenen gegenden nachgesammelt, z. B. das merkwürdige Alzeier weisthum, das grösstentheils bei Widder steht. Wollen und können Sie mir bei gelegenheit dergleichen mehr angeben oder schicken, so soll es mich freuen. Auch records oder protocolle brabäntischer, flandrischer gerichte wären mir lieb. Die Niederlande müssen voll stecken von altem rechtsgebrauch, und wovon Rapsaets buch nur das wenigste weiss, aber hier zu land und selbst in Göttingen fehlen die subsidien. Mittermaier hat neulich in der Tübinger Zeitschrift seltne rechtsquellen aus den Niederlanden angezeigt, vielleicht nach mittheilungen von Ihnen? dann werden Sie am besten wissen was ich meine.

Ihr badisches archiv wollen die Freiburger fortsetzen, wie ich höre.

Dieses jahr denke ich den schuldigen dritten band meiner grammatik ernstlich vorzunehmen. Von Wilhelm wird nächstens eine Umarbeitung der zeugnisse aus dem heldenkreis erscheinen. Er grüsst mit mir auf das freundschaftlichste. Ich verbleibe Ihr aufrichtig ergebenster

Jac. Grimm.

Cassel 10. Jan. 1829.

Auf bestimmungen durch schattenfall und hammerwurf oder beilwurf habe ich ein sonderliches augenmerk und kann meine belege schon beträchtlich vermehren; sollte Ihnen dazu ein pfälzisches oder badisches beifallen, so bitte ich darum, ich habe mir noch aus Schöpflin cod. dipl. Zaringobad. nr. 363 und 367 angemerkt, wo ein spiessreichen vorkommt. Das landschaftliche verdient dabei grosse rücksicht.

Sr. Wohlgeboren Herrn Professor Mone

zu Löwen
in den Niederlanden.

15.

Göttingen 28. Mai 1831.

Lieber Freund,

es freute mich zu hören, dass Sie mit heiler haut davon gekommen sind aus dem greulichen Belgien; ich hatte mich oft schon nach Ihnen erkundigt, immer aber nur die namen andrer professoren, die zum theil wieder nach Bonn, zum theil anderswohin heimgekehrt sind, erfragen können; Warnkönig soll sich sogar mit der neuen regierung verständigt

haben und nach Gent versetzt worden sein. Das land und volk zeigen in einem schreckenden beispiel was aus uns werden kann, wenn das einfache nationalgefühl in uns erstirbt; sprache, geschichte und alles ehrwürdige geht damit verloren. Aus Ihrem brief, der sich über den politischen totaleindruck nicht ausspricht, meine ich gleichwohl zu merken, dass Sie nicht ganz auf der holländ. seite sind. Natürlich musste wohl manches misfallen, aber mir scheint doch ziemlich ausgemacht, dass nur von dieser seite aus der niederländische charakter allmälich gestärkt und erhalten werden konnte. In der vereinigung mit Frankreich würde es vollends untergehen und nur durch einige weltliche vortheile aufgewogen werden.

Ihr buch habe ich längst empfangen, gelesen und schon oft gebraucht; aber recensiert noch nicht, weiss auch nicht ob ichs thue. Beiträge für unsere hiesigen anzeigen werden mir seit mehrern jahren dadurch verleidet, dass sie gewöhnlich ein halb jahr oder noch länger liegen bleiben, ehe sie gedruckt erscheinen. Mit anderen anstalten habe ich die verbindung aufgegeben. Auch ist es mir schwer über ein buch wie Ihres öffentlich etwas zu sagen, im brief thu ich es schon lieber. Mir sind darin die reichlichen ags. glossen das liebste oder das nützlichste und ich danke danke Ihnen für deren bekanntmachung. manche Wörter fehlen bei Lye, einige sind entw. falsch gelesen oder abgedruckt. die hauptsamlung zählt nur 5518 glossen nicht 6518 (p. 432 ist 6000 für 5000 gesetzt) z. b. 124 muss stehen *rowendes.* 470 *tintregena* 520 *wecg* 592. *bleofah.* 688 wohl *yste?* 744 *tintrege* 1507. *nigan niearenysse* 1683 *grùndünga* 1817 *bilewitenys* 1806 *sineweealte* 1809 *wasùm,* vgl. 2450, auch 4095 *wasüm.* 1568 *boginclum* 1396 *fästene.* 1914 verstehe ich die parenthesis nicht, die gl. muss lauten: *welerùm, labris.* 2319 *occa.* 2662 *peowdom.* 2663 *sülhandlan.* 3025 *fügel.* 3714 *spinle.* 3894 *heseberprer (= hiseberprer)* 4090 *forscran.* 4098 *wasa.* 4418 *fac.* 5068 *swisctullum.* 5281 *gelma;* und dergleichen mehr, wodurch der wichtigkeit des ganzen rein abbruch gethan wird.

Ihre eignen abhandlungen und untersuchungen, fürchte ich fast, werden kein empfängliches publicum finden. Wenn ich sie lese, so erkenne ich stets Ihren eifrigen fleiss, Ihre liebe zu dem vaterländischen alterthum und den vielfachen scharfsinn der daraus hervorleuchtet. Aber die resultate haben mir zu wenig sicheres und überzeugendes. ich glaube dass die schuld an ihrer methode liegt. Es genügt Ihnen nicht, die sache so zu betrachten, wie sie nun einmal ist, sondern Sie bestreben sich sie noch viel weiter zu führen und zwängen sich in ansichten, wobei

Ihnen niemand folgen mag. Dadurch bekommt selbst das unleugbare, was sie gefunden haben, den anstrich einer halbwahrheit. Dieses urtheil wird Sie, lieber Freund, weder überraschen, noch verwundern, da es Ihnen von andern und auch von mir oft vorgehalten worden ist, ohne dass es auf Sie den geringsten eindruck gemacht hätte. Ich muss mir daher gefallen lassen, wenn Sie sich Ihrerseits über meine unfähigkeit ärgern, mich in Ihre ideen zu versetzen. Auch herrscht wirklich in allen Ihren Schriften dasselbe verfahren, eine gewisse eigensinnige phantasie, die Ihnen hilft, leichter mit den schwersten sachen fertig zu werden, als es auf anderm wege gelingen möchte, die für mich aber unbehaglich wäre, weil sie gern vom sicheren boden aufsteigt und in der luft umherschwebt.

Was Sie in Ihrem brief vom zusammenhang der Nibelungen mit der Varusschlacht schreiben, dabei schwindelt mir nur, und ich kann kein Wort davon glauben. Ich erwarte auch nicht, dass Sie die welt davon überzeugen werden, und wollte lieber, Sie bewiesen hundert andere dinge.

Ich begnüge mich also damit einzelnes neue und wissenswerthe aus Ihren studien zu lernen.

Wenn Sie noch diesen Herbst über zu Heidelberg verweilen, so sehen und sprechen wir uns vielleicht, denn ich gedenke dann, wenn kein hinderniss dazwischen tritt, nach Süddeutschland zu reisen und mir auch von Ihnen ein empfehlungsschreiben an Dümge zu erbitten, damit mir der Mann für meine weisthümer sein archiv öfnet.

Bleiben Sie mir gut.

Jacob Grimm.

Herrn Professor Mone (aus Löwen)

Wohlgeboren

jetzt zu

Heidelberg.

16.

Lieber Freund,

Sie haben lange her keinen brief von mir gehabt; hauptursache war meines bruders schwere und anhaltende krankheit, die mir nur wenig heitere freie stunden gönnte, in welchen ich alle kräfte zur nöthigsten fortsetzung der begonnenen arbeiten zusammennehmen muste. Im laufe des vorigen jahres hörte ich sodann dass Sie nach Frankreich gereist seien und wuste keine adresse.

Mittlerweile ist nun meine Mythologie heraus, deren plan und gelegentliche polemik Sie ebenso wolwollend beurtheilen werden, als beim

Reinhart. Niemand achtet Ihre gelehrsamkeit und Ihren fruchtbaren eifer für unser alterthum aufrichtiger als ich; aber die besonderheit der ansichten muss sich auf das freieste aussprechen. Ich hoffe, dass Ihnen wenigstens eins oder das andere im buche gefällt, und zweifle nicht, dass Sie selbst seit der Erscheinung Ihres heidenthums ausserordentlich viel umgelernt haben, wonach Sie sich und mich berichtigen können. Um Ihre glücklichere Musse beneide ich Sie; ich darf fast nur nebenstunden diesen arbeiten widmen. Gleichwol rüste ich langsam einen zweiten band über Reinhart und die thierfabel zu, wobei Ihre nachträge und einwendungen berücksichtigt werden sollen. Zu Brüssel entdeckte ich ein lat. gedicht, das noch beträchtlich älter als Isengrimus und Reinardus, obschon von geringerem poetischen werth ist.

Willkommen in Ihrem neusten heft war Serrures fragm. aus den niederl. Nibelungen und Ihr nord. namenverzeichnis aus den necrolog. augiense. *ascatla* p. 100 ist das fem. von *âsketill*, welcher name wie *thôrketill* an die heidnischen opferkessel erinnert.

Ich hoffe es geht Ihnen und Ihrer Frau, der ich mich zu empfehlen bitte, sonst recht wol. Wilhelm der nur langsam genest, grüsst, ich verbleibe freundschaftlich

der Ihrige

Jac. Grimm.

Göttingen 2. Jan. 1836.

Herrn Professor Mone

Wolgeboren

Carlsruhe.

17.

Lieber Freund. Sie werden durch buchhändlerbeischluss den ersten band meiner weisthümer empfangen; zu dem Sie mir vor langer zeit viele wichtige beiträge mitgetheilt hatten; ich werde am schlusse des werkes meinen dank dafür öffentlich aussprechen. Die sammlung selbst bedarf bei Ihnen keiner entschuldigung, da Sie durch bekanntmachung einzelner stücke in Ihrem anzeiger, zu verstehen gegeben haben, welchen werth Sie auf die rechtsquellen legen. Ich werde meinestheils in einer besonderen abhandlung näher in ihren gehalt, und den mannigfachen nutzen, den recht, geschichte und sprache daraus zu schöpfen hat, einzudringen suchen. Meine drei bände geben etwa 1000 stücke, womit ich das meinige hoffe geleistet zu haben; ich weiss, dass ich manchen text unvollständig und nicht in der ältesten gestalt liefere; nachträge werden sich in menge ergeben können. Bei der sammlung sparte ich weder

mühe noch kosten, man stösst aber auf hemmungen und schwierigkeiten aller art; viele enthalten ihre beiträge vor, weil sie lust und anlass haben, sie selbst herauszugeben, was mir nicht einfällt zu tadeln. Auch war die masse und last schon gross genug für mich, und ich habe eine ziemliche zahl ausschliessen und zurücklegen müssen. Welchen reichthum wird allein Ihr Carlsruher archiv gewähren, dessen benützung mir vor zehn jahren nicht besonders erleichtert wurde.

Mitte merz ziehen wir nach Berlin ab; diese gute Wendung unseres Schicksals hat Sie gewis erfreut.

Bleiben Sie unser eingedenk und freundschaftlich zugethan.

Jacob Grimm.

Cassel 28. Febr. 1841.

Die Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg.

Von

Karl Helm.

In der Hs. Cgm. 5, die grösstenteils (Bl. 1—127) die Weltchronik Rudolfs von Ems in der jüngeren Rezension mit den Erweiterungen aus Enenkel enthält (Schmeller, Katalog Bd. V. S. 1), findet sich auf Bl. 218a—223a von einer jüngeren, wohl schon dem Anfang des 15. Jahrhunderts angehörenden Hand die bisher nur dem Titel nach bekannte Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg (Goedecke I, S. 236). Sie ist geschrieben in je zwei Spalten von 37—42 Zeilen auf der Seite. Jede zweite Zeile ist eingerückt. Überschrift und eine Reihe von Initialen (im Druck hervorgehoben) sind rot. Die Hs. zeigt zweierlei Korrekturen, eine in denselben Schriftzügen und eine mit Cursivschrift. Erstere ist sicher vom Schreiber selbst gleich nach der Niederschrift vorgenommen. Sie kennzeichnet die Hs. als Abschrift; dafür sind namentlich die am Rande nachgetragenen Verse (420. 728) ein Beleg. Der zweiten Korrektur gehört die Änderung in v. 125 »*wenden*« statt »*irden*« an. Auch diese wurde offenbar nach der Vorlage vorgenommen, in welcher ein *w̄den* stand [1]). Gleichzeitig damit wurden mehrere Stellen, vornehmlich Namen, unterstrichen (siehe unten).

Der Dialekt unserer Hs. ist bairisch.

I. Vokale. Umlaut von *o*, *ô*, *u* ist in der Schrift nicht bezeichnet, nur einmal steht *e* für Umlaut von *ô* in *hert* (155). Zwar erscheinen häufig *ö*, *ü* (*v̈*) aber beide ohne Unterschied meist auch für den unumgelauteten Laut: *dörn* 671, *verlörn* 672, *chözz* 740, *grözz* 759, *vröw* 561, *chör* 430; *v̈rchund* 466, *stünd* 531. Umgekehrt stehen *u* und *o* an Stelle des Umlauts: *schoner* 267, *vber* 290.

1) Der Strich über dem *w* konnte sehr leicht als ein Stück des *d* aufgefasst werden. Auch die Umstellung von v. 507/8 erklärt sich nur, wenn wir eine Abschrift vor uns haben.

In der Schreibung der *e*-Laute herrscht wenig Konsequenz, da für *ae* auch *e* (123/4), für *ë* auch *ae* (v. 8) vorkommt.

Statt *â* finden wir zweimal *o* (Weinhold, Bair. Gr. § 56) in *vnderloz* 29 und *meres tron* 745.

Neben diesen Erscheinungen, die keinen speziellen Dialekt charakterisieren könnten, aber jedenfalls auch dem bairischen nicht widersprechen, stehen an Stelle der alten *î*, *û*, *iu* die neuen Diphthonge: *offenleich* 5, *leichnam* 439, *mein reich* 536; *hausz* 106, *laut* 169, *auz* 382; *fewrain* 542, *new frewd* 608, *leutten* 790. Altes *ei* ist durch *ai*, *ay*, *ei*[1]) wiedergegeben, *ou* durch *au* (vgl. 370. 371. 374).

ie wird durch *ie*, selten durch *i* (v. 283) ausgedrückt, *uo* meist durch *ue*; dementsprechend ist auch *ů* nicht *ü* in der Hs. zu lesen.

Für *i* wird manchmal *y* geschrieben z. B. *ym* (328), *ydoch* 91, *ye* 112. 432. 643, *nymant* 467, *nymmer* 621 und im Wortauslaut 7. 58 u. a. (vergl. Ehrismann, Beiträge, XXII, S. 265).

Für die Nebensilben ist zu bemerken als speziell bairisch *u* in der Endung des Part. präs. (Bair. Gramm. § 31): *wachund* 190. *unwizzund* 791, *glueund* 583, *prinnund* 219, und ein sehr häufiger Svarabaktivokal *i*; *erib*: *vorderib* 23/4, *enphilich* 65, *enpholichen* 347, *voricht* 121, *werich* 168, *vertiligen* 765, *sterikch* 760 (Bair. Gr. § 20).

Die Apokope des tonlosen *e* ist sehr stark.

II. Konsonanten. Im Anlaut steht nach bairischem Lautstand meist *p* für *b*, *ch* für *k*, auch einzeln *t* für *d*: *pey pild* 7, *pischolf* 11, *pat* 196, *pozheit* 646, *pluet* 762; *chunden* 183, *chlagent* 186, *chelich* 389, *chemph* 390, *chomen* 799; *tumen* 109. Auslautend steht sehr oft *ch*, *kch*: *gienkch* 42, *maydwurkch* 6, *nakch* 392; so auch inlautend in *gedenkchen* 175. *w* für *b* im Anlaut erscheint öfters (Bair. Gr. § 136 und 165): *maydwurkch* 6. 34. 481; *gewar* 600; *lobewaer* 46. *g* für *j* im Anlaut (Bair. Gr. § 176. 198) in *gâr* (Nachschrift).

Das Verb *soln* lautet öfters mit *sch* an v. 7. 179. 278 (Bair. Gr. § 327).

III. Flexion. Der n. pl. des Adj. endigt auf *eu*: *allev* 83, ebenso der n. acc. sg. fem,; *disew* 184, *grozzew* 221. 495.

n. pl. des Pers. Pron: *seu* 360. 786. acc. sg. fem. *sei* 285. 288. 292. 293 (Bair. Gr. § 372).

---

1) Ebenso auch die aus Kontraktion entstandenen *ei* (*gesait* 2, *maydwurch* 6), die im bairischen Dialekt nicht heimisch sind (vgl. Fischer, zur Gesch. d. mhd. Tübingen 1889).

Dass die Legende selbst ihre Entstehung wohl kaum in Baiern haben kann, liegt auf der Hand, sie muss aus Mitteldeutschland stammen. Bei dem geringen Alter derselben (s. unten) ist zwischen ihr Entstehen und ihre erste litterarische Fixierung kein grosser Zeitraum anzusetzen. Es frägt sich deshalb sehr, ob letztere nach Baiern oder auch nach Mitteldeutschland zu verlegen ist.

Für bairische Heimat sprechen am meisten die Verse 321—324 mit den Reimen *pischolf : wolf* und *hertaer : rauber*. Die Form *pischolf* ist spezifisch bairisch-österreichisch und wenn man auch die Möglichkeit ins Auge fassen muss, dass sie als bequemes Reimwort auf *wolf* auch von einem Mitteldeutschen gebraucht werden konnte, so ist ein Beleg dafür bisher nirgends erbracht[1]). *hertaere* (in der Bedeutung von *hirte* streng geschieden, vergl. Lexer, W.-B. I, S. 1264) ist ebenfalls nur oberdeutsch[2]). Die Beweiskraft beider Worte wird aber bedeutend beeinträchtigt dadurch, dass sie so unmittelbar hintereinander stehen, sie können durch Ausscheidung der vier Verse und Änderung von v. 325 in »*er ist ein* . . .« anstandslos beseitigt werden.

Die übrigen Reime ergeben nichts zwingendes für bairische Herkunft. *schier : ir* (Weinhold mhd. Gr. § 112. 115), *bechert : vert* 25, *chert : wert* 298 (Bair. Gr. § 48, mhd. Gr. § 69) sind bair. ebensogut als md. möglich, die oberdeutsche Form *sol* (257. 277. 361. 773) steht in allen md. Gedichten unbedenklich im Reim (Wülcker, Vokalschwächung S. 18), der Diphthong *gebaun : (vraun)* ist im md. früh beliebt (Rother v. 22). Dagegen spricht für md. Heimat eher der Reim *began : darvan* 175, wenn *van* auch bei obd. Schriftstellern nicht selten ist (Whd. § 20), ebenso der Abfall des t in *erschrack(t) : prach* 665 (Whd. § 183), noch mehr *wol : stuol* 335 (Bahder, voc. Problem des md.); endlich die Reime *i : î*, *in : sîn* 503, *în : hin* 743, *sin : trehtin* 51 (gegen *trehtein* v. 52). Solche Reime konnte um 1350, um welche Zeit wir die Niederschrift der Legende frühestens ansetzen können (vergl. unten), kein bairischer Dichter mehr schreiben. Für md. Charakter der Vorlage können aber auch noch einige andere Merkmale geltend gemacht werden, dass nämlich im Versinnern neben den obd. Formen auch die entsprechenden md. häufig stehen, so neben *seu : sie*; dann lesen wir auch oft *pischof*, einmal *plicht* statt *pflicht* 444, *plaster* 465 und stets *pücz* statt *pfütze*. Die Lesart der Hs.: 344 *daz hiez* statt »*daz er liez*« erklärt sich am besten aus

1) In Bruder Philipps Marienleben steht die Form *bischolf* nur in d. Hs., dagegen reimt *bischof: hof*.

2) Vgl. Lexer, Kärntisches Wörterbuch unter „Hirte“.

einem vorliegenden »*daz her liez*«[1]). Ein bedeutsames Argument für md. Herkunft bietet endlich der Vers 601, falls unsere Erklärung das richtige trifft (vergl. Anm.)

Wir sind darnach wohl berechtigt, unsere Legende als Arbeit eines bairischen Nachdichters[2]) zu halten, der im wesentlichen sich an ein md. Vorbild hielt, aber die Verse 321—324 hinzufügte und wohl auch im einzelnen Ausdrücke geändert hat. So erklären sich einige weitere spez. bairische oder doch oberdeutsche Ausdrücke im Versinnern, auf welche die Anmerkungen hinweisen.

Bei dem spärlichen Material ist es natürlich unmöglich, die Heimat des mutmasslichen Originals enger zu begrenzen; vielleicht war der Verfasser sogar ein Niederdeutscher der md. schrieb (vergl. Anm. zu v. 601). Es musste deshalb darauf verzichtet werden, die obd. Formen der Hs. durch md. zu ersetzen, da es nicht streng hätte durchgeführt werden können. Der Abdruck bietet infolge dessen die Hs. unverändert, abgesehen von den notwendigsten Korrekturen[3]). Auf diese Weise kommt wenigstens der bairische Charakter der Hs. zur vollen Geltung.

Die Nachschrift setzt die in der Legende erzählten Ereignisse in das Jahr 950. Damals gab es aber ebensowenig ein Erzbistum Magdeburg, als es je dort einen Erzbischof Udo gegeben hat[4]). Indessen lässt sich wohl die Gestalt eines der späteren Magdeburger Erzbischöfe mit der Legende in Zusammenhang bringen, nämlich die Burchard's III 1307—1325. Dieser hatte gleich von Beginn seines Amtes (vergl. Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg, S. 225) die Magdeburger durch die unerhörtesten Erpressungen bedrückt[5]), hatte ihnen dann gegen hohe

---

1) Vielleicht geht auch *gewaschen* statt *gewachsen* (v. 469) auf ein missverstandenes *gewassen* der Vorlage zurück, doch wird hier eher die vorhergehende Zeile 468 den Fehler veranlasst haben.

2) Falls die Erklärung der Lesart 344 richtig ist, würde daraus geschlossen werden müssen, dass unsere Hs. vom Nachdichter selbst herrühre, sie müsste denn, was allerdings auch denkbar wäre, eine schlechte fehlergetreue Kopie sein.

3) Abkürzungen für *-er, ra, -en, -em, -us* sind aufgelöst und die Interpunktion zugesetzt. Aus technischen Gründen mussten die mit *e* überschriebenen *u* der Hs. aufgelöst werden. Es wurde dafür geschrieben: *ue* in v. 34. 67. 118. 405. 447, entsprechend *we* in v. 235, dagegen *ü* vers 40. 54. 64. 87. 506.

4) Auch das Münster (v. 44) wurde erst 1208—1363 an Stelle der alten Klosterkirche gebaut.

5) So benutzte er unter anderem eine 1317/8 herrschende Hungersnot, sich zu bereichern, indem er die Einfuhr fremden Getreides in die Stadt untersagte und sich von der bedrängten Stadt gegen Aufhebung dieses unerhörten Verbotes 300 Mark Silbers zahlen liess (vgl. Hoffmann I S. 324).

Abgaben durch Vertrag ihre alten Freiheiten zugesichert, den Vertrag aber gleich darauf wieder gebrochen. Fortwährende Kämpfe, in deren Verlauf Burchard 1314 vorübergehend aus der Stadt fliehen musste und kurz darauf drei Wochen in Haft gehalten wurde, waren die Folge seiner Willkür. Im Jahre 1324 war die Geduld des ganzen Erzbistums erschöpft; es bildete sich ein Bund der Städte Magdeburg, Halle und Calbe und einer Reihe von Fürsten (darunter auch Graf Burchard von Mansfeld und Herzog Otto von Braunschweig), und diese zwangen den Erzbischof zu einem Vergleich, worin er den Städten alle ihre Rechte und Freiheiten aufs neue zusicherte. Als er auch diesmal sein Wort wieder brach, sagte sich auch das Domkapitel von ihm los und die Verbündeten beschlossen, den Erzbischof gefangen zu setzen, was am 29. VIII 1325 geschah. Während die Verhandlungen sich aussichtslos hinzogen, übergab der Magdeburger Magistrat den Gefangenen einigen verzweifelten Männern, welche persönlich unter der Härte Burchards schwer gelitten hatten, und von denen zu erwarten war, dass sie denselben nicht am Leben lassen würden. Diese erschlugen ihn am 21. September im neuen Keller des Rathauses mit einem eisernen Riegel oder einer Keule (vergl. G. Hertel. Die Ermordung Erzbischofs Burchard III von Magdeburg; Geschichtsbl. für Magdeburg 1887, S. 53). Bemerkenswert ist dabei eine Stelle aus dem Chronicon des Heinrich von Herford über die Szene der Ermordung selbst. Er berichtet, die vierzehn Männer seien durch Larven unkenntlich gewesen und jeder habe eine Keule in der Hand getragen. Dann fährt er fort (Hertel a. a. O., S. 70) »Und während sie wie Dämonen um den Erzbischof herumtanzen und wie Gespenster um ihn herumlaufen, schlägt ihn endlich einer mit der Keule auf sein geweihtes Haupt, und indem das Hirn ausspritzt, lässt er den Kopf sinken. Als der Mord vollbracht war, gehen die Teufelsdiener einzeln und getrennt ... vermummt nach Hause zurück u. s. w. ...«. Die kirchliche Partei betrachtete Burchard als Märtyrer und erst 1331 erlangte Magdeburg die Lossprechung vom Interdikt, trotz der eifrigen Bemühungen des Erzbischofs Otto (1327—1361); schon vorher hatte sich Kaiser Ludwig der Baier offen auf Seite der Stadt gestellt, sie von der Reichsacht befreit und erklärt, dass sie durch die Bedrückungen und Wortbrüchigkeit Burchards gegen ihren Willen genötigt worden sei, ihn zur Strafe für seine Verbrechen aus der Welt zu schaffen [1]).

1) Urkunde vom 16. 3. 1329 aus Lucca. Vgl. Hoffmann I 243.

Ich erblicke in diesen Ereignissen die direkte Veranlassung zur Entstehung unserer Legende. Gewiss blieb in der Erinnerung des von Burchard so hart bedrückten Volkes die Gestalt des Erzbischofs haften als die eines Scheusals, dem Schändlichkeiten jeder Art nachgesagt werden konnten; und die geheimnisvolle Ausführung seiner Ermordung gab der Phantasie reichlich Nahrung. So ist es nicht wunderbar, wenn sein Tod schliesslich dem direkten Eingreifen überirdischer Gewalt zugeschrieben wurde.

Nahe liegt es auch einen Vergleich zu ziehen, zwischen der Teufelsszene der Legende und der Mummerei, die nach Herfords Bericht bei dem Mord stattgefunden hat.

Als Entstehungszeit der Legende haben wir darnach die Zeit nach 1325 anzusetzen, für die erste Niederschrift wird man mit dem Ansatz 1350 schwerlich weit fehlgreifen; sie fand wohl eher noch früher statt als später. Die Legende kennzeichnet sich darnach als ein künstliches Produkt; denn es ist nicht anzunehmen, dass der Dichter die wahren Begebenheiten nicht gekannt hat. Er hat eben nur die im Volksmund kursierende Erzählung benutzt und bewusst ausgeschmückt. Dazu stimmt denn auch sehr gut, dass Name und Zeit geändert wurden, und zwar wird dies desto erklärlicher, je näher die Niederschrift den Ereignissen lag. Gewiss wusste damals noch jedermann, wer unter der Maske verborgen war.

Der Verfasser wird wohl ein Geistlicher gewesen sein; jedenfalls war er wohlbewandert in der Legendenlitteratur, was daraus zu ersehen ist, dass er eine Reihe auch sonst häufig vorkommender legendarischer Züge verarbeitet. Die Erleuchtung des unbegabten Schülers erinnert an den Bericht Bedas über Caedmon in der Historia ecclesiastica. Weit verbreitet[1]) ist das Motiv des tiefen (event. todähnlichen Schlafes), während dessen der Schlafende eine Vision hat. Es ist bei uns dreimal angewandt. Der Schüler des St. Brandanus sieht an dessen Todestag, wie derselbe von den Engeln im Himmel empfangen wird; ebenso erblickt der Kaplan Udos diesen am Tag seines Todes in den Händen des Teufels.

Das Schicksal des Leichnams und der Fluch, der auf demselben ruht, ist endlich unverkennbar der Legende vom Leichnam des Pilatus nachgebildet.

1) Vgl. Tundalus, Silvester, Brandanus, Theophilus u. a.

Hie merkcht an disem maer von einem 218[a]
grozzem sünder, sein nam der wirt hie be-
chant, pischolf hudo ist er genant.

In dem namen der heiligen driualtichait
wirt ew alhie zestund gesait
ain zaichen vnd ain wunder,
daz auf der werlt besunder
got offenleich erczaiget hat
ze maydwurkch in der werden stat.
da pey so schullen pild nemen
alleu den daz mag geczaemen,
daz si prelaet sind genant
oder in welcher wirdichait erchant
pischolf aebet probest pharrer
vnd dar czw aller hand lerer,
den enpholchen ist von got,
daz si laisten sein gebot
vnd der christenhait phlegen,
di schullen in ir hercz legen
di selben geschicht di da geschach,
daz manig mensch mit augen sach.
dabei so müst ir brueffen woll,
wie schedleich ist vnd dampnuz vol,
daz ein prelat pozleich lebt
vnd ze aller zeit darnach strebt,
wie er christes erib
verwuest vnd verderib
vnd ez vertue mit üppichait,
mit huer mit hochfart an vnderschaid,
mit minnen di geweilet sind,
di man haizzet gotes chind,
mit magden mit chonen an vnderloz.
ir vorpild zewchet in gotes haz
manigen menschen, der wirt verlorn
und leidet immer gotes czorn.
No merkcht waz daz wunder sey:
ze maydwurch waz der schuel pey
ein schueler, waz hudo genant, 218[b]
der waz so hertes sinnes erchant,
daz ze dhainner stund
er gelern chund,
daz man *in* martert vnde slueg,
gar luczel in daz für trueg.
ze einen zeitten daz geschach,

---

9 hs. preldet. 11 phar$\overset{s}{\text{r}}$. 12 lere$\overset{s}{\text{r}}$. 34 *die in der Hs. mit einem nicht ganz geschlossenen Ring überschriebenen* u, v *sind so wiedergegeben nach Analogie der ausgeschriebenen Formen.* 39 in *fehlt in der Hs.*

daz man in ser geslagen sach;
auz der schuel gienkch er do,
in daz minster eilte er so,
daz sand mauriczen dem martrer
vnd sein*er* geschelchaft lobewaer
ist geweicht vnd herleich erpawn;
da begund er vnser vrawn
vnd sand mauriczen rueffen an
mit gestarkter venig sunder wan,
daz seu im geruechten geholfen sein
gegen got vnserm trechtein,
daz im sein hertichleicher sin
verwandelt würd, do saig er hin
vnd entslief semftichleich;
alda erschain im tugentleich
vnser vraw sand marey,
si macht in schir sorgen vrey
vnd sprach: „ich han di andacht dein
vernomen vnd der sleg pein,
die du zw der schuel hast gedolt.
nicht alain der schuel solt
gib ich dir, ich gib dir mere:
meins fürsten mauriczens pistums ere
enphilich ich dir, swenn daz geschicht,
daz man den verschaiden siecht
den pischof, der des erczpistuems iezunt phligt,
deu ere in deiner hend geligt;
vnd phligstu recht der christenhait,
so wirt dir ewig lon berait.
lebst du recht vnd redleich,
du besiczest daz vron himelreich; 218c
vercherst aber du daz rain leben,
dir wirt der ewig tod gegeben
an sel vnd an leib.“
die gesegent aller weib
verswant, do si di red gesprach;
der schueler auz dem slaff sach,
vnd do er *im* nyemant pei vant,
er gie zw der schuel zehant,
alz er e gewonet waz;
zehant er maisterleichen laz,
allev di chunst di chund er wol.
si wurden all wunders vol,
die in reden hörten
wand si seinen worten
nicht antwürten chunden,
vnd sprachen: „an den stunden
da hat er solich chunst genomen,

46 hs. sein. 55 hs. entlief. 76 hs. aller leib weib. 79 hs. im *durch Punkte getilgt und* er *darüber geschrieben.* 84 hs. wol.

von wann ist im daz hail chomen?
ez ist pey namen hudo ydoch,
der gestern in des maysters yoch
muest leiden sleg alz ein rint;
heut sei wir all*er* chunst plint
kegen seiner chunst." si sprachen sus:
„er ist ein guet philosofus."
Aber czwai iar darnach
der pischolf starb; do daz geschach,
gemainchleich wart erwelt aldo
ze erczpischolf der schueler hudo,
vnd alz er recht bestetigt waz
vnd daz pallium an sich laz,
daz di herczpischo*f* gehoret an
er begund in rechter fur bestan
ettleich vrist vnd lange nicht,
alz laider manig stund geschicht,
daz dikch gewalt vnd ere
vercheret den menschen sere.
daz wart an disem tumen schein 218d
wan er der reinen chünigein
rat vnd lere vber gie,
der sel hail vergaz er ye
vnd lebt nach seines willen gelust;
mit maniger hande *un*chust
er verswenden begund
dez goczhauzzes gut swa er chund,
mit vnchewscher fur,
mit werltleicher huer,
vnd halt mit geweilten weiben
begund er vncheusch treiben,
daz er an allew voricht
aller hand sund worcht.
sein leben wart so widerzem
vnd aller der werlt vngenem,
daz sein di wenden gar verdröz,
vnd do manigg iares zeit hin vlozz,
vnd er di werlt vnd auch den luft
gevureint het mit sunden guft,
vnd er eins nachtes lag
pey einer abtessinn vnd phlag
mit der vncheuscher wunne —
ez waz di selb nunne
aus einem gefursten chloster
(von irn ern lost er
di fremden vnd di chunden)
daz chloster hiez zw den stunden
osterholcz waz ez bechant,

---

94 hs. all. 102 hs. *nach* vnd *ein durchstrichenes* an. 103 hs. herczpisch 125 hs. ivden, *darüber mit anderer Tinte* wenden *korrigiert, vgl. S. 95.* 137 *vgl. Anm.*

nu ist ez der liligen garten genant
vnd ist des graben orden —
(also chund er sel morden)
do er bei ir an dem pet lag
vnd sunden fur mit ir phlag,
ein aizleich stimm er gehört,
dew rueft vil laut disew wort:
„hudo gib ent deinem spil
du hast gespilt genueges und vil". 219[a]
zw der stimm honlacht er,
des morgens vil frewden macht er
vnd verstund sich nach dem maer,
daz ez ein geticht waer.
sein hercz waz erstainet gar
vnd nam der stimm du nicht war,
dew im in warnung zu sprach,
nichtesnicht man in gepezzert sach.
Nu hert mer waz ich ew sag.
des andern nachtes im zu sprach
aber ein semlich stim
mit vorchtichleichem grim:
„gib ein end deinem spil
du hast gespilt genueg vnd vil."
dez wolt er aber achten nicht
vnd *nam* chainer pezzrung phlicht
vnd belaib in seiner hertichait;
daz muest im hernach wesen laitt.
Darnach an der dritten nacht,
do er mit gird vnd mit macht
pey der aebtessinne lag
vnd der vncheusch werich phlag,
die selb stimm laut erhall
mit vngefueges prakches schal:
„Hudo gib end deinem spil
du hast gespilt alczevil."
nu erschrakt er vast vnd seuft ser
vnd wold doch nicht tun widercher,
sunder gedenkchen er began:
morgen, morgen lazz ich darvon.
idoch sund er nicht verlie
vnd rew noch puzz nie begie,
da mit er scholt die sund abtwachen
swie im doch waer verdampnuz nahen.
Nu muzz ich grozze wunder sagen
vnd di warhait nicht verdagen;
wolden ez die falschen chunden nicht,
da disew ängestleich geschicht
geschen ist, ez wurd in sagen 219[b]

---

162 hs. nam. 178 hs. *vor* nie *ein durchstrichenes* er. 180 *die Auflösung für Suffix* -nuz *nach v.* 20. v. 185/6 *vgl. Anm.*

die stain vnd mit geschrai chlagent,
alz ir hernach vernement seit;
wand darnach vber drew mänet zeit
geschach daz selb wunder,
wand wachund vnd vil munder
gie ein chörher saeldenreich,
gehaizzen waz er fridreich,
auf sand mauriczen chör,
sein hercz hueb *er* enpör
vnd sein hend gen himelreich,
er pat mit andaht vleizzichleich
got vnsern schepher,
daz er genedig waer
gemainchleich aller christenhait,
er waz vol aller heiligchait.
idoch so waz sein maistew pet,
die er hincz got tet,
daz hudo der sunden haubt
des lebens wurd beraubt,
oder daz in got bechert
darumb er nider vert
sein zecher mit gar lauttem muet,
zehant do sach der herr guet
ein gesicht gar aisleich
menschleichem chun vraisleich;
ze vodrist sey doch den gesait,
die haubt seindt der christenhait
vnd huetter sind der gottes schaffelein,
die si in der hell pein
mit pösm vorpild senchent
vnd gots gebot wenchent.
Nv hort waz der herr sach,
ez chöm ein wint mit grozzem prach,
der lescht di liechtvaz vberal
in dem münster auf vnd zetal;
davon in grozzev vorcht begraif,
daz im seines leibes chraft enczlaif,
vnd daz er mocht gesprechen nicht
noch von der stat chomen icht, 219c
daz har im auf gegen perig staig,
vor vorichten er zitert vnd still swaig.
zehant do giengen in den chör
czwen iunglinch schön vnd trügen vor
zwo prinnund cherczen grozz vnde lanch,
si taten chainen vmbganch,

190 hs. wunder, *über dem* w *ein kleines* m *mit gleicher Tinte.* 194 hs. er *fehlt.* 199 christehait. 206 hs. *über dem* »vert« *ein* A (*ebenso* v. 213 *bei* huetter). 210 chum, *der letzte Strich durch einen Punkt ober- und unterhalb getilgt.* 216 hs. gocz? 218 hs. r *in* prach *eingefügt.* 219 hs. liecht waz. 227 hs. do *über der Linie eingefügt.* gieng. 230 hs. tatem (*letzter Strich durch Punkte getilgt*).

si giengen zu dem altar vrön
vnd stünden daneben mit zuchten schon.
von der herren zuevart
daz münster gar erfullet wart
vngewonleiches liechtes schein.
darnach zwe dem chör giengen ein
aber czwen, der ain trueg
tebich schön vnd reich genueg,
di er fur den alter vielt;
der ander czwen guldein sezzel hielt,
di saczt er auf di tebich schon
fur sand mauriczen alter vron.
nach dem cham aber ein ander man
alz ein vrecher chemph gegan,
in seiner hant ein plozzes swert
recht alz ein chemph der streites gert.
man sach in in dem munster stan
al mitten, lautt rueffen er began:
„stet auf alle gotes chind,
der hailtum hie mit haus sint,
Chömt her zw gocz gericht."
alda zu hant die richt
erschain ein vngefuegew schar
von mannen vnd von vrawen daz ist war;
si warn geczieret wunnichleich,
simlich in ritters wat geleich,
ettleich gegaerbet schön vnd wol,
alz man werd bischolf schol.
auf den chör si giengen,
irn stant si viengen
pey ein ander schön vnd eben,
darnach vnd het verdient ir leben.
Zehant enschinen wunnichleich 219 d
zwelf ersam herren lobelleich,
in der mit ein herr gie —
gesehen wart so schones nie —
noch schoner dann die sunn,
aller der werlt wunn
leit an im mit lob genueg,
ein chünichleich chrön auf seim haupt er trueg.
ez warn di heiligen czwelifpoten rain,
der aber enmitten zwischen in schain,
daz waz iesus christ,
der himel vnd erd ein chünig ist.
do er in begund nachen,
daz in die heiligen sachen,
si enphiengen in mit andacht wol,
alz man der werlt herren schol;

---

236 vgl. S. 98 Anm. 3. 245 hs. eines, -es *durch Punkte getilgt.*

si saczten in auf den sezzel schon
vor sand mauriczen alter vrön.
czehant cham auch gegangen in
der himel vnd erd chüniginn.
nach der so ginch ein michel schar
schoner magd liecht genar.
do sey die heiligen sahen,
sie begunden all gahen,
daz si chnieten gegen ir
vnd sei mit eren enphiengen schir.
alczehant auch iesus christ,
der vber al tugend ist,
tugentleich gegen ir gie,
pey der hend er sei gevie,
er saczt sei vor dem alter vrön
auf den andern sezzel schon
pey im zenachst mit wirdichait.
alzehant chom auch berait
sand maüricz der fürst wert,
sein gesellschaft mit im chert
daz waz ein wunnichleichev schar:
sechz tausent, sechz hundert sechz vnd sechzig gar.
si chnieten auf ir chnie nider,
mit gemainem mund si paten sider 220ª
vnd sprachen: „herr iesu christ,
wand du ein rechter richter pist,
la dein recht gericht ergan.“
do die red wart getan,
si richten sich auf vnd warten ein vrist,
waz in antwürt iesu christ.
mit zuchten stünden si also,
vnser herr antwurt do:
„ich waiz wol, waz ir wellet began.“
sand maüricz sach in an
vnd sprach: „vil lieber herr mein,
la dein gericht werden schein.“
nu waz auch zegesicht do
der laidig erczbischof hudo;
do sand maüricz den pischolf sach,
zu iesu christ er also sprach:
„siech der hudo, der hie stat,
nicht pischoff ampt begangen hat.
er ist ein wuechster vnd ein wolf
vnd nicht ein rechter pischolf;
er ist nicht ein rechter hertaer,
er ist ein vbel rauber,
dar zw ein vbel tötter
vnd ein grewleicher vrezzer

291 hs. er gegen. 305 hs. dein *zweimal geschr., das zweite unterpunktiert und durchstrichen.* 322 hs. pischoff.

deiner armen scheffelein.
ym gab di rain müter dein
weishait schir aller chünst
vnd meins erczpistums gunst.
daz tet di rain ze eren dir,
allen heiligen vnd auch mir,
darczu der meinen gesellechaft.
si macht in schon wizzenhaft,
ob er mein pistum richt wol,
daz er besez der frewden stol,
wurd aber sein leben sundehaft
in verslund der pittern helle chraft.
daz lie di rain in wizzen.
nu hat er sich geflizzen,
swaz haizzet gesundet. 220[b]
darober wart im gechundet
mit schonner warnung dreistunt,
daz *er* liez von sunden punt;
doch wolt er nicht von sunden lan
vnd hat dar vber mer getan,
allez das im empholichen ist
er hat vernicht pey seinner vrist,
mein erczpistum nicht alain,
dein geweichte praut mit main
hat er gemailigt vnd gevnert
vnd lasterleich an sich gechert
hie vnd dort vräuelleich.
davon so richt chünig reich,
richter gar gerechter,
richter starkch vnd slechter."
Do sand mauricz di red vol mas,
vnser herr zegericht sas
vnd sach di heiligen guettleichen an,
vragen er seu also began:
„waz gevellet euch nu wol,
wie man hincz im richten sol?
do rueft der chemph mit dem swert:
„er ist des todes wert."
der richter an die ṽrtail hal
mit allen heiligen vber al.
ez wart gefragt sa zestunt,
waz todes man im macht chunt.
der richter selb di ṽrtail gab:
„man sol sein haupt im slahen ab,
wand er ein haupt gewesen ist
der christenhait vnd hat sein vrist
verczert in hauptsunden main."
der ṽrtail volgten do gemain

---

336 hs. *über* »sez« *ein* A. 344 hs. daz hiez von ... 348 hs. hat *eingefügt*. 363 hs. er *statt* der.

die heiligen di im wärn do;
der chemph geböt vnd sprach also
ze dem pischof, daz er strekcht
den hals vnd von im recht;
daz muest sein do erz gebot.
der chemph daz swert ze dem slag pot, 220c
vnd do er wold slahen dar,
do rueft ein heilig auz der schar:
„enthalt dich vnd nicht slach,
vncz daz ich von im emphach
die heiligchait, die er an maniger stat
vnwirdichleich emphangen hat“.
zehant er einen chelich nam,
er stund fur den verfluechten stam,
er habt den chelich fur seinen munt,
do slueg der chemph sa czestunt
manigen swaern herten slag
dem pischof hudo *in* den nakch.
Nv mercht ein wunder daz geschach,
daz alles der fridreich sach:
alz maniger slag drr chemph tet,
als manig oblat gie zestet
auz des pischolfs mund,
vnd viel an der stund
in den chelich nider.
die nam der selb heilig wider
vnd sauberez mit grozzem vleiz
mit einem tuech weiz,
vnd saczt seu auf den alter hin; —
si lert ir tugent vnd ir sin,
daz seu mit grozzer diemuettichait
nigen der seligen heilichait —
vnd gie hin wider an sein stat.
zehant der chemph ze dem pischof trat,
ze dem armen ze dem vaigen,
den hals muest er naigen;
er slueg im einen swinden slag,
zehant der pischof töd gelag,
der chemph warf daz haupt hin dan.
alz daz gericht waz ergan,
an den selben stunden
die heiligen do verswunden.
Do der chörher sich versan,
sein augen wurden auf getan,
vor vorchten waz er erstummet
er zitert vnd grummet.
idoch er hercz wider gevie,

377 hs. sterkcht. 389 hs. den *über der Zeile eingefügt.* 386 enphagē. 392 hs. pisch *dann über der Zeile* of; in *fehlt.* 420 hs. er zirt. *Der ganze Vers mit anderer Tinte am Rand.*

in ein gruft er pald gie,
da vand er liecht inne
er zunt wider mit sinne 220 d
swaz liechtvaz in dem münster waz;
in seinem herczen er dannoch laz,
ob die geschicht waer war, idoch
den czweifel trueg sein hercz noch.
chünhait doch sein hercz gevie,
in den chör er wider gie,
er schawt des gerichtes stat,
ye paz vnd paz er näher trat
vnd plikcht auf den altar dar,
er sach den chelich, di oblat gar,
er sach hudo enthaupten,
sein sinn do gelaubten
diser geschicht die warheit.
daz haupt waz hin dan gelait
von dem leichnam höher paz,
daz phlaster waz von pluet naz.
von schulden müst er schreien do
mit lautter stimm vnd sprach also:
„awe traurig angesicht,
awe grozzes wunders plicht!
awe herr wi wirtichleich ist
dein gericht iesu christ!
wand swen dein guet warnet vil,
ob sich der nicht becheren wil,
swann du in lang hast gespart,
der müzz varn di iamers vart.“
Darnach der chörherr fridreich
versloz di tür all geleich
vnd liez niemant inz munster gan
phaffen, layen, vrawn noch man
vncz di sunn hoch erschain.
do rueft er ze samm gemain,
all di da warn in der stat,
mit in er in den chör trat.
er tet in chund di gotes rach,
die er mit augen des nachtes sach.
des sagt er in di warhait gar;
ouch namen sew selb vil wol war,
daz der pischolf waz erslagen,
wand in seinem plüt lagen
dez plasters maermelstain rot
ze v̂rchund gocz guet genot,
daz daz bluet nymant chan 221 a
gewischen noch gewaschen dan.
sam ez dar von gewachsen sey,

---

425 hs. *das* t *von* liechtvaz *eingefügt*. 442 hs. snnm. 447 hs. swenn. 451. *Auflösung von* her^{s} *nach* v. 217 *u. a.* 469 hs. gewaschen.

alzo ist ez dem plaster pey.
zwar daz ist ein zaichen,
daz wol möcht hercz waichen
aller der prelaet die sint
vnd waern seu nicht an witzen plint.
No merkcht recht, waz ich ew sag,
wand an dem selben wunders tag,
do daz czaichen waz ergan,
do vart des pischolfs chappelan
von einer stat, alda hin
der pischolf het gesendet in,
vnd er gegen maidwurch rait.
do cham er auf ein haiden prait,
ein grozzer slaf gie in an.
do sach er ein pavm stan,
der vil schonen schad gebar;
durch rue so chert er pald dar,
er rueft laut vnmazzen gar,
sein diener namen des nicht war,
wand sew vor im pald riten;
des chappelans wart nicht gebiten.
er erpaist nider vnder den paum,
des namen di dienner chainen gaum.
den pritel er vmb den arme want,
er legt sich nider vnd slief zehant.
da sach er ein vil grozzew schar
der vbeln tiefel chomen dar
mit paucken vnd pusaunen schal,
daz ez in die luft erhal,
mit swerten vnd mit spiezzen scharf
vnd swes man ze vblaer marter bedarf,
swie die waffen sint genant
vnd cherten zw dem paum zehant.
nv waz ainer vnder in,
der wolt ir aller furst sein.
das schain an seiner gestalt wol,
sein antlücz waz aller scheuczleichait vol,
dar zw so waz er grozzer gar, 221 b
dann dhainner an der schar.
dem beraitten seu einen werden sedel
dar auf seu saczten den fursten edel.
do si ein chlain weil gebiten,
nu chöm dort her mit eil geriten
ein ander schar mit rozzen grözz,
seu warn der vbeln tiefel genözz.
mit frewden seu schriern vnd hönlachten;
ahey wi si spottes machten,
wand seu in den luften vor

474 hs. wizen. 497. hs. pautken. 503 aimer. v. 507. 508 *in d. hs. umgestellt* (*v. 508 noch auf 220*a).

poten sanden höch enbör.
snaeller dann di adlaer
chomen seu gevarn dar.
die poten schrieren: „weiha weich!
hie vert ein furst reich.
dem schol man geben ein stat,
alz er vil wol gedienet hat.“
in der zeit chomen si dar,
da sathan saz mit seiner schar.
nu furtens huden sel dort her.
des tiefels dienner nach irr ger
in menschen pild chömen si dar.
do ir sathan wart gewar,
er stünd auf schön gegen ir
vnd sprach: „wis willechömen mir!
du hast mir gedienet schön,
des ich dir immer gern lön.
du hast mein schar gemert
vnd mein reich geert.
des scholt auch du geeret sein
in der vbeln helle pein.
sam tu wir gern an vnderwint
allen die vns gehorsam sint.“
nu chöm di sel gepunden dar
mit fewrein cheten, daz ist war.
Hudo zw der red nicht sprach.
do daz der vbel tiefel sach,
er sprach zw den dienern sein:
„hudo mag wol mued sein
auf der vart wurden her.
nu schull wir wesen sein gewer,
daz im trost widervar. 221 c
fürsten speiz gebt im dar
der hat er gewonet wol.“
si fulten im den halz vol
chroten vnd natern alczehant.
swaz er daz haubt vmb hin want,
si stiezzens in in vnder seinen danch.
darnach si guzzen ein trankch
in in, daz muest swebel sein
vnd smeckchend pech fewrein.
dannoch swaig hudo vnd nichtz sprach.
do daz aber sathan sach,
er sprach: „man sol den fursten vrön
in fursten pad seczen schön.
pey einer weil fürt mann in dan,
nu sach er ein pücz stan,
der het ein aisleich vberlit

539 *vgl. Anm.* 649 hs. widevar. 559 hs. nichcz?

daz waz si gedekchet mit.
er hiez di dekch nemen dan,
do sach man auz der puczen gan
einen flammen, der sich want.
gegen den himeln soczehant
verprant der flamm aisleich
holcz stain alz geleich,
dar zu perig vnd tal
vnd halt die vlie*z*zenden wazzer sunder twal,
di da bei nachen fluzzen —
des pischolfs seu sus genuzzen —
alz ein heu sew würden verprant.
in di puczen so czehant
des armen pischolfs sel schöz.
si wart der vbeln tiefeln genö*z*z.
man zoch seu auz aber darnach
gluen vnd prennen man sei sach,
alz ein glueundes eizen tuet.
di fürtens fur der tiefel gluet
vnd zu ir aller fürsten do.
sathan sprach: „vil lieber hudo
furst werd geselle mein.
ist gewesen icht suzz daz pad dein?“
aller erst verstund sich wol hudo,
daz er verdampt waer do.
fluechen er do ser began: 221d
„verfluecht seistu sathan,
du vnd all dein gesind,
verfluecht sein dein raet swind,
dein gewalt vnd dein reich
sey verfluecht ewichleich.
verfluecht sei an der stat
got der mich beschaffen hat!
verfluecht sei di mueter mein
deu mich gewar! verfluecht sol sein
mein vater der mich gewenchet hat!
verfluechens sol werden *n*immer sat
daz erdreich daz mich trueg!“
noch het er nicht gefluecht genueg,
er sprach: „verfluecht sei da bei,
swaz in himel vnd auf der erd sei.“
Do der fluech alda ergie,
der tiefel schar im new frewd gevie
mit gemainem mund.
si hantlegten in an der stund
vnd sprachen: „diser werder man
schol ewichleich pey uns bestan,
wand er chan nu offenleich

---

567 hs. nennen. 601 *vgl. Anm.* 602 hs. immer. 610 *vgl. Anm.* 607 hs. egie *und über dem* e: er.

vnser ampt vil maisterleich".
man legt im an der fürsten chlait,
die er verdampt immer trait,
daz er hör vnd sech,
lern, wizz vnd spech
fürbaz hin immer me
iamer not vnd alles we;
vnd wirt dar auz nymmer gelan,
di weil gotz reich sol bestan.
alz pald di red vol geschach
sich hueb ein iaemerchleicher prach,
wand si all gemain
vieln an di sel vnrain
vnd würffens in di pucz zetal,
daz es so iaemerchleich erhal,
sam himel vnd daz erdreich
perig vnd tal alz geleich
zesamme sluegen
mit slegen vngefuegen.
Noch lag alles der chappellan 222a
vnd sach im slaf di wunder an
die der tiefel worcht,
von herczen er sich vorcht.
do sach der tiefel auch da hin,
mit dem vinger zaigt er an in
vnd begund wueten,
er sprach: „ir schult behueten,
daz vns der phaff icht mug engan,
der vns dort alles siecht an;
wand der ye gewesen ist
des pischolfs heler zw aller vrist,
vnd hat im zu geleget dar an
aller poshait sunder wan
vnd hat beschermet sein sünd;
nu schol *in daz* abgrund
er zu seinem hern varen
zu der vbeln tiefeln schärn.
vnd alz *er* ye geholfen hat
seins herren missetat,
alsam schol er leiden pein
mit dem verdampten herren rein."
Do sathanas di red gesprach,
der chappelan in dem slaf sach,
daz die tieflisch schar
mit grozzem grim eilt dar
vnd wolden in geczukchet han,
alz si dem pischolf heten getan,
vnd werffen *in* daz puczen in.

---

619 hs. mer. 641 hs. daa. 647 hs. hat *über der Linie eingefügt.* 648 hs vns *statt* in daz. 651 hs. er *fehlt.* 661 hs. in *fehlt.*

da wold der phaff fliehen hin,
vnd vor den angsten di er het
erwacht er auz dem slaff ze stet.
auch waz sein pherd ser erschrakcht
von dem angstleichen prach,
der von den tiefeln waz geschehen
ez begund snarhen vnd phnehen
vnd springen vnd lauffen vast dan,
vnd dent nach im den chappellan
vber stokch vnd über dörn,
daz leben het er nahen verlörn,
wand daz phaerd vrech waz;
wunder waz daz er genaz.
idoch so wart sein vngewin: 222b
ez zoch im auz der achsel hin
den arm, daz er lag an sin,
alz ich des beweiset pin;
vncz daz pherft sanft gie,
vnd do er chraft entail gevie,
vil chaum er auf daz pharft sas,
aller vrewden er vergaz.
Do er in di stat cham
vnd di maer recht vernam,
wie seinem herren sei geschehen,
er begund zehant veriehen
der gesicht, die er sach
in dem trawm, waz im geschach
vrais grösz vber vrais,
schrikch vber ays,
zaichen vber zaichen gröz,
di wunder macht er alle ploz,
darczu daz gotz gericht.
ze aller leutt gesicht
zaigt er den arm dar,
der waz im erlemet gar,
darczu so waz er worden gra;
des wunders namen wunder da
all di da warn.
vorichtichleich geparn
sach man ser all geleich
paid arm vnd reich.
idoch si darnach drat
würden des zerat,
‘daz seu das vnrain sunden vas
furten verr auf hocher paz
vor der stat zu einem see;
si senchten ez drin, da geschach vil wee
allen di darvmb sazzen,
wann di tiefel vermazzen
den selben leichnamen
auz dem se namen;

si furten in *vber* perig vnd tal
stokch vnd stain vberall
mit geschray vnd mit wueffen,
mit limmen vnd mit rueffen,
vnd würffen in aber in den se 222 c
von disen sachen geschach so we
allen di da sazzen pey;
seu würden aller frewden vrey,
wand si von der tiefel spil
muesten leiden marter vil.
seu sachen daz si zerpizzen
den leichnam vnd zerizzen,
zefurten vnd ze zarten
die greileichen hell warten.
davon muest ir frewd zergan,
paider vrawn vnde man.
Do daz gewert lang stund,
infunden di herren einen fund:
si namen den leichnam auz dem *se,*
von dem in waz geschehen we,
vnd prantten in ze puluer chlain,
si würffen daz stupp vnrain
in den phlaum zu der selben vrist,
der di elb genennet ist
vnd wolten auch so ledig sein
von der vbeln gaist pein.
nain, czwar im ist niht also,
ein grözz wunder chözz man do.
wand swie die elb immer ist
vischreich zu aller vrist,
do daz puluer chom dor in,
die fisch fluchen all da hin
in des wildes meres tron
man muest di visch lan gestan
gaenczleich zehen iar
si litten grozzen mangel gar,
all di in dem land sazzen.
ze iungist seu sich vermazzen,
daz si got rueften an
mit vasten mit wachen sunder wan,
mit letaney mit chirchgang;
daz triben seu also lang,
daz got geruecht darnach sider,
daz er di visch sant hin wider,
alz seu mit genuch noch sint.
nu merkcht di alten vnd di chint
dicz vil grözz wunder

---

v. 713 vber *fehlt.* 719 hs. da *eingefügt über der Linie.* v. 728 *der ganze Vers in d. hs. am Rand.* 731 hs. se *fehlt, jedoch mit Bleistift bereits nachgetragen (von Schmeller?).* 735 hs. *vor* phlaum *ein durchstrichenes* selben.

sein sterikch gericht besunder 222d
vnd v̈rchund, daz ze maidburkch ist;
wan daz pluet noch all vrist
schaemt auf dem maemelstain,
der waz e weiz vnd rain.
niemant chan ez vertiligen dan,
daz zeichen siecht man offenleich an;
vnd swenn ein pischof wirt erwelt
vnd im daz pistum wirt geselt
so streut *man* reich tebych dar
fur den alter, daz ist war,
vil recht an der selben stat
da iesus christ gerichtet hat;
vnd swenn man in besingen sol:
te deum laudamus, daz wizzen wol
die gelerten, so zukcht man dan
die tebych vnd laet in sehen an
daz gericht, daz got begangen hat,
daz er sich huet vor missetat,
ob er well an der sel genesen,
daz wirt in schon vor gelesen.
Dicz wunder von iesu christ
ze warnung geschehen ist
allen pischoffen die ze maidburch werdent,
vnd halt anderswo der ern gerent,
daz seu prelaet sint genant,
in swelchem orden seu sein erchant.
wand christ selb gesprochen hat
alz ez noch geschriben stat:
swaz ich ainem sag daz sag ich
allen leutten gemainichlich.
wachet wann ir vnwizzund seit
wann ew chō̈w eẅr zeit.
Herr vater, iesu christ,
du aller welt scheppher pist,
fueg daz vns di lerer sagen
dein rechtichait vnd vns vortragen
gueter werich vorpild,
daz wir vnder irm schilt
vroleich chomen zu gericht,
zu deiner angesicht
da all hercz offen gestant
maria des wi*s gemant,* 223a
hilf vns genedicleich dar.
nu sprecht daz werd war.

disew grozzew sache geschach do man
gar ergangen sach nach christ gepürd
newnhundert iar darnach in dem funftz
gistem gar.

---

760 ge- *über der Zeile.* 763 *vgl. Anm.* 769 man *fehlt.* 796 vor *über der Zeile.* 802 hs. wizz genant.

NB. *unterstrichen sind folgende Worte:* 6 maydwurkch, 40 lutzel, 44 minster, 46 geschelschaft, *der ganze vers* 64 *ausser* ere, *das aus Mangel an Raum in der Zeile darüber steht,* 102 daz pallium, 103 herczpisch, 125 ivden, *vers* 123 *ganz,* 137 Osterholcz, *vers* 137 *ganz,* 143 aizleich, 157 semlich, 478 des pischolfs chappelan, 485 schad, *vers* 489 *ganz,* 493 pritel, 615 fürsten chlait, 627 pucz, 661 puczen, 683 stat, 707 stat, 741 elb, 742 visch reich, 752 vasten, 753 letaney, 767 swenn.

Anmerkungen.

Überschrift und Nachschrift gehörten dem Original jedenfalls bereits an. Vgl. mit der Ausdrucksweise in der Überschrift v. 133/4. Auch die Einführung: *hie merkcht* ist charakteristisch, vergl. v. 23. 475.

v. 7. vergl. Massmann, Kaiserchronik III, S. 349.

v. 11. vielleicht ist zu lesen *pherrer(: lerer),* was auch auf Mitteldeutschland hinweisen würde. Es ist indessen nicht nötig, da das Suffix *-er* (*aere*) noch den Reim tragen kann; vergl. v. 197.

v. 27. Die Konstruktion kann verschieden gefasst werden. Entweder ist »*di geweilet sind*« abhängig von »*verderib, vertuc*«, oder von »*minnen*«, das dann als substantivischer Infinitiv zu betrachten ist.

v. 38. Infinitive mit ge- nach Hilfszeitworten (vergl. Wilmanns, Gramm. § 132. 2 Anm. 1) sind nicht nur oberdeutsch, sondern z. B. auch thüringisch heute sehr häufig.

v. 44 ff. Otto der Grosse gründete 937 das alte Kloster (Benediktiner) des heiligen Mauritius und Innocentius. An dessen Stelle wurde, nachdem es bereits 967 aus der Stadt auf den sogen. Riddagsberg verlegt worden war, von 1208—1363 die Domkirche gebaut, die hier gemeint ist. Sie hatte ausser Mauritius noch die heilige Katharina als Schutzpatronin. Die Gesellschaft des Mauritius ist die sogenannte thebaische Legion, welche nach der Legende 6666 Mann stark mit ihm den Märtyrertod fand (vergl. auch Massmann, Kaiserchronik III, S. 778).

v. 51. *geholfe* als Subst. ist sonst nicht belegt.

v. 94. Die Konjektur verdient wohl vor der Koordination »*wir all*« den Vorzug.

v. 102. Erst die Verleihung des Palliums giebt dem Erzbischof das Recht, sein Amt auszuüben.

v. 119. »*halt*« ist vorwiegend oberdeutsch.

v. 125. Magdeburg war kirchlich die Metropolis der slavischen Länder.

v. 132. Die willkürlich durcheinandergeworfenen Sätze verraten die Mühe, die der Verfasser mit dem Reim hatte. Ähnlich v. 575 ff.

v. 133/4. *chloster : lost er* vergl. v. 147/8.

v. 137. Ein Augustinerkloster Osterholz (Oesterholt) gab es in der Diöcese Bremen (Bremer Geschichtsquellen II, Vörder Register S. 9 u. 85), dem ein Nonnenkloster als Annex beigegeben war (Las Matrie, Trésor de Chronologie S. 1957). Dieses muss dem Verfasser vorgeschwebt haben, da es ein anderes des Namens nicht giebt. Die sonstigen Umstände sind unhistorisch, auch die Namensänderung, die uns den Humor des Verfassers kennen lernt.

v. 185/6. Ob Infinitiv oder Participium in beiden Versen anzusetzen ist, lässt sich nicht entscheiden. Nach v. 187 wäre dem Sprachgebrauch der Hs. das Participium mehr entsprechend (vergl. Wunderlich, Satzbau S. 41 f.).

v. 250. Der Ausdruck »*mit hûs sin*« scheint obd. Herkunft zu sein. In Magdeburg waren die Gebeine des Mauritius und Innocentius und die Leiche des Florentius. Ausserdem noch viele andere Reliquien. Nach dem Bericht der Schöppenchronik wurden diese zweimal im Jahr, am Frohnleichnam und am Tag nach Mauritius (22. September), alle öffentlich ausgestellt; sie füllten 15 Särge (vergl. Hoffmann I, S. 169).

v. 271. Es mag hier hingewiesen werden auf ein seltenes *zwelfliut*, das sich in einer Urkunde des Hochmeisters Dietrich von Altenburg vom Jahre 1339 findet (Voigt, Codex diplomaticus prussicus III, S. 30) »*an sante Thomas tage des zwelflutin*«.

v. 300. vergl. Anm. zu v. 44.

v. 321 ff. vergl. S. 99. Kannte der Nachdichter die dort erwähnte Urkunde Ludwigs des Baiern, wo Burkard III die Titel spoliator et violatur beigelegt erhält? Die Form *wuechster* ist spezifisch bairisch. Übrigens ist das Subst. bisher unbelegt.

v. 351. »*gemailigt*« ist zwar ein vorwiegend oberdeutsches Wort, es fehlt am Mittelrhein (Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 121), ist aber für das md. im allgemeinen ebensogut anzusetzen als »*meil, meilec*« (H. v. Krolewitz).

v. 363. Unter dem »*chemph mit dem swert*« ist wohl der Erzengel Michael zu verstehen.

v. 420. »*grummen*« seufzen, seltenes und spät belegtes Wort.

v. 467. vergl. Anm. v. 763.

v. 539. lies »*underbint*« Unterschied. Das mhd. WB. führt zwar auch ein *underwint* in der Bedeutung: Verzug, Unterlass an. Da dieses jedoch nur in bairisch-österreichischen Quellen belegt ist, glaube ich, dass es als selbständiges Wort nicht gelten kann, vielmehr nur eine dialektische Nebenform mit *w* für anlautendes *b* ist. Bestätigt wird diese Annahme dadurch, dass »*underwinden*« in verwandter Bedeutung nirgends vorkommt, und doch müsste dies bestimmt dem Gebrauch eines *underwint*, wie es das WB. ansetzt, vorhergehen.

v. 564. *pücz* als masc., neutr. und fem. gebraucht, vergl. v. 565, 566, 568, 578, 627, 661.

v. 601. hs: *gewēchet*. Die Bedeutung kann keinem Zweifel unterliegen, aber die Erklärung des Wortes macht grosse Schwierigkeit. Man könnte an einen Schreibfehler denken statt *gewēket*, doch ist dies Verbum in der hier geforderten speziellen Bedeutung nicht zu belegen. Ein *benken*, wie nach der Orthographie der Hs. auch gelesen werden dürfte, in der Bedeutung „als *bankhart* erzeugen" wäre als vulgärer Ausdruck wohl zu erklären, ist aber ebensowenig sonst anzutreffen. Zusammenhang mit *wanken*, wozu englisch *wench, wenchel*, Kind gestellt wird, ist kaum denkbar; eher noch mit *wenic*; dazu wären dann Ausdrücke zu vergleichen, wie *ein wenigez kindelin* (Rother, herausg. von Rückert 3164) u. ä. Am wahrscheinlichsten scheint mir noch, dass das Wort zu *wenneke* die Lende gehört, das allerdings lokal sehr eng begrenzt ist. Ich kann es nur belegen aus Schambach, Wörterbuch der ndd. Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; Schiller-Lübben, mittelniederdeutsches Wörterbuch, kennt es nicht. Zur Heimatsbestimmung des Verfassers ist leider dieser mögliche Zusammenhang nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen.

v. 610. »*hantlegen*« erfassen, festnehmen. Nicht belegt.

v. 663/4. vergl. Ehrismann, Beiträge XXII, S. 298.

v. 710. »*vermâzen*« (zu »*mâze, mâzen*« adv., mässig, vergl. Lexer, WB. I, S. 2065/6) masslos. Nicht belegt.

v. 726. *greilich* neben *grewlich* v. 326, vergl. Bahder, Grundlagen S. 169.

v. 742 ff. Der Handel mit Fischen und nicht minder der eigene Konsum spielte im wirtschaftlichen Leben Magdeburgs eine grosse Rolle. In Betracht kamen aber nicht nur die Elbfische, sondern namentlich auch der Hering, der damals an der Pommerschen Küste in grossen Mengen gefangen wurde (vergl. Hoffmann I, S. 329. Rathmann, Geschichte der Stadt Magdeburg I, S. 264). Leider ist nicht festzustellen, dass irgend ein besonderer Fall, in welchem Seuche oder irgend ein anderer Grund eine auffallende Verminderung des Fischbestandes herbeiführte, dem Verfasser vorschwebte. Wir gewännen dadurch einen weiteren Anhalt für die Datierung.

v. 745. vergl. Bech, Germania 8. 474.

v. 763. *schaemt* kann ein Schreibfehler sein für *scheint*, indem der Schreiber vergass, das irrtümlich geschriebene *a* zu tilgen; vorzuziehen wäre dem noch ein *scheimt* (zu *scheim*, Schimmer, und ahd. *skîman*), doch trug ich Bedenken, die Konjektur in den Text aufzunehmen. Von einem im Münster noch vorhandenen Blutfleck und der in den folgenden Versen geschilderten Ceremonie bei Einsetzung eines neuen Erzbischofs fand ich nirgends etwas.

v. 783. Assimilation *werden, wern* ist vorwiegend obd. grobmundartlich, doch wird auch md. und ndd. *d* gern ausgestossen in der Nachbarschaft von *r, l, n* (Weinhold, mhd. Gr. § 174). Bei der lässigen Technik des Gedichts kann aber auch ungenauer Reim hier angenommen werden.

v. 789. vergl. Lucas 12, 39—41.

NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VII HEFT 2

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1897

INHALT.

Seite

F. v. Duhn, Karl Humann 121

K. Schumacher, Die Besiedelung des Odenwaldes und Baulandes in vorrömischer und römischer Zeit 138

Paul Joseph, Der Weinheimer Halbbrakteatenfund 161

Arthur Kleinschmidt, Karl Theodor, Friedrich zu Salm und F. X. von Zwackh 199

Carl Schmidt, Die Paulusakten 217

Max Freiherr von Waldberg, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone, II. . . 225

Inhaltsangabe des I.—VII. Jahrganges s. S. 3 und 4 des Umschlages.

Briefe und Manuskriptsendungen sind an **Professor Dr. Wille in Heidelberg** (Bunsenstrasse 9), dagegen **alle Sendungen den Tauschverkehr** betreffend an die **Universitäts-Bibliothek** in Heidelberg zu richten.

NEUE
HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VII

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1897

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning, Heidelberg.

Karl Humann.

Vortrag, gehalten im historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg[1])

von

F. von Duhn.

Vor sechs Jahren gab mir Schliemanns Tod Veranlassung, vor Ihnen ein Bild jenes Mannes, so gut ich es eben vermochte, zu entwerfen[2]), eines Mannes, dessen grossartige Ausgrabungsthätigkeit unserer Kenntnis des Altertums Jahrhunderte, ja fast kann man heute sagen, Jahrtausende erschlossen, neu hinzugefügt hat. In ähnlicher Weise erscheint es mir als eine Pflicht der Dankbarkeit, hier auch des andern Mannes zu gedenken, der, von Schliemann zwar seinem Wesen und Bildungsgang nach grundverschieden, doch zu ähnlichen hohen Zielen gestrebt und einen grossen Teil derselben auch erreicht hat. Beide waren nicht Männer der Wissenschaft, sondern des praktischen Lebens, hatten vielleicht gerade daher den Mut und das Geschick, Pläne anzuregen, anzufassen und auszuführen, zu denen dem Gelehrten der Studierstube meistens das Zeug zu fehlen pflegt; wenigstens früher fehlte: denn heute sind auch wir, wie ich hoffe, praktischere, und mehr im Leben stehende Menschen geworden. Je weniger die beiden Männer in der Zunft standen, zu ihr gehörten, um so erfreulicher, drängender gestaltet sich für uns die Pflicht, ihnen unseren Dank zu bezeugen; denn solcher Dank ist keine oratio pro domo.

Ein grausam voreiliges Geschick hat Karl Humann am 12. April v. J. in Smyrna dahin gerafft. Dort und an andern Orten der Türkei lebte er zwar seit 1861, blieb aber trotzdem ein ganzer, echter Deutscher,

---

1) Dem Vortrag zur Erläuterung dienten Scioptikonbilder, vorgeführt durch Herrn Dr. Precht nach zahlreichen Diapositiven, welche der Verein von Kunstfreunden in Lübeck hatte anfertigen lassen und dem Vortragenden freundlicherweise zur Verfügung stellte.

2) Neue Heidelberger Jahrbücher I (1891), 145—164.

ein Mann von Schrot und Korn, für Deutschland thätig, wo und wie er nur konnte, auch ehe er amtlich dazu berufen war.

Humann war, wie so viele tüchtige Männer, ein selbstgemachter Mann, in Steele in Westfalen 1839 geboren: eine rein aufs praktische gerichtete Schulbildung leitete ihn auf das Ingenieurstudium über, dem er auf der Bauakademie in Berlin oblag: freilich gestand er später, den grössten Teil seiner Zeit im Museum, und zwar mit Zeichnen nach Antiken, verbracht zu haben. Aerztlichem Rat folgend, musste er seinen erst kurzen Berliner Studienaufenthalt 1861 abbrechen, um ein südliches Klima aufzusuchen. Humann war damals ein 22jähriger junger Mann: was ihm an Kenntnissen noch fehlen mochte, musste das Leben und seine Erfahrungen bringen. Eigene Mittel besass er keine, aber eine eiserne Energie, eine wunderbare Frische der Lebensauffassung, einen nie versiegenden köstlichen Humor, und eine grosse Kunst, fremde Menschen zu behandeln, sich in alle Individualitäten mit schnellem Blick und glücklichem Anpassungsvermögen hineinzufinden. Wer Humann näher kannte, empfand ihm die Freude nach, Schwierigkeiten zu überwinden: sie waren für ihn, was für das gute Rassenpferd die Hindernisse der Rennbahn. Zu alledem kam ein tiefes deutsches Gemüt, das in seinem, freilich auch von schwerem Leid getrübt gewesenen Familienglück, seiner Freundestreue, seiner Freude, Andern Freude zu machen, besonders schönen Ausdruck fand.

Der jugendliche Humann wandte sich zunächst nach Kleinasien, in der Hoffnung, in diesem von der Natur so reich bedachten, von Menschenthorheit so schwer geschädigten Lande, das langsam begann, der europäischen Kultur nachzuhinken, sich nützlich machen und sein Brot verdienen zu können. Dass Kleinasien ein reiches Feld für deutsche Thätigkeit bieten könne, hatten schon vor 1861 Viele gesagt: ich nenne nur Friedrich List und Ludwig Ross, Rodbertus und Roscher. Ein Land, vor den Thoren Europa's gelegen, im Innern, bis in die Randgebirge hinein, reich an den wertvollsten Mineralien, in den nördlichen und westlichen Küstenländern von einem geradezu gottbegnadeten Klima, grossem Wasserreichtum bei vielfach selbst heute noch herrlichem Waldwuchs, in den Thälern ein meilenweit brach liegender Ackerboden, wie er für deutsche Ackerkolonieen günstiger nicht gedacht werden könnte, an den Küsten und auf den vorgelagerten Inseln alle Pracht subtropischer Vegetation, Agrumen, Feigen, Oel u. s. w. Deutsches Kapital, Intelligenz und Arbeitskraft ist ja neuerdings auch erfolgreich in die Bearbeitung Kleinasiens eingetreten: ich erinnere nur an die anatolische Bahn, die

das Land eigentlich erst aufschliesst und ein ganz deutsches Unternehmen ist: alles was im Lande an Kulturelementen vorhanden, sei europäisch, hebt Humann als stets wiederholte Beobachtung auf seinen vielen Reisen durch das Land immer wieder hervor; aber das Kaufbedürfnis ist heute noch wenig entwickelt, weil die Verbindungen fehlten und damit auch die Bedürfnisfrage schlummert: Humann erzählt einmal, dass ihm im Jahre 1882 in einem Dorfe unweit von Angora ein Hauseigentümer mit Stolz gesagt habe, dass sein ganzes Haus, so wie es dastehe, geräumig, solide, schön und neu, mit dem angebauten Viehstall, wohl an die sechs türkische Lira, d. h. 110 Mark, wert sei; ein anderes mal erfährt er, dass für 900 Quadratmeter schönstes Gartenland unmittelbar an einem Dorfe fünf Mark bezahlt würden; für ein Maultier, den Führer und noch einen Knecht zahlt Humann in den achtziger Jahren Mk. 1.60 für den Tag, alles zusammen: solche Preise, noch bedeutend niedriger, als ich sie in der verkehrsärmsten Landschaft der europäischen Mittelmeerländer, der Insel Sardinien, gefunden habe, zeugen beredt für die bedenklich hohe Kaufkraft des Geldes und den Mangel jeglichen Ausgleiches, wie ihn der Verkehr mit sich bringt. Freilich werden die Dinge in diesem herrlichen Lande nicht besser werden, so lange der Türke dort herrscht. Als im Jahre 1882 ein europäisch gebildeter vornehmer Türke mit dem englischen Oberkommissar für Kleinasien, General Wilson, auf den Trümmern von Ikonium stand, sagte der Türke zu Wilson verzweifelnden Blicks: „It is true. What did we Ottoman Turks since we came into this beautiful country, but destroy?“ Humann, wohl der beste Kenner der Türkei und der Türken unter uns Zeitgenossen, charakterisiert sie als „gutmütig, ehrlich, bieder, träge, dumm“, ein Urteil übrigens, das nur für den Türken aus dem Volke gilt, wenigstens in seinem ersten Teil, da den regierenden Klassen bekanntlich Ehrlichkeit nicht nachgerühmt werden kann. Auch hier möge ein Satz aus einem Reisewerk Humanns sprechen; niedergeschrieben anlässlich eines lebensgefährlichen Stück Weges, das er mit einem Wagenzuge voll Kisten für das Berliner Museum zwischen Angora und Samsun am schwarzen Meere passieren musste: „Es ist eine Schande, dass zwei Stunden von der grossen reichen Stadt Merziwan, deren ganzer Handel nach Samsun über diesen Weg geht, nicht ein paar hundert Tagewerke angewendet werden, diese Stelle gründlich auszubessern, zumal an ihr, wie man mir sagt, oft genug Unglück geschieht. Doch wer hätte hier Interesse für das Gemeinwohl? Jeder kennt nur seine Tasche und würde eine Dummheit zu begehen glauben, wenn er Geld ausgäbe, wovon ausser ihm auch noch andere

Leute Nutzen zögen. Und die Regierung? Eine Regierung gibt es nicht; es gibt nur eine Anzahl oft und nach fernen Gegenden wechselnder Beamten, die das Land als milchgebende Kuh betrachten — das Füttern und die Pflege der Kuh mag ein Anderer besorgen! Après nous le déluge! Jetzt ist es nun glücklich dahin gekommen, dass durch das Stambuler Effenditum die Türkei soweit ausgesogen ist, dass ihnen selbst nichts mehr zu melken bleibt und in den alten Beamtenfamilien Stambuls oft Elend und Armut herrschen. Wer früher im Divan sitzend, seine Tantièmen am Raub einkassierte oder lächelnd Bestechungen entgegennahm, bietet sich heute in den Strassen feil. Dabei ist es seltsam, dass der ganze Hass des Volkes überall sich auf den Sultan concentriert, den ersten Sultan seit Jahren, der auf Ordnung und Sparsamkeit bedacht ist". Diese vor sechs Jahren geschriebenen Worte scheinen mir ein gewisses aktuelles Interesse beanspruchen zu dürfen. Bei solchen Zuständen, für die wer in der Türkei mit offenen Augen gereist ist, noch manche mehr oder minder ergötzliche Belege erzählen könnte, ist natürlich von geregelter Verwaltung, objektiver Anwendung von Gesetz und Recht, wirklichem und überall gleichem Schutz des Eigentums nicht die Rede; und so lange das nicht da ist, d. h. so lange die Türken Herren im Lande sind, kann von einer irgend Erfolg versprechenden deutschen Auswanderung nach Kleinasien und Ansiedlung dort in grösserem Massstabe m. E. nicht die Rede sein. Die immer energischer, unwiderstehlich von der Küste aus vordringenden Griechen, der einzige wirklich brauchbare und zukunftsreiche Kulturfaktor im Orient, mögen in diesen trüben Wassern sich zurechtfinden, vielleicht sich leidlich wohl befinden: drastisch sagt Humann: „wenn man nur das Meer riechen kann, kommen die Griechen zum Vorschein". Die Griechen wollen früheren eigenen Kulturbesitz wieder erobern. Aber der Deutsche kann nur gedeihen und seine eigenen Vorzüge zur Geltung bringen und bewahren, wo Recht und Ordnung herrschen.

Humann war Realpolitiker im besten Sinne des Worts. Er kannte seine Türken, auch die Griechen, welche er, wie ich hinzufügen will, persönlich nicht liebte; er träumte nicht weitgehenden Plänen deutscher Idealisten nach. Er hat nie Zukunftspolitik getrieben, wie manche andere in der europäischen oder asiatischen Türkei lebende Landsleute: aber scharf erfasste er alle Chancen, die sich boten, um nicht nur deutsche Wissenschaft, sondern deutsche Interessen überhaupt zu fördern, namentlich seit sein grossartigster Lebenserfolg, die Aufgrabung von Pergamon, ihm eine nach allen Seiten einflussreiche Stellung verschafft hatte.

Wir haben Humann verlassen, als er 1861 zuerst nach der Levante übersiedelte, um gesund zu werden und sich sein Brot zu erwerben. Lange Jahre hindurch war er Privatingenieur, zuerst auf den Inseln Chios und Samos. Auf Samos that er auch den ersten Spatenstich im Dienste der Wissenschaft, am Heratempel, auf Anregung seines Lehrers, des Oberbaurats Strack. Die Mittel für diese Grabung waren leider äusserst beschränkt, und dementsprechend auch das Ergebnis bescheiden. Später finden wir ihn bald am Balkan, in Konstantinopel selbst, längere Zeit auch in Gallipoli, bald in Lesbos, Smyrna, Aivalyk, mitunter auch tief im Innern, oder gar in Syrien und Palästina: Humann war der Ingenieur, der in den 60er Jahren die Pläne entwarf zu der nunmehr endlich ausgeführten Bahn Jaffa-Jerusalem. Strassenbauten und Eisenbahnvorstudien waren seine Hauptaufgabe, wohin er kam: in türkischem Staatsdienst ist er nie gewesen, aber doch hat er durch die Wegbarmachung zahlreicher Strecken türkischen Landes auch der Türkei als Staat grosse Dienste erwiesen. Diese Arbeiten führten naturgemäss zu topographischen Studien: Humann hatte sich zur Regel gestellt, keinen Ritt zu machen ohne die Bussole in der Hand. Denn, so unglaubhaft es klingt: noch vor 30 Jahren waren manche, selbst der Küste nahe, Teile Kleinasiens kartographisch genau so unbekannt, wie vor Stanley das Innere Afrikas. Was Stanley gethan, weiss und rühmt alle Welt; aber was wir der stillen, jahrelangen Arbeit Humanns verdanken, vermag dem Kundigen nur die endlich in Veröffentlichung begriffene neue Karte Kleinasiens, das Lebenswerk unseres Altmeisters Kiepert, zu verraten: eine Karte, die das Ergebnis unsäglich mühsamer kombinierender Arbeit ist, die Kiepert schon frühzeitig, vor 50 Jahren, in Angriff nahm, weil er fand, dass die Landschaft, welche die grosse Brücke bildete für die altasiatische Kultur hinüber nach Europa, noch völlig ungenügend bekannt sei. Wissenschaftlich brauchbare Originalaufnahmen des Landes gab es nicht, als Kiepert seine Reisen begann, und wo solche Arbeit einsetzte oder noch einsetzt, legte die misstrauische türkische Regierung oder ihre unfähigen Organe nur Schwierigkeiten in den Weg, obschon ihre eigenen, schliesslich doch selbst für ein halbbarbarisches Staatswesen unentbehrlichen Karten nur die Kiepert'schen oder Plagiate nach den Kiepert'schen sind. Kieperts eigene Reisen konnten naturgemäss nur einen beschränkten Teil des Innern umfassen; er war auf die Routiers von Reisenden angewiesen: und unter diesen hat keiner so viel und kaum einer so gut gearbeitet, wie Humann. Und wo er nicht selbst arbeitete, regte er Andere an, unterrichtete und förderte sie mit Rat und That, wo er nur

konnte: man wurde eben allmählich gewöhnt, wo es galt, irgend eine Kleinasien betreffende Frage auf praktischem Wege ihrer Lösung entgegenzubringen, sich immer ruhig an Humann zu wenden.

Es ist auf so historischem Boden wie Kleinasien selbstverständlich, dass der Geograph zugleich auch Topograph ist: antike Strassenzüge, Städte und Ansiedlungen vorgriechischer, griechischer, römischer und byzantinischer Zeiten sind dort das Fleisch und Blut zum Skelett des Geographen. Es reizt dort mehr wie anderswo, den Moder des letzten Jahrtausends zu durchdringen, sich der Freude des Wiederfindens, im Geiste Wiederaufbauens hinzugeben, in das stillgestandene Uhrwerk längst vergangener grosser Zeiten einzudringen, den Staub abzublasen, seinen Bau und die Ursachen seines Stillstandes kennen zu lernen: waren doch einige jener Zeiten, so die des pergamenischen Reiches, einige Jahrhunderte später die Zeit Hadrians und der Antonine, vielleicht die glücklichsten des Menschengeschlechts im Mittelmeergebiet überhaupt, und so gerade in Kleinasien: reihte sich damals doch Ortschaft an Ortschaft, waren überall die Bergwerke im Betrieb, das köstlichste Ackerland aufs äusserste ausgenutzt, die Verbindungen vorzüglich, der allgemeine Wohlstand und dementsprechend die Zufriedenheit der Menschen und das was wir Bildung nennen, auf der höchsten Stufe! Wer im Lande lebt, das Land selbst im Zustand seiner Vernichtung liebt — denn Mitleid erzeugt ja Liebe — der wird mit besonderem Interesse bestrebt sein, sich klar zu machen, was das Land einst war, um auf dieser, der einzig sicheren, Grundlage zu ahnen, was aus dem Lande einmal wieder werden kann. Auf seinen Ingenieurreisen wurde Humann Altertumsforscher.

Als Humann 1864—65 im heutigen Bergama weilte, mit Ingenieurarbeiten beschäftigt, erstieg er zum ersten Mal den stolzen Burgberg der Attaliden, wo noch gewaltige Stützmauern und Tempelreste aus dem Schutt emporragten und aus byzantinischen Mauern kostbare Skulpturblöcke griechischer Arbeit ihm entgegenlugten, wo er leider auch in grosser Zahl auf moderne Kalköfen stiess, in denen die schönsten antiken Reliefs und Statuen unausgesetzt zu Kalk verbrannt wurden; da erwachte in ihm der Ingrimm ob solchen Treibens und es begann sich in ihm jenes „chronische Pergamonleiden“ zu entwickeln — so drückt er selbst sich launig aus — von dem erst 13 Jahre später Alexander Conze, der neuernannte Berliner Museumsdirektor, ihn zu heilen berufen war. 1869 baute Humann verschiedene Chausséen in jener Gegend, darunter auch diejenige vom Küstenorte Dikeli nach Pergamon, etwa fünf deutsche Meilen, nicht ahnend, dass er selbst zehn Jahre später berufen sein

würde, auf dieser seiner Chaussée die wuchtigen Ochsengespanne mit den von ihm ausgegrabenen gewaltigen Reliefblöcken der Gigantomachie zu geleiten, und in Dikeli ihre Uebernahme durch die deutschen Kriegsschiffe zu überwachen. Freilich waren die 52 Holzbrücken der Strecke während jener zehn Jahre bereits sämtlich den Kameeltreibern als Feuerungsmaterial zur Beute gefallen, sind auch bis heute noch nicht ersetzt, so dass man wieder wie vor Humanns Zeiten munter durch die Flüsse fahren muss — türkische Wirtschaft!

Beim Bau dieser Chaussée war Humann zum ersten Male als autoritative Persönlichkeit in Pergamon, und benutzte diese Eigenschaft sofort, um den Kalkbrennern ihr Handwerk zu legen.

Ein Fund des Jahres 1869 wurde dadurch für Humanns Leben einflussreich, dass er durch ihn zum ersten Male mit den Archäologen der Heimat in Beziehung trat: es war die Entdeckung einer schon von Herodot gesehenen Felsskulptur am Nif-Dagh, in nächster Nähe von Smyrna, der westlichste Vorposten einer der assyrischen verwandten vorderasiatischen Kultur und Kunst. Dieser Fund, der einen früheren ergänzte, erschien Humann so merkwürdig, dass er darüber an die archäologische Zeitung nach Berlin berichtete. Somit war Humann kein Unbekannter mehr für eine Gesellschaft deutscher Gelehrter, die sich im Jahre 1871 zu einer Studienreise an der Westküste Kleinasiens vereinigt hatte. Der namhafteste unter ihnen war Ernst Curtius, der apollinisch begeisterte Ausleger des griechischen Altertums, lange Zeit Nestor unserer Forschung, bis er im vorigen Jahre derselben nun auch entrissen ist. Humann fand die Herren schon in Konstantinopel, wo ein Zusammentreffen in Pergamon verabredet wurde. Dort hatte Humann die Freude, ihnen als Führer zu dienen und in den byzantinischen Burgmauern Stücke der Gigantomachiereliefs zu zeigen, die er zusagte, auszumauern und nach Berlin zu senden. 1872 gelangten thatsächlich durch ihn und auf seine Kosten, als Geschenk an das Museum, ein paar wunderschöne Reliefblöcke: Humann erntete damals — die Oberleitung des Museums war noch Dilettantenhänden anvertraut — wenig Dank und die Bildwerke wurden so ziemlich an den dunkelsten Fleck des finsteren Skulpturenganges gestellt. Humann schreibt über jene Tage in Pergamon: „Der Besuch regte mich überhaupt lebhaft an. Das ideale Streben, das unter dem Drucke der Tagesarbeit, weit ab von jedem geistigen Austausch so leicht in den Hintergrund tritt, brach wieder frisch auf, ich konnte meine Entdeckungen und Bestrebungen Männern mitteilen, die ihnen warme Teilnahme schenkten, und hoffte, was meiner Natur am meisten

zusagte, einen Weg gefunden zu haben, meine Kenntnisse der Ruinenstätten praktisch zu verwerten. Ich ging gern auf den Wunsch des Herrn Curtius ein, den Plan von Pergamon zu machen, der dann in den Beiträgen zur Topographie Kleinasiens erschienen ist, und wurde mehr noch als bisher ein eifriger Sammler von allen in Pergamon das Licht erblickenden Antiken!"

Seit jenen Tagen wurde Humanns chronisches Pergamonleiden immer akuter. Er drang darauf, dass das Berliner Museum sich einen Ferman zu Ausgrabungen in Pergamon geben lasse: aber die gewaltige Unternehmung der Aufdeckung Olympia's, seit Winckelmanns Tagen namentlich in Deutschland heiss ersehnt, war nun endlich, dank Ernst Curtius' nie rastendem Mahnen und dank der kräftigen Initiative des Kaisers Wilhelm, zur That geworden, zur ersten grossen Friedensleistung des neugeeinten deutschen Reiches. Da musste Pergamon vorläufig zurückstehen, bis Olympia im Gange war. Dann aber kamen auch die Tage für Pergamon. Was Curtius für Olympia, wurde Alexander Conze für Pergamon, der 1877 als Direktor der Skulpturenabteilung des Museums nach Berlin gerufen, dort jene 1872 von Humann übersandten Reliefstücke fand und ihre Bedeutung für die Geschichte der Kunst der Diadochenzeit erkannte. Conze ist ein Mann voll Energie und wissenschaftlicher Ueberzeugungstreue. Gründliche und gerade im Norden und Nordosten des Archipel sich bewegende Studienfahrten seiner Jugendjahre, zuletzt die Leitung zweier von ihm angeregter österreichischer Ausgrabungs-Expeditionen nach der Insel Samothrake, wo es ebenfalls galt, Bauten und Skulpturwerke des vierten und dritten Jahrhunderts zu studieren und zu heben, bürgten dafür, dass er zur Durchführung der Aufgabe der rechte Mann sein würde. Der durch seinen Erzieher Ernst Curtius für hellenische Kultur und Kunst schon als Knabe gewonnene Kronprinz focht Pergamon durch, und am 9. September 1879 begannen dort unter Humanns Leitung die Grabungen, und gleich, weil Humann wusste, was er suchte, mit so phänomenalem Erfolg, dass sein erster Brief nach Berlin den Satz enthalten konnte: „Wir haben eine ganze Kunstepoche gefunden; das grösste aus dem Altertum übrig gebliebene Werk haben wir unter den Händen!"

Wahrlich, für unsere Wissenschaft des Spatens eine grossartige, so wohl nie wiederkehrende Zeit! Gleichzeitig wurde in Olympia die grösste Kultusstätte Griechenlands aufgedeckt, Funde folgten auf Funde: unsere Kenntnis der Kunst des fünften und vierten Jahrhunderts wurde auf eine ganz neue Grundlage gestellt durch die olympischen Giebel-

figuren, den Hermes des Praxiteles, die Nike des Paionios und so unendlich viel anderes; ganze neue Kapitel zur Geschichte der griechischen Baukunst lernten wir in Olympia hinzu; die zahlreichen Kleinfunde und Inschriften erweiterten unsere Vorstellungen nach allen Seiten. Daneben grub Humann in Pergamon mit geradezu unerhörtem Erfolg; und als Dritter fand Schliemann, in die Tiefen der mykenischen Königsgräber steigend, den Königspalast von Tiryns aufgrabend, märchenhafte Schätze an Edelmetall und Edelgestein aus einer Zeit, von der schon die Griechen Homers als von einer grauen Vorzeit sangen, und erweiterte unsere Kenntnis von der Vorgeschichte der europäischen Mittelmeerländer in einer damals ihren Umrissen nach noch ganz ungeahnten Weise um mehr wie ein Jahrtausend aufwärts. Kein Wunder, dass der Zaubername des glücklichen deutschen Schatzgräbers in der gesamten gebildeten Welt so laut ertönte — denn das am überraschendsten Erscheinende wird am schnellsten populär —, dass beim grossen Publikum leicht alles andere dagegen zurücktrat. So wurden denn auch Humanns Thaten besonders gern auf Schliemann bezogen: ich erinnere mich an eine humorvolle Unterredung über diese Irrtümer zwischen Humann und Schliemann selbst an einem Märzabend des Jahres 1890, als wir für drei Wochen mit noch einer Reihe von Fachgenossen aus aller Herren Länder zu einer wissenschaftlichen Konferenz auf der Burghöhe von Troia vereinigt waren. Humann erzählte damals u. a., dass beim ersten Transport von pergamenischen Reliefblöcken durch S. M. S. Loreley einer der jungen Marineoffiziere nach Hause schrieb: „Ich fahre jetzt nach Pergamon, um die grossartigen Altertümer, die Humann dort ausgegraben hat, für Berlin abzuholen“. Darauf schreibt sein Vater zurück: „Mein Sohn, Du musst nicht sagen Pergamon, sondern Pergamos, und Du musst auch nicht sagen Humann, sondern Schliemann: denn das ist der grosse Forscher, der dort alles wiedergefunden hat“. So gehen noch heute in Berlin die Leute bei der Gigantomachie vorbei und sagen: „Und das hat nun Alles der Schliemann hierher geschenkt“.

Unerhört war in der That der Erfolg Humanns, und das diplomatische und geschäftliche Geschick, mit dem Humann im steten treuen Verein mit unserem damaligen Botschafter v. Radowitz alle wesentlichen Früchte jener Arbeit nach Berlin überführte. Die Grabungsarbeiten, welche ihr Hauptziel, die Aufdeckung der Hochburg von Pergamon, in acht Jahren vollständig erreichten, und an den Abhängen noch eine Fülle anderer Entdeckungen brachten, dazu vielerlei Aufklärung über die Unterstadt von Pergamon und die ganze mysische Landschaft, und die käufliche

Erwerbung des der Türkei gesetzlich zustehenden Dritteils der Skulpturfunde, kosteten kaum eine halbe Million, kaum mehr, als der grosse Schönborn'sche Rubens, und setzten dadurch das Berliner Museum, früher an antikem Originalmarmor arm, mit einem Schlage in die Reihe der ersten europäischen Museen, machte es zum Besitzer eines Skulpturenschatzes, der für die Zeit der griechischen Weltkunst nach Alexanders Eroberung Asiens dasselbe bedeutet, wie für die hohe Zeit des freien Athen, das fünfte Jahrhundert, die Elgin Marbles in London, einen Skulpturenschatz, der uns erst die Anknüpfung der griechischen Kunst an die römische, ein geschichtliches Verständnis der sog. hellenistischen und römischen Kunst ermöglicht. Erst durch die Funde von Pergamon wurde die antike Kunst ein Ganzes, schloss sich die Kette. An quantitativem Umfang sind die Skulpturen vom grossen Zeusaltar von Pergamon das bedeutendste Werk aus dem Altertum — sind doch von den 140 laufenden Metern des grossen $2^1/_2$ Meter hohen Frieses mit der Gigantenschlacht $^4/_5$ wiederentdeckt und in Berlin —; an Vorzüglichkeit der Erhaltung sind sie, gearbeitet aus besonders widerstandsfähigem einheimischem bläulich-weissem Marmor und bei Errichtung der byzantinischen Mauer und anderer späterer Bauten sorgsam mit der Bildseite nach innen gekehrt, allem aus dem Altertum auf uns Gekommenem überlegen[1]). Gross war der Enthusiasmus in Berlin, als die ersten Reihen jener Bildwerke öffentlich sichtbar wurden, von Bildwerken, die zu einem Publikum, das in künstlerischen Dingen gerade damals immer realistischer zu empfinden lernte, das im ersten Dezennium nach dem Kriege für rauschende Musik empfänglich geworden war, besonders verständlich sprachen; als man erfuhr, wie die Gestalt einer ganzen mächtigen Königsstadt, der Hauptstadt des Reiches, das für Kleinasien gewesen ist, was Preussen für Deutschland, durch Humann und seine Architekten dem Boden wieder entlockt sei. Als Humann 1880 selbst nach Berlin kam, wurde er empfangen fast wie ein siegreicher Feldherr; der Ehrendoktorhut senkte sich auf sein Haupt, und andere Ehren folgten nach: aber sie liessen ihn kalt: er blieb derselbe einfache, aber fröhlich warmblütige Humann; nie hielt ers länger in Deutschland aus: mit den Erfolgen wuchs die Entdeckerfreude, und w i e er sich an einer neuen Entdeckung zu freuen verstand, davon ist Jeder Zeuge, der das Glück hatte, an seiner Seite in Kleinasien zu weilen. Ich kann mir nicht versagen, die schöne Erzählung mitzuteilen vom Funde der grossen Zeusgruppe der

1) Die künstlerische Bedeutung wurde mit Hilfe von Scioptikonbildern klar zu machen gesucht.

Gigantomachie: „Ich hatte Besuch in Pergamon; meine Frau war von Smyrna herübergekommen und Herr Dr. Boretius aus Berlin ebenfalls. Es war am 21. Juli, dass ich die Besucher einlud, mit zur Burg zu kommen, um die Platten wenden zu sehen, die mit dem Rücken nach aussen und mit der bearbeiteten Seite gegen den Schutt standen. Während wir hinaufstiegen, umkreisten sieben mächtige Adler Glück verheissend die Burg. Die erste Platte fiel um: es war ein gewaltiger, auf seinen Ringelfüssen stehender Gigant, der uns den muskulösen Rücken zeigt, das Haupt nach links gewandt, eine Löwenhaut auf dem linken Arm; — sie passt leider an keine bekannte Platte, sagte ich. Die zweite fiel. Ein herrlicher Gott, die volle Brust zeigend, so gewaltig und doch so schön, wie noch keiner dagewesen. Um die Schultern hängt ein Gewand, das dann die beiden weit ausschreitenden Beine umflattert. Auch diese Platte passt mir an nichts Bekanntes! Die dritte Platte zeigt einen schmächtigen Giganten, der in die Kniee gestürzt ist; die Linke greift schmerzhaft zur rechten Schulter, der rechte Arm ist wie gelähmt — ehe er ganz von Erde gereinigt, fällt die vierte Platte: ein Gigant stürzt rücklings auf den Felsen; der Blitz hat ihm den Oberschenkel durchbohrt; — ich fühle deine Nähe, Zeus! Fieberhaft umeilte ich die vier Platten; hier die drittgefundene passt an die erstgefundene: der Schlangenringel des grossen Giganten geht deutlich in die Platte mit dem ins Knie gesunkenen Giganten über. Der obere Teil dieser Platte, wohinein der Gigant seinen fellumwickelten Arm streckt, fehlt; doch sieht man deutlich, er kämpft über den gestürzten hinweg. Sollte er gegen den grossen Gott kämpfen? Wahrlich, ja, der linke vom Gewand umwallte Fuss verschwindet hinter dem knieenden Giganten. — Drei passen aneinander, rufe ich, und bin schon bei der vierten, sie passt auch — der blitzgetroffene Gigant fällt vom Gott abwärts. Ich zitterte förmlich am ganzen Leibe; — da kommt noch ein Stück — mit den Nägeln kratze ich die Erde ab, — Löwenhaut, es ist der Arm des riesigen Giganten — dem gegenüber ein Gewirr von Schuppen und Schlangen — die Aegis! es ist ein Zeus! Ein Werk, so gross und herrlich, wie irgend eines, war der Welt wiedergeschenkt, unseren ganzen Arbeiten die Krone aufgesetzt, die Athenagruppe hatte ihr schönstes Gegenstück erhalten. Tief ergriffen umstanden wir drei glücklichen Menschen den köstlichen Fund, bis ich mich auf den Zeus niedersetzte und in dicken Freudenthränen mir Luft machte“. Grosse innere, auch freudige Erregung fand überhaupt bei Humann leicht in Thränen ihre Auslösung: unvergesslich ist mir ein Augenblick ähnlicher hoher Er-

griffenheit, als Humann und ich, von Hamdy-bey, dem Generaldirektor der türkischen Museen, als die ersten europäischen Fachmänner, denen dieser Anblick zu Teil wurde, dazu nach Konstantinopel geladen, vor den sog. Alexandersarkophag von Sidon geführt wurden, als Brett um Brett fiel und ein wahres Wunderwerk antiker Kunst vor uns stand, damals noch in seinem ganzen frischen Farbenschmuck strahlend, als wäre es gestern aus der Werkstatt gekommen, ein Meisterwerk allerersten Ranges, wohl geeignet, uns vorzuführen, was das Jahrhundert des Praxiteles und Apelles in farbiger Plastik als Höchstes erstrebt und erreicht hatte, geradezu eine Offenbarung für uns arme Menschen, die so viel von Mosaikarbeit leben und durch die Nebel der Kopien oder Umbildungen zu den wirklichen Originalen uns auf vielfach unsicherem Pfade mühsam durcharbeiten müssen: diese Überzeugung drängte sich sofort auch dem glücklichen Entdecker Pergamons auf: er sah in Farben, was in Pergamon nur farbig gedacht war, sah Meisterhand statt Steinmetzhand — und Thränen freudiger tiefer Erregung im Auge schloss er den Entdecker dieses Werkes, Hamdy, in seine Arme. —

Ich sagte schon, dass in Pergamon acht Jahre gegraben wurde. Humann ruhte nicht, bis die grosse Aufgabe gänzlich gelöst war. Am Schluss des dritten Grabungsjahres, 1881, als die Fortsetzung durchaus nicht sicher schien, schloss Humann seinen Ausgrabungsbericht mit den zuversichtlichen und für ihn wunderbar charakteristischen Worten: „Liegen aber noch immer Reste der Gigantomachie in Pergamon? Wahrscheinlich. Sind noch andere Kunstschätze dort verborgen? Sicherlich. Werden wir wieder dort graben? Ich hoffe es“.

Und in der That, bis 1886 wurde weitergegraben und das ganze Bild der Hochstadt, ihre Plätze und Hallen, Tempel und Theater, Nutzbauten und Königsschloss herausgeschält, so dass der heutige Architekt sie nahezu vollständig im Bilde wieder vor uns aufbauen kann. Am Schluss der langen und schweren Arbeit, im Herbst 1886, hatte ich das Glück, mehrere Wochen den Arbeiten zuschauen zu dürfen, und auf den Tempelblöcken oder Theaterstufen sitzend, oder Abends auf der mondscheinbestrahlten Veranda des deutschen Hauses in Pergamon die immer mit gleicher Freude und Frische vorgetragene Geschichte der Grabungen und Rettungen, und vieles andere von Humanns immer beredter Mitteilsamkeit zu erhaschen. Es war eine hohe Freude, dem Manne zuzuhören, der sich selbst mit edler Bescheidenheit immer nur einen „blossen Ingenieur“ nannte, und dabei für alle künstlerischen Fragen und alles Historische auf den Gebieten der Kunst, Geographie, Ethno-

graphie ein so feinfühliges Verständnis zeigte, wie längst nicht alle sog. Fachmänner.

Nachdem in den ersten Jahren der pergamener Arbeiten die Hauptfunde gehoben, die ganze Arbeit im Geleise und tüchtige architektonische und archäologische Hilfskräfte gewonnen waren, fand Humann Zeit, auch neben Pergamon her sich anderen neuen Aufgaben zu widmen: so unternahm er 1882 die Führung einer von der Berliner Akademie und der Museumsverwaltung gemeinsam angeordneten Expedition nach Galatien und Kappadocien: in Angora sollte mit Hilfe unseres Kollegen v. Domaszewski die grosse Inschrift, die die Mauern des Roma- und Augustustempels bedeckt und den von Kaiser Augustus selbst redigierten Rechenschaftsbericht über seine ganze Regierungsthätigkeit enthält, eine geschichtliche Urkunde ersten Ranges, sorgsam untersucht und vollständig in Gips abgegossen werden; in Kappadocien galt es, ungenügend geprüfte und bekannt gemachte Felsskulpturen jenes einheimischen Volkes, dessen Spuren Humann schon unweit Smyrna begegnet war, neu zu untersuchen, soweit es angängig war, abzugiessen und zu photographieren. Diese vor Erbauung der anatolischen Bahn äusserst schwierige Aufgabe — galt es doch z. B. unter anderm, auf ungebahnten Wegen, über hohe Bergjoche und durch reissende Flüsse Hunderte von Kisten mit Gips und Abgüssen durchzubringen — löste Humann selbstverständlich glänzend und gewann unterwegs wieder reiche Gelegenheit zu mineralogischen, geographischen, ethnographischen Beobachtungen und Aufnahmen von hohem Wert: man versteht aber auch die aus bedrängtem Herzen emporquellende Freude, als er den letzten Kamm des pontischen Küstengebirges mit seiner Wagenreihe mühselig emporklimmt und plötzlich unter sich den Spiegel des schwarzen Meeres und die Stadt Samsun, der langen Irrfahrt Ende, gewahrt. Das folgende Jahr, 1883, brachte eine noch eigenartigere Expedition. Auf der Höhe des Nemrud-dagh, der höchsten, über 2000 Meter hohen Spitze des Tauros, des nördlichen Randgebirges der mesopotamischen Ebene, war ein spitzer Grabhügel, umgeben von ganzen Reihen thronender Gestalten, Göttern und Menschen, links und rechts von ihnen gewaltige Wappentiere, entdeckt worden, alles bis zu vier- und fünffacher Lebensgrösse. Alles sollte noch aufrecht dastehen. Die Nachricht klang zunächst so wenig glaubhaft, dass Puchstein, der gerade in Aegypten weilte, den Auftrag zu einer Recognoszierungsreise erhielt, die thatsächlich die wunderbare Mähr vollauf bestätigte. Bei dem grossen Interesse, das gerade in den achtziger Jahren erwacht war, in Folge der Schliemann'schen Entdeckungen, für die Kunst

der Vermittlungsländer zwischen den alten Kulturcentren am Euphrat und Tigris und der griechischen Welt, hiess es nun sogleich: Humann muss hin, wir müssen genaue Aufnahmen und Abgüsse haben. Von Deutschen hatte bisher eigentlich nur unser Moltke in seinen türkischen Jahren diese Gegenden näher kennen gelernt: ihm als dem grossen Pfadfinder ist auch das Humann'sche Reisewerk gewidmet: zum ersten Mal setzte Deutschland hier mit einer Expedition grösseren Stiles seinen Fuss in Gebiete, die bis dahin für die Domäne Englands und Frankreichs gegolten hatten. Das Ergebnis der Expedition war überraschend: der Prunksinn des Stifters der Königsdynastie Kommagene hatte im ersten Jahrhundert v. Chr. die Kleinheit seines Herrschaftsgebiets wett zu machen gesucht durch ein ganz grossartig gedachtes Grabmal, den Göttern nahe, wie dieser Antiochos sich in schwulstigen Versen selber ausdrückt: griechisch spricht er in endlosen, wenn auch interessanten Inschriften auf der Rückseite jener Statuen, aber orientalisch denkt er: die Götter Griechenlands und Persiens, die Herrscher Persiens und Syriens als wirkliche oder supponierte Ahnen werden um den vergötterten Antiochos vereinigt, der selbst wohl noch unberührt im Innern seines gewaltigen Grabhügels schlummert. Auf 30 deutsche Meilen Entfernung gewahrt man denselben aus der mesopotamischen Ebene! Noch mehrere ähnliche bescheidenere Grabhügel in der Ebene fanden Humann und seine Genossen, ebenfalls von Herrscherstatuen und Königsadlern umgeben; wichtiger noch war aber die Auffindung zahlreicher Kulturcentren weit älterer Zeit im nördlichen Syrien und die Erwerbung von Abgüssen und Originalwerken einer Kunst, die den Übergang von Ost nach West bezeichnet. Also wiederum gelang es Humann, zwischen zwei bereits gut bekannten Gebieten der Forschung durch unbekannte Gegenden hindurch die verbindende Brücke zu schlagen. Ein Stadthügel, Sendjirli, wurde bei dieser Gelegenheit näher untersucht, wertvolle Skulpturen dort aufgenommen und die Vorstudien gemacht zu Unternehmungen, die von 1888 ab aus den Mitteln des inzwischen in Berlin nach österreichischem Vorgang gebildeten Orientkomités, ebenfalls wieder unter Humanns Leitung dort stattfanden, unter Mithilfe tüchtiger jüngerer Forscher. Die in hohem Grade den klimatischen Fiebern ausgesetzte Gegend hat leider, so scheint es, Humanns Gesundheit so zerrüttet, dass er dem Angriff seiner Todeskrankheit nicht mehr genügenden Widerstand entgegenzusetzen vermochte.

1884 erliess die Türkei ein neues Antikengesetz, eine blosse Nachäffung des höchst thörichten und verderblichen griechischen Antiken-

gesetzes, das jede Ausfuhr von Altertümern irgendwelcher Art einfach und unbedingt verbietet, sie theoretisch zu Staatseigentum erklärt und dadurch nur einem unmoralischen und für die wissenschaftliche Forschung, die in erster Linie den Wunsch hat, zu wissen, woher die Dinge stammen und wie sie gefunden sind, in höchstem Grade verderblichen Schleichhandel Thor und Thür öffnet. Die ebenso originelle wie schneidige Antwort Preussens auf das türkische Gesetz war die Ernennung Humanns zum Direktor am Berliner Museum mit Sitz in Smyrna. Gesetze, und namentlich so thörichte, sind nun zwar in der Türkei vorwiegend dazu da, umgangen zu werden, höchstens noch die Einnahmen von Leuten zu vermehren, deren gesetzliche Einnahmen, in der Türkei die Regel, zur Lebensführung nicht ausreichen. Aber etwas erschweren solche Gesetze den Betrieb doch, selbst für einen so geschickten Mann wie Humann. Im Februar 1889 schrieb mir Humann einmal: „Die Zeiten werden immer schlimmer, schon ist es dahin gekommen, dass es viel leichter ist, Antiken auszubuddeln, als sie dann wirklich zu bekommen und in die Heimat zu senden. Bald werden nur noch diejenigen Nationen ihre Museen vermehren können, bei denen Antiken zu den Landesprodukten gehören. Vielleicht treibt man dann Tauschhandel und wir senden einmal ein paar Hundert altgermanische Urnen nach Athen oder Stambul gegen dortige Erzeugnisse. Morgen muss ich schon wieder nach Konstantinopel, das fünfte mal seit acht Monaten und ob ich erhalte, was ich wünsche, wissen noch die Götter“. Dass trotzdem die Götter ein Einsehen hatten, beweisen zahlreiche wertvolle Erwerbungen für das Berliner Museum, dessen asiatischer Direktor in partibus sich im Jahre 1893 dafür die Würde des Geheimen Regierungsrats gefallen lassen musste: freilich war und blieb Humann das Gegenteil eines sog. Geheimen Rats, wenngleich der Name in seiner wirklichen Bedeutung schon auf ihn gepasst hätte.

Nach dem Schluss der pergamenischen Grabungen 1886 folgten für Humann etwas ruhigere Jahre, soweit man überhaupt bei einem Quecksilbergeist wie Humann von Ruhe reden kann und soweit das Wort Ruhe zutrifft, wo so aufreibende Expeditionen wie diejenigen nach Sendjirli und andere Aufträge des Orientkomité's sich folgten, wo auch die Österreicher für zahlreiche Expeditionen in das südwestliche und südliche Kleinasien sich dauernd auf Humanns bewährten Rat und vielseitige Unterstützung verliessen, und neue grössere Projekte, die wohl vorbereitet sein wollten, auch deutscherseits auftauchten.

Als ich im Frühling 1890 ihn in Smyrna zur gemeinsamen Fahrt

nach Troja abholte, und wir längs der erinnerungsreichen Küste Joniens dahinglitten, brachte ich einen meiner langjährigen Lieblingswünsche bei ihm zur Sprache, dass nämlich einmal in Milet, der Metropole Joniens, der grössten Handels- und Kunststadt des asiatischen Griechenlands, das damalige Smyrna, Mutterstadt zahlreicher, z. T. noch heute blühender Kolonien am schwarzen Meer so gut wie in Aegypten, gegraben werde, namentlich in den Gräbern gesucht nach den Spuren jener Grösse, die so früh erblüht, so früh durch die Persereinnahme 494 dahinsank. Humann griff die Sache mit wärmstem Interesse auf; noch mehrfach sprachen wir in den folgenden Wochen eingehend den Plan durch; einige Tastgrabungen hat Humann noch selbst vornehmen können: ehe er die Arbeit selbst, die ihn in den letzten Jahren viel beschäftigte, ernstlich angreifen konnte, zerschnitt die Parze unerbittlich seinen Lebensfaden, und jetzt wird wohl mit anderen Plänen auch dieser für lange begraben sein: denn ein zweiter Humann findet sich nicht so leicht; jetzt wenigstens gibt es keinen: er ist wirklich unersetzlich. Im selben Maeanderthal, dessen Mündung Milet beherrscht, lag etwas oberhalb, an dem Passe, der nach Ephesos hinüberführt, Magnesia, im Altertum namentlich durch seinen Artemistempel berühmt. Kurze französische Grabungen, die Rothschild bezahlt hatte, stellten früher schon die Stelle der im vierten Jahrhundert neugegründeten Stadt und das Vorhandensein zahlreicher Baureste fest. Unter Humanns Leitung fanden dann 1890—93, teils vom preussischen Staat, teils von opferwilligen Privaten bezahlte Grabungen statt, die uns ein interessantes Stadtbild und den berühmten Tempel, das Theater u. a. wiederschenkten, namentlich aber einen grossartigen Marktplatz, von langen Säulenhallen umgeben, angefüllt mit den Postamenten von Statuen u. s. w. — das vollständige Marktbild einer griechischen Stadt. Auch einen Gesamtplan der Stadt arbeitete Humann aus, besonders glänzend aber bewies er seine Ingenieurkunst durch Trockenlegung des Stadtbodens, der sich in einen grossen Sumpf verwandelt hatte: so konnte wenigstens im Frühjahr und Herbst auf ziemlich trockenem Boden gegraben werden.

Mitten aus all diesen und anderen begonnenen oder geplanten Arbeiten heraus ist er unerwartet von uns geschieden; ein heissgeliebter, ungemein talentvoller Sohn war ihm im Tode vorangegangen, seine Frau, das Muster einer gemütvollen, energischen deutschen Frau, mit der ihn die innigste Liebe verband, war sogar für einige Zeit nach Wiesbaden übergesiedelt, um den beiden ihr gebliebenen Kindern eine deutsche Schulbildung verschaffen zu können und ihnen doch Mutter zu bleiben: nur

im Sommer konnte Humann in rascher Reise seine Lieben für kurze Zeit sehen: ein Leben voll Entsagung und harter Arbeit, starker Aufregung, aber edler Hingabe an den idealen Beruf, welchen er sich, man kann wirklich sagen, aus sich selbst heraus geschaffen hatte. Fünfunddreissig Jahre hat er im Ausland gelebt, aber unter Kurden und Tscherkessen las er seine deutschen Dichter, auf einsamen Ritten deklamierte er den Faust: so lange Deutschland solche Männer praktischer Arbeit und idealen Denkens sein eigen nennen kann, darf es seiner Zukunft sicher sein!

Die Besiedelung des Odenwaldes und Baulandes in vorrömischer und römischer Zeit.

Von

K. Schumacher.

(Mit einem Kärtchen.)

Ziemlich allgemein verbreitet ist die Ansicht, dass der „Odenwald" trotz seiner günstigen, von allen Seiten durch Thäler erschlossenen Lage wegen des gebirgigen und wenig ergiebigen Charakters in vorrömischer Zeit nur wenig oder gar nicht bewohnt war und erst durch die römischen Grenzanlagen eine einigermassen nennenswerte Besiedelung erfahren hat. „Es ist eine der auffallendsten Thatsachen unserer rheinischen Urgeschichte, dass der Odenwald, so reich an römischen und germanischen Ueberlieferungen, für die älteste Zeit keine Sprache redet. Das grosse Waldgebiet war entweder kaum bewohnt oder es war in der Urzeit stets bestrittenes Gebiet, in dem die Völker sich nicht dauernd niedergelassen haben; es fehlen ihm nahezu alle urgeschichtlichen Denkmale vor der Römer- und der Germanenzeit", schreibt z. B. Hammeran in einem interessanten Artikel „Sage und Geschichte im Odenwald" (Frankfurter Zeitung 1889 Nr. 243).

Beschränkt man Hammerans Urteil auf den eigentlichen Gebirgsstock des Odenwaldes, so ist es richtig, unrichtig dagegen für den Odenwald in weiterem Sinn. Wenn man die archäologischen Karten der Gegend betrachtet, scheint diese Ansicht allerdings begründet. Die archäologische Übersichtskarte von Baden (1883, E. Wagner) verzeichnet ausser einigen Grabhügeln bei Mosbach (?), Osterburken und Walldürn sowie einigen Ringwällen am Westrande des Gebirges gegen die Rheinebene zwischen dieser und dem römischen Grenzwall keine vorrömischen Spuren und auch die Karte der vorrömischen Verkehrswege in der Fundstatistik von v. Tröltsch (Stuttgart 1884) lässt keinen Weg diese einsamen Gegenden durchziehen, während allerdings die Näher'sche Karte (das römische Strassennetz in den Zehntlanden, 1881) einige keltisch-römische Verbindungen anzeigt. Nicht viel mehr bieten für den anstossenden

hessischen Teil die archäologische Karte des Grossherzogtums Hessen (Archiv für hessische Gesch. N. F. I, Kofler), sowie für den bayrischen die prähistorische Karte von Bayern (Beitr. z. Anthropologie und Urgeschichte Bayerns IV, Ohlenschlager).

Indessen ist seit dem Erscheinen jener Karten mancher Fund bekannt geworden, welcher das Bild der Besiedelung dieser Gegend doch etwas freundlicher gestaltet. Namentlich hat die Reichslimesuntersuchung vielfach Gelegenheit gegeben, auch den vorrömischen Spuren nachzugehen und neues Material für die älteste Besiedelungsgeschichte zu gewinnen. Mir selbst ist es seit fünf Jahren vergönnt, den badischen Odenwald und das sog. Bauland im Limesgebiete nach verschiedenen Richtungen zu durchforschen. Deshalb beschränke ich mich im Folgenden auch hauptsächlich auf die Besprechung des badischen Teiles des Odenwaldes bezw. des Baulandes rechts des Neckars.

Wegen der meist zu beobachtenden Kontinuität der Besiedelung ist es wichtig, dass sich bereits in der Steinzeit Spuren einer wenn auch dünn gesäten Bevölkerung nachweisen lassen. Die an den Westabhängen des Gebirges und auf den in die Rheinebene vorgeschobenen Bergkuppen gemachten Funde müssen dabei ausser Betracht bleiben, da sie schon dem Kulturbereiche der Rheinebene angehören. Solche Funde treten zahlreich längs des Rheinthales auf, wo steile Bergvorsprünge sichere Wohnstätten, die Ebene fruchtbares Ackerland boten. Typisch für solche Ansiedelungen (wenn auch schon ausserhalb unseres Gebietes gelegen) ist die auf dem Michelsberg bei Untergrombach befindliche, der jüngeren Steinzeit angehörige Dorfanlage mit zahlreichen Hütten- und Feuergruben, Gräbern und einem das Ganze umgebenden Schutzgraben, während der ursprünglich zweifelsohne vorhandene Erdwall jetzt durch die Kultur eingeebnet ist[1]). Solche Ringwälle sind nach der badischen archäologischen Karte noch erhalten nahe dem Westrand des Odenwaldgebirges auf dem Steinberg bei Rippenweiher, bei Oberflockenbach, Schriesheim und Heidelberg. Der grössere Teil derselben gehört aber unstreitig jüngerer Zeit an. Der Ringwall bei Weinheim ist durch eine mittelalterliche Belagerungsburg entstanden[2]), und auch der bei Eberbach verzeichnete Wall stammt wohl aus einer späteren Periode, wie auch die Schanzen bei Mülben von einer mittelalterlichen Wegsperre herrühren.

1) Vgl. Karlsruher Altertumsverein, Heft I (1891) S. 38f. (K. Schumacher) und die neueren Ausgrabungen von A. Bonnet.

2) Westd. Zeitschr. XI (1892) S. 225 (F. Kofler).

Auch die an den kesselartigen Ausbuchtungen des Neckarthales gemachten steinzeitlichen Funde nehmen weiter nicht wunder, wenn man das milde Klima und die fruchtbaren Gefilde dieser Gegenden in Betracht zieht. Solche Fundstellen sind bekannt bei Ziegelhausen (westlich vom Hahnberg: Pfeilspitze aus Feuerstein und zwei Serpentinbeile, im Museum Karlsruhe), von Gundelsheim (Serpentinaxt, Mus. Karlsruhe), von Offenau (Wirt. Franken VI S. 297) und bei Heilbronn (städtische Sammlung in Heilbronn).

In den Seitenthälchen des Neckars treffen wir jene steinzeitlichen Spuren am Hardhof bei Mosbach, wo vor Jahren oben auf dem Plateau der steilen Südwand des Elzthales die Anzeichen einer Ansiedlung mit zahlreichen Scherben und einem noch in der Horneinfassung befindlichen Steinbeil zum Vorschein kamen, ferner bei Osterburken, wo am nördlichen Thalrande der Kirnau eine Hüttengrube mit Kohlen, Knochen, Scherben mit charakteristischer Strichverzierung, ein ausserordentlich flacher (schuhleistenförmiger) Steinmeissel und das Bruchstück eines Feuersteinpfeils oder Messerchens gefunden wurden (Limesblatt S. 116).

Aus dem Innern des Gebirges besitzt Herr Kreisrichter Conrady in Miltenberg ein bei Neusass (zwischen Amorbach und Walldürn) gefundenes Steinbeil, das Museum in Karlsruhe aus der Hinterlassenschaft des Buchener Altertumsvereins zwei Steinbeile von Schlossau, deren Herkunft aber nicht ausser Zweifel steht. Auch von Watterbach (nordwestlich von Kirchzell) verzeichnet Ohlenschlager ein Steinbeil (n. 289).

Nördlich der Linie Erbach-Bensheim nehmen die Funde wegen der günstigeren Bodenverhältnisse an Zahl zu, wie ein Blick auf die Kofler'sche Karte zeigt. Das Gleiche gilt für die fruchtbaren Ausläufer des „Baulandes" gegen das Tauberthal. Namentlich in der Gegend von Mergentheim sind zahlreiche steinzeitliche Reste gefunden (Wirt. Franken V S. 125), z. B. auf der badischen Gemarkung Dainbach bei Boxberg ein Steinhammer aus Hornstein [1]). Was Ganzhorn (Wirt. Franken V S. 125) von der Gegend bei Mergentheim sagt, dass dort „Donnerkeile" häufig im Besitze der Bauern seien, welche sie vielfach zu abergläubischen Prozeduren, wie zum Bestreichen der Euter der Kühe und zum Schutz gegen Blitzschlag verwendeten, hat auch Geltung für die Gegend an der

1) Abg. bei Lindenschmit, Altert. heidn. Vorzeit Heft I Taf. I n. 8, wo irrtümlicher Weise Aalen als Fundort angegeben ist. Ueber neuerdings in dieser Gegend eröffnete Grabhügel, Hochäcker und einen Steinwall (?) vgl. Fundberichte aus Schwaben III (1895) S. 37 f. (K. Schips). Ueber einen hier gefundenen Bronzekelt siehe die Beschreibung des Oberamts Mergentheim.

unteren Tauber (z. B. Kembach vgl. Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden IV S. 132).

Wenn unter den genannten Funden wahrscheinlich auch einzelne einer späteren Periode als der Steinzeit angehören, da die Verwendung von Steingeräten neben denen aus Metall sich noch bis in die La Tène-Zeit hinein beobachten lässt, so stammt doch der grössere Teil nach dem Charakter der Fundstücke und nach den begleitenden Umständen unstreitig aus der eigentlichen Steinzeit selbst und beweist, dass bereits in dieser frühen Periode nicht nur die fruchtbaren Thalhänge des Rheins, Mains, Neckars und der Tauber, sondern auch da und dort die weiter zurückliegenden Vorberge und gelegentlich auch die nach dem Innern des Gebirgsstocks führenden Thälchen bewohnt waren. Dicht kann diese Besiedelung natürlich nicht gewesen sein: die zerstreut hausenden Horden mögen vielmehr oft nur aus wenigen Köpfen bestanden haben. Welchem Volke sie angehörten, entzieht sich bis jetzt unserer Kenntnis.

Eine Bestätigung erfährt diese Betrachtung dadurch, dass sich auch für die nun folgende Bronzeperiode mehrfache Besiedelungsspuren nachweisen lassen. Die Funde an den Ausläufern der Rheinebene, wie der Depotfund von der Schauenburg bei Dossenheim, kommen auch hier nicht in Betracht. Wichtig dagegen ist ein ähnlicher Depotfund von Osterburken (Oberg.-rät. Limes, Kastell Osterburken S. 44). Im Jahre 1867 kamen bei den Ausgrabungen des Mannheimer Altertumsvereins an einer Stelle beisammen eine grössere Anzahl Bronzegegenstände zum Vorschein (Beile), Sicheln, Messer, Werkzeuge, Lanzenspitzen, Armringe, Drahtspiralen etc., welche nach ihrer Form der Bronzezeit angehören. Da sich auch einige Gussbrocken darunter befinden, hat Undset, Westd. Ztschr. V S. 12 an eine Gussstätte gedacht. Es würde dies eine gewisse Bedeutung des Ortes voraussetzen, indessen finden sich solche Gussbrocken ebenso unter dem Krame hausierender Händler, welche eingetauschte, zerbrochene Gegenstände zur Erleichterung des Transportes einzuschmelzen pflegten. Jedenfalls aber beweist der Fund, dass Menschen in der Nähe wohnten, welche solcher Ware bedurften. Und sie haben auch deutliche Spuren hinterlassen. Auf der Höhe des südlichen Thalhanges befindet sich eine Gruppe von vier Grabhügeln, welche unter einer flachen, unregelmässigen Steinlage Leichenbrand (?) und Beigaben von Thongefässen, zwei Bronzenadeln und Bronzeringchen zeigten[1]) und der jüngeren Bronzezeit oder älteren Hallstattperiode angehören. Eine andere Grab-

1) Vgl. Karlsruher Zeitung 1895 n. 23 Beilage = Fundber. von Schwaben II (1894) S. 10 (E. Wagner).

hügelgruppe dieser Zeit befindet sich zwischen Binau und Lohrbach bei Neckarelz, über welche Wilhelmi, Sinsheimer Jahresber. VII S. 3 f. (vgl. I S. 41, VI S. 33, VII S. 62) berichtet hat. Sie enthielten unter einer Steinlage Skelette und Beigaben von Thongefässen, ein Steinbeil, einen glatten Bronzearmring und „eines jener Bänder von Erzblech, die an beiden Seiten in Spiralen auslaufen (Handbergen)“ [1]). Auch bei Jagstfeld wurden Grabhügel dieser Zeit geöffnet, wie ein sog. Brillenornament [2]) des Museums in Karlsruhe beweist. Der Depotfund von Dietenhan (Kunstdenkm. d. Grossherzogt. Baden IV S. 132) und das Bronzeschwert von Wertheim (Lindenschmit, A. h. V. I. 3 Taf. III 3) weisen schon auf das Maingebiet hin.

Wieviele der noch nicht oder nur mangelhaft untersuchten Grabhügel bereits dieser frühen Periode angehören, lässt sich natürlich nicht sagen. Solche liegen oder lagen: 1) bei Gundelsheim (vgl. Wirt. Franken X S. 141). 2) zwischen Offenau und Duttenberg im Seehau acht Grabhügel (Wirt. Franken VI S. 297 f., Württ. Vierteljahrshefte 1894 S. 3). 3) bei Möckmühl (?) (Wirt. Franken VIII S. 328). 4) Sechs Grabhügel bei Rossach (Oberamtsbeschr. Künzelsau S. 252, Württ. Vierteljahrshefte 1890 S. 5). 5) Grabhügel im Waidachwald bei Oberschefflenz, das sog. Römergrab. In demselben sollen bei einer früheren Anschürfung auch eiserne Gegenstände gefunden sein. 6) Bei Oberfinkenbach bei Beerfelden (Kofler, Archiv für hessische Gesch. 1893 S. 103, 3). 7) Zwischen Watterbach und Eutergrund (Ohlenschlager n. 288). Ein Teil dieser Grabhügel zieht sich also bis in den eigentlichen Odenwald hinein.

Der Hallstatt- und La Tène-Zeit sind die Grabhügel im Haimbuchwald beim Ahornhof (Boxberg) zuzuweisen, welche ausser einigen verbrannten Knochen nur Scherben und eine eiserne Lanzenspitze ergaben (Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden S. 41 f.). Ferner gehören diesem Abschnitte, namentlich aber der Früh-La Tène-Periode, an eine Anzahl Grabhügel, die beiderseits des Rinschbachthales, am Gewesterbach und bei Walldürn liegen. 1) Zwei Grabhügel bei Kudach, von denen der eine geöffnet ist; er enthielt nur wenige Scherben. 2) Bei Rinschheim das sog. Hönehaus im Breitenbüschle (vgl. Karlsruher

1) Gewöhnlich als Knöchelring getragen, vgl. Wilhelmi, Sinsh. Jahresb. IV S. 10, Lind., A. h. V. III. V Taf. 4, und Köhl, Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1891 S. 99 f. Von dem Binauer Schmuckband bemerkt aber Wilhelmi ausdrücklich, dass es an dem Arme eines Skeletts gefunden sein soll.

2) Vgl. Naue, die Bronzezeit in Oberbayern S. 130 f.

Zeitung 1895 n. 23 Beil. = Fundber. aus Schwaben II (1894) S. 10). Funde: Skelett und verbrannte Knochen, Thongefässe, Bronzearmringe, Korallenperlen, Eisenstücke von einem Dolch oder Messer (?). 3) Bei Götzingen drei Grabhügel, von welchen zwei geöffnet sind. Inhalt: Skelette, Thongefässe, Bronzespange, Eisenstücke (vgl. Karlsruher Ztg. 1895 n. 23 = Fundber. aus Schwaben II (1894) S. 10 und III (1895) S. 16). 4) Grabhügelgruppe im Plattenwald bei Eberstadt; Inhalt eines angegrabenen Hügels: Skelette und Thongefässe. 5) Sieben Hügel im Lindigwald bei Walldürn, welche 1885 teilweise untersucht wurden; sie enthielten unter Steinsetzungen nur wenige Scherben. 6) Vier Grabhügel im Buchwald bei Höpfingen, welche teilweise angegraben wurden, aber neben verbrannten Knochen gleichfalls nur wenige Scherben ergaben (zu 5 und 6 vgl. Karlsruher Zeitg. 1880 Nr. 283 und 284 (Conrady) und E. Wagner, Hügelgräber S. 42).

Die Grabhügel an der Westseite des Rinschbachthales zeigen ziemlich einheitlichen Charakter, doch lassen sie uns beim Mangel charakteristischer Beigaben, wie diejenigen vom Ahornhof, bis jetzt im Zweifel, ob sie noch der Hallstattperiode oder schon der La Tène-Zeit angehören, d. h. ob sie den Galliern oder der vor ihnen ansässigen Bevölkerung zuzuschreiben sind, wenn ersteres für die grössere Zahl derselben auch wahrscheinlicher ist. Wenn da und dort neben der Bestattung auch verbrannte Knochen beobachtet wurden, so bleibt noch zu untersuchen, ob diese nicht von den mitgegebenen Tieropfern und Totenspenden herrühren könnten. Andernfalls würde die Verbrennung wohl auf vorgallische Bevölkerung hinweisen.

Ausgeprägten gallischen Charakter der Früh-La Tène-Zeit zeigen Grabhügelfunde von Tauberbischofsheim (Mus. Karlsruhe), Lauda (Mus. Donaueschingen) und Neckarzimmern (im Besitze der Familie von Gemmingen in Neckarzimmern, vgl. Wilhelmi, Sinsh. Jahresb. I S. 40, VII S. 62, Krieger, die Burg Hornberg am Neckar 1869 S. 25 Anm. 4) [1]).

Dass die Gallier um 400 v. Chr. diese Gegenden in Besitz nahmen, steht heute ausser Zweifel (vgl. meine Ausführungen in diesen Jahrbüchern II S. 128 f.). Sie waren Träger einer überlegenen Kultur, besassen geprägte Münzen, verbesserten Ackerbau und Viehzucht und legten gangbare Wege an. Eine solche Strasse führte vom Tauberthal in der Gegend von Königshofen über Schüpf, Buch am Ahorn, Gerichtstetten,

1) Vielleicht auch von Neckarelz (Bronzeringe und Glasperlen im Museum Karlsruhe).

Kudach gegen Rinschheim, wo sie sich teilte und einen Zweig nach Norden gegen Walldürn, einen andern nach den westlichen Hängen des Rinschbachthales schickte. Sie zieht meist auf den Wasserscheiden und heisst noch heute stellenweise die „Hohe Strasse". Die sie begleitenden Grabhügel sprechen für ihren frühen Ursprung. Gleichen Alters könnten auch die von Nord nach Süd ziehenden Höhenstrassen zwischen Rinschbach und Schlierbach (Krummebach) und zwischen Hiffelbach und Gewesterbach sein. Ähnliche gallische Verkehrswege, natürlich einfachster Anlage, sind auch anderwärts nachgewiesen, beispielsweise zwischen Kocher und Jagst (vgl. Württ. Vierteljahrsh. 1894 S. 5 f., K. Weller).

Von den charakteristischen gallischen Münzen, den sog. Regenbogenschüsselchen, sind auch in unserem Gebiete einige gefunden, wenn auch näher der Ostgrenze desselben. Zwei Stücke (ein goldenes und ein silbernes) besitzt das Museum in Karlsruhe von Niclashausen und Kembach bei Wertheim (Karlsr. Ztg. 1897, n. 29, E. Wagner), zwei Exemplare sind in Privatbesitz in Unterwittighausen bei Tauberbischofsheim (vgl. Bissinger, Funde römischer Münzen im Grossherzogtum Baden n. 236) und eines in Osterburken. Von Eberbach stammt eine barbarische Nachbildung eines Denar aus republikanischer Zeit (vgl. Bissinger n. 218).

Von den Wohnstätten dieser Zeit ist wenig übrig geblieben, da sie ja nur aus Blockhäusern und Lehmbaracken, im Winter auch aus Grubenhütten bestanden. Doch kamen in der Nähe eines der genannten Grabhügel am Südfuss des Hembergs bei Götzingen an geschützter Stelle vier erhöhte, mit einer rohen Stückung versehene Rechtecke von 12 bis 16 m Länge und ca. 4 m Breite zum Vorschein, welche mit zahlreichen Kulturabfällen und Scherben aus der Zeit jenes Grabhügels bedeckt waren und als die Hüttenstellen jener frühen gallischen Ansiedler betrachtet werden können. Ähnliche Anzeichen wurden bei einigen anderen Grabhügeln beobachtet. Noch zu Cäsars Zeit wohnten die Gallier vielfach vereinzelt in der Nähe von Wäldern und fruchtbaren Thalgründen.

Aus der sog. Mittel-La Tène-Zeit, dem dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr., fehlen bis jetzt die Spuren gänzlich. Es hängt dies in erster Linie mit dem Umstand zusammen, dass in dieser Zeit an Stelle der leicht bemerklichen Grabhügel Flachgräber aufkamen, welche schwer auffindbar sind (vgl. Tischler, Westd. Ztschr. V S. 198, Schr. d. phys.-ökon. Ges. in Königsberg 1884 S. 31 bezw. 23). Doch gibt einen wichtigen Anhaltspunkt die dem Ende dieser Periode sowie der Spät-La Tène-Zeit angehörige Schanze von Gerichtstetten, welche nahe der oben ge-

nannten Hohen Strasse gelegen, ein von Erdwall und Graben umschlossenes Viereck von 130 (131) : 123 bezw. 111 m darstellt [1]). Im Innern desselben fanden sich ein viereckiger Steinbau aus Trockenmauerwerk, mehrere im Rechteck angeordnete Pfostenlöcher von Holzbaracken und eine Trichtergrube. Die zahlreichen, namentlich auch auf der Grabensohle gefundenen Scherben und sonstigen Gegenstände, darunter eine Mittel-La Tène-Fibel, zwei Bruchstücke von gepressten Glasringen etc. lassen keinen Zweifel an dem gallischen Ursprung der Anlage. Da die Trichtergrube zur Hälfte vom Erdwall verschüttet ist, muss die Ansiedlung anfangs dieses Schutzes entbehrt haben. Auch die Lage am Fusse eines sanften Abhangs in der Nähe eines Wiesenthälchens und zweier vorzüglicher Quellen weist auf ursprünglich rein landwirtschaftlichen Charakter des Gehöftes hin. Die Umgestaltung in eine Art oppidum, eine Zufluchtsstätte, welche wahrscheinlich wie heute im Walde versteckt lag, mag in unruhigen Zeiten erfolgt sein. Der Umfang und die Mächtigkeit der Wälle bezeugt, dass viele Kräfte zu dieser Arbeitsleistung herangezogen wurden und die Gegend also schon etwas dichter besiedelt war. Aufgegeben wurde die Schanze nach den Funden mit Beginn der Spät-La Tène-Periode, also ca. 100 v. Chr.

Fragen wir, was zur Errichtung und Räumung der Schanze Veranlassung gegeben haben mag, so müssen wir uns erinnern, dass im Verlauf des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die von Norden nach Süden drängenden Germanen den Main erreicht hatten, während südlich desselben die Gallier noch Stand hielten. Da mögen sich am Main ähnliche Zustände ausgebildet haben, wie sie uns Cäsar für etwa 100 Jahre später vom Oberrhein schildert, als die Gallier bis hierher zurückgetrieben waren und sich fast täglich mit den Germanen herumschlagen mussten. Auch dort finden sich auf der Schweizer Seite viele Erdverschanzungen, welche Keller (Mitt. der antiqu. Ges. in Zürich XVI S. 56 f.) als Refugien der Helvetier betrachtet und teilweise mit jenen Kämpfen in Zusammenhang bringt, — wieweit mit Recht, lässt sich allerdings bei dem geringen Umfang der bisherigen Grabungen nicht erkennen. Jedenfalls aber ist unsere Gerichtstetter Schanze unter ähnlichen Verhältnissen entstanden; aufgegeben wurde sie wahrscheinlich, als die Germanen durch den Cimbern- und Teutonenzug am Maine Luft bekamen und nun das Land zwischen Main und Oberrhein unaufhaltsam überschwemmten.

1) Vgl. den vorläufigen Bericht Conrady's Limesblatt S. 588 f.; eine ausführlichere Darstellung wird das dritte Heft der Veröffentlichungen der Karlsruher Sammlungen und des Altertumsvereins bringen.

Über die Besiedelungsverhältnisse der nächsten zwei Jahrhunderte bieten die archäologischen Funde und die Nachrichten der Schriftsteller nur wenige sichere Anhaltspunkte, doch geben der Toutonenstein von Miltenberg, ferner die Widmungen an den Mercurius Cimbrius von Miltenberg und Heidelberg, sowie die Bezeichnung der civitas am unteren Neckar als civitas Ulpia Sueborum Nicretum wichtige Fingerzeige. Der auf dem Greinberg bei Miltenberg gefundene Stein mit der Inschrift Inter Toutonos C. A. H. F.[1]), eine mächtige, genau in der Linie des römischen Grenzzugs gefundene und als Grenzstein dienende Felsennadel, welche offenbar auf einen ähnlichen Vorgang zurückgeht, wie ihn Frontin strat. II. 11. 7 von Domitian schildert[2]), bezeugt, dass hier damals Toutonen wohnten, möglicherweise Reste jener Teutonen, welche zusammen mit den Cimbern den unglücklichen Vorstoss gegen das Römerreich unternahmen. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es jedenfalls, dass bei Miltenberg selbst und bei Heidelberg Votivinschriften an Mercurius Cimbrius zum Vorschein kamen[3]), welche vielleicht die Anwesenheit von Cimbernscharen beweisen. Natürlich ist der letztere Schluss ebensowenig gesichert wie derjenige, dass die Toutonen bei Miltenberg identisch mit den aus der Geschichte bekannten Teutonen sind, wenn auch gerade das Zusammentreffen der beiden Namen für die Identifizierung spricht. — Der Name der civitas Sueborum Nicretum[4]) mit dem Vorort Ladenburg (Lopodunum) und dem vicus bei Neuenheim-Heidelberg zeigt, dass am untern Neckar Sueben sassen. Ob sie von Cäsar nach der siegreichen Schlacht über Ariovist (58 v. Chr.) zum Grenzschutze dort angesiedelt wurden oder erst später, etwa im Zusammenhang mit Agrippas Verfügungen über die rheinischen Völker,

1) Vgl. Conrady, Corrbl. d. Ges. Ver. 1878 n. 8, 9, Limesblatt Nr. 11, S. 340, K. Christ, Corrbl. d. Ges. Ver. 1879 Nr. 5, 6, Hübner, Bonn. Jahrb. LXIV S. 46 f., Kosinna, Westd. Ztschr. IX S. 213, Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I 392 u. s.

2) . . . eo bello, quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, cum in finibus Cubiorum (?) castella poneret, pro fructibus locorum, quae vallo comprehendebat, pretium solvi iussit: atque ita iustitiae fama omnium fidem adstrinxit. So mag auch bei Miltenberg, wo der Limes das Gebiet der Toutonen durchschnitt, ein besonderes Abkommen mit diesen getroffen und als Zeugnis jener Stein aufgestellt worden sein. — Der Ringwall auf dem Greinberg stammt nach den Untersuchungen Conrady's (Limesblatt Nr. 11 S. 340) aus nachrömischer Zeit, wie wohl auch der Ringwall bei Heidelberg (K. Christ, Bonn. Jahrb. LXXIV S. 7 f.)

3) Vgl. K. Christ, Bonn. Jahrb. XLVI S. 178 f., LXIII S. 176, LXXIV S. 18, Ztschr. f. wiss. Geographie II S. 64, A. Mays, Verz. d. städt. Kunst- und Altertümers. Heidelberg S. 6 n. 6, Corrbl. d. Westd. Ztschr. VIII S. 46 (v. Domaszewski).

4) Neue Heidelb. Jahrb. III S. 1 f. (K. Zangemeister).

lässt Zangemeister, welcher zuerst den Beinamen jener civitas S. N. richtig deutete, dahingestellt. — Über die Bedeutung des Namens der zweiten civitas dieser Gegend, der c. Alisinensis oder Alisinensium, welche bei Bonfeld festgestellt ist, sehen wir noch nicht klar[1]).

Ausser diesen germanischen Elementen sassen aber auch viele Gallier in der Gegend, teils Reste der früheren Bevölkerung, teils neue Einwanderer. Auf sie bezieht sich die bekannte Stelle bei Tacitus Germ. 29 (also vor 98 n. Chr.): non numeraverim inter Germaniae populos, quamquam trans Rhenum Danubiumque consederint eos qui decumates agros exercent. Levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiae possessionis solum occupavere. Mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur. Die starke Beteiligung der Gallier an der Neubesiedelung lehren auch die Inschriften mit ihren gallischen Personennamen und gallischen Gottheiten.

Die Etappen der römischen Okkupation des Landes, wie sie durch die vorstehenden Worte des Tacitus angedeutet sind, treten durch die Limesforschung allmählich immer klarer zu Tage. Um die Mitte des ersten Jahrhunderts wurde die badische Rheinebene von den Römern besetzt und die bedeutenderen Thalausmündungen durch Kastelle gesperrt: so das Neckarthal bei Neuenheim-Heidelberg, wo das von Christ u. a. vermutete Kastell (Picks Monatschr. V S. 299) durch Wippermann und Zangemeister gefunden ist[2]). Im Jahre 73 und 74[3]) drang dann Vespasian in das östlich vorliegende Gebirge, auch vom Oberrhein her, ein und holte zu einem bedeutenden Schlag gegen die Germanen aus. Durch den Chattenkrieg Domitians (83) wurden die Resultate dieses Krieges gesichert und erweitert. Die Folge dieser Kriege war die Vorschiebung der Reichsgrenze bis an den mittleren und oberen Neckar, zunächst wohl nur durch eine Postenkette grösserer Kastelle, bald aber auch (also noch vor 98) durch einen fortlaufenden Palissadenzaun mit Holztürmen, wo nicht der Fluss die nasse Grenze bildete. Die von einem Kolonnenwege begleitete Grenze verliess den Neckar an der Kochermündung, um schnurgerade über Duttenberg, Neckarburken, Oberscheidenthal bis Schlossau zu ziehen, von wo sie in unregelmässigem Laufe der Wasserscheide über Hesselbach, Eulbach u. s. w. bis an den Main folgte. Bei Wimpfen, Neckarburken (Westkastell) und Oberscheidenthal wurden grössere Kastelle angelegt, um die hier querenden Thaleinschnitte

1) Wirt. Franken VIII S. 335, 547, IX S. 144 (K. Haug) u. s.
2) Vgl. Arch. Anzeiger d. Jahrb. 1896, 4 S. 193 (F. Hettner).
3) Neue Heidelb. Jahrb. III S. 9 f. (K. Zangemeister).

zu sperren. Der militärischen Besetzung folgte die private Besiedelung auf dem Fusse, wo sie nicht schon vorausgegangen war, namentlich von Gallien aus, wo man diese, zum Teil recht fruchtbaren Gegenden noch immer als altes gallisches Eigentum betrachten mochte. Dieser frühen Periode gehört z. B. ein Meierhof bei Neckarzimmern an (Westd. Ztschr. XV S. 12, K. Schumacher). Zum Schutze dieser Ansiedlungen sah man sich bald — unter Hadrian? — genötigt, die Grenze noch weiter nach Osten in die Linie Lorch-Jagsthausen-Osterburken-Walldürn-Miltenberg vorzuschieben. Auch diese Grenzsperre bestand zunächst nur aus einem Palissadenzaun mit Holztürmen und Kastellen an den genannten Orten. Genau wie Spartian im Leben Hadrians schildert: stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus iactis atque conexis barbaros separavit hat sich der Grenzabschluss bei der Limesuntersuchung wieder vorgefunden. Die innere Linie Wimpfen-Oberscheidenthal etc. wurde zunächst der grösseren Sicherheit wegen noch beibehalten, doch wurden unter Antoninus Pius die grösseren Kohortenkastelle Neckarburken-Westkastell und Oberscheidenthal durch kleinere Numerus-Kastelle der Brittones (bei Neckarburken und Schlossau) ersetzt und die dort garnisonierten Hilfskohorten (die coh. I Sequanorum et Rauracorum und die coh. III Aquitanorum) teilweise an die vordere Linie vorgezogen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Holztürme der inneren Linie durch solidere steinerne ersetzt. Die Bauinschriften mehrerer dieser burgi nennen das Jahr 145 und 146 als das der Errichtung (vgl. Neue Heidelb. Jahrb. V S. 99 f. und Limbesblatt S. 550), die Bauurkunde des Ostkastells bei Neckarburken stammt aus der Zeit zwischen 145—161 n. Chr. (Limesblatt S. 67). Die Brittones, welche nun an der inneren Linie gewissermassen eine Aufnahmestellung bildeten, heissen in Neckarburken Elantienses, offenbar nach der hier fliessenden Elz, in der Gegend von Schlossau Triputienses, ein Name, welcher bis jetzt noch nicht erklärt ist. Bei Miltenberg erscheinen exploratores Seiopenses, was auf den Namen Seiopa oder ähnlich für jene Gegend schliessen lässt (vgl. v. Domaszewski, Corrbl. d. Westd. Ztschr. VIII S. 49), wie Neckarburken Elantia, die Gegend von Schlossau Triputium (oder ähnlich) geheissen haben muss. — Der Ausbau der vorderen Linie begann jedenfalls auch bald nach demjenigen der inneren. Die Erweiterungsanlage des Kastelles bei Osterburken ist durch fünf an verschiedenen Türmen angebrachte Inschriften der leg(io) VIII Aug(usta) p(ia) f(idelis) c(onstans) C(ommoda)[1]) a s(olo) f(ecit) in die Jahre 185—192 n. Chr. datiert

1) Das letzte C ist auf allen Steinen wegen der damnatio memoriae dieses Kaisers wieder ausgemeisselt.

und aus derselben Zeit wird auch die Vergrösserung des Kastelles Walldürn sein. Da unter Alexander Severus die Münzreihen bedeutend emporschnellen, scheint unter ihm eine Vermehrung der Besatzungen und damit zusammenhängend eine neue Bauthätigkeit eingetreten zu sein. Um diese Zeit wurde auch an der äusseren Linie der Palissadenzaun durch einen stattlichen Erdwall und vorliegenden Graben ersetzt. Seit dem dritten Jahrhundert drängten die östlich des Pfahles wohnenden Germanen heftiger gegen Westen vor — im Jahre 222 focht Caracalla gegen die „Alamannen" am Main —, so dass eine Verstärkung der Grenzsperre wünschenswert erschien, um die bei den Kastellen und weiterhin entstandenen bedeutenden bürgerlichen Niederlassungen vor Überrumpelungen zu schützen. So wurde von Jagsthausen bis über Osterburken und Bofsheim hinaus hinter dem Walle noch eine fortlaufende Mauer angelegt und eine Reihe kleinerer Befestigungswerke geschaffen, welche gefährliche, die Linie kreuzenden Mulden sperren sollten. Aber trotz aller Fürsorge ging der Grenzwall bald nach der Mitte des dritten Jahrhunderts für die Römer verloren und blieb verloren, trotz einiger energischer Vorstösse, namentlich unter Kaiser Probus. Die Römer mussten sich auf die Rheinlinie zurückziehen, die Germanen besetzten alles Land bis an den Rhein.

Im Rahmen dieser militärischen Operationen entstanden und entwickelten sich auch die bürgerlichen Niederlassungen, zunächst natürlich in der Nähe der grösseren Kastelle. Aus den dürftigen Hütten der Krämer, Marketender und all des verschiedenen Lagertrosses entstanden Lagerdörfer (canabae), welche zum Teil einen beträchtlichen Umfang und mit der Zeit auch einen gewissen städtischen Anstrich annahmen. Die grösste derartige Ansiedelung der Gegend lag bei W i m p f e n i m T h a l, wo zwischen diesem Orte und dem Altenberg, auch innerhalb des Ortes und jenseits der Bahn gegen Untereisisheim das Gelände mit den Resten zahlreicher, oft ausgedehnter und gut eingerichteter Wohnhäuser und dazwischen durchziehender Strassenzüge bedeckt ist. Auch bei Jagsthausen, Neckarburken und Osterburken befanden sich grössere Civilniederlassungen. Bei N e c k a r b u r k e n liegt sie namentlich westlich des Westkastelles im „Flürlein", wo sich mehrere Parallel- und Querstrassen mit anliegenden Hütten und grösseren Häusern mit Gärten feststellen liessen. Ausgedehnter noch war die Ansiedlung bei O s t e r b u r k e n, welche grösstenteils unter dem heutigen Städtchen liegt (vgl. Oberg.-rät. Limes, Kastell Osterburken S. 19 f.); das Haus des Mercatorius Castrensis, wohl eines Militärlieferanten, gibt mit seiner Mithraskapelle eine Vorstellung

von der Grösse und Bedeutung einzelner Privathäuser. Kleiner waren die bürgerlichen Niederlassungen bei Walldürn, Oberscheidenthal und Schlossau, wegen des rauheren Klimas und unfruchtbareren Bodens, doch haben auch sie deutliche Spuren hinterlassen. Selbst bei Zwischenkastellen sind ausserhalb derselben Wohnreste zum Vorschein gekommen, namentlich bei Rinschheim. Zum Teil bestunden sie allerdings nur aus Wohngruben, wie wir sie auch in der keltischen Periode kennen gelernt haben. Aber die Besatzungen dieser Kastelle waren ja, von den Offizieren abgesehen, keine eigentlichen Römer, sondern Brittanier, Aquitanier, Sequaner, Rauraker u. s. w., welche ihren heimischen Sitten treu blieben, namentlich wenn diese, wie zur Winterszeit, grosse Vorteile boten. Bei den kleineren Zwischenkastellen, wie bei Robern, an der Seitzenbuche und an der Jägerwiese bei Schlossau, wo nur kleinere, von den nächsten Kastellen öfters abzulösende Posten lagen, fehlen solche Wohnspuren.

Dass die Lage der Kastelle und kleineren militärischen Posten des öfteren Winke für die Gangbarkeit und Besiedelungsverhältnisse der betreffenden Gegenden gibt, leuchtet von selbst ein. Denn es liegt in der Natur der Grenzsperre, dass sie in erster Linie alle bedeutenderen, die Linie schneidenden Verkehrswege überwachte. So lässt sich die Anlage der Zwischenkastelle bei Rinschheim und im „Grossen Walde“ bei Walldürn nur verstehen, wenn man die oben besprochene gallische Strasse vom Tauberthal in das Rinschbachthal ins Auge fasst, und mancher der Wachtürme mag neben einem uralten, jetzt verwischten Naturweg gestanden haben.

Die Besiedelung des Binnenlandes war begreiflicherweise hauptsächlich an das militärische Strassennetz geknüpft. Bei diesem lassen sich drei Arten von Strassenzügen unterscheiden. 1) Kolonnenwege längs der Grenzen, welche den Ablösungsmannschaften der Türme und kleineren Posten als Marschstrassen dienten und die Grenzkastelle unter einander verbanden. 2) Heerstrassen von den Kastellen der vorderen Linie zu den entsprechenden Kastellen der hinteren Linie und weiter zu den grossen Waffenplätzen am Rhein, wo die Legionen stunden. 3) Schrägverbindungen zwischen den Kastellen der beiden Linien, z. B. zwischen Osterburken und Oberscheidenthal oder Osterburken und Wimpfen.

Betrachten wir die Lage der zahlreichen Gebäude und Ansiedlungen im Binnenlande, so finden wir, dass thatsächlich die meisten in der Nähe solcher Heerstrassen liegen. Da bis jetzt aber keine Zusammenstellung dieser Ansiedlungen vorliegt und durch die Limesforschung eine

grosse Anzahl neuer entdeckt worden ist, sei zunächst eine Aufzählung derselben gegeben.

I. Längs des Kolonnenweges der inneren Linie sind mir folgende bekannt: 1) bei Duttenberg unmittelbar am Jagstufer in der Nähe des Wehres. 2) Gebäude im „Mäurich" bei Obergriessheim (vgl. Wirt. Franken 1863 S. 295, Westd. Ztschr. 1886 S. 207, Württ. Vierteljahrsh. XIII S. 17). 3) Meierhof an der Schieferklinge bei Bachenau (Westd. Ztschr. XV S. 13 f.). 4) Meierhof am Schlossbuckel im Sonderteich bei Tiefenbach (Westd. Ztschr. XV S. 6 f.). 5) Meierhof im Hesselt am Stockbronner Hof (Westd. Ztschr. XV S. 1 f.). II. Längs des Kolonnenweges der äusseren Linie: 6) Hennehaus zwischen Bofsheim und Eberstadt (am Henneberg). 7) Hennehaus bei Bofsheim (Gewann Kellern, auch als Einehaus bezeichnet). 8) Gebäude im Gehracker bei Götzingen (Limesblatt S. 395). III. An der Strasse Osterburken-Neckarburken: 9) Meierhof am heiligen Brunnen bei Osterburken (Kastell Osterburken S. 20). 10) Hönehaus am Nordrand des Waidachwaldes. 11) Gebäude in der Kellerreuthe im Waidachswald bei Oberschefflenz. 12) Gebäude im „Flürlein" bei Mosbach. IV. An der Strasse Walldürn-Oberscheidenthal-Schlossau: 13) Röm. Gebäude am Häuserbrunnen bei Hainstadt. 14) „Die Heunehäuser" zwischen Buchen und Oberneudorf (Ber. d. Altertumsver. Buchen 1864—1866). V. An der Strasse Osterburken-Oberscheidenthal-Schlossau: 15) das Götzenstüble bei Osterburken. 16—17) Hönehaus am hellen Brunnen und Hahnenbrunnen bei Schlierstadt. 18) Hönehaus bei Eberstadt (Ber. d. Altertumsver. Buchen 1864—1866, Bad. Landeszeitung 2. März 1866). 19) Gebäude im Nüsslein bei Eberstadt am grundlosen Brunnen. 20) Hennenhaus am Gewesterbach bei Bödigheim. 21) Hennenhaus zwischen Bödigheim und Oberneudorf. VI. An der Strasse Osterburken-Wimpfen: 22) Mauerwerk im Wirsching bei Adelsheim[1]). 23) Gebäude bei dem Bahneinschnitt auf Sennfelder Gemarkung. 24) im Mittig bei Roigheim (Wirt. Franken VI S. 296, VII S. 114). VII. An der Strasse Neckarburken-Jagsthausen: 25—28) Drei Ansiedlungen bei Waldmühlbach (im Dorfe bei der Kirche, im „Höfle"[2]), am Backsteig[3]); vgl. d. Skulpturenfunde Karlsr. Ztg. 1884 n. 232 Beil., Corrbl. d. Westd. Ztschr. III 146). 29) Gebäude

1, 2 und 3) An diesen Orten habe ich bis jetzt nur oberflächlich Mauerwerk festgestellt, ohne dass römische Scherben etc. gefunden wären. Doch dürfte wegen der Lage an dem römischen Ursprung kaum Zweifel bestehen.

im „Himmelreich" zwischen Bittelbronn und Roigheim (Wirt. Franken VI S. 296). 30) Bei Bittelbronn (Wirt. Franken VI S. 296). 31) Am Neuhof (Wirt. Franken VI S. 296, VII 112, VIII S. 98). VIII. Strasse Neckarburken-Walldürn: 32) Hennenhaus am Amelsbach bei Klein-Eicholzheim. 33) Meierhof „an der Mauer" bei Gross-Eicholzheim. 34) Meierhof am Ziegelbrunnen bei Gross-Eicholzheim. 35) Gebäude beim Faussenhof. IX. Am rechten Ufer der Jagst: 36) bei Widdern (Paulus, Altert. in Württ. S. 47). 37) bei Möckmühl in der „Altstadt" (Wirt. Franken VIII S. 102, Paulus, Altert. in Württ. S. 47). 38) bei Domeneck in den Pfaffenäckern (Wirt. Franken VI S. 296). 39) bei Neudenau an mehreren Punkten (vgl. Wirt. Franken VIII S. 331e). 40) bei Herbolzheim (Generalbericht des badischen Altertumsver. 1858 S. 72, vgl. auch Bissinger, Funde röm. Münzen n. 214). Über Duttenberg vgl. n. 1. X. Am rechten Ufer des Neckars: 41) Im Mäurich gegenüber Wimpfen im Thal (Wirt. Franken VI S. 295). 42) bei Gundelsheim (Wirt. Franken VII S. 112, X S. 142 (Maueräcker). Der Inschriftstein auf dem Michelsberg ist wohl verschleppt. 42a) bei Böttingen Scherben von terra sigillata nach Mitteilung von Herrn Oberförster Riecker in Gundelsheim. 43) bei Neckarzimmern Meierhof in der Mäuerleshecke (Steinbuckeläcker) in der Au und Münzfunde im Ort (vgl. Westd. Ztschr. XV S. 9). 44) Von Neckarelz Wochengötteraltar (Baumann, Röm. Denksteine in Mannheim S. 12 f.) und Münzen (Wirt. Franken VIII S. 331 und bei Bissinger, Funde n. 215). 44a) an der Ausmündung des Nüstenbachthälchens terra sigillata-Scherben (vgl. Krieger, die Burg Hornberg am Neckar 1869 S. 24 Anm. 4). 45) Mauerwerk bei Diedesheim im Gewann „Hammerschlag", doch ist der römische Ursprung noch nicht sicher nachgewiesen. 46) Hönenhaus zwischen Schreckhof und Binau. 47) Mauerwerk bei Binau in den Krautgärten (ob römisch?); über bei Binau gefundene Münzen Sinsheimer Jahresb. VI S. 44[1]). 48) von Kleingemünd ein Grabstein, Brambach n. 1718. Für die Funde am Westabhang des Gebirges vgl. Vorträge des Mannheimer Altertumsvereins II, Karte (K. Baumann) und die hessische archäologische Karte.

Ausser an den genannten Orten, wo römisches Mauerwerk mit Ausnahme der angegebenen Fälle vollständig gesichert ist, sind noch Münzen

---

1) Ob die Münzen nicht gegenüber Binau auf dem linken Neckarufer gefunden sind, wo gegen Mörtelstein und Obrigheim im Felde die Reste mehrerer römischen Villen liegen?

gefunden: 49) bei Hirschhorn (Arch. f. hess. Gesch. 1893 S. 103 n. 1). 50) bei Eberbach 1880 in der Hauptstrasse Bronzemünze des Antoninus Pius; auch eine Bronzefibel (Mus. Karlsruhe). 51) bei Zwingenberg (Bissinger n. 217). 52) bei Neckargerach 1888 im Neckar Goldmünze des Gratian[1]). 53) bei Dallau (Bissinger n. 220). 54) bei Auerbach (B. n. 221). 55) Seckach (B. n. 225). 56) bei Bödigheim (B. n. 226). 57) bei Hettingen (B. n. 228). 58) bei Buchen (B. n. 229). 59) bei Mudau (B. n. 224). 60) im Innern des Odenwalds bei Oberfinkenbach (Arch. f. hess. Gesch. 1893 S. 103, 3). Beweisen diese Münzfunde auch nicht ohne weiteres Stätten römischer Ansiedlung, da einzelne verloren sein oder aus alamannisch-fränkischen Gräbern herrühren können, so stammen die meisten doch zweifelsohne aus römischen Niederlassungen.

Ausser diesen gesicherten römischen Fundstellen lässt sich noch eine grosse Anzahl weiterer aus den Flurnamen und Sagen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erschliessen. Es sind dies namentlich die mit Hönen (Hennen, Hühner und Hahnen) zusammengesetzten Bezeichnungen, welche aus Hünen (Heunen) verdorben sind. Die Hünen sind die Riesen, als deren Werke jene stattlichen Steinbauten der Römer den frühen germanischen Ansiedlern mit ihren dürftigen Holz- und Lehmhütten erschienen (vgl. K. Christ, Ztschr. f. wissensch. Geographie II S. 139). Das gleiche gilt von Benennungen wie Heidenbuckel, Heidenäcker etc., wiewohl sie, wie auch die mit Hünen zusammengesetzten Bezeichnungen, öfters auch an Grabhügel anknüpfen (falls sie nicht von Haide abzuleiten sind). Auch Flurnamen wie Mäurich, Maueräcker, Steinäcker u. s. w. weisen oft auf römisches Mauerwerk hin. Auch hier sind es wieder die genannten Strassenzüge, längs welcher diese Bezeichnungen besonders häufig auftreten. So an der Strasse Osterburken-Neckarburken: 61) Hühneräcker am Seehof und auf Sennfelder Gemarkung. 62) Hainthal und Hühnerwald am Waidachshof. 63) Hühnerberg zwischen Katzenthal und Dallau auf Unterschefflenzer Gemarkung. An der Strasse Osterburken-Jagsthausen: 64) ein Hühnerberg bei Unterkessach. An der Strasse Neckarburken-Möckmühl-Jagsthausen: 65) ein Hühnerberg zwischen Allfeld und Billigheim. 66) bei Bittelbronn (und gegenüber Ruchsen). An der inneren Linie erscheinen noch 67) ein Hahnengewann bei Fahrenbach und 68) ein Hühnerbuckel neben dem Heidenacker bei Trienz. 69) ein Hühnerwäldchen bei

1) 50 und 52 nach Mitteilung des Herrn Apotheker Neumayer in Eberbach.

Muckenthal. Betreffs der andern Flurnamen verweise ich auf den Anhang.

Für die Frage nach der Bestimmung dieser Gebäulichkeiten geben Lage und Form manchen Aufschluss. Die meisten derselben liegen nämlich nicht an der Strasse selbst, sondern einige hundert Meter abseits an fruchtbaren Abhängen und wasserreichen Wiesengründen, öfters in nächster Nähe einer guten Quelle. Sie charakterisieren sich so von selbst als landwirtschaftliche Anlagen für Ackerbau und Viehzucht. Bestätigt wird diese Annahme durch die Grundrisse einiger dieser Gebäude (vgl. Westd. Ztschr. XVI S. 1 f.), welche genau mit den Darstellungen solcher villae rusticae auf römischen Mosaiks Nordafrikas (im Bardo-Museum in Tunis, vgl. arch. Anzeiger 1896. 2. S. 90, v. Duhn) übereinstimmen. Um einen quadratischen oder rechteckigen Wirtschaftshof liegen eine Anzahl schmaler Hallen, Wohn- und Vorratsräume mit häufig über die Bauflucht vorspringenden Eckzimmern. Diese Flügelbauten waren nach den Mosaiks öfters mit zwei Stockwerken versehen und ragten turmartig über das andere, nur einstöckige Gebäude empor; sie enthielten gewöhnlich den Keller und ein Badezimmer. In der Nähe des Hauptgebäudes lagen meist noch zwei bis drei kleinere, quadratische oder rechteckige Gebäulichkeiten, welche die Stallungen, Scheuern etc. enthielten. Das Ganze umgab öfters eine Mauer, häufig aber auch nur ein Palissadenzaun oder lebender Hag. Reich ausgebaute Meierhöfe, wie sie jenseits des Neckars da und dort gefunden sind, fehlen bis jetzt auf unserm Gebiete. Nach ihrem Aussehen glichen diese Gebäude offenbar den niedrigen Farmen der Araber und französischen Kolonisten in Algier und Tunis, und auch in Italien erscheinen noch ähnliche Formen, namentlich in Sizilien, wenn sie auch etwas vollkommener ausgestaltet sind.

Neben diesen etwas umfänglicheren Anlagen erscheinen öfters auch einfachere Gebäude, kleinere Rechtecke, welche nur zwei bis drei Räumlichkeiten enthalten oder ohne jede Zwischenmauer sind. In letzterem Falle waren die Innenräume offenbar durch Holz- und Riegelwände geschieden. Auch sie dienten im allgemeinen landwirtschaftlichen Zwecken, wie ihre Lage zeigt, wenn gelegentlich auch militärische Posten zur Überwachung einer Strasse vorausgesetzt werden könnten. Von Gebäuden, welche sich mit Sicherheit als Post- und Relaisstationen deuten liessen, hat sich bisher nichts gefunden, wohl weil sie bei den kurzen Entfernungen von Kastell zu Kastell nicht nötig waren.

Sämtliche hier aufgeführten Meierhöfe und Gebäulichkeiten, welche wahrscheinlich vielfach Veteranen der nächsten Kastelle gehörten, sind

nie zu einem geschlossenen Weiler vereinigt, sondern liegen weit zerstreut auseinander, genau so wie die Besiedelung in der gallischen Periode zu denken ist. Die einzelnen Gehöfte waren natürlich durch Feldwege mit den nächsten Heerstrassen verbunden. Da und dort mögen sich dazwischen auch Hütten der einheimischen Bevölkerung erhoben haben, welche bei der Vergänglichkeit des Materials keine merklichen Spuren hinterliessen.

Ob ausser bei den Kastellen noch weitere geschlossene Dörfer bestanden — etwa bei Gross-Eicholzheim und Waldmühlbach — muss bis jetzt dahingestellt bleiben. Das Fehlen inschriftlicher Erwähnung eines solchen vicus oder das Fehlen ausgedehnteren Mauerwerks spricht ja nicht unbedingt dagegen. Auch wo ein vicus urkundlich bezeugt ist, weiss man ja öfters nicht viel von Fundamenten.

Dass sich geschlossene Ortschaften bereits unter der römischen Herrschaft innerhalb des Limesgebietes bildeten, wird vielfach angenommen. So sagt K. Miller (Rede zum Geburtsfest des Königs, Stuttgart 1892): „Es scheint uns deshalb wahrscheinlich, dass die Entstehung der geschlossenen Ortschaften und unserer Feldmarken in der Zeit der römischen Herrschaft und unter dem Einflusse römischer Kultur, aber grösstenteils von deutschen Ansiedlern und in germanischer, volksmässiger Siedelungsweise erfolgt ist. Als sicher sehen wir an, dass die volksmässige Besiedelung in den besseren Teilen unseres Landes am Ende des dritten Jahrhunderts beendigt war".

Auffallend ist allerdings die Erscheinung, dass die grossen alamannischen und fränkischen Reihengräberfriedhöfe sich fast ausschliesslich innerhalb des römischen Limes und des nächst angrenzenden Landstriches finden, meist sogar in nächster Nähe römischer Ansiedlungen[1]). Auf unserem Gebiet sind solche Reihengräberfriedhöfe bekannt[2]): ausserhalb des Limes bei Impfingen, Tauberbischofsheim, Wölchingen und Edelfingen, ferner bei Rosenberg und Schillingstadt; innerhalb des Limes bei Osterburken, Adelsheim, Auerbach bei Mosbach, am Neckar bei Böttingen, Gundelsheim, Jagstfeld, an der Jagst bei Möckmühl und Widdern.

Die für die gesamte Kulturgeschichte hochwichtige Frage steht aber unserem Thema zu ferne, als dass wir hier näher auf dieselbe eingehen könnten[3]).

1) Vgl. Württemb. Vierteljahrsh. III S. 23 f. (K. Weller) und die dort angeführte Litteratur.

2) Vgl. die arch. Übersichtskarte von Baden von E. Wagner.

3) Vgl. besonders A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen 1895.

Überblicken wir zum Schluss noch einmal die festgestellten Ergebnisse, so sehen wir, dass bereits in vorgallischer Periode nicht nur die fruchtbaren Abhänge des Neckarthales, sondern auch das dem eigentlichen Odenwalde gegen Osten vorgelagerte Bauland mannigfache Ansiedelungsspuren zeigen. In gallischer Zeit wurde dann dieses Gebiet dichter bevölkert, auch rückte man von Osten dem Gebirgsstock des Odenwaldes näher. Die römische Besiedelung beschränkte sich im Ganzen auf das in gallischer Zeit bewohnte Gebiet, wenn auch die Limesanlagen da und dort im Innern des Gebirges einige Ansiedlungen hervorriefen, wie wir schon in vorrömischer Zeit vereinzelte Spuren hier angetroffen haben. Der eigentliche Gebirgsstock, im Norden etwa durch die Linie Bensheim-Erbach-Amorbach, im Osten durch die Linie Amorbach-Eberbach begrenzt, zeigt aber so gut wie keine Besiedelungsspuren.

Mit der Zeit werden auch innerhalb dieser Umgrenzung ohne Zweifel noch weitere Spuren zum Vorschein kommen, aber eine wesentliche Verschiebung der gezeichneten Verhältnisse dürfte sich dadurch schwerlich ergeben.

Anhang.

Flurnamen von geschichtlicher Bedeutung aus den Bezirksämtern Adelsheim, Buchen und Mosbach.

Die im Folgenden zusammengestellten Flurnamen sind teils den bisher erschienenen Katasterblättern und der topographischen Karte 1 : 25 000 entnommen, teils sind sie durch eigene Erkundigungen an Ort und Stelle bei alten Leuten sowie aus den Angaben der Grundbücher zusammengetragen. Sie beziehen sich hauptsächlich auf Reste römischer und vorrömischer Zeit, berücksichtigen aber auch das Mittelalter (namentlich Strassen, Warten etc.). Weggelassen sind im allgemeinen wegen ihrer Häufigkeit die zahlreichen Zusammensetzungen mit Hof (wie Hofäcker, Hofwiesen), Scheuer, Kirsch (Kirschäcker, Kirschgärten etc.), teilweise auch die mit Stein (Steinig, Steinäcker u. s. f.) zusammengesetzten und die Bezeichnungen wie Kalkofen, Grube etc., obwohl sie öfters auch römische Reste andeuten. Die mit „Mauer“ zusammengesetzten Gewannnamen bezeichnen sicherlich grösstenteils wirkliches Mauerwerk, in manchen Fällen aber (wie „Lange Mauer“ etc.) mögen sie auch von den Steinrutschen, den aus den steinigen Äckern zusammengetragenen Steinhaufen, herzuleiten sein, welche in dieser Gegend sehr häufig sind und auch „Mauern“ genannt werden. In der Schreibweise habe ich mich im allgemeinen an diejenige der Katasterblätter gehalten.

Adelsheim (A. Adelsheim): Eichelhaus, Hainthal (r. Strasse), Heuscheuerle, Heimlichswegäcker, Hühneräcker (am Seehof), Lange Steinmauer, Steinbügel, Strässle, Strassenäcker (röm. Strasse), Ziegelberg.

Altheim (A. Buchen): Alte Strasse, Breitenwegpfad, Hahn, Hahnwiesen, Heutelstein, Kellerlenzlein, Rützenhaus, Wart, Zigeunerbrünnlein.

Auerbach (A. Mosbach): Altenacker, Altenweg, Goldbrunnen, Heiligenstall, Hühnerberg, Hesselwiese, Kalkofen, Schänzlein.

Auerbach (B.): Alte Garten (r. Wachturm), im Hainenhaus (r. Wachturm), Schanzfeld.

Bödigheim (B.): Heideck, Heiligenfeld, Hennenhaus (r. Gebäude), Hohlenstein, Kalkofen, Osterloch, Reiterspfad, Rinistrasse, Römer, Schanzhecke, Strasse, Strassenäcker, Verfluchter Fleck.

Bofsheim (A.): Am Altenhaus (röm. Wachturm), Breite Weg (am Altenberg), Hännehaus (r. Gebäude), Hainthal (r. Strasse), Heiligenhölzle, Heiligenrain, Mohlstein, Steinig.

Bretzingen (B.): Alte Kirche, Heiligenbrünnle, Horberg, Hohnberg, Zimmerwäldle.

Buchen (B.): Am Gückelberg, am hohen Markstein, am Hühnerberg, an den heiligen Hecken, bei den Haynenhäusern (r. Gebäude), Hohestrasse, im Hühnergründlein, im Maurershölzlein, Schanzenhecke.

Dallau (M.): Haidensträssle, Höhnerloch (Hühnerloch), Lohbuckel, Prinzenweg.

Dippach (A.): Scheueräcker.

Dumbach (B.): Leichenbrunnenwiese, Leichenfeld, Reitersgasse.

Eberstadt (B.): Am Heunhäuslein (r. Gebäude), am roten Thor, Heiligenacker, im Henneberg (röm. Gebäude), Vorstadt, zur Reinstadt.

Einbach (B.): Bäulisacker, Kirchenäcker.

Erfeld (B.): Häseläcker, Heiligenäcker, Kappel, Manneshölzlein, Strassenwald, Zigeunerstock.

Ernstthal (B.): Zwing (Zwischenkastell).

Fahrenbach (M.): Alte Strasse (Römerstrasse), Hahnengewann (neben dem Altfeld), Heiligenrain, Rennbronnen, Rennweg, Rennwiese, Teufelsheumatte.

Gerichtstetten (B.): Hessel, Hohe Strasse, Goldbrüchel, Scheuerlein, Zimmerwald (gallische Anlage).

Geroldshahn (B.): Kämmerlein, Schlossäcker, Schweinhecke (am Grenzwall).

Glashofen (B.): Alt-Bau(n)te, Hönehaus (r. Turm), Steinernhaus.

Götzingen (B.): Am hangenden Weg, Gehracker am Pfad, Häuslein (röm. Turm), Heiligenhölzle, Heiligenäcker, Hesselgewann, Hohehaus (Hönehaus, r. Turm), Irrbrunnen, Kellern (r. Gebäude), Lausenberg (r. Turm), Nonnengrund, Schwarzer Mann, Stubenäcker, Zimmerhölzlein, Zu-Fahrn.

Gottersdorf (B.): Haidäcker, Haidig, Hainberg, Hausacker, Kapelle, Steingeleis.

Gross-Eicholzheim (A.): Am Hagen, Birk (= Bürg, r. Kastell), Götzenbrunnen, im Bild, im hohen Strässlein, Kalkofen, Mauer, an der Mauer (r. Gebäude), Schelmengrübe, Ziegelbrunnen (r. Gebäude).

Hagenbach (A.): Haidenrain (r. Strasse), Scheueräcker, Strassenäcker (röm. Strasse).

Hainstadt (B.): Am Häuserbrunnen (r. Gebäude), am Schelmenweg, am Strässlein, Hesslach, Steinwegsgewann, Welsche Berg, Ziegeläcker.

Heidersbach (B.): Hesslinsklinge.

Helmsheim (B.): Welschenrain.

Hembsbach (A.): Alte Strasse, im alten Haus, im Birkenacker, im Pfädle, im Nonnenrain.

Hergenstadt (A.): Reitersäcker, Reitersweg, Reiterswiesen, Strassenäcker (r. Strasse), Welscher Buckel (r. Wachturm).

Hettingenbeuren (B.): Burgbuckel, Burgwiesen.

Hirschlanden (A): Am Zigeunerpfad, Wunspfad.

Hohenstadt (A.): Hasselbrunn, Strassenweg.

Hollerbach (B.): Alte Strasse, Altes Haus, Heiligenfeld, Mörig, Römersprügel.

Hornbach (B.): Hasseläcker, Hasselwiesen, Heiligenhäuslein, Strassenäcker.

Hüngheim (A.): Göckeläcker, Heiligenäcker, Königshölzlein, unter d. alten Strasse, Zimmerhölzle.

Katzenthal (M.): Altes Strässlein.

Klein-Eicholzheim (A.): Burgstadel.

Knopfhof (M.): Strässle, Römerallee (r. Strasse).

Korb (M.): Heschel, Katzenbuckel.

Kudach (B.): Strassenäcker.

Langenelz (B.): Alte Strasse, Am Lager, Maueracker, Maurig, Strassenacker, Strassenschlag, Strassenwald, Weissemauer und Steinacker.

Laudenberg (B.): Alte Garten, Burgacker, Hainberg, Mauerwald, Reuterswiesen, Schanze, Schlosswiesen, Strassenacker, Thoracker.

Leibenstadt (A.): Amtmannshaus, Heidelsgraben, Ritterholz, Römersberg, Scheueracker, Scheuerwiesen.

Limbach (B.): Alte Garten, Gässlein, Göckelsberg, Haidenbuckel, Strassenacker, Tiefewegäcker.

Merchingen (A.): Hauswiese, Hesseldern, Heuscheuerlein, Ritterholz, Rittersäcker.

Mörschenhardt (B.): Alte Garten, Mäuerich und „Mäuerich an der alten Strasse", Steinig.

Muckenthal (M.): Heidenbuckel, Hühnerwäldchen.

Mudau (B.): Alte Strasse, Hasselklinge, Haidenbuckel, Ringmauer, Römershecke.

Neckarburken (M.): Beiebürg, Bürg, Hühnerbühn, Steinmäuerle (r. Anlagen).

Neckarzimmern (M.): Alte Strasse, Heiligenäcker, Mäuerleshecke und Steinbuckeläcker (r. Gebäude).

Oberneudorf (B.): Althaus, Maurig.

Oberschefflenz (M.): Heiligenäcker, Hohe Strasse (r. Strasse), Kalkofen, Kellereischlag, Kellerreute (r. Gebäude), Rennweg, Römergrabschlag (Grabhügel), Steinweg (r. Strasse), Schlossgartenwiesen.

Oberscheidenthal (B.): Alter Garten (Kastell), Alte Strasse, Burgmauer (Kastell), Hainebuckel, Hainst (r. Wachturm), Schlossbuckel.

Osterburken (A.): Am grossen Steg (r. Thalübergang), Götzenstüble (Villa), Grube (röm. Thongrube), Hager (Kastell), Hahnklinge (r. Strasse), Hahngrund, Hahnberg, Heidenkirche (röm. Villa), Heiligenbrunnen, Heiligenwiesen, Kalkofen (r. Kalkofen), Kirchberg (r. Turm), Schweingraben (Pfahlgraben), Steinmäuerlein, Wartberg.

Reinhardsachsen (B.): Baunde, Gassenacker, Haidebach, Haselburgsmauer (Kastell), Hensklinge, Lange Mauer (Hausacker), Pfahlbachthal, Schweinsgraben (Pfahlgraben), Wehrbrunn.

Reisenbach (B.): Scheidfeld, Scheidgasse.

Rinschheim (B.): Fritzengarten, Hofäcker (Kastell), Lausenberg (Wachturm), Reitersrain, Thorgärten.

Rippberg (B.): Thorwiese.

Rittersbach (M.); Alte Garten unterm Strässle, Gässlein, Hasselberg, Heimenthal, Strässle.

Robern (M.): Hahnbühl (Wachturm), Hönehaus (Zwischenkastell), Maueräcker.

Rosenberg (A.): Heiligenrain, Schelmenhecke.

Ruchsen (A): Alte Burg (hinter der Kirche), Burgweingärten, Hühnerberg, Kammeradern, Lange Mauer, Thongärten.

Rumpfen (B.): Alte Strasse, Strasse.

Sattelbach (M.): Gräfinswiese, Heidenbuckel, Steinmauer.

Scheringen (B.): Gärtlisacker, Hexwiese Maueräcker.

Schlierstadt (A.): An der Strasse, Goldmauer, Hahnenbrunnen (r. Gebäude), Heidenbuckel, Heristadt, Zauberhecke.

Schlossau (B): Burggewann (Kastell), Hasselacker, Heidenberg (röm. Wachturm), Maurersacker.

Schweinberg (B): Hasselrain und Hesselrain, Teufelshecke.

Seckach und **Waldachshof** (A.): Alte Strasse, Hessel, Hönehaus (röm. Gebäude), Hühnerwald.

Sennfeld (A.): Am Pfad, Breitenweg, Festung, Grafenwald, Hässelt, Heiligenäcker, Hühneräcker, im Burgstall, Strassenäcker (an der hohen Strasse), Todtenäcker, Warth.

Sindolsheim (A.): Hahnenacker, Heidenkirche, Hesselich.

Steinbach (B): Gescheidgässlein, Heschenäcker.

Stockbronn (M.): Der steinerne Tisch, Hässelt (röm. Villa).

Trienz (M.): Alter Stein, Grabenäcker (Kastell), Heidenäcker, Hühnerbuckel, Kochäcker (Kastell), Steinmauer.

Unterkessach (A.): Alte Kirche, Furth, Hahnenbrunnen (Hangenbrunnen), Heiligenrain, Hösseläcker, Hühnerberg, Kirchsteige, ob dem Brückle, Reutersklinge, Stegwiesen, Stäfflensäcker.

Unterneudorf (B).: Hohe Strasse, im Maurig.

Unterschefflenz (M): Alte Strasse, Haidacker, Hannacker, Heiligenberg, Heiliges Eichlein, Hessele, Hühnerberg, Zigeunerstock.

Unterscheidenthal (B.): Haidenfeld, Hexenbuckel, Plattenfeld (r. Strasse), Schatzklinge.

Volkshausen (A): Strassenäcker.

Waldhausen (B.): Strassenäcker, Schelmengraben.

Waldmühlbach (M): Heidebühl, Höfleinsklinge, Schätzlesacker, Schinderweg (r. Strasse), Steiniggässle.

Walldürn (B.): Alteburg (Kastell), Altziegelhaus (Wachturm), Bürglein (Wachturm), Dreieckige Säule, Halle, Haselhecke, Kalkofen, Langer Markstein, Strässlein, Strassengewann, Zieglerswiese.

Wettersdorf (B.): Alter Garten, Henischgarten, Hausacker.

Zimmern (A.): Am hohen Markstein, Heiligenäcker, Heiligenwald, Kalkofen.

Der Weinheimer Halbbrakteatenfund.

Von

Paul Joseph.

(Mit zwei Tafeln.)

Am 6. März 1895 wurden zu Weinheim an der Bergstrasse auf dem Gebiete des ehemaligen Bohnenhofes beim Anlegen eines Kanals vom neuen Pfründnerhause nach dem Volksbade etwa ein Meter unter der Oberfläche rund 370 Halbbrakteaten gefunden. Die Münzen lagen so übereinander, als wären sie ehemals zusammengerollt gewesen. Die Umhüllung, mit welcher früher die Geldstücke umgeben gewesen waren, hatte zweifellos aus organischen Stoffen, Leder oder Leinen, bestanden, aber die Arbeiter haben nichts davon entdeckt.

Durch die Bemühungen des Herrn Bürgermeister Ehret in Weinheim wurde nahezu der ganze Fund — von dem nur sechs Stück in Privatbesitz kamen — für die Stadt Weinheim gerettet, nämlich 363 Halbbrakteaten.

Zunächst wurde Herr R. von Höfken damit betraut, den vorliegenden Fund zu sichten, zu bestimmen und zu taxieren. Seine Arbeit ist in dem von ihm herausgegebenen Archiv für Brakteatenkunde Bd. III S. 145 ff. abgedruckt und auf zwei Tafeln die wichtigsten Stücke so gut, wie es Zeichnungen sein können, abgebildet. Man muss anerkennen, dass Herr v. Höfken die Sichtung, im ganzen genommen, glücklich bewerkstelligt und auch mit grossem Fleisse an der Bestimmung gearbeitet hat. Aber der Erfolg entspricht doch zu wenig der aufgewendeten Mühe. Die örtliche Bestimmung der Münzen — von der Taxierung soll hier nicht gesprochen werden — ist in der Regel nicht zutreffend und vom Herrn Verfasser des Aufsatzes selbst entweder mit einem Fragezeichen versehen oder durch einen nachfolgenden Satz wieder aufgehoben worden, wenn nicht gar zwischen zwei Münzherren die Wahl gelassen wird. Zur Entschuldigung lässt sich anführen, dass das hier in Betracht zu ziehende Vergleichsmaterial zum grössten Teil noch nicht veröffentlicht ist und

die Originale für Herrn von Höfken bei der grossen Entfernung seines Wohnsitzes von dem Aufbewahrungsorte, falls er diesen überhaupt gekannt hätte, nur unter erschwerenden Umständen zu benutzen gewesen wären. In Ermangelung der zur Vergleichung notwendig heranzuziehenden Münzen wird daher öfter auf Leitzmanns veraltete numismatische Zeitschrift, mit Recht dagegen auf v. Poserns Werk über die „Münzstätten und Münzen Sachsens im Mittelalter“ verwiesen. Hier sind irrtümlich, nämlich unter Heiligenstadt, eine grössere Anzahl Halbbrakteaten aufgeführt und daselbst auf Tafel IV abgebildet, welche man schon lange als rheinische Gepräge anerkannt hat, wenngleich man sie den wirklichen Münzstätten, Weinheim und Lorsch, nicht zuzuweisen wagte, noch als deren Erzeugnisse erkannte.

Wenngleich die Bestimmung eines mittelalterlichen Münzschatzes wie des vorliegenden Weinheimer mancherlei Schwierigkeiten bietet, so ist doch ohne weiteres anzunehmen, dass die wissenschaftliche Numismatik wenigstens einige gesicherte Ergebnisse auf Grund des heutigen Standes der Geschichtsforschung und unter Benutzung der uns bekannten ähnlichen oder gleichartigen Geldstücke zu verlangen berechtigt ist. Manchmal wird es nicht nur erlaubt, sondern auch wünschenswert sein, von dem Sicheren auf das Wahrscheinliche zu schliessen. Aber Ausführungen, welche mehrere Druckseiten füllen, ohne mit einem glaubhaft gemachten Ergebnis abzuschliessen, konnten nicht im Einklang mit den berechtigten Erwartungen stehen. Man hielt deshalb eine Neubearbeitung für wünschenswert.

Der Weinheimer Halbbrakteatenfund ist der Zahl seiner Stücke nach nicht gerade gross zu nennen, aber seine Bedeutung für die allgemeine und für die örtliche Münzgeschichte ist sehr hoch anzuschlagen. Er bringt nicht nur zahlreiche neue Stücke der Äbte von Lorsch, sondern auch die ältesten Münzen der in und um Heidelberg begüterten rheinischen Pfalzgrafen aus der Zeit vor 1200. Um diesen kleinen, aber interessanten numismatischen Schatz vor Zerstreuung zu schützen, und ihn gerade an dem Orte aufzubewahren, dessen Geschichte mit der der Münzherren vorliegenden Fundes in engster Beziehung steht und die wissenschaftliche Nutzbarmachung ermöglicht, hat die Stadt Heidelberg auf meinen Vorschlag sämtliche im Besitz der Stadt Weinheim befindlichen Halbbrakteaten des dortigen Fundes käuflich erworben.

Möchten die nachfolgenden Ausführungen dazu beitragen, auf mittelalterliche Münzfunde mehr, als bisher in der Regel geschehen ist, zu achten, damit die noch vorhandenen zahlreichen Lücken in den Münz-

reihen des Gebietes von Weinheim und Heidelberg ausgefüllt und zugleich weiteres Material für die Geld- und Wirtschaftsgeschichte gewonnen werde.

Wenn auch anzunehmen ist, dass in früheren Zeiten auf dem rechten Rheinufer Münzen der hier vorliegenden Art gefunden worden sein können, so sind doch die des Weinheimer Fundes für die wissenschaftliche Numismatik etwas vollkommen Neues. Ähnliche Münzen sind auf dem linken Rheinufer öfter und in grösserer Anzahl zu Tage gefördert worden, und man war daher berechtigt, die Münzherren und Prägestätten auf demselben linken Rheinufer zu suchen. Das ist jetzt anders geworden durch den Weinheimer Fund. Er beweist, dass die hier vorliegende Münzart auf dem rechten (wie auf dem linken) Rheinufer Umlauf hatte, und die Prägestätten können wir bei genauerer Betrachtung an der Hand des Gepräges einzelner Stücke sicher, bei den meisten übrigen mit grösster Wahrscheinlichkeit ebenfalls daselbst feststellen.

Die Münzen unseres Fundes erscheinen auf den ersten Blick recht verschieden, aber bei genauer Betrachtung ergibt sich so viel Übereinstimmendes, dass man unwillkürlich zu der Ansicht und später zu der Gewissheit kommt, sie müssten einem Münz- und Währungsgebiet entstammen. Dies wird zweifellos durch den offenbar gleichmässig hohen Feingehalt an Silber und das im Durchschnitt gleiche Gewicht von 0,75 Gramm. Recht verschieden ist der Durchmesser der geprägten Fläche, er schwankt nämlich zwischen 22 und 40 Millimetern. Ordnet man aber die Gepräge, so findet man selbst unter durchaus gleichen Stücken recht bedeutende Grössenunterschiede, z. B. bei Nr. 2 von 26,2 bis 30,2 mm., bei Nr. 12 von 33,3 und 40 mm. Man darf daraus wohl den Schluss ziehen, dass die Grösse kein wesentliches Unterscheidungsmerkmal für die hier vorliegenden Münzen ist, noch zu ihrer Entstehungszeit als solches galt.

Gleich sind die Stücke auch in Bezug auf ihr flaches, oft undeutliches Gepräge, ferner durch das auf einer Seite stets dargestellte befusste Kreuz mit verschiedenartigen Gegenständen in seinen Winkeln und durch den auf beiden Seiten vorhandenen Perlkreis, der auf fast allen Stücken — nur die beiden Denare unter Nr. 1 bilden eine Ausnahme — durch eine feine Linie jederseits eingefasst ist und die Umschrift einschliesst, soweit eine solche vorhanden ist. Endlich ist noch insofern eine Übereinstimmung festzustellen, als mit Ausnahme von Nr. 23 eine menschliche Figur in verschiedener Grösse auf einer Seite der Münzen dargestellt ist.

Ein auffallender Unterschied liegt in der Darstellung der Persönlichkeit, die in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle offenbar ein Geistlicher ist, mag sie mit Mitra — oder ohne solche und dann mit einer Tonsur auf dem Haupte abgebildet sein. Selbst wo die Kopfbedeckung mehr einer Krone als einer Bischofsmütze gleicht, merkt man an dem der dargestellten Persönlichkeit in die Hand gegebenen Stabe (Pedum) den geistlichen Charakter derselben, zumal öfter noch ein Buch, offenbar das Missale, als zweites sicheres Kennzeichen der Lebensstellung hinzugefügt ist.

Neben vielen Stücken mit Darstellung eines Geistlichen finden sich 15 mit dem Bilde eines weltlichen Herrn oder mit einem Adler (Nr. 23). Obwohl der Vogel natürliche Formen zeigt, hat er hier offenbar heraldische Bedeutung.

Bei Nr. 24 ist der Dynast noch barhäuptig, bei den beiden folgenden Arten mit einem hohen spitzen Helm dargestellt. In den Händen trägt er rechts eine Fahne (Nr. 24, 26) oder ein Schwert (Nr. 25), links einen Schild (Nr. 24, 25), teils mit einem Adler (Nr. 24), teils mit nichtheraldischer Ornamentierung, oder eine scepterähnliche Figur (Nr. 26). Damit ist der Charakter dieser Stücke als dynastische Gepräge zweifellos.

Erwähnt sei noch, dass das Gewand des weltlichen Herrn Ringel trägt (Nr. 25, 26). Wahrscheinlich hat der Stempelschneider an die kleinen Ringe gedacht, aus denen das Panzerhemd seines Gebieters hergestellt war.

Der schon hervorgehobene einheitliche Charakter der hier zusammen gefundenen Münzen geht so weit, dass einzelne in den Kreuzeswinkeln befindliche Beizeichen sich sowohl auf den Stücken weltlicher wie geistlicher Herren finden und dass kein Stück eines benachbarten Münzgebietes mit anderer Prägeweise sich hier vorgefunden hat.

Diese Einheitlichkeit ist ein schon öfter bemerktes charakteristisches Merkmal kleiner im westlichen Deutschland gefundener Schätze. Während die in Russland, Polen und in Deutschland östlich der Elbe gefundenen Mittelalter-Münzen aus den verschiedensten europäischen Ländern und sogar aus dem Oriente stammen, natürlich noch eine viel grössere Anzahl von Münzstätten vertreten, brachte z. B. der Klein-Auheimer[1]) Fund unter 370 Denaren der Kaiser Otto II. und III. nur Mainzer Gepräge, der weit grössere Bonner[2]) unter 1862 Denaren deren 1839 aus

1) Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge, I. Band (1893) S. 211 ff.

2) Bonner Jahrbücher, Heft XC S. 103 ff.

Köln, 2½ aus Bonn, 10½ aus den übrigen Niederrheinlanden und den verschwindend kleinen Rest von 10½ Stücken aus anderen Münzstätten des westlichen Deutschlands.

Alles Angeführte lässt darauf schliessen, dass der nur aus rund 370 Stücken bestehende, also kleine Weinheimer Fund ebenfalls Erzeugnisse weniger, nahe bei einander und nahe der Fundstätte gelegener Prägestätten enthalte.

Doch zunächst möge die Prägezeit der Münzen festgestellt werden.

Die chronologische Bestimmung der Münzen des Weinheimer Fundes wäre an der Hand der hierin vorhandenen Stücke unmöglich, da auf keinem durch eine Umschrift der Münzherr genannt oder auch nur angedeutet ist. Die einzelnen Buchstaben, welche an Stelle der Umschrift stehen, sind vielleicht nicht sinnlos, wie sie auf den ersten Blick erscheinen; aber wir kennen ihre Bedeutung nicht. Vielleicht bilden die Buchstaben den Anfang von den Worten eines Spruches oder von den Namen der an der Münze angestellten Beamten, des Prägeortes u. a. m. Ganz zwecklos sind die Versuche, durch Umstellung oder Umänderung der Buchstaben, d. h. gewaltsam, einen Namen, z. B. Heinricus oder Conradus, herauslesen zu wollen. Das Streben nach dem Unerreichbaren hindert in der Regel das Auffinden des Erreichbaren.

Nur mit Hilfe zweier Wormser und eines benachbarten, des Abenheimer Fundes, lässt sich die Entstehungszeit der Halbbrakteaten des Weinheimer Schatzes feststellen, da jene sich zeitlich fixieren lassen und der letztere in Bezug auf das Alter seiner Stücke zwischen beiden Wormser Funden steht. Teile desjenigen, der die älteren Münzen, nämlich dünne Denare flüchtiger Prägung enthielt, ist in Thiemes Blättern für Münzfreunde Nr. 40 (Oktober 1874) Spalte 293—295 beschrieben und auf Tafel 39 unter Nr. 1—10 abgebildet. Ein Nachtrag steht Spalte 323. Den nächsten direkten Anlass zur chronologischen Bestimmung des Wormser Denarfundes gaben die Exemplare, welche das Zeichen der Wormser Münzstätte tragen und deren um ein Bischofsbrustbild stehende Umschrift noch BV . . . . PS (Buggo episcopus) erkennen lässt.

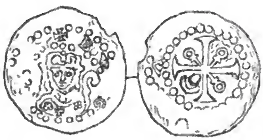


Fig. 1, nach dem Original der Sammlung Joseph.

Ich besitze selbst vorstehenden aus demselben Wormser Funde stammenden Denar, auf dem deutlich BV steht, und der also die Richtigkeit der Lesung bestätigt. Auch die von dem ungenannten Verfasser des Aufsatzes in den Blättern für Münzfreunde getroffene Bestimmung des Denars für Bucco oder Burghard II. (1120—1149) von Worms halte ich für richtig. Daraus ergibt sich die Prägezeit der Denare des ersten Wormser Fundes und der beiden fabrikähnlichen des Weinheimer: die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Zu demselben Ergebnis kommt man durch Vergleichung der älteren, bis etwa 1110 geprägten derben Wormser Denare, wie sie Dannenberg in seinem grossen Werke über die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit Bd. I und II (Berlin 1876 und 1894) S. 322 bis 326, bezw. S. 658—660 beschreibt und auf Tafel 36 und 37, bezw. 81 abbildet — mit den jüngeren, flüchtiger geprägten desselben Ursprungs und den ähnlichen in zwei Exemplaren vorliegenden unseres Fundes. Die vorhin erwähnten jüngeren Wormser Denare kommen in so grossen Mengen vor und zeigen so bedeutende Unterschiede neben gleichzeitiger Veränderung des Schrötlings, dass man für ihre Prägezeit wenigstens 30—40 Jahre in Anspruch nehmen muss. Die Prägezeit der Wormser kleinen zweiseitigen Münzen, der Denare, reicht also bis etwa 1150.

Auch die beiden Denare unseres Fundes tragen deutlich die Kennzeichen ihrer Entstehungszeit; sie bilden als letzte ihrer Gattung zugleich den Übergang zu der zeitlich nächstfolgenden, jüngeren Münzgattung, den Halbbrakteaten. Sie lassen sich deshalb mit grosser Wahrscheinlichkeit dem Vorgänger des lorscher Abtes Marquard (1149—1150) zuweisen, von dem man folgenden (Figur 2), durch Menadier (Deutsche Münzen I S. 74) eingehend besprochenen Denar kennt,



Fig. 2. 3, nach dem Original des Königl. Münzkabinets in Berlin.

oder sie sind, was ich für richtiger halte, unmittelbar nach 1150, als das Stift Lorsch ohne geistliches Oberhaupt war, geprägt.

Auch Figur 3 stellt einen lorscher Denar (Menadier, Deutsche Münzen I S. 81) dar, der ebenfalls um 1150 entstanden sein dürfte.



Fig. 4—6 nach den Originalen des Königl. Münzkabinets in Berlin.
Nr. 4 und 5 auch in Sammlung Joseph.

In meiner Sammlung befinden sich mehrere Exemplare des unter Fig. 4 und 5 abgebildeten Denars, der mit den oben S. 164 besprochenen des Bischofs Burkhard und den übrigen erwähnten Genossen als aus einem Wormser Funde stammend, mir vor mehreren Jahren zugingen. Jüngst hat Menadier in Nr. 196 der Berliner Münzblätter (Sp. 2152) denselben Denar nebst dem unter Fig. 6 [1]) abgebildeten als aus einem russischen Funde stammend, veröffentlicht und abgebildet. Menadier hält die Denare Nr. 4—6 für lorscher Gepräge, dem ich vollkommen beistimme. Nur scheint es mir nach dem Vorkommen der Denare Fig. 4 und 5 in Wormser Funden für unmöglich, ihre Entstehungszeit an den Anfang des 12. Jahrhunderts zu setzen. Figur 6 erinnert sehr an den Marquardsdenar, Fig. 4 und 5 mit seinem in den Winkeln ausgefüllten Kreuz an die nach 1150 geprägten Halbbrakteaten, denen der Denar übrigens nicht unmittelbar vorausgehen muss, so dass man alle drei Stücke wohl in die Mitte des 12. Jahrhunderts verweisen könnte. Sollten dem russischen Funde Reste eines zweiten jüngeren beigemischt sein?

Die oben abgebildeten Denare — es sind dies sämtliche [2]) bekannte lorscher Gepräge — geben uns ein Bild der oben besprochenen jüngeren Denargattung des Wormser Gebiets, denen sich die unter Nr. 1 beschriebenen des Weinheimer Fundes anschliessen.

Wie die ältesten, so lassen sich auch die jüngeren Münzen, die Halbbrakteaten des Weinheimer Fundes, nur mit Hilfe anderer, des

1) Herrn Professor Dr. Menadier, Verfasser des oben erwähnten Aufsatzes und Herrn Adolph Weyl, Verleger der B. Münzblätter, danken wir auch an dieser Stelle für die freundlichst gestattete Benutzung der Clichés zu Fig. 4—6.

2) Menadier hält auch Nr. 99 des in den Bl. Münzblättern (Nr. 196) beschriebenen russischen Münzfundes möglicherweise für ein lorscher Gepräge. Ich möchte sie unter den „unbestimmten Geprägen“ lassen.

zweiten Wormser und des Abenheimer, chronologisch bestimmen. Beide enthielten neben Halbbrakteaten, welche für sich nicht als bestimmbar gelten können, Münzen mit dem Namen ihrer Prägeherren, der Wormser einen Brakteaten [1]) des Erzbischofs Konrad von Wittelsbach, 1183—1200 in Mainz, der Abenheimer neben einem Würzburger Denar einen solchen des Kölner Erzbischofs Adolf I., Grafen von Altena, 1193—1205. Daraus ergibt sich eine nach 1193 liegende Vergrabungszeit beider im Charakter gleicher Funde von selbst. Berücksichtigt man dabei, dass der nicht mehr stempelfrische kölner Denar nicht gleich im Antrittsjahre des Erzbischofs Adolf geprägt sein muss, und wahrscheinlich einige Jahre vergangen waren, ehe das Stück von seinem Entstehungsorte Köln durch den Verkehr bis nach Worms gelangte, so dürfte die Vergrabungszeit des Wormser und des in der Nähe, in Abenheim, zu Tage geförderten Halbbrakteatenschatzes um 1200 festzusetzen sein.

Es scheint mir indessen zur sicheren chronologischen Bestimmung unseres Fundes notwendig, noch etwas weiter zu greifen und 1. die Dauer der Halbbrakteaten-Prägung überhaupt, 2. den Übergang von dieser Münzgattung zur nächst jüngeren, der einseitigen Pfennige, in Betracht zu ziehen.

Die Halbbrakteaten bilden überall, wo sie auftreten, den Übergang von zwei- zu einseitigen Geprägen, im Osten, z. B. südlich vom Harz, zu Brakteaten, im Westen, z. B. in Worms und Umgegend, zu einseitigen Pfennigen. Die jüngsten Denare der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit zeigen gegen das Ende der eben genannten Periode eine flachere Prägung als die älteren, die Umschriften sind noch häufiger als vorher sinnlos. Später wird der Schrötling grösser, aber damit so dünn, dass das Gepräge der einen Seite auch auf der andern erscheint und dadurch undeutlich wird, oder es ist das Münzbild nur auf einer Seite deutlich, auf der andern gar nicht oder nur in unbestimmten Umrissen: dies sind Halbbrakteaten. Genau dieselbe Form zeigt die grosse Menge der Stücke des Weinheimer Fundes. Die ältesten sind noch vielfach zweiseitig. Je näher dem Anfange des 13. Jahrhunderts, desto seltener werden die selbst in schwächster Form zweiseitigen Gepräge, aber auch der Durchmesser der Münzfläche wird wieder geringer. Und endlich tritt daneben ganz deutlich die Absicht zu Tage, die regelmässig einseitig aus der Prägung hervorgehenden Stücke nur noch mit einem Stempel zu behandeln. So giebt es (in meiner Sammlung) ein-

1) Ein typengleicher ist abgebildet bei Joseph und Fellner, Die Münzen von Frankfurt a. M. S. 86.

seitige Pfennige von 17,5—20 mm Durchmesser, die einen Bischof darstellen. Die Umschrift fehlt zwar, aber nach der Zusammensetzung des betreffenden Fundes und nach den übrigen Stücken mit Namen des Prägeherrn gehören auch jene nach Worms. Sie sind bald nach 1200 geprägt und gehen denen mit dem Bischofsnamen HENRICVS, Heinrich II., Graf von Saarbrücken, Bischof in Worms 1217—1234, und LANDOLFVS, Landolf von Hoheneck, 1234—1247, voraus. Selbst wenn man annimmt, dass einige jener einseitigen Bischofsmünzen ohne Namen des Prägeherrn noch unter dem oben genannten Wormser Bischof Heinrich geprägt sind, so dürften doch die meisten vor 1217 entstanden sein. Ich möchte nach meinen Beobachtungen an Funden den Beginn der entschieden einseitigen Pfennige in Worms in die Zeit nach 1217 legen. Die Stücke, welche stets eine einseitige Prägung erkennen lassen, aber noch die Grösse der ächten Halbbrakteaten[1]) haben, möchte ich, soweit Worms in Frage kommt, in die Zeit von 1200 bis 1217 oder rund 1220 verweisen. Selbstverständlich sind die genannten Zahlen über die Prägezeit nicht als absolut sicher zu nehmen, aber immerhin schweben sie nicht in der Luft, sondern ich bin zu dieser Ansicht durch mehrere auf dem Boden von Worms und in näherer oder weiterer Nachbarschaft gehobene Münzfunde gekommen. Fest steht, dass in Worms schon vor dem Ende des ersten Viertels des 13. Jahrhunderts einseitige Pfennige erscheinen. Auch ein städtisches Gepräge möge hier Platz finden:



Fig. 7, nach dem Original der Sammlung Joseph.

Die Umschrift läst nur A C I A deutlich, davor M schwach erkennen; aber der vorhandene Raum und der Lindwurm, der auch auf einem einseitigen Pfennige neben dem Bilde des Bischofs Landolf erscheint, machen die Wormser Herkunft zweifellos. Höchst wahrscheinlich ist das Stück 1231 oder 1232 geschlagen, als sich der Rat von dem Bischof unabhängig machen wollte.

Nach den Wormser Münzen lassen sich auch die des Weinheimer Fundes bestimmen. Es fehlen alle absichtlich einseitig geprägten Pfennige ebenso wie die unmittelbar vorhergehenden unabsichtlich fast ausschliesslich einseitigen Gepräge. Vorhanden sind von der älteren Münzgattung

1) Die Grösse der Stücke in meiner Sammlung schwankt zwischen 25 und 20 mm.

1. zwei Denare der jüngsten Art und 2. ächte Halbbrakteaten der grössten und mittleren Art. Danach ergeben sich die Jahre 1150—1200 als die Zeit, innerhalb welcher die Münzen des Weinheimer Fundes geprägt sind.

Das ist ungefähr dieselbe Zeit, in welcher in Frankfurt am Main (1170—1208) Brakteaten[1]) geprägt sind. In Worms wie in Frankfurt werden endlich die Pfennige lokaler Währung durch die noch kleineren aber damit den Bedürfnissen des Verkehrs noch mehr entsprechenden Heller verdrängt; das geschieht im Süden früher als weiter nördlich, in Frankfurt.

Prägeorte und Münzherren. Schon bei der allgemeinen Charakterisierung des Weinheimer Schatzes ist hervorgehoben worden, dass man nach früheren Erfahrungen bei kleinen westdeutschen Funden die Prägestätten in der Regel nahe bei dem Fundorte zu suchen hat. Natürlich wird man, wenn letzterer in der fraglichen Zeit selbst zur Erzeugung von Münzen benutzt wurde, ihn in erster Linie in Betracht ziehen.

Weinheim wird 755 zum ersten Male erwähnt in der Urkunde[2]), durch welche Marcharius der Kirche in Heppenheim seine Güter in „Winenheim" schenkt. Mit der Heppenheimer Kirche kamen dieselben Güter nebst vielen andern an die Abtei Lorsch. Ob diese aber mit den späteren Schenkungen „das volle Eigentum" von Weinheim erhielt, wie Dahl[3]) S. 282 behauptet, scheint mir nicht über jeden Zweifel erhaben. Sicher aber gehörte wenigstens ein Teil von Weinheim zu Lorsch. Der Abt Werinher erhielt im Jahre 1000 von Otto III. für seinen Ort „Winenheim" einen öffentlichen Markt für jeden Mittwoch: semper in omni quarta feria frequentetur cum omni theloneo et banno (cod. Laur. I S. 147 Nr. LXXXVII).

Kaiser Heinrich IV. bestätigte unterm 5. April 1065 das Marktrecht zu Weinheim und verlieh ferner dem Kloster (dem Abt Udalrich) das Münzrecht daselbst als Eigentum: monetam in praefato loco Winenheim ad utilitatem eiusdem monasterii Lorissam in proprium tradidimus. (Codex Laur. I p. 192 Nr. CXXX. — Monum. Germ. Hist. XXI: Chron. Laur. p. 418).

---

1) Joseph und Fellner, Die Münzen von Frankfurt a. M. S. 65 ff.

2) Codex principis olim Laurishamensis abbatiae diplomaticus ex aevo maxime carolingico diu multumque desideratus. Mannhemii, typis academicis 1768. S. 446 Nr. CCCCXXIX: „ad basilicam sancti Petri, quae constructa est in villa Hepphenheim, portionem meam in villa Winenheim".

3) Dahl, historisch-topogr.-statistische Beschreibung des Fürstentums Lorsch. Nebst Urkundenbuch. Darmstadt 1812.

Der Wortlaut der Urkunde macht es wahrscheinlich, dass die an den Abt übertragene Münze vorher schon längere Zeit als kaiserliche Prägeanstalt existierte. Auch sonst scheint das Reichsoberhaupt noch einzelne Rechte in Weinheim besessen zu haben. So berichtet Dahl (S. 75), Abt Baldemar brachte 1140 das feste Schloss zu Weinheim, worin eine königliche Besatzung lag, durch bar bezahlte 70 Pfund Silber wieder an das Kloster.

Widder[1]) sagt in Band I S. 325 seiner Beschreibung der Pfalz, in Folge der Unruhen, welche durch Streitigkeiten zwischen Abt und Mönchen entstanden, hätten bald der Kaiser, bald die Schirmvögte, die Pfalzgrafen, die landesherrliche Gewalt ausgeübt. Falk[2]) berichtet S. 88 und Dahl (S. 76), dass nach Abt Marquards Tode (1150) die Verwaltung des Klosters in königliche Hände kam, also vielleicht durch die Schirmvögte, die Pfalzgrafen, ausgeübt wurde. In solchem Falle konnte aber eine Ausmünzung nicht Namens des Königs oder des Pfalzgrafen, auch nicht mit deren Darstellung auf den Pfennigen erfolgen, sondern die stellvertretende Verwaltung konnte und durfte nur die Thätigkeit der vorhandenen Münzbeamten beaufsichtigen. Die Prägung erfolgte Namens des berechtigten Inhabers der Abtei, und mit deren Zeichen, event. mit Darstellung eines Heiligen, also des h. Nazarius.

Über die Rechte, welche die Pfalzgrafen, wohl ausschliesslich in ihrer Eigenschaft als Schirmvögte der Abtei Lorsch, in Weinheim besassen, geben uns die im 13. und 14. Jahrhundert zwischen Mainz und Pfalz abgeschlossenen Urkunden, betreffend die an der Bergstrasse belegenen Besitzungen, genügend Auskunft. Kaiser Friedrich II. hatte dem mainzer Erzbischof Siegfried im Jahre 1232 die Güter der Abtei Lorsch übergeben: „Eundem principatum ecclesie Laurissensis cum omni honore, vasallis, ministerialibus, castris, opidis, proventibus, juribus et pertinentiis suis, sicut ad nos et imperium nostrum noscitur pertinere . . . . dicto maguntino archiepiscopo et successoribus ejus imperiali auctoritate in perpetuum donavimus“ (Dahl S. 79). Die geistliche Verwaltung war ihm schon früher übertragen worden.

Mainz scheint dabei die Rechte der Pfalzgrafen als Schirmvögte der Abtei Lorsch nicht geachtet zu haben, wodurch mehrfach Kriege und Zwistigkeiten entstanden. Die bei deren Beendigung abgeschlossenen Verträge ergeben, dass Mainz endlich die Vogteirechte der Pfalzgrafen

1) Versuch einer — Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz. Frankfurt und Leipzig 1786.

2) Val. Al. Franz Falk, Geschichte des ehemaligen Klosters Lorsch. Mainz 1866.

anerkannte, so 1247 (Baur, Hess. Urkundenb. 3, 591). Pfalzgraf Rudolf sagt 1300 (Quellen u. Erörter. z. bair. Gesch. 6, 126) in dem Vertrage mit Erzbischof Gerhard: „Darnach sein wir über ein chomen umb die lande und daz Gut die da gehorent zu unser Vogtay, die wir zu Lehen haben, von dem vorgenannten Ertzbischofe von des stifftes wegen zu Lorse". Endlich heisst es in der Rachtung von 1308 (Quellen und Erörterungen z. bair. Gesch. 6, 155): „es soll auch die alte stat zu Weinenhaim und swas dazu gehört, und das Wasser dasselbe als verre die March geet, die vorgenannten Herzogen (Rudolf und Ludwig, Pfalzgrafen) angehören". Die Urkunden bezeugen, dass die Pfalzgrafen als Vögte von Lorsch die Burg und einen Teil von Weinheim besassen; ob das die neue Stadt („novum oppidum") war, wie es in dem Schiedsspruch von 1264 (Quellen S. 199) heisst, oder die „alte", wie es in der Rachtung von 1308 lautet, oder ob die Pfalzgrafen 1308 zu der neuen Stadt Weinheim auch noch die alte erhielten, ist für das hier zu Erörternde nicht von entscheidender Bedeutung.

Es lässt sich übrigens ohne weiteres annehmen, dass der dem Pfalzgrafen an Macht und Einfluss überlegene Mainzer Erzbischof jenem nicht mehr abgetreten habe, als er rechtlich zu thun verpflichtet war. Auch geht aus keiner bekannten Urkunde hervor, dass der Pfalzgraf Weinheim erst als Ersatz für andere an Mainz übergebene Orte erhalten habe, wohl aber gilt dies für einen Teil der genannten Stadt. Sicher war mehr als die Hälfte von Weinheim im 12. Jahrhundert im Besitze der Abtei Lorsch, doch auch der Pfalzgraf besass nach Ausweis der Münzen daselbst Rechte neben mancherlei Grundeigentum.

Es bedarf keines Beweises, dass die Erwerbung des Münzrechts nicht aus rein äusserlichen Gründen, etwa wegen seines Wertes als Zeichen vollkommener Landeshoheit, sondern wegen seines direkten und indirekten Nutzens nachgesucht wurde, und daher ist anzunehmen, dass die Prägung von Münzen in der Regel bald nach Verleihung des Rechts dazu begann.

Man kennt bis jetzt noch keine Lorscher Denare aus dem 11. Jahrhundert, wohl aber aus dem folgenden. Das erste Exemplar sah ich Ende der siebziger Jahre bei dem verstorbenen Oberhofgerichtsdirektor Huffschmied in Mannheim, erkannte mit dem Eigentümer die Lorscher Herkunft an der Inschrift S NAZARIUS und erwähnte es in meiner Abhandlung über die Münzen der Grafen von Erbach (Sonderabdruck[1]) S. 7). Dasselbe Stück, jetzt im Königlichen Münzkabinet zu Berlin, ist oben S. 165 Fig. 2 abgebildet und vorher durch Menadier in seinen deutschen

1) „Berliner Münzblätter" Nr. 73 (September 1886) Sp. 688.

Münzen I S. 74—82[1]) in einer vorzüglichen Abhandlung eingehend besprochen und dem Abt Marquard, 1149 und 1150, zugewiesen worden. Zwei fabrikähnliche daneben erwähnte Stücke (Fig. 3, 6) dürften zeitlich benachbart sein. Ich selbst besitze einen Denar (Fig. 4, 5), auf dem ein Geistlicher (ohne Mitra) mit Pedum in der Rechten neben einem Heiligen mit Palmzweig, dem Abzeichen der Märtyrer, dargestellt ist. Das mit Wormser Stücken gefundene Münzchen gleicht so sehr seinen Fundgenossen, dass man den Herstellungsort in deren Nähe suchen muss; es passt darum kein Ort so gut wie eine Lorscher Münzstätte. Übrigens zeigt es auch viel Verwandtschaft mit dem oben erwähnten Denar des Abts Marquard.

Da dieser Abt 1150 nach elfmonatlicher Regierung starb, so lässt sich annehmen, er werde die Münzstätte nicht selbst eingerichtet, sondern im Betriebe vorgefunden haben. Dass sie auch weiter thätig gewesen ist, bestätigen die Urkunden[2]) durch Erwähnung von Lorscher Denaren.

1156. Das Kloster Sinsheim erkauft mit Bewilligung des Lorscher Abts Heinrich (1153—1167) ein Gut in Lienzingen und verspricht, dafür folgenden Zins jährlich an das Kloster Lorsch zu zahlen: censum XII denariorum prefate Laurensis ecclesie monete annuatim in festo sancti Nazarii persolvendorum.

(Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte I S. 218. Württembergisches Urkundenbuch II S. 441 D).

1165. Abt Heinrich von Lorsch überlässt dem Kloster Schönau in der Viernheimer[3]) Gemarkung unbebaute Grundstücke, wofür es jährlich dreihundert Käse, jeden zum Werte eines Denars unserer Münze zu liefern hat: trecentos caseos, singulos precio denarii nostre monete, loco decimarum annuatim persolvant.

Guden[4]) V. F. de, Sylloge I p. 20 Nr. 8. — Würdtwein, Steph. Alex.: Chronicon dipl. monasterii Schönau (Mannhemii 1792) p. 19 bemerkt ganz richtig, dass damit Lorscher Pfennige gemeint sind, erwähnt aber nur das Münzrecht zu Brumat, wahrscheinlich deswegen, weil er

1) Sonder-Abdruck aus „Berliner Münzblätter“ Nr. 114 (Febr. 1890) Sp. 1017 ff.

2) Die oben angeführten Stellen verzeichnet auch schon Menadier, Deutsche Münzen, S. 79, 80 und 241, die vier letzten vor ihm Leitzmann, Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Münzkunde. Weissensee 1869.

3) Zwischen Weinheim und Mannheim.

4) Sylloge variorum diplomatiorum monumentorumque veterum ineditorum adhuc et res germanicas in primis vero Moguntinas illustrantium.

ebensowenig wie alle Welt bisher Lorscher Münzen aus Weinheim oder Umgegend kannte.

1222. Konrad, der letzte Abt von Lorsch, verzichtet zu Gunsten des Klosters Schönau zur Sühne von Schäden, welche auf „XXV talenta Wormat." geschätzt sind, auf einige Rechte in Viernheim und erwähnt dabei: „XX denarii nostre monete" (Guden, Sylloge I S. 123 Nr. 51. — Würdtwein, Chron. p. 51).

1224. Abt Konrad von Lorsch beurkundet einen Güterkauf seitens des Klosters Schönau in Scharra und erwähnt dabei einen Zins von „IIII uncie Laurensis monete" (Guden, Sylloge I S. 138 Nr. 60).

1223 wird unter den Zeugen einer für das Kloster Schönau ausgestellten Urkunde des Abts Konrad von Lorsch ein „Philippus monetarius" genannt (Guden, Sylloge I p. 138 Nr. 60).

Nach dem urkundlichen Nachweis für die Möglichkeit des Vorkommens von äbtischen Münzen aus den Prägestätten Weinheim und Lorsch handelt es sich noch um die Frage, ob und woran man den Prägeort erkennen kann. Als Ausgangspunkt müssen uns wiederum die Wormser Münzen dienen.

Auf den zweiseitigen Münzen von 1150 bis 1200 findet man bei Wormser Münzen auf einer Seite den Landesherrn dargestellt, dies ist die Hauptseite. Die Kehrseite zeigt in den Winkeln eines befussten Kreuzes verschiedene Zeichen. Ausnahmsweise findet man auf einem späteren einseitigen Pfennige des Bischofes Landolf (1234—1247) ein solches Zeichen, einen Lindwurm neben seinem Bilde, also auf der Hauptseite dargestellt, da die Kehrseite leer ist. Die meistens auf der Kehrseite stehenden Beizeichen, welche zum Teil später Wappen geworden sind, muss man offenbar als Symbole auffassen, welche die Herkunft des Stückes bezeichnen sollen. Wem die Bedeutung des Lindwurms neben Bischof Landolfs Bilde zweifelhaft erscheinen sollte, dem wird sie klar durch den oben S. 168 abgebildeten städtischen Pfennig mit der Umschrift (WOR)MACIA. Wahrscheinlich ist die von Förstemann in seinem Namenbuche gegebene Ableitung des Stadtnamens Worms von Borbetomagus richtig, aber andererseits macht es die metallene Urkunde, die Münze, mit der Umschrift WORMACIA um den Lindwurm über jeden Zweifel sicher, dass die Bürgerschaft den Stadtnamen mit dem Nibelungenliede und dem Drachen oder Lindwurm desselben in Beziehung brachte. Dass man jedes früher angewandte kirchliche Zeichen ablegte,

findet seine Erklärung in dem Bestreben, sich von der Oberherrschaft des geistlichen Hirten, des Bischofs, zu befreien. Da der Lindwurm mit keinem anderen Orte des Mittelrheinlandes als Worms in Beziehung gebracht werden kann, so muss man jeden Halbbrakteaten jenes Gebiets mit einem Drachen, mag er fliegend, sitzend oder stehend dargestellt sein, nach Worms[1]) verweisen.

Ein ebenso zweifellos für diesen Ort sprechendes Zeichen ist der doppelte oder einfache Schlüssel, welcher, ursprüglich Attribut des Stiftspatrons St. Peter, später Wappenbild des Stifts und der Stadt wurde.

Ein drittes, den Stadtnamen Worms direkt angebendes Zeichen sind die Buchstaben W und OR (verbunden) in gegenüber stehenden Winkeln.

Aus dem Vorkommen dieser Zeichen[2]), deren Bedeutung gar nicht zu verkennen ist, muss man mit Sicherheit schliessen, dass mit ihnen der Münzort angedeutet werden sollte, und was für Worms zutreffend ist, dürfte auch in der Nachbarschaft entsprechend Anwendung gefunden haben.

Sehen wir uns die Münzen unseres Fundes an, ob hier auch Zeichen vorkommen, die man ohne Zwang auf einen Münzort, sei es Weinheim, sei es Lorsch, beziehen kann!

Wie bei Worms nicht unbedingt zuerst an dessen jetziges Wappenbild, den Schlüssel, gedacht werden muss, ebensowenig wird man genötigt sein, bei Weinheim an die in dessen jetzigem Wappen stehende Weinleiter[3]) zu denken; wechselten doch Städte öfter ihre Wappenbilder. Wenn auch keine Weinleiter, so doch eine Weintraube ist auf mehreren Halbbrakteaten zu finden. Zwar sagt Herr v. Höfken in seinem Archiv für Brakteatenkunde Bd. III S. 152 bei Beschreibung des Weinheimer Fundes ganz bestimmt: „Die Traube begegnet uns auf Wormsgauer Halbbrakteaten oft, ein Schmuck, der für ein Weinbau treibendes Land nahe liegt". Abgesehen davon, dass Herr v. Höfken die Traube nur als Schmuck ansieht, ist seine Behauptung betreffend das Vorkommen von „Wormsgauer Halbbrakteaten" mit Traube sachlich nicht zutreffend. Wäre das der Fall, so hätten mir bei dem langjährigen eifrigen Verfolgen von Funden des Wormsgaues[4]) solche Münzen nicht entgehen

1) Auf städtischen Siegeln und Münzen des 17. und 18. Jahrhunderts erscheint der Lindwurm als Schildhalter.

2) Andere weniger sichere Zeichen möchte ich hier nicht erwähnen.

3) So auf einer Huldigungsmünze von 1750 für Karl Theodor. Vergl. Exter, Versuch einer Sammlung pfälzischer Münzen I S. 537 Nr. CCCCXCIII.

4) Wahrscheinlich meint Herr v. Höfken nicht den eigentlichen Wormsgau, sondern ein grösseres Gebiet um Worms.

können, ich hätte sie in grösseren privaten oder öffentlichen Sammlungen bemerken müssen. Ich kenne wohl aus noch nicht publizierten Funden drei Halbbrakteaten mit einer Traube, besitze auch selbst solche, aber sie sind nicht im Wormsgaue geprägt, sondern höchstens daselbst gefunden und zwar, wie bereits erwähnt, in wenigen Exemplaren. Wäre die Äusserung des Herrn v. Höfken ernst zu nehmen, so könnten über die örtliche Bestimmung unserer Halbbrakteaten mit der Traube Zweifel entstehen, insofern an einen linksrheinischen Ort gedacht werden könnte, da der Wormsgau nicht auf das rechte Rheinufer hinüberreicht. Nach meinen Erfahrungen ist die Meinung des Herrn v. Höfken nicht nur sachlich unzutreffend, sondern sie steht auch als persönliche Ansicht vereinzelt da.

Wenn wir auch nicht die Bedeutung aller Zeichen auf mittelalterlichen Münzen von Worms und Umgegend kennen, so darf man ihnen doch nicht jede Bedeutung absprechen. Berücksichtigt man alle Umstände des Weinheimer Fundes, so wird man ein auf vielen Exemplaren und auf beiden Seiten der Halbbrakteaten, also in den Winkeln des Kreuzes und sogar in den Händen des geistlichen Münzherrn zu findendes Zeichen als in bestimmter Absicht und aus sachlichen Gründen auf die Geldstücke gesetzt ansehen müssen. Und wie bei Wormser gleichzeitigen Münzen lässt sich darin nur ein Hinweis auf den Herstellungsort sehen. Auf welchen anderen Ort als Weinheim kann sich die Weintraube beziehen? Entscheidend dabei ist, dass der dargestellte Geistliche, zweifellos der Münzherr, bei der grossen Mehrzahl der fraglichen Stücke kein Bischof ist. Wäre er dies, so hätte man ihn mit einer Mitra dargestellt. Das Bild zeigt aber einen Geistlichen mit Tonsur; das kann nur ein Abt sein, und kein anderer als der von Lorsch war in der Umgegend von Worms münzberechtigt; er war es auch an der Fundstelle Weinheim, die zugleich die urkundlich beglaubigte Münzstätte desselben war. Es bleibt darum nichts übrig, als den geradezu gebotenen Schluss zu ziehen: die Halbbrakteaten mit Bild eines Abts und der Weintraube sind seitens des Lorscher Abts in seiner Münzstätte Weinheim geprägt.

Man könnte allenfalls noch zwei Einwände erheben: 1. Unter den Halbbrakteaten mit Weintraube sind auch solche, welche das Bild eines Geistlichen mit Mitra tragen und 2. zeigen einige mit demselben Zeichen versehene einen weltlichen Herrn.

Dagegen lässt sich anführen, dass schon 1160 dem Lorscher Abte Heinrich (1153—1167) durch den schismatischen Papst Victor IV. das Recht zum Tragen der Mitra bei festlichen Gelegenheiten verliehen

worden war. Wenn sich auch mit Falk (Geschichte von Lorsch S. 90) annehmen lässt, der Abt habe gar nicht oder selten von der erteilten Erlaubnis Gebrauch gemacht, weil Victor IV. keine allgemeine Anerkennung fand, so fällt doch dieser Grund fort bei der gleichen erweiterten Verleihung an Abt Sighard[1]) (1167—1198), welche durch Papst Alexander III. im Jahre 1179 erteilt wurde. Übrigens entstammte Sighard einem hohen Geschlechte, da er Blutsverwandter („consanguineus") des Mainzer Erzbischofs Konrad von Wittelsbach und des Pfalzgrafen Otto aus dem gleichen Hause genannt wird. Darin liegt nicht nur ein Grund für die päpstliche Verleihung, sondern unterstützt auch die an sich vollkommen berechtigte Annahme, dass der Abt von der unbeschränkt erteilten Erlaubnis sogleich und dauernd Gebrauch gemacht habe.

Daraus ergiebt sich weiter für die chronologische Bestimmung der einzelnen Münzen, dass die lorscher Stücke mit dem infulierten Abte jünger sind als die, auf denen er noch barhäuptig erscheint.

Der zweite Einwand mit Hinweis auf den weltlichen Herrn ist hinfällig, denn es kann ein solcher recht wohl Besitzrechte an demselben Orte gehabt haben.

Ausser Weinheim kommt als Münzstätte zunächst Lorsch in Frage. Für diesen Ort erhielt Abt Udalrich 1067 von Kaiser Heinrich IV. Markt- und Münzrecht. Die Urkunde[2]), welche auf Fürbitte der Königin Bertha u. A. erteilt wurde, lautet in ihrem wesentlichen Teil: „in villa Lauresham, in qua idem cenobium cum monachis Deo et sancto Nazario inibi famulantibus est situm, monetam propriam mercatumque publicum, quacunque feria sibi placuerit, fieri concessimus et in proprium donavimus". Der Wortlaut lässt schliessen, dass für Lorsch der Markt und die Münze erst einzurichten waren, während, wie oben bereits erwähnt, bei der zwei Jahre älteren Urkunde für Weinheim von einer Eigentums-Übertragung die Rede ist. Danach müsste in dem an dem alten Handelswege, der Bergstrasse, gelegenen, also für die Nutzbarmachung des Münz- und Marktrechts wichtigeren Weinheim, schon eine königliche Münzstätte bestanden haben, deren Verwaltung (oder zeitweilige Nutzniessung?) vielleicht dem Abte überlassen sein konnte, aber erst 1065 als Eigentum dauernd übertragen war.

1) Cod. Lauresh. I S. 279 Nr. CLXV: „tibi et successoribus tuis usum mitrae de consueta clementia sedis apostolicae indulgemus in perpetuum".

2) Abgedruckt: Cod. Lauresh. I S. 191 Nr. CXXIX. — Mon. Germ. H. XXI. 447. — Menadier, Deutsche Münzen I S. 78.

Das erste, für unsern Fund allerdings nicht in Betracht kommende Münzrecht der Abtei Lorsch erhielt sie von Kaiser Otto III. im Jahre 1000 für den im Unter-Elsass gelegenen Ort Brumat.

Die Abtei besass also das Münzrecht seit

1000 für Brumat,
1065 für Weinheim,
1067 für Lorsch.

Nebenbei muss noch auf die Form, unter der die Traube dargestellt ist, hingewiesen werden. In Wirklichkeit wechselt die Gestalt der Traube nach Art und Jahrgang ganz ausserordentlich; man kann sich deshalb nicht darüber wundern, besonders wenn man die grössere oder geringere Gestaltungskraft des Zeichners berücksichtigt, dass die an der Bergstrasse häufig gezogene Frucht manchmal dick und voll, manchmal mit wenigen vereinzelten Beeren und endlich gar wie ein gefiedertes Stielchen mit je einer Beere erscheint. Will man bei dem Stempelschneider eine Absicht voraussetzen, so könnte es die sein, gute und schlechte Weinjahre auf den Münzen mittels des redenden Wappens oder charakteristischen Prägeort-Zeichens anzudeuten. Meines Erachtens liegt der veränderlichen Form der Weintraube nichts anderes als die Auffassung des oder der wechselnden Stempelschneider zu Grunde. Eben so verschieden wie die Weintraube auf Weinheimer Münzen ist auf Wormser Stücken der Lindwurm dargestellt, dessen Form sich manchmal der des Krokodils, manchmal der des Schwans nähert.

Wie die Weintraube hier als redendes Zeichen der Münzstätte gedeutet wird, hat man allgemein süddeutsche Brakteaten und einen Denar mit einem Lindenzweige als in Lindau[1]) geschlagen angesehen. Man kann auf Münzen dieses Ortes dieselbe Vielgestaltigkeit des Lindenzweiges wie der Weintraube bei Weinheimer Geprägen beobachten; er erscheint dabei mit drei, fünf oder sieben Blättern, zwischen denen sich zwei, vier und mehr oder — keine Blüten befinden. Aber nicht nur als einziges Münzbild, sondern auch als charakterisierendes Beizeichen erscheint derselbe Baumteil, so hinter einem Löwen, neben einem Brustbilde oder dem Kopfe eines Kaisers aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.

Übrigens wird die Verweisung der erwähnten mittelalterlichen Münzen mit dem Lindenzweige nach Lindau am Bodensee durch Stücke

1) Vergl. Beyschlag, Versuch einer Münzgeschichte Augsburgs (Stuttgart und Tübingen 1835) Tafel VI Nr. 34—37. — Archiv für Bracteatenkunde I Tafel 3 Nr. 14, 19; Tafel 5 Nr. 1, 2. Band II Tafel 17 Nr. 22 und 23.

mit der Umschrift LINDAVGIA bestätigt. Der Lindenbaum ist später Wappenbild der Stadt geworden, deren Namen er in ältesten Zeiten auf Münzen nur andeutete.

Beachtenswert ist ferner der hübsche Brakteat, welcher rechts und links neben einem Kreuzstabe eine gebogene Weinrebe zeigt und allgemein für ein Gepräge der Abtei Weingarten gehalten wird (vergl. die Abbildung Beyschlag Tafel VI Nr. 50).

Bekannt ist auch die Verwendung einer anderen Pflanze, der Minze (Mentha) auf Siegeln und Münzen von Minzenberg (in Oberhessen). So steht ein stets verschiedenartig gezeichneter, paarig gefiederter Pflanzenstengel zwischen zwei Türmen auf Siegeln Ulrichs von Minzenberg[1]), der Minzenstengel allein auf Reitersiegeln Werners von Falkenstein und Philipps von Minzenberg, ferner auf dem Siegel der Burgmannen von Minzenberg und Assenheim, des Schultheissen von Minzenberg, drei Minzenstengel auf zwei verschiedenen Siegeln Cunos und einem des jüngeren Ulrich von Minzenberg. Ebenso finden wir es auf Denaren[2]) und auf Brakteaten des 12. und 13. Jahrhunderts[3]).

Auch der Hammer in der Hand eines Kaisers oder Geistlichen ist auf Münzen des 13. Jahrhunderts als Zeichen der Münzstätte Hammerstein am Rhein (gegenüber Andernach) erkannt worden (vergl. Menadier, Deutsche Münzen III S. 62).

Wenn der Lindenzweig auf Lindau, die Weinrebe auf Weingarten, der Minzenstengel auf Minzenberg, der Hammer auf Hammerstein als redendes Beizeichen weist, darf die Weintraube auf abt-lorscher Münzen doch wohl als Zeichen der Münzstätte Weinheim angesehen werden.

Aber es giebt neben den äbtischen Münzen mit dem Zeichen von Weinheim auch solche von weltlichen Herren geprägte. Da wird man kaum im Zweifel sein, dass mit dem dargestellten Dynasten nur der Schirmvogt der Abtei, der Pfalzgraf am Rhein, „Conradus, praesens ejusdem ecclesie advocatus“ nach Cod. Lauresh. I, 254, gemeint sein kann. Nach Widders oben angeführter Meinung könnte die Prägung seitens der kaiserlichen oder pfalzgräflichen Verwaltung geschehen sein. Aber rechtlich ist das unter Änderung des Hoheitszeichens nicht als zulässig anzusehen

1) Archiv für hess. Geschichte und Altertumskunde Bd. V (Darmstadt 1848): Günther, Das Wappen der Dynasten von Minzenberg und Falkenstein. — Daselbst Bd. III (Darmstadt 1844). Dr. A. Röschen, Wanderung d. d. Wetterau. Giessen 1897.

2) Menadier in Berliner Münzblätter 1896 Sp. 1978 ff.

3) Joseph und Fellner, Die Münzen von Frankfurt am Main (1896) S. 87 ff. und Tafel 3.

und ferner ist nur von 1150—1153 innerhalb der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wenn man von der kurzen Zwischenzeit nach dem Tode des Abts Sighard bis zum Antritt seines Nachfolgers: 1198 und 1199, absehen will, eine Vertretung seitens der Pfalzgrafen möglich gewesen. Des letzteren Münzen müssten dann also entweder den Denaren von 1150 oder den jüngsten Halbbrakteaten nahestehen. In Wirklichkeit stehen sie in der Mitte, sind aber so verschiedenartig, dass sie nicht während weniger Jahre entstanden sein können, sondern man muss wenigstens ein Jahrzehnt als Prägezeit für die vier verschiedenen Typen ansetzen. Ich habe den Eindruck, dass die dynastischen Gepräge zwischen 1170 und 1190 entstanden sind.

An einen Grafen Leiningen, wie Herr v. Höfken[1]) vorschlägt, als Münzherrn der hier vorliegenden dynastischen Halbbrakteaten zu denken, ist ganz unzulässig. In Weinheim war kein Leininger sondern der Pfalzgraf begütert, und der Zeit nach passt kein anderer als Konrad von Hohenstaufen[2]), der Bruder Friedrich Rotbarts.

Nach Dahl[3]) waren bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts die Grafen des Oberrheingaues, in dem Lorsch lag, auch Vögte dieses Klosters gewesen. An ihrer Stelle erscheint 1094 ein Graf Berthold, welcher einen gleichnamigen Nachfolger hatte, der als Graf von Lindenfels in Urkunden vorkommt. Sein Erbe war Graf Boppo von Henneberg, der schon 1140 als Lorscher Vogt bezeichnet wird. Ihm folgte 1155 sein jüngerer Bruder Berthold. Dessen Schwester Irmengard brachte die Vogtei ihrem Gemahl Konrad von Hohenstaufen, dem Pfalzgrafen am Rhein, zu.

Sein unmittelbarer Vorgänger in der rheinischen Pfalzgrafschaft war 1142—1156 Hermann von Staleck[4]). Weder von ihm noch von seinen beiden Vorgängern lässt sich eine Münzthätigkeit in der Gegend von Lorsch oder Heidelberg erwarten.

---

1) Derselbe beruft sich dabei auf Leitzmanns längst veraltete numismatische Zeitschrift und auch auf meine Abhandlung über die Münzen des Hauses Leiningen. (Wien 1884. Sonderabdruck aus der Wiener Numismatischen Zeitschrift). Was ich daselbst S. 20 über einen Halbbrakteaten mit Löwen und Adler in Verbindung mit dem linksrheinisch begüterten Hause Leiningen gesagt habe, würde ich niemals in Beziehung mit rechtsrheinischen Münzen und Herren bringen. Ich müsste also, falls ich für den irrtümlichen Schluss des Herrn v. Höfken mehr oder weniger verantwortlich gemacht werden sollte, die Berechtigung dazu ablehnen.

2) Vergl. Dr. Arnold Busson: „Konrad von Staufen, Pfalzgraf bei Rhein" in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. 19. Heft. S. 1—36. Köln 1868.

3) Historisch-topogr.-stat. Beschreibung d. Fürstentums Lorsch, S. 132.

4) Vergl. L. Baumgärtner: Hermann von Staleck, Pfalzgraf bei Rhein 1142 bis 1156. Leipzig 1877.

Konrad von Hohenstaufen hatte 1147 bei der Teilung mit seinem Bruder, dem späteren Kaiser Friedrich I., die rheinfränkischen Erbgüter [1]) erhalten, auch hatte er, da er aus seines Vaters zweiter Ehe mit Agnes Gräfin von Saarbrücken der einzige Sohn war, die Güter seiner Mutter ungeteilt an sich gezogen. Dazu kam 1155 die Pfalzgrafschaft am Rhein und damit die Vogtei über mehrere Stifter, denen, wie oben erwähnt, auch die über Lorsch durch seine Gemahlin hinzugefügt wurde. „So war Konrad", sagt Häusser [2]), „ein mächtiger Herr geworden. Zwar blieb der Folgezeit noch eine umfassende Aufgabe vorbehalten, diesen zerstreuten Besitz zu einem geschlossenen Ganzen zu bilden, aber ein Kern war doch vorhanden; die rheinische Pfalzgrafschaft wurde ein Fürstentum und Pfalzgraf Konrad gewann eine bedeutende Stellung".

Seine Beziehungen zu Lorsch müssen die besten gewesen sein, da Abt Heinrich als Vermittler aufs eifrigste bemüht war, die einmal gestörte Eintracht zwischen Konrad und seinem kaiserlichen Bruder Friedrich wieder herzustellen.

Häusser sagt [3]) ferner von Konrad, „dem ersten Gründer der Pfalz und ihrer Hauptstadt": „Er war von mittlerer Gestalt, von festem gedrungenem Wuchs, seine Erscheinung war gemessen".

Erinnert die Darstellung auf Nr. 26, der einzigen in ganzer Figur, nicht stark an die oben gegebene Beschreibung?

Die nicht nach Weinheim zu verweisenden Halbbrakteaten sind, soweit ein Geistlicher ohne Inful dargestellt ist, höchst wahrscheinlich in der einzigen neben Weinheim vorhandenen Münzstätte Lorsch geschlagen, nämlich die unter Nr. 10, 14, 15, 17 und 18 beschriebenen. Ein sicheres Zeichen für die Münzfabrik an dem Sitze des Abts vermag ich nicht zu erkennen; vielleicht ist es ein (achtstrahliger) Stern, der auf den beiden Denaren (Nr. 1), ferner auf den Halbbrakteaten Nr. 11, 13, 14, 16—18, auf Nr. 10, 11 auch in Verbindung mit einem Halbmond vorkommt. Aber ein Stern findet sich auch auf Weinheimer Geprägen: Nr. 2, 5 und 9.

Trotzdem die NNr. 11—13 und 16 nicht mit Sicherheit als Lorscher Gepräge nachgewiesen werden können, spricht doch nichts dagegen und manches dafür, z. B. die grosse Ähnlichkeit der Hauptseite von Nr. 13 mit dem Weinheimer Stück Nr. 9, der Kehrseite von Nr. 11 mit Nr. 10,

---

1) Häusser, Dr. Ludwig, Geschichte der rhein. Pfalz (Heidelberg 1845) S. 51.

2) Unter Bezugnahme auf Guilelm. Neubrig. IV, 10: virum in imperio summae post imperatorem amplitudinis.

3) Nach Otto Morena res Laudens. bei Murator. VI, 1117.

sowie von Nr. 16 mit Nr. 17. Auch Nr. 12 und 13 ist wie die vorhergenannten mit den sicheren Lorscher Geprägen im einzelnen wie in der ganzen äusseren Erscheinung so ähnlich, dass man sie kaum an andern Orten unterzubringen versuchen wird, es würden dazu auch alle Gründe fehlen.

Als unbestimmbare Gepräge muss man die unter Nr. 19—22 beschriebenen Halbbrakteaten bezeichnen; sie sind zu undeutlich, als dass sie mit Sicherheit nach Lorsch oder Worms gewiesen werden könnten.

Die Beschreibung der Stücke ist in der Weise geordnet, dass die Münzen der Geistlichen, welche bei weitem die Mehrzahl bilden, vorangestellt sind. Unter ihnen sind die beiden Denare als die zweifellos ältesten Stücke vorangestellt, dann folgen die in Weinheim geprägten Halbbrakteaten. Daran schliessen sich, nach der Ähnlichkeit mit den vorhergehenden zusammengestellt, die übrigen Lorscher Gepräge, denen die von nicht bestimmbaren geistlichen Herren geschlagenen folgen. Den Schluss bilden die dynastischen Gepräge.

Übersicht.

1. Lorsch:

Nr.		Münzstätte			Prägezeit		Anzahl
1	Denar	(Lorsch)	ohne	Mitra,	— 1150 —		2
2—7	Halbbrakteaten	Weinheim,	„	„	vor 1179	68	119
8. 9	„	„	mit	„	nach 1179	51	
10. 14. 15	„	(Lorsch)	ohne	„	vor 1179	100	137
11. (12) 13. 16	„	„	mit	„	nach 1179	37	
17. 18	„	„	mit St. Nazarius		— 1198? .	.	69
						Lorsch zusammen	327

2. Unbestimmte Geistliche:

19—22 Halbbrakteaten 4

3. Pfalzgraf Konrad:

23	Halbbrakteat	Weinheim.	Adler	1	32
24. 25	„	„	Figur	12	
26	„	?	„	19	
					363

1. Abtei Lorsch.

1. Denar.

a. ✱ ꙍ ꟿ (?) / ꙍ ꟿ H

b. ✱ ꙍ / H O ∾ ꟿ ⊓ (H?)

Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur, unter dreifachem Bogen; er hält rechts einen nach auswärts gekehrten Stab, links einen Kreuzstab, H artig gestrichelte Leiste.

Ks. a. • ꙍ ∘ ꟿ ∘ H / / ∘ H

b. / / / ꙍ ∘ ꟿ ∘ /

In den Winkeln[1]) eines befussten Kreuzes stehen ein Halbmond, zweimal je ein Ringel und ein sechsstrahliger Stern.

22 mm 0,78 und 0,85 gr. 2 Expl.

Halbbrakteaten aus der Münzstätte Weinheim.

2. ✱ ∘ R ∘ V ∘ T ∘ ✱ ∘ H • Œ ∘ ꟿ ∘[2])

aus mehreren Exemplaren ergänzt. Brustbild eines Abts mit einwärts gekehrtem Stabe und Kreuzstab in den Händen. Das Gewand ist reich verziert; auf jeder Schulter ist in einer Rundung ein Stern, auf jeder Seite der Brust ebenfalls ein solcher von Punkten begleitet.

Ks. ✱ ∘ R ∘ V ∘ T ∘ ✱ ∘ H ∘ Œ • ꟿ. In den Winkeln eines befussten Kreuzes 1. hängende Weintraube, 2. Lilie, 3. achtstrahliger Stern, 4. Knospenscepter.

26,2—27—27,5—28—28,9—29,6—30,2 mm., 0,767 gr., Durchschnitt von sämtlichen 19 gut erhaltenen Exemplaren. Davon sind sieben zweiseitig, fünf haben nur die Hauptseite, sieben nur die Kehrseite.

Seit wenigstens einem Jahrzehnt besitze ich ein dem vorstehend beschriebenen Halbbrakteaten im Stil vollkommen gleiches Gepräge (siehe Tafel 1 Nr. 2 b). Es zeigt ein Brustbild mit einwärts gekehrtem Stabe in der Rechten, aber in der Linken ist an Stelle des Kreuzstabes bei Nr. 2 ein Palmzweig. Der Kopf ist unbedeckt, die Haare sind durch Punkte angedeutet und eine Tonsur erkennbar. Das Gewand hat oben eine enge Halsöffnung, vorn herunter einen breiten Saum und im übrigen Punktverzierungen, zu denen bei dem obigen Weinheimer Stück auf jeder

---

1) Die Aufzählung der in den Winkeln des Kreuzes stehenden Zeichen erfolgt in der Reihenfolge $\begin{smallmatrix}4. & 1.\\ 3. & 2.\end{smallmatrix}$

2) Die Umschrift ist hier, wie nachfolgend öfter, aus mehreren Exemplaren ergänzt, nur einmal angegeben.

Seite der Brust ein Stern und auf jeder Schulter ein gesondertes sternförmiges Ornament tritt. Im Felde neben dem Haupte sind bei dem Weinheimer Stück verstreute Ringel, bei meiner Münze vier ins Kreuz gestellte und von vier Punkten umgebene Dreiecke. Die Umschrift besteht aus wenigen a) durch Punkte, b) durch Ringel getrennte Buchstaben, mitten unter dem Brustbilde befindet sich ein befusstes Kreuz.

Die Kehrseite zeigt bei meinem Stück ein Kirchengebäude mit breitem hohem Mittelturm und zwei niedrigen seitlichen Kuppeltürmchen nebst Kreuz darauf. Im Portal ist eine Lilie, wie sie bei dem Weinheimer Stück in zwei Winkeln des Kreuzes sich findet.

Der Durchmesser beträgt 26,5 mm, das Gewicht 0,83 gr.

Zwar hat Harster in seinem Versuch einer Speyerer Münzgeschichte (Speyer 1882) meine Münze unter Nr. 64 aufgeführt, legt sie also wohl den speyerischen Bischöfen bei, aber der die mittelalterlichen Münzen behandelnde Teil seiner Arbeit ist, soweit nicht die guten Vorarbeiten Dannenbergs und Grotes kopiert wurden, eine kritiklose Zusammenstellung der in zwei grossen Sammlungen unter der Rubrik „Speyer" gefundenen Münzen, beweist also nichts. Da der Geistliche ohne Mitra dargestellt ist, kann man in ihm nicht den „Bischof" von Speyer sehen wollen; überdies erscheint das dortige Domportal stets mit niedrigem Giebel oder Turm zwischen zwei höheren Türmen, während hier gerade der mittlere besonders hoch dargestellt ist. Demnach spricht nichts für Speyer.

Wenn mir dies auch stets zweifellos schien, glaubte ich doch den Ursprungsort nicht weit davon, etwa in Weissenburg, suchen zu sollen. An Brumat, die lorscher Münzstätte südlich von Hagenau, zu denken, scheint mir nicht zulässig, da das mächtige Strassburg mit seinem überwiegenden Einfluss zu nahe liegt und demnach nur kleine dicke Denare unter-elsässischer Art aus der äbtischen Münzstätte zu erwarten sind. Vielleicht lässt sich von den unbestimmten Münzen des Elsass, deren Engel und Lehr [1]) viele verzeichnen, manche als Brumater ansehen z. B. der S. 249 unter Nr. 32 beschriebene und abgebildete.

Dagegen wird man wegen der grossen Ähnlichkeit mit Nr. 2 unseres Fundes für meinen Halbbrakteaten, der wegen seines Kirchengebäudes, das zweifellos eine annähernd getreue Darstellung [2]) der Hauptkirche des Orts giebt, besonderes Interesse verdient, einen von Brumat nördlich oder nordöstlich gelegenen Ort der Abtei Lorsch suchen. Ob das Lorsch selbst

1) Engel und Lehr, Numismatique de l'Alsace. Paris 1887.

2) Dasselbe trifft auch bei speyerer Geprägen zu.

oder Weinheim sein mag, möchte ich nicht bestimmt behaupten. Zweifellos war Weinheim als Verkehrs- und deswegen auch als Münzort viel bedeutender als Lorsch; in jenem Orte ist wahrscheinlich viel früher eine Prägestätte gewesen als an dem Sitze des Abts. Aber andererseits legt das Vorhandensein der Kirche auf unserer Münze doch den Gedanken nahe, dass Lorsch die Prägestätte sei. Neben der Nazariuskirche, nach welcher so vielfach gewallfahrtet wurde, die durch ihre Grösse und Ausstattung alle übrigen der ganzen Nachbarschaft auf dem rechten Rheinufer bei weitem übertraf, konnte kein anderes gottesdienstliches Gebäude zur Darstellung auf einer Münze geeignet und würdig erscheinen. Wahrscheinlich haben wir also ein zwar rohes, aber doch in ihren charakteristischen Formen richtiges Bild der Abteikirche von Lorsch vor uns, und deswegen dürfte das unscheinbare Münzchen wesentlich an Interesse gewinnen.

Es sei hierbei auf die prächtige, durch den historischen Verein für das Grossherzogtum Hessen publizierte Arbeit von Dr. Adamy: Die fränkische Thorhalle und Klosterkirche zu Lorsch an der Bergstrasse (Darmstadt 1891) hingewiesen. Auf S. 19 findet sich eine ideale Rekonstruktion der alten (fränkischen) Kirchenanlage, die wenigstens nicht im Widerspruch zu der Darstellung auf der Münze steht. Das niedrige Gebäude auf der Kehrseite des Halbbrakteaten dürfte als die Thorhalle, das dahinter hervorragende, welches von zwei Türmen flankiert ist, als die Hauptkirche anzusehen sein.

3. M ✳ V ✳ Ǝ ✳ Λ ✳ I ✳ H ✳ ergänzt aus mehreren Exemplaren. Brustbild eines Abts, der rechts den einwärts gekehrten Stab, links ein Kreuz hält, dessen Schenkelenden mit einander verbunden sind. Unten ist ein flacher Bogen.

Ks. ⊙ M ⊙ Ↄ ⊙ Ʌ ⊙ S ⊙ H ⊙ ⊕. In den Winkeln eines befussten Kreuzes 1, 3: stehende Traube, 2, 4: H und zwei Punkte darin.

33—34,5—35—36 mm. 0,705 gr (Durchschnitt von 14 Exempl.).

19 Exemplare, davon 8 zweiseitig, 4 nur mit der Hauptseite, 7 nur mit der Kehrseite.

4. ✱ · C · ✱ · H · ✱ · M · ✱ · S · Brustbild eines Geistlichen, der rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Kreuz hält, dessen Schenkelenden verbunden sind und deswegen wie ein auf die Spitze gestelltes Quadrat mit seinen zwei sich kreuzenden Diagonalen erscheint. Unten ist eine wagerechte mit Perlen besetzte Leiste.

Ks. ✳ · ⊙ · viermal an Stelle der Umschrift. In den Winkeln eines befussten Kreuzes H und Traube sich abwechselnd gegenüber stehend.

34,5—33—32 mm. 0,756 gr (Durchschnitt von 7 Exemplaren).

8 Exemplare, davon 3 zweiseitig, 3 nur Hs., 2 nur Ks.

5. Brustbild eines Geistlichen, der in der Rechten einen einwärts gekehrten Stab hält. Der obere Teil des Kopfes ist nicht sichtbar, ebensowenig ein vielleicht in der linken Hand gehaltener Gegenstand. Im Felde sind in Schulterhöhe rechts und links ein achtstrahliger Stern, in Kinnhöhe ·⁚·

Ks. ✳ H + ✳ . . . . M. In den Winkeln eines befussten Kreuzes: Traube, Halbmond mit Punkt, Lilie, zwölfstrahliger Stern.

a. 36 mm., 0,84 gr zweiseitig, b. 35 mm., 0,69 gr, nur Ks. — 2 Expl.

Nach dem H der Kehrseite steht ein aus fünf Punkten gebildetes Kreuz wie im Felde neben dem Kinn des Geistlichen.

6. / · ꝑ · H / / / / /. Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Buch.

Ks. · O · / · ꞁ · / / / /. In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen sich abwechselnd eine dreiteilige Traube und ꝑ gegenüber.

3 Exemplare, je eines zweiseitig, nur mit Hs. und nur mit Ks. — a. 33,5 mm. 0,72 gr; b. 33 mm. 0,68 gr; c) beschädigt. Vergl. Nr. 23 mit derselben Kehrseite.

7. H · I · ꝑ · H · V · D. Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur, der in jeder Hand eine dreiteilige Traube hält.

Ks. H · I · ꝑ · H · V · D · Befusstes Kreuz, in dessen Winkeln je vier ins Kreuz gestellte Punkte um einen grösseren in der Mitte.

28—27—26 mm. 0,73 gr. Durchschnitt von 17 Exemplaren, davon 7 zweiseitig, 6 mit Hauptseite, 4 mit Kehrseite allein.

8. Umschrift nicht erkennbar. Brustbild eines Geistlichen mit zweispitziger Mitra, rechts einen einwärts gekehrten Stab, links eine dreiteilige Traube haltend. Unten eine wagerechte mit ⁙ besetzte Leiste und mitten darin eine Thoröffnung.

Ks. In den Winkeln eines befussten Kreuzes H — ꝑ und zweimal Halbmond mit ·:· sich gegenüber stehend.

34 mm, 0,78 gr. 1 Exemplar.

H = A dürfte hier wie auf Nr. 18 und 25 den Anfang vom Namen des h. Nazarius darstellen. Dieser war ein römischer Krieger[1]), welcher

1) Siehe die Quellen bei Falk, Geschichte von Lorsch, S. 139 ff.

mit drei andern, Basilides, Cyrinus und Nabor, vom Stadtpräfekten Aurelius ergriffen und später zu Rom enthauptet wurde. Der Leichnam des Märtyrers wurde 765 von Rom nach Lorsch gebracht. Seitdem wird das ursprünglich den Aposteln Petrus und Paulus geweihte Stift in der Regel Nazariuskloster genannt. Die Wunder, welche z. B. durch Heilung von Krankheiten nach dem Chronicon Laurishamense in Lorsch sich ereigneten, trugen in hohem Grade zur Vermehrung des Reichtums von Lorsch bei. Durch die Wallfahrten entwickelte sich sicherlich neben dem Kloster ein bedeutender Handelsverkehr, der endlich die Errichtung einer Münzstätte veranlasste.

Erwähnt sei noch, dass nach dem Chronicon Laurishamense unter dem Schutte der am 21. März 1090 abgebrannten Kirche eine Bleitafel mit der Inschrift „S. Nazarius Mediolani passus“ neben dem Sarge des Heiligen gefunden worden sei; aber dem widersprechen ganz bestimmt die im 9. Jahrhundert abgefassten Necrologien des Rhabanus Maurus und des Notker Balbulus. Sie verdienen mehr Glauben als das nicht gerade zuverlässige Chron. Laurishamense, und es ruhte in Lorsch also nicht der in Mailand enthauptete und von St. Ambrosius gefundene St. Nazarius, sondern der gleichnamige in Rom enthauptete Krieger. Die römische Kirche feiert beider Fest am 12. Juni, daher stammt wohl die öftere Verwechselung der gleichnamigen Märtyrer.

9. H · I · V · H · D · A Brustbild eines Geistlichen mit einer Krone ähnlichen Mitra, einem auswärts gekehrten Stabe in der Rechten und einfacher Traube in der Linken. Im Felde sind zwei Ringel und über der rechten Schulter ist ein aus fünf Punkten zusammengesetztes Kreuz.

Ks. · A · H · D · H · I In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen sich gegenüber ein achtstrahliger Stern, dessen einer Strahl nach der Mitte verlängert ist — und ein Schlüsselgriff. Neben diesem wie neben dem Stern steht ein Punkt.

36—35—34,6—33 mm. 0,76 gr. Durchschnitt von 41 Exemplaren. 50 Exemplare, davon 10 zweiseitig, 14 nur mit Hs., 26 nur mit Ks.

Halbbrakteaten unbestimmter Prägestätte.

10. Undeutliche Spuren von Umschrift untermischt mit Ringeln. Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur, der rechts einen Stab (?) und links etwas Ähnliches (dreiteilige Traube?) zu halten scheint. Unten ist ein flacher, mit schrägen Kreuzchen besetzter Bogen.

Ks. Dieselben undeutlichen Spuren von Umschrift. In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen 1. Halbmond mit achtstrahligem Stern und Ringel, 2. ein Kreuz mit nach innen stehender heraldischer Lilie (deren mittlerer Teil ist federartig gestaltet), 3. achtstrahliger Stern und Ringel, 4. eine von oben gesehene Hand (oder Pfote?) mit verhältnismässig langen Zehen (oder Krallen).

36,5 mm. 0,735 gr, etwas beschädigt, ganz vielleicht 0,74 gr.

11. ✱ / R M V / / / / / M / / ⩫ Brustbild eines Geistlichen mit Mitra (darauf vorn ein Stern) und mit einwärts gekehrtem Stabe in der Rechten. Über der linken Schulter ist ein grosser viereckiger Punkt, der von vier runden kleineren umgeben ist. Auf dem Gewande sind mehrfach vier an die Ecken eines Quadrats gestellte Ringel angebracht.

Ks. ✱ ▫ H ▫ (I ▫ ⩫ ▫ ✱ ▫ / ▫ V (————) In den Winkeln eines befussten Kreuzes steht 1. ⩫ — 2. ω und Kreuz darunter — 3, 4. ein Halbmond mit gestieltem Stern.

36 mm. 0,73 gr, unbedeutend beschädigt.

Ein Exemplar. Herr v. Höfken giebt deren zwei an, aber wahrscheinlich ist sein zweites Exemplar unsere Nr. 19, welche bei ihm fehlt.

12. ⩫ ist der einzige von der Umschrift sichtbare Buchstabe. Brustbild eines Geistlichen über flachem beperltem Bogen. In der Rechten hält die Figur einen Stab (?), links einen Palmzweig. Die etwa vorhandene Kopfbedeckung ist nicht sichtbar. Das Exemplar des Wormser Fundes, nach dem die Abbildung hergestellt ist, lässt deutlich eine Mitra wie auf Nr. 13 erkennen.

Ks. a) H · V (· / · ·) · D ·
b) H (———) M · H (————)
c) H · V (——————————)
d) (——————) · I · ⩫ ·

In den Winkeln eines befussten Kreuzes je zweimal sich gegenüberstehend ⩫ und ein auf die Spitze gestelltes Quadrat mit zwei Teilungslinien und vier Punkten an deren Enden.

40—36,2—35—34—33,3 mm. 0,814 gr, Durchschnitt von 5 Exemplaren. Von den vorhandenen 7 Exemplaren sind zwei schwach doppelseitig geprägt, 5 zeigen nur die Kehrseite.

13. a) H / / / / /
b) / / / H · V /
c) / / / / · V · D.

Über einer Leiste mit ·X· ist das Brustbild eines Geistlichen mit einer einer Krone ähnlichen Mitra; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab und links ein Lilienscepter mit drei Blättern und zwei gestielten Knospen.

Ks. a) H · I · Ꟃ (· / · / ·) V ·
b) ———— H · / · V ·
c) ———————— · / · /
d) —(——)———D · V ·

In jedem Winkel eines befussten Kreuzes steht ein achtstrahliger Stern, und daneben noch ein Punkt im vierten Winkel ($\frac{4. \; 1.}{3. \; 2.}$).

Durchmesser 33,5—31,1—29 : 31 mm. Gewicht 0,738 gr (Durchschnitt von 16 Exempl.).

24 Exemplare: 6 zweiseitig, 5 Hs., 13 Ks.

14. ✱ · Ꟃ · / / D · H · Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Buch. Über dem Stabe und dem Buche ist je ein Punkt.

Ks. In jedem Winkel eines befussten Kreuzes ist ein achtstrahliger Stern von zwei Ringeln begleitet.

32 mm. 0,70 gr.

Die Hauptseite ist mit der von Nr. 6 gleich, die Kehrseiten sind verschieden. Das und manche andere Umstände legen den Schluss nahe, dass man zeitweilig, wenn nicht immer, in zwei Münzstätten prägte und dann die Hauptseiten der gleichen Emissionen übereinstimmend, die Kehrseiten, welche die Prägeorte kennzeichnen sollten, verschieden herstellte. Die Erzeugnisse der Weinheimer Münzstätte sind wohl regelmässig durch eine allerdings verschiedenartig gestaltete Traube gekennzeichnet, die der lorscher vielleicht durch den achtstrahligen Stern. Ausnahmen von der vermuteten Regel bilden Nr. 8 und 9, bei denen die Münzstätte auf der Hauptseite durch die dem Abt in die linke Hand gegebene Traube angedeutet wird.

15. a) ∘ H ∘ (————————)
b) (——) ∘ Ꟃ ∘ (——————)
c) (————) ∘ ∘ ∘ H Λ

Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Buch.

Ks. H · I · ꓶ · H · D · V · In den Winkeln eines befussten Kreuzes steht ($\frac{1. \; 2.}{4. \; 3.}$) 2. ⋖ 4. Schlüsselgriff, 1, 3. unbestimmbares Zeichen, leere Nachahmungen Wormser Vorbilder.

26,5—25,5—25—24—23,5 mm. 0,76 gr, Durchschnitt von 98 Exemplaren, von denen 38 zweiseitig sind, 26 nur die Hauptseite, 34 nur die Kehrseite haben.

Die Buchstaben sind auf der Hauptseite sehr klein. Nach den von Nr. 15 gemachten beiden Proben betrug der Silbergehalt 948 bezw. 949 Tausendteile Silber und 1,5 bezw. 1,4 Tausendteile Gold.

16. I • A • P • V • H • Sitzender Geistlicher mit zweispitziger Mitra; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Reliquiarium (?), rein äusserlich aufgefasst, vier Quadrate übereinander und in jedem ein Punkt.

Ks. ✱ • A • H • H • In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen sich gegenüber ein achtstrahliger Stern, ferner ebenso ein auf die Spitze gestelltes Quadrat mit Punkt an jeder Ecke und in der Mitte.

28 mm. 0,68 gr, Durchschnitt von fünf Exemplaren, von denen drei zweiseitig sind, zwei nur die Kehrseite haben.

17. H • I • A • H • D • V • Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links einen Palmzweig.

Ks. H • I • A • H • V • D • In den Winkeln eines befussten Kreuzes je ein Punkt und ausserdem sich gegenüberstehend je ein achtstrahliger Stern — und ein grosser Punkt mit drei kleineren darüber, also einem Reichsapfel mit Kreuz ähnlich. Dass ein Reichsapfel darzustellen beabsichtigt gewesen wäre, ist natürlich vollkommen ausgeschlossen.

29—28—27—25,2 mm. 0,73 g, Durchschnitt von 7 Exemplaren, davon sind 7 zweiseitig, 13 nur mit Hs., 7 nur mit Ks.

Auf Nr. 17 und 18 weist die Darstellung mit Tonsur und Stab in der Rechten auf den Abt als Münzherrn hin, wie er sich auch auf den meisten andern Stücken findet. Dagegen macht es der gewöhnlich Märtyrern in die Hand gegebene Palmzweig nicht unwahrscheinlich, dass man den in Lorsch verehrten St. Nazarius habe darstellen wollen. Auch die eigentümliche Zeichnung des Obergewandes, quadriert mit Punkten darin, also vielleicht ein Harnisch mit Nägeln oder Nieten, unterstützt diese Vermutung. Dass die Darstellung des römischen Kriegers Nazarius durch einen Stempelschneider des zwölften Jahrhunderts wesentlich von der Wirklichkeit und der heutigen Auffassung abweichen muss, wird erklärlich durch den niedrigen Stand der geschichtlichen Kenntnisse vor 700 Jahren. Auch die Darstellung des h. Nazarius auf dem Siegel der späteren Propstei Lorsch (auf dem Titelblatt von Dahl, Urkundenbuch)

giebt ein von der Wirklichkeit stark abweichendes Bild, aber es repräsentiert wie das auf der Münze die der Zeit entsprechende Auffassung. Übrigens trägt bei beiden Darstellungen der Heilige den Märtyrer-Palmzweig und dazu, aber fälschlich, auf dem Siegel das Bild der Abteikirche. Zweifellos war St. Nazarius nicht Gründer der Abtei, wie die Art der Darstellung schliessen lässt, aber gewiss hat die Verehrung des in der Abteikirche ruhenden Heiligen wesentlich zur Hebung des Wohlstandes des Klosters beigetragen.

Ein ähnlicher Ideengang mag den Anlass gegeben haben, dass der Stempelschneider des zwölften Jahrhunderts auf unserer Münze den heiligen Krieger und Märtyrer nicht nur in militärischer Rüstung und mit Palmzweig, sondern auch wie den Abt mit Tonsur und Bischofsstab darstellte. Es sollte damit offenbar der Verehrung für den Heiligen, der als über dem Abt stehendes oder ihn ersetzendes Oberhaupt des Konvents angesehen wurde, Ausdruck gegeben werden. Dabei drängt sich von selbst die Vermutung auf, es könnten die unter Nr. 17 und 18 verzeichneten Münzen in einer Zeit geprägt sein, als die Abtei ohne Oberhaupt war, an dessen Stelle jetzt der Heilige erscheint. Wenn das zutreffend wäre — unmöglich und unwahrscheinlich ist es nicht — dann findet die Darstellung des Heiligen mit Tonsur und Stab ihre vollkommenste Erklärung.

Die Abtei befand sich 1199, nachdem Abt Sighard 1198 gestorben war, in ungefähr solcher Lage, denn als Lupold von Scheinfeld, der 1196 bis 1217 Bischof von Worms und 1200—1208 Erzbischof von Mainz war, die Stelle eines Abts von Lorsch versah, dürfte man daran gedacht haben, das lorscher Gepräge von dem Wormser zu unterscheiden. Dies geschah zweifellos in erster Linie auf der Kehrseite, aber da eine Seite in der Regel nicht scharf genug geprägt war, um deutlich erkannt zu werden, so musste man beide Seiten für sich allein mit Merkmalen für ihre Herkunft versehen.

Nr. 17 und 18 könnten also nach Sighards Tode unter der Verwaltung des Wormser Bischofs Lupold 1198 und 1199 geprägt sein.

18. a) H . (I . ⲀА ·) H . D · V ·
b) H · I · M · D · V ·

Brustbild mit Stab und Palmzweig, daneben rechts und links je ein Ringel (wie Nr. 17).

Ks. I · R · V · Ⲁ · Γ · Ⲁ · S · S · (Die beiden S sind umgekehrt.) In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen sich H — Ⲁ gegenüber und ebenso ein grosser Punkt mit drei kleinen darüber.

a) 27 mm. 0,695 gr. b) 27—26 mm. 0,69 gr, Durchschnitt von 39 Exemplaren. Von 42 Exemplaren sind 10 zweiseitig, 19 nur mit Hauptseite, 13 nur mit Kehrseite.

Dieser Halbbrakteat ist dem vorigen auf der Hs. vollkommen gleich, auf der Ks. sind jedoch die Sterne durch N = A, das wohl Nazarius gelesen werden muss, ersetzt. Daraus geht hervor, dass die hier verzeichnete Art einer neuen Emission angehört.

Die chemische Untersuchung von Nr. 18 ergab nach einer Probe 836, nach der zweiten 852 Tausendteile Silber und 1,2 bezw. 1,4 Tausendteile Gold. Das gegen Nr. 15 stark verminderte Gewicht und der ebenso zurückgegangene Edelmetallgehalt lässt darauf schliessen, dass Nr. 18 wesentlich jünger als Nr. 15 ist, wahrscheinlich das jüngste Gepräge des Fundes ist.

2. Unbestimmte Gepräge geistlicher Herren.

19. Spuren eines Brustbildes, anscheinend eines geistlichen Herrn.

Ks. In den Winkeln eines befussten Kreuzes ein Anker mit Kreuz oben — Kreuz aus Doppellinien gebildet — H — Ⲁ und Ringel unter jedem Zeichen. Von der Umschrift sieht man nur undeutliche Spuren: H • I • Nach dem besseren Exemplar des Wormser Fundes ist ein auf einem Stuhle sitzender Geistlicher mit zweispitziger Mitra, Stab und Buch in den Händen dargestellt, im Felde sind vier Punkte.

36,5 mm. 0,79 gr. Nicht, wie Herr v. Höfken (Nr. 7) meint, mit Nr. 11 identisch. Das Stück zeigt Spuren von Abnutzung durch Umlauf oder schwache Prägung, braucht deswegen aber keins der ältesten des Fundes zu sein. Wohin es gehört, lässt sich nicht bestimmt sagen; ich halte Lorsch für den Ursprungsort.

20. Brustbild eines Bischofs links, der einen Stab vor sich hält.

Ks. Befusstes Kreuz, in dessen einem Winkel deutlich Ⲁ erscheint. Von der Umschrift sieht man nur I.

32 mm. 0,80 gr. Die von Herrn von Höfken vorgeschlagene Verweisung vorliegenden Stückes nach Speier lässt sich durch nichts rechtfertigen.

21. • H • Rest der Umschrift. Über einem dreifachen mit Perlen besetzten Bogen ist das Brustbild eines Geistlichen mit spitzer Mitra; er hält rechts einen auswärts gekehrten Stab und links ein Buch. Neben dem Kopfe jederseits ein Ringel.

29,2 mm. 0,705 gr.

22. Brustbild (?) eines Geistlichen mit zweispitziger Mitra; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Buch (?).

Ks. V · D (Rest der Umschrift). Innen in den Winkeln eines befussten Kreuzes H und im nächsten Ⲁ, unter jedem Buchstaben ist ein Ringel.

35 mm. 0,84 g. Das Stück stammt vielleicht auch aus Lorsch, da das NA wohl zu NAzarius ergänzt werden könnte, obwohl die beiden Buchstaben nicht in gegenüberstehenden Winkeln stehen.

3. Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen.

A. Münzstätte Weinheim.

23. V · D · am Ende der sonst nicht sichtbaren Umschrift. Im Felde ein natürlicher stehender Adler rechts mit erhobenen, aber nicht ausgebreiteten Flügeln. Unten ist eine mit Perlen besetzte Leiste.

Ks. Befusstes Kreuz, in dessen Winkeln 1. eine dreiteilige Traube, 2. Ⲁ und wahrscheinlich in den gegenüberliegenden Winkeln dieselben Zeichen.

32,2 mm. 0,75 gr. Dieser Halbbrakteat ist so gross wie der unter Nr. 6 beschriebene des Abts von Lorsch; die Kehrseiten beider Stücke haben die gleichen Zeichen: Ⲁ und dreiteilige Weintraube in den Winkeln des Kreuzes. Die Übereinstimmung ist so vollkommen, dass beide Münzen zweifellos in derselben Münzstätte entstanden sind: das kann nur Weinheim sein.

Über die Bedeutung des Adlers auf Nr. 23 und 24 vermag ich nichts Bestimmtes zu sagen. Wohl ist es zweifellos, dass er, da ihn der Dynast auf Nr. 24 im Schilde führt, heraldische Bedeutung hat. Aber dem steht entgegen, dass der einzige in Weinheim als Münzherr denkbare Dynast, der Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen, meines Wissens keinen Adler zu führen berechtigt war. Sein Familienwappen enthielt einen Löwen, und das gleiche Wappenbild zierte den Schild der rheinischen Pfalzgrafen, sowohl hohenstaufischen wie welfischen und wittelsbachischen Stammes. Auch die Vermutung, Pfalzgraf Konrad habe als Erbe seiner Mutter, einer Gräfin von Saarbrücken, einen Adler geführt, ist hinfällig, da das Wappen jenes Hauses ebenfalls ein Löwe war. Das Haus Leiningen führte zwar einen Adler, aber es ist weder bekannt noch wahrscheinlich, dass es in oder bei Lorsch und Weinheim begütert gewesen wäre oder Münzrechte besessen habe. Es bleibt also noch die Möglichkeit übrig,

der Dynast habe als Vertreter des deutschen Königs dessen Adler im Schilde geführt, und bei Nr. 23 dasselbe Wappenbild in gleicher Eigenschaft auf die Münze gesetzt. Aber jenes ist doch recht ungewöhnlich und dieses ist rechtlich nicht ohne weiteres anzunehmen.

Da zweifellos feststeht, dass 1. die Münzen Nr. 23 und 24 in Weinheim geprägt sind, 2. dazu nur der Vogt der Abtei Lorsch als möglich und berechtigt erscheinen kann, 3. als solcher der Zeit nach Konrad von Hohenstaufen ausser Frage steht, so ist eher anzunehmen, dass der eben Genannte aus uns unbekannten Gründen den Adler auf Münzen und im Schilde geführt habe, als dass auf Grund des Wappenbildes ein rechtlich und geschichtlich nicht nachweisbarer Besitzer von Weinheim oder daselbst Münzberechtigter gesucht werde.

Nach Grote (Geschichte des Welfischen Stammwappens — Münzstudien Bd. III S. 302) führte Konrads von Staufen Nachfolger, der mit seiner Tochter Agnes vermählte Welfe Heinrich auf seinen Siegeln von 1196 und 1197 in der Fahne den Reichsadler als Symbol seines Pfalzgrafenamtes. Danach dürfte also der Adler auf dem Halbbrakteaten Nr. 23 und im Schilde auf Nr. 24 dieselbe Bedeutung haben.

24. I · V . H · C ∘ ✳ · Ⱥ · S ∘ M · T · ✳ ∘ Kniestück eines barhäuptigen Dynasten, der rechts eine abwärts hängende Fahne, links einen Schild mit Adler hält. Links neben dem Kopfe ist eine Rosette, die aus einem grossen Punkte in der Mitte und zehn kleinen darum stehenden gebildet ist.

Ks. ✱ ∘ C . H (?) · ⊟ · ✱ \ · V · S ∘ In den Winkeln eines befussten Kreuzes ($\frac{1.}{4.}\frac{2.}{3.}$) 1. Quadrat mit Punkt in der Mitte, aussen an jeder Ecke und an der Mitte jeder Seite. 2. Quadrat mit Punkt in der Mitte und aussen an jeder Ecke. 3. Einfache Traube. 4. Kreuz aus befiederten Schenkeln und in jeder Ecke ein Punkt.

Der dritte Buchstabe ist entstellt, er gleicht einem oben und unten geschlossenen H, aus dem er wohl entstanden ist.

32—31 mm. 0,78 gr Durchschnitt von fünf Exemplaren, von denen eines zweiseitig ist, drei die Hauptseite, eins die Kehrseite allein haben.

Die Traube im dritten Winkel dürfte auch hier die Münzstätte Weinheim zweifellos machen.

25. H · D · V · H · 7 · Ⱥ · Zwischen Mauerwerk mit Kuppelturm rechts und links ist das Hüftbild eines gepanzerten Dynasten mit Topfhelm auf dem Haupte; er schuldert rechts ein Schwert und hält links einen dreieckigen Schild, welcher durch diagonale Linien verziert ist.

Ks. . ꝶ . H . V · D . N · I In den Winkeln eines Krückenkreuzes stehen sich gegenüber je eine einfache Traube, ferner H = ꝶ

32—31,2—30,5—29,8 mm. 0,776 gr Durchschnitt von sieben Exemplaren, von denen zwei schwach zweiseitig sind, eins nur die Hauptseite, vier nur die Kehrseite haben.

Auch dies Stück ist in der Münzstätte Weinheim, bezeichnet durch die einfache Traube, geprägt. N = A wird man wohl wie bei abtlorscher Stücken zu NAzarius ergänzen dürfen, obwohl dieser Heilige weder Patron von Weinheim war noch der Pfalzgraf Ursache hatte, ihn als solchen auf seine Münzen zu setzen. Es liegt offenbar die Absicht vor, die vogteilichen Pfennige den abteilichen ähnlich zu machen.

B. Unbestimmte Münzstätte.

26. a) ✱ · Œ · = · = · H .
b) (—) H · = · = · D ·

Stehender gepanzerter Dynast mit Helm auf dem Haupte, rechts eine Fahne, links ein lilienartiges Scepter haltend. Neben dem Helm und der Schulter ist jederseits ein Punkt, neben dem Halse jederseits ein Ringel. Der Dynast durchbricht den Binnenreif, so dass ausserhalb desselben die vom Knie an sichtbaren, gespreizt gestellten Beine erscheinen.

Ks. ∘ ✱ · I · H · Œ · In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen ($^{1.\,2.}_{4.\,3.}$) 1, 3: drei Punkte, welche einen Perlkreis mit Punkt inmitten umgeben, 2, 4: Kreuz aus vier Dreiecken zusammengestellt und dazu an jeder Ecke ein Punkt.

29—28,3—28—27,2—27—26,5 mm. 0,723 gr Durchschnitt von 19 Exemplaren; davon sind vier schwach zweiseitig, ebenfalls vier zeigen nur die Hauptseite, elf nur die Kehrseite.

Die Zeichen in den Winkeln erinnern an die bei Nr. 16.

Ähnlich erscheint Graf Boppo von Wertheim auf seinem Siegel von 1185, abgebildet in Seylers Geschichte der Siegel (Leipzig, Friesenhahn, o. J.) S. 78.

Zum Schlusse seien noch einige Worte über den „Wert“ der Münzen im einzelnen wie in grösseren Einheiten gestattet.

Die hier vorliegenden Stücke werden ohne Unterschied der Form in gleichzeitigen Urkunden durchweg denarii genannt, in deutscher Sprache würde man sie als „Pfennige“ bezeichnet haben. Sie waren die einzige im Gebiete von Worms und Lorsch geprägte Münzgattung. Halbe Denare, wie sie aus Köln und aus Frankfurt bekannt sind, wurden nicht erzeugt, natürlich gab es noch weniger Vierteldenare wie in Köln.

Die Urkunden lassen keinen Zweifel darüber, dass die der Form wie Prägeweise nach gleichen Halbbrakteaten von Worms und Lorsch es auch im Werte waren. So spricht in der oben (S. 172) erwähnten Urkunde von 1165 (Guden, Sylloge I p. 20 Nr. 8 — Würdtwein, Chron. Schönau p. 19) der lorscher Abt Heinrich von Käsen „singuli precio denarii nostre monete“. Drei Jahre später, 1168, giebt der wormser Bischof Konrad den Wert der Käse ebenso an: XXX casei singuli pretio denarii Wormatiensis (Würdtwein, Chron. Schönau p. 21). Diese oft genannten Schönauer Klosterkäse — sie werden ausdrücklich als casei claustrales bezeichnet — waren offenbar eine bekannte und im Werte gleiche Spezialität des Schönauer Klosters bei Heidelberg; es ist daher anzunehmen, dass in den erwähnten Urkunden nicht zwei verschiedene Arten gemeint seien. Die Wormser und Lorscher Währung sind also gleich gewesen.

Um den inneren Wert der Pfennige festzustellen, sind Exemplare von Nr. 15 und 18 zweimal, von dem Laboratorium für metallurgische Untersuchungen des Herrn Heinrich Grimm und von der Königlichen Probieranstalt, beide in Frankfurt a. M., chemisch untersucht worden. Es enthielt nach der ersten Probe:

Nr. 15: 948 Tausendteile Silber und 1,5 Tausendteile Gold,
Nr. 18: 836 „ „ „ 1,2 „ „

nach der zweiten Probe:

Nr. 15: 949 Tausendteile Silber und 1,4 Tausendteile Gold,
Nr. 18: 852 „ „ „ 1,4 „ „

Der auffallende Unterschied im Edelmetallgehalt von Nr. 15 und 18 hat die zweite Probe veranlasst, welche die erste trotz der kleinen Verschiedenheit der Silbergehaltsangabe bestätigt.

Ein Exemplar von Nr. 15 wiegt im Durchschnitt 0,76 gr, enthielt nach der zweiten Probe also 0,72124 gr fein Silber und 0,001064 gr fein Gold. Nach dem Frankfurter Börsenkurse vom 1. Juli 1897 kostet das Kilogramm Silber rund 82 Mark, das Gold 2800 Mark, demnach beträgt

der Wert eines Halbbrakteaten Nr. 15: (0,72124 . 8,2 Pfennig =) 5,914168 + (0,001064 . 280 Pfennig =) 0,29792 Pfennig = 6,212088 Pfennig.

Ein Exemplar von Nr. 18 wiegt im Durchschnitt 0,69 gr; nach der zweiten Probe enthielt es 852 Tausendteile Silber und 1,4 Tausendteile Gold. Das ergiebt für ein einzelnes Stück 0,58788 gr feines Silber und 0,000966 gr Gold, und einen börsenmässigen Wert von (0,58788 . 8,2 Pf.) 4,790616 Pfennig + (0,000966 . 280 Pf. =) 0,270480 Pf. = 5,061096 Pfennig. Nr. 18 ist gegen Nr. 15 um fast 19 % weniger wert. Das ist ein sehr erstaunlicher Niedergang der Währung innerhalb eines Zeitraums von rund höchstens 40 Jahren.

Der Edelmetallwert des Fundes, 363 Exemplare, ergiebt sich, indem man den Durchschnittswert beider Pfenniggattungen annimmt:

5,636592 . 363 = 20,46 Mark.

Das Mittelalter kannte das Mischungverhältnis beider Edelmetalle nicht, sondern man hätte bei einer Probe von Nr. 15 den Feingehalt auf 949 + 1,4 = 0,9504 — bei Nr. 18 auf 852 + 1,4 = 0,8534 angegeben, vorausgesetzt, dass die Probe so genau wie heute hätte gemacht werden können. Der Münzmeister oder Wardein des 12. Jahrhunderts glaubte in einem Pfennig Nr. 15 an feinem Silber 0,9504 . 0,76 gr = 0,722304 gr, bei Nr. 18: 0,8534 . 0,69 gr = 0,588846 gr zu liefern.

Im Wormser und Lorscher Gebiet rechnete man nach Schillingen zu 12 Pfennigen und nach Pfunden zu 20 Schillingen (= 240 Pfennigen). Danach ergiebt sich an vermeintlich geliefertem Silbergehalt bei

	1 ₰	Schilling	Pfund
Nr. 15:	0,722304 gr	8,667648 gr	173,35296 gr
Nr. 18:	0,588846 gr	7,066152 gr	141,32304 gr.

Um den Wert der Pfennige im Vergleich zum heutigen Gelde zu finden, ist es richtiger, nicht den Vereinsthaler, deren 60 aus einem Kilogramm Silber geprägt wurden, als Wertmesser zu wählen, d. h. den Wert des Gramm Silbers mit 18 Pf. anzusetzen, sondern die vorstehend notierten Silbermengen nach dem im Mittelalter üblichen Massstabe von 1 : 12 in Goldmengen und diese nach dem jetzigen Münzwerte von einem Kilogramm Gold zu 2800 Mark umzurechnen. Danach ist in Reichswährung wert:[1])

	₰	Schilling	Pfund
Nr. 15 (1160):	16,85276 Pf.	202,24516 Pf.	40,449032 Mark
Nr. 18 (1200):	13,73974 Pf.	164,87688 Pf.	32,975376 Mark.

1) Ein Gramm Silber in Goldwährung 23⅓ Pfennig.

Dies dürfte die Lorscher Währung, wie sie sich aus den Münzen selbst ergiebt, in den Jahren 1160 und 1200 sein, wenn man annehmen darf, dass Nr. 15 etwa 1160 oder etwas später, Nr. 18 etwa 1200 oder etwas früher geprägt ist. Berücksichtigt man die im Mittelalter um 1200 mindestens fünfmal so grosse Kaufkraft des Geldes, so ist ein Pfennig Nr. 15 auf rund 85 Pfennig, Nr. 18 auf rund 69 Pfennig anzusetzen.

Karl Theodor, Friedrich zu Salm und F. X. von Zwackh.[1])

Von

Arthur Kleinschmidt.

Zu den hervorragendsten Führern der Illuminaten gehörte **Franz Xaver** Karl Wolfgang **von Zwackh** (Zwack) auf Holzhausen. In Regensburg am 31. Oktober 1755 geboren und auf der Universität Ingolstadt gebildet, trat Zwackh 1777 als Kanzlist bei dem auswärtigen Departement und als Lottosekretär in die Dienste des Kurfürsten Maximilian III. Joseph von Bayern und wurde unter dessen Nachfolger, dem Kurfürsten Karl Theodor von Bayern und der Pfalz, auf Verwendung von befreundeten Illuminaten hin 1778 Hofrat; der neue Gebieter sicherte ihm einstweilen sechshundert Gulden zu und versprach ihm vakant werdende Ämter, doch schien es bei dem Versprechen bleiben zu sollen. Zwackh, der sich bewusst war, alles gethan zu haben, was ihn der Beförderung würdig machte, und der mit seiner zahlreichen Familie[2]) nicht länger von sechshundert Gulden leben konnte, bat 1779 den Kurfürsten, er möge ihn, zumal der Regierungsrat von Lippert mit Geschäften überbürdet sei, unter Beibehaltung der Stellung eines wirklichen Hofrats zum Supernumerar-Kommerzienrat mit Sitz und Stimme ernennen, und Karl Theodor replizierte, „dem Supplikanten solle willfahrt werden, wenn kein anderer erheblicher Anstalt obwalte“. Lippert wurde Landes-Regierungsrat und Bibliothekar, Zwackh statt seiner Kommerzienrat unter Verbleib als Hofrat, wie die Regierung am 11. Dezember 1779 dem Kommerz-

1) Vgl. über Zwackh auch Richard Graf Du Moulin Eckart, Aus den Papieren eines Illuminaten. Forschungen zur Kultur- u. Litteraturgeschichte Bayerns. 3. Buch. Ansbach und Leipzig 1895.

2) Von seiner ersten Frau, Reichsfreiin M. J. von Weinbach, hatte er 25 Kinder, die meist jung starben; seine zweite Frau, Sophie Abel, des bekannten bayrischen Ministers Schwester, starb erst 1862; auch sie schenkte ihm Kinder.

kollege mitteilte, doch erhielt er die ordentliche Besoldung eines Kommerzienrats, vierhundert Gulden, noch nicht; Karl Theodor vertröstete ihn auf seine Klagen am 3. Juni 1780 u. a., liess aber seine Gesuche unerfüllt [1]). Am 5. März 1782 erfolgte Zwackhs Ernennung zum wirklichen Hofkammerrat und Fiskal mit Sitz und Stimme und mit einstweilen vierhundert Gulden Besoldung [2]); er wurde auch Büchercensur-Rat und im Juni 1784 alleiniger Grenzkommissär für die Salzburger Grenzkommission, wie Karl Theodor am 4. Juli dem Rentamte in Landshut mitteilte; für dies Geschäft empfing er jährlich 250 Gulden [3]). Durch eine „Anleitung zur Lottokenntniss“ bei dem Kurfürsten in Gunst, sah er sich als Lottokonsulent mit jährlich 600 Gulden belohnt und war auch Referent bei der Generallandesdirektion. Seitdem Weishaupt den Illuminatenorden gegründet, gehörte Zwackh demselben als „Cato“ an, er nahm hervorstechenden Anteil an seinem Ausbau und verfiel darum Karl Theodors besonderem Unwillen, als dieser gegen den Orden vorging. Durch Erlass vom 17. September 1785 wurde ihm die Besoldung als Grenzkommissär entzogen und er mit Beibehaltung des Gehalts als Fiskal und Kommerzienrat in die Regierung nach Landshut auf die Gelehrtenbank versetzt [4]). Seine Gegenvorstellungen nützten nichts, der Kurfürst liess ihn nicht vor, bewilligte ihm aber auf sein Ansuchen den üblichen Beitrag zu den Umzugskosten nach Landshut (April 1786) [5]). Dort war seine Stellung als Regierungsrat höchst widrig, man zeigte dem in Ungnade Gefallenen offene Missachtung, er eilte nach München, um seinen Verleumdern entgegen zu treten, unterdessen fand bei ihm in Landshut eine Haussuchung statt, man fand viele illuminatistische Schriften und der Kurfürst beschloss, ihn verhaften zu lassen; hiervon heimlich benachrichtigt, entfloh Zwackh am 14. Oktober 1786 nach Augsburg, steckbrieflich verfolgt; auch dort nicht sicher, ging er nach Wetzlar, von wo er seine Verteidigung mit rastloser Feder betrieb und die verlogenen Anklagen seiner mächtigen Feinde zu entkräften suchte.

Durch landesherrliches Reskript vom 31. Oktober 1786 wurde nicht nur „die von dem sich entfernten Regierungsrath Zwack begleitete Regierungsrathsstelle für erledigt erklärt, sondern auch dessen bisher genossene

---

1) H. R. Fasc. 305 Nr. 302. Akt der Hofamtsregistratur betreffend F. X. Zwackh. 1779—1806. K. Bayrisches Kreisarchiv in München.

2) Ebenda.

3) Personenselekt. Cart. 525. Von Zwackh auf Holzhausen 1784—1799. K. Bayrisches Reichsarchiv in München.

4) Kreisarchiv in München.

5) Ebenda.

Pension als hinfällig ad aerarium eingezogen", das Rentzahlamt in München erhielt Ordre (Erlass vom 3. November an die Behörden), ihm vom 1. November an seine Pension von 800 Gulden nicht mehr zu bezahlen [1]). An die Regierung in Landshut erging zugleich aus München der Befehl [2]): „Nachdem der Regierungsrath Zwack sich aus dem Land geflüchtet hat, so wird nicht nur seine Regierungsrathsstelle sammt der bisher genossenen Pension für erledigt erklärt und diese letztere ad aerarium eingezogen, sondern auch hiermit befohlen, dass er auf weiteres Betreten im Land allenthalben angehalten und in den hiesigen Neuthurm geliefert, die Obsorge über seine in Landshut zurückgelassenen meubles aber gleichwohl dessen nächsten Anverwandten überlassen werden solle, damit in seiner Abwesenheit durch Diebstahl oder sonst nichts davon entwendet werde". Wegen einer Schrift über den Emser Kongress wurde Zwackh 1787 kurkölnischer Hofrat; der Fürstbischof von Lüttich ernannte ihn zum geheimen Rate und Reichstagsgesandten, wollte auch wegen seiner Negociation in den Lütticher Unruhen, dass er als Legationsrat nach Regensburg gehe [3]), doch wusste Karl Theodor dies zu vereiteln; hingegen ernannte ihn der Fürst zu Salm-Kyrburg für sein Gutachten über die Grafschaft Hornes 1787 zum Hofrate und Kanzleidirektor, 1788 zum Geheimen Rate, endlich wurde Zwackh Lehendirektor der Fürsten zu Salm-Kyrburg, Salm-Salm und der Wild- und Rheingrafen, und zog nach Kirn an der Nahe, der Residenz des Fürsten Friedrich III. zu Salm-Kyrburg, seines neuen Herrn.

Seine Feinde in München ruhten aber nicht und in Kirn erweckte sich Zwackh durch seine Energie und sein furchtloses Selbstvertrauen bald weitere, die gern mit jenen komplotierten. Friedrich III. war charakterlos und leicht zu verführen, in Stunden der Bedrängnis durfte Zwackh nicht auf ihn hoffen, und einen besonderen Widersacher hatte er im wirklichen Geheimrate Ludwig Freiherrn von Welling [4]). Dieser arbeitete fortgesetzt gegen den hochverdienten Mann und liess seinem Ingrimm offenen Lauf in der Korrespondenz mit dem fürstlichen Kabinetssekretär Lehner, der bei dem Fürsten in Paris weilte [5]); doch fürchtete

1) Reichsarchiv in München.

2) Kreisarchiv daselbst.

3) Zwackh'sches Archiv.

4) Starb in Frankfurt a. M. als fürstlicher Oberforstmeister a. D. am 15. Dezember 1813 (Nachricht seines Enkels).

5) Die ganze Korrespondenz im Originale und Auszüge daraus sind in Heidelberg im Besitze des Ritters Wilhelm von Zwackh-Holzhausen, des Sohnes Zwackhs, dem ich reiches Material verdanke.

er Indiskretionen des Fürsten und äusserte deshalb: „Serenissimus pflegen nicht sehr behutsam mit Briefen umzugehen. Besorgen Sie also als Freund, dass die meinigen alle dem Feuer übergeben werden“ (20. März 1789). Am 21. Februar 1789 schrieb er an Lehner: „Zwackh ist ein monstrum horrendum ingens. Dixi, also kein Wort von dem Schurken“, am 28. April nannte er Zwackh eine Schlange, am 18. Dezember einen Chikaneur und Rabulisten; am 21. Februar meinte er: „A-propos, noch etwas vom Zwackh; wenn derselbe, geliebt's Gott, ein Rad oder den Hals oder so etwas auf der Reise nach Wetzlar bräche, wer soll dann hier Regierung, Kammer und das alles sein?“ und am 24. Februar schrieb er dem Fürsten: „Dieser Illuminat ist der grösste Schuft, den es gibt“, wie auch seine weiteren Briefe von Anklagen und Verdächtigungen Zwackhs wimmeln [1]). An Zwackh hingegen schrieb er u. a. am 21. Juli 1788 [2]): er sei erstaunt, dass Zwackh glauben könne, ein Blatt mit seiner Handschrift stamme wirklich von ihm, der „den Kirner vornehmen und geringen Pöbel verachte“ und nicht berechtigt sei, Zwackh hierzu zu rechnen, ihn vielmehr als geraden und rechtschaffenen Mann anerkenne; es seien ihm Intrigue und Kabale derart zuwider, dass er eigentlich einen Ekel habe, sich in Kirn niederzulassen, wo beide heimisch zu sein schienen.

Zu Wellings Anhängern zählte der pfälzische Hofgerichtsrat und Amtsverweser des Unteramts Böckelheim, Neumann, der in Sobernheim wohnte [3]) und den Fürsten zu Salm-Kyrburg in Paris mit lauter Anklagen Zwackhs und Lobpreisungen Wellings unterhielt; der Fürst war überschuldet, Zwackh wollte Ordnung schaffen, der liebedienerische Neumann hetzte nun stets den Fürsten gegen ihn auf, scheine sich doch Zwackh vorgenommen zu haben, ihm nur Unangenehmes zu sagen. „Es ist doch eine besondere Sache, dass der Herr von Zwackh immer Eurer Durchlaucht Schreckbilder vorzumalen sich bemüht“ (16. Januar 1789). „Es erscheint kein Schreiben, worin nicht von den paar lumpigen Schulden und Geldsendungen Erwähnung geschieht. Ich kenne Reichsstände und auch Privatleute, die noch dreimal so viel schuldig sind, und nirgendwo hört man einen solchen Lärm, allein die Räthe und Geschäftsmänner behandeln die Gläubiger in der Ordnung und geben denselben guten Bescheid, und damit begnügt sich Jedermann in Ruhe und Zufriedenheit, bis end-

1) Kopien dieser Korrespondenz im Besitze von Zwackhs.

2) Ebenda.

3) 1808 ist er Kantonspräsident und Distriktsrat in Sobernheim (Simon'sche Papiere in Kirn).

lich der Zeitpunkt zu ihrer Befriedigung eintritt. Auf diese Art sollten es die Herren zu Kirn auch machen und den Leuten nicht Stoff zum Misstrauen erwecken, wie bereits schon geschehen ist; alsdann würde auch der Herr von Zwackh nicht nötig haben, seine alte Musik so oft zu wiederholen" (23. Januar d. J.). Neumann beklagte Friedrich III., dass er in den Händen „der gefährlichen Illuminaten" sei, rühmte sich, er werde Zwackh nächstens ins Gesicht sagen, er sei ein Spitzbube, betonte, Zwackh wolle den Fürsten gegen Karl Theodor aufhetzen und ihm seine wahren Freunde wie Neumann verdächtigen, er sei eben ein Illuminat und nicht umsonst heimatflüchtig, er sei ein Lügner und behandle den Fürsten wie einen Subalternen (28. Februar, 4. und 7. März 1789)[1][2]. In demselben Geiste warnte der kyrburgische Hofkammerrat Brentano Lehner in Paris vor Zwackhs Falschheit, Krokodilsthränen und Sirenenstimme (21. Februar 1789). Zwackh hingegen beschwor seinen Fürsten am 23ten Februar: „Sie sind nicht nur allein Regent, sondern auch Vater Ihrer Diener und Unterthanen; die erstere Eigenschaft gab Ihnen Natur und Recht, die letztere gaben Sie sich selbst, erst dadurch werden Sie des ersteren Ranges würdig und flössen auch fürder Ehrfurcht und Liebe ein"; gegen Vorwürfe und Verdächtigungen verteidigte er sich in energischem Tone (3. und 6. März), der Fürst aber, in sehr ungnädiger Laune, höhnte in einem Schreiben an ihn vom 3. März über die Prinzipien der Illuminaten und bemerkte: er habe zwar keinen Adlerblick, sei aber doch nicht ganz blind, „Herr illuminatus"[3]. Somit stand Zwackh zwischen zwei feindlichen Feuern und war seiner Stellung, seiner Freiheit nicht sicher.

Als am 12. März 1789 der fürstliche Regierungssekretär Bonati Sobernheim passierte, hielten ihn kurpfälzische Jäger an, die einem Anderen auflauerten und sich in der Person irrten; ganz Sobernheim, sonst so „unlebhaft und still", war auf den Beinen; Bonati berichtete umständlich an die Regierung in Kirn[4]) und der Wirt in Sobernheim sagte dem Oberschultheissen Dheil, es sei auf den „Kanzleidirektor" von Zwackh abgesehen gewesen, der aber Wind bekommen haben müsse, er wisse gewiss, dass die kurpfälzische Regierung in Mannheim Neumann bei Vermeidung der Kassation die Verhaftung Zwackhs befohlen habe[5].

1) Originale im Besitze Zwackhs.

2) Weitere Briefe Neumanns vom 2. und 16. Januar an den Fürsten ebenda.

3) Originale in Zwackhs Besitz.

4) 14. März 1789 (Kopie), in Zwackhs Besitz; ebenda eine Reihe Schreiben und Berichte Bonatis über den Vorfall.

5) Bericht Dheils vom 18., attestiert vom Notar Dhom in Kirn am 19. März 1789 (ebenda).

Und Bonati schrieb an Zwackh [1]), Neumann sei über ihn (Bonati) wütend, dass er am 12. März „mit Chaise und aufgebundenen leeren Koffern“ die kurfürstlichen Beamten „geutzet“, leugne, dass die Verhaftung Zwackh gegolten, und lüge, man habe mit Wellings Schwager einen Witz machen wollen; „die Haare fangen ihm an zu wanken — dem Schurk“. Über den „höllischen Anschlag“ entrüstet, äusserte sich Bonati gegen die fürstliche Beamtung; er war versichert, dass man nicht ihn, sondern Zwackh in Sobernheim habe arretieren wollen; nur frug sich, wer Neumann den Befehl gegeben habe; Bonati hoffte, alles durch den Schulmeister Marschhauser auszukundschaften, und wollte kein Geld sparen, um die Schurkerei zu entlarven, wenn ihn auch „die Rotte in Paris“ wegen seiner Anhänglichkeit an Zwackh „mit schwarzen Farben bemahle“. Wie aber kam es, dass Bonati von den zwei Jägern arretiert worden war?

Zwackh hatte von der Absicht, ihn selbst zu verhaften, gehört, wollte Beweise ihrer Wirklichkeit haben und hatte Bonati gebeten, statt seiner zu reisen [2]). Bonati teilte Zwackh alles mit, was er über die Sache erfuhr; am 20. März schrieb er ihm, Welling habe dem Generale von Wimpffen alle Bücher gegen die Illuminaten vorgelegt, ihm daraus vorgelesen und ihm gezeigt, wie gefährlich Zwackh sei; am 24. März eröffnete er ihm nach den Mitteilungen des Rates Weyher, Neumann sei zwei Tage nach Bonatis Arretierung nach Mannheim und man streue im Publikum aus, alle pfälzischen Ämter hätten kurfürstliche Ordres gehabt, Zwackh zu verhaften, der Illuminatenorden würde im gehässigsten Lichte geschildert und entstellt; am 31. März aber meinte er, Karl Theodor habe vermutlich von der ganzen Verhaftung nichts gewusst, Neumann hingegen sich auf einen alten Haftbefehl wegen der Illuminaten bezogen, der für Bayern und nicht für die Pfalz giltig sei, denn sonst hätte man Zwackh im vorigen Jahre, als er auf Befehl des Fürsten von Salm-Kyrburg nach Mainz reiste, auf pfälzischem Boden arretiert [3]). Zwackh war jedenfalls der Gefahr glücklich entgangen und nach Wetzlar gereist, von wo er am 19. März an Karl Theodor schrieb [4]): er habe seit Wochen vermutet, Neumann suche ihn aus Kirn auf kurpfälzisches Gebiet zu locken und zu fangen, und um zu sehen, ob seine Befürchtung berechtigt sei, habe er den Tag, wo er im Auftrage seines Fürsten reiste, bekannt machen lassen, selbst eine andere Route einge-

1) Kirn, 21. April 1789 (Original), ebenda.
2) Bonati an Zwackh (Original), Kirn, 16. März 1789, in Zwackhs Besitz.
3) Bonati an Zwackh (Originale), 20., 24. und 31. März (ebenda).
4) Ebenda, Kopie.

schlagen und Bonati statt seiner auf den Weg geschickt, Neumann aber habe, mit Bewaffneten erscheinend, sich an verschiedenen Orten gezeigt und sich erkundigt, ob er vielleicht durchgereist sei; er selbst könne nicht glauben, dass der Kurfürst Befehl zu seiner Verhaftung gegeben habe, denn Karl Theodor habe ihn ja nach seiner Verbannung ein Jahr in Wetzlar und seit achtzehn Monaten in Kirn ruhig gelassen, Fürst Friedrich sei seitdem dreimal in Mannheim bei ihm gewesen und nie sei gegen ihn gesprochen worden, überdies habe ihm Friedrich bei Antritt des Dienstes schriftlich versichert, er werde ihn nie an Kurpfalz ausliefern, wenn nicht etwa eines der höchsten Reichsgerichte Zwackh für schuldig erkenne; er, Zwackh, sei jetzt kein pfälzischer Unterthan und Diener und lebe in Kirn lediglich dem Dienste seines neuen Fürsten, ohne alle Verbindung nach aussen, und warum sollte auch der Kurfürst heimlich und gewaltsam gegen ihn vorgehen? er könne ja seine Auslieferung als salm-kyrburgischer Geheimrat und als Kanzleidirektor bei dem Fürsten von Salm-Salm und bei dem Wild- und Rheingrafen verlangen! das für Bayern erlassene Verbot, unter Gefahr der Verhaftung das Land zu betreten, gelte nicht in der Pfalz und Neumann handele aus eigener Willkür, während er Zwackh voll Zuvorkommenheit begegne und ihn wiederholt zu sich eingeladen habe. Im Gegensatz zu Zwackhs Auffassung aber zeigen uns zwei Briefe[1]) Neumanns an den Fürsten zu Salm-Kyrburg in Paris das direkte Eingreifen von Karl Theodors Hand[2]): „In Mannheim wünscht man sehr, Zwackhs habhaft zu werden, und wenn man die Gesinnungen Eurer Durchlaucht wüsste, so würde an Höchstdieselben eine requisition zu dessen Auslieferung erlassen werden“ (Mannheim, 21. März); „Euer Hochfürstlichen Durchlaucht wird es übrigens bereits bekannt sein, dass ich den von Zwackh zu arretieren beauftragt gewesen und dieser mir entwischt sei. Höchstdieselben machen sich bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht das grösste Verdienst von der Welt, wenn Sie zu dessen Habhaftwerdung etwas beizutragen geruhen. Ich bin desshalb besonders beauftragt, die Erkundigung einzuziehen, ob Eure Durchlaucht auf die von Serenissimo Electori zu erlassende Requisition denselben ausliefern wollten; das dadurch erwerbende Verdienst ist nicht allein, sondern auch noch dieses in Betracht zu ziehen, dass Eure Durch-

1) Originale in Zwackhs Besitz.

2) Auch erklärte der Regierungspräsident Freiherr von Venningen, die pfälzische Regierung sei an dem Vorfalle vom 12. März unbeteiligt, derartige Befehle rühren direkt aus dem kurfürstlichen Kabinette (Schreiben des Agenten Orff in Mannheim an die Salm-Salmischen Hofräte, 17. April 1789, in Zwackhs Besitz).

laucht dabei einen Schurken loswerden, der Höchstdieselben ins Unglück zu stürzen trachtet" (Mannheim, 29. März). Und Welling schrieb an Lehner in Paris (Kirn, 20. März)[1]), man müsse Zwackh los werden, sonst sei kein Heil; „Zwackh ist zum T . . ., d. h. er ist aller klugen Anstalt ungeachtet glücklich durchgewitscht und sitzet nun . . . ruhig zu Wetzlar, wo er vielleicht, wie ich mit Grund vermuthe, unserem theuren Fürsten statt gute böse Geschäfte macht. Dieses Geschöpf ist zum Unglück unseres theuren Fürsten vom Teufel ausgespieen und hierher ges— worden . . . ein schlechter Kerl". Nachdem der erste Streich gegen Zwackh misslungen war, bereitete man also einen zweiten vor! Zwackh aber schrieb aus Wetzlar an den Kurfürsten (26. März 1789)[2]):

„Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Herr Herr!

Aus meinem Vaterland mit dem grössten Verlust meines ohnehin geringen Vermögens verbannet und durch die Macht von Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht gehindert, die fürstlich lüttichische Legationsstelle in Regenspurg anzunehmen, trat ich endlich : weil Höchstdieselbige am Reichstage im Monat May 1787 zu erklären die Gnade hatten: Sie würden nicht entgegen seyn, wenn mich, nur entfernt von Baiern ein anderer Reichsstand versorgen wollte: vor 18 Monaten in Diensten des Fürsten von Salm Kyrburg Durchlaucht und bald in jene des gesammt fürstlich rheingräflichen Hauses als gemeinschaftlicher Lehendirektor. Das kurpfälzische territorium war mir bisher nicht verboten, doch wagte ich es nur im äussersten Nothfall solches durchzufahren. Nun aber bin ich gewiss, dass man mich dort gefänglich eingezogen hätte, wenn ich in meiner in fürstlichen Angelegenheiten anhero gemachten Reise den 12ten dieses solches in Sobernheim würde betreten haben.

Ich rufe Gott zum Zeugen an, dass ich diese neue Ungnade nicht verdient habe, glaube auch nicht, dass es ein neuer Befehl von Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht war, sondern der Beamte zu Sobernheim mag es wegen der für die Bayrischen Staaten allgemein bestehenden Verordnung willkürlich gethan haben. Ich lebe in Kirn ohne alle Verbindung blos für meines Fürsten Geschäfte; diese rufen mich manchmalen in die am Hundsrücken befindlichen kurpfälzischen Ämter; ich bitte daher Eure Kurfürstliche Durchlaucht mir die höchste Erlaubniss zu geben, solche

1) Kopie in Zwackhs Besitz.

2) Original. Kasten schwarz 496. Akt Nr. 3. Geheimes Staatsarchiv in München. Konzept in Zwackhs Besitz.

durchreisen zu dürfen, wo ich mich anheischig mache, auf dem pfälzischen territorio niemalen 24 Stund zu verweilen, minder jemals die Haupt- und Residenzstadt zu betreten. Sollten aber Höchstdieselben auch dazu sich gnädigst nicht entschliessen, so flehe ich unterthänigst, mir durch ein gnädigstes Reskript die beruhigende Resolution zu geben, dass durch keine Gewalt gegen die gesammt fürstlich Salmisch-Wild- und Rheingräflichen Häuser ich aus Kirn von meiner Frau und unmündigen Kindern sollte genommen werden, Eure Kurfürstliche Durchlaucht mir folglich in Kirn meinen Aufenthalt nicht stören wollen. Würde ich auch dort nicht sicher sein, wo könnte ich mein Auskommen weiters finden? da Höchstdero grosse Staaten in ganz Deutschland verstreut liegen und beinahe für mich kein Aufenthalt zu finden ist, der nicht an diese angrenzet. Ich wäre auf solche Art dem grössten Elend mit meiner Familie Preis gegeben, welches wahrlich der allgemein bekannten Grossmuth von Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht nicht angemessen sein kann, ich flehe diese an, verlasse mich getrost nur allein auf diese und ersterbe in tiefester Ehrfurcht

Wezlar d. 26. März 1789.

Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht
unterthänigst gehorsamster
D. von Zwackh".

An demselben Tage verliess ein Schreiben [1]) des geheimen Sekretärs Lehner an den Hofgerichtsrat Neumann das salmische Palais in Paris: „In Ansehung wegen der von Seiten Kuhrpfalz nachgesucht werden wollenden Habhaftwerdung des bewussten Herrn wird es gut sein, die requisition bereit zu halten, wenn Serenissimus in Kirn eintreffen, wo Höchstdieselben alles thun werden, wozu Dieselbe durch devotion für die Kuhrpfalz aufgefodert sind". Zwackh setzte seine Hoffnung auf seinen Brief an Karl Theodor und auf seine Rechtfertigungsschritte bei Fürst Friedrich III., auch bat er dessen einflussreiche Schwester, die Fürstin Amalie Zephyrine von Hohenzollern-Sigmaringen [2]), sich bei Letzterem für ihn zu verwenden, damit er nicht „das Opfer fanatischer Verfolgung werde und nicht täglich der Unruhe ausgesetzt sei, seiner Familie durch eine fremde Macht entrissen zu werden, die selbst die Rechte und die Würde Monseigneurs erniedrige, wofür es kein Beispiel seit der barbarischen Zeit gebe, in der das Recht des Stärkeren das Reich verheerte".

---

1) Original im Geheimen Staatsarchiv in München an obiger Stelle.

2) 28. März 1789, Kopie, in Zwackhs Besitz.

Da auf Lehners Mitteilung vom 26. März hin Fürst Friedrich III. gewillt war, „den tit. Zwackh auf erlassen werdende requisition auszuliefern“, so meldete dies Neumann dem kurpfälzischen Staats- und Konferenzminister Franz Freiherrn von Oberndorff[1]) in einem Schreiben vom 4. April[2]), in dem er riet, „das desfallsige requisitions-Schreiben bis zur Ankunft des Herrn Fürsten in Kirn, welche nach näher erhaltenen Nachricht gegen Ende dieses oder gleich Anfangs des nächsten Monats erfolgen wird, bereit zu halten.“ „Geruhen nun“, so schloss er, „Eure Hochfreiherrliche Excellenz die Vorkehr zu treffen, dass sothanes requisitions-Schreiben mir zugefertigt wird, so werde ich pflichtschuldigst nicht verfehlen, bei der Ankunft des Herrn Fürstens selbiges sogleich einzureichen und das weitere nöthige unterthänigst zu bewirken“. Karl Theodor griff auch selbst zur Feder und schrieb dem Fürsten zu Salm-Kyrburg (Mannheim, 12. April)[3]):

„Unsere Freundschaft und ganz geneigten Willen allzeit zuvor, Hochgeborner Fürst, besonders lieber Oheim! Nach den Uns zugekommenen verlässigen Nachrichten befindet sich der vormals in Unseren Diensten gestandener, daraus auch förmlich annoch nicht entlassener tit. Zwack dermal in Diensten Euer Liebden angestellt. Wie Uns nun aus gegründeten Ursachen allerdings daran gelegen, der Person erwähnten Zwacks habhaft zu werden, als ersuchen Wir Dieselbe freundnachbarlich, selbigen auf Anstehen Unseres eigens hierzu beauftragten Hofgerichtsrathen und Amtsverwesern des Unteramts Böckelheim Neumann alsbald beliebig in sicheren Verhaft nehmen und ihn zur weiteren Transportirung überliefern zu lassen. Wir versehen Uns zu solch nachbarlicher Gewährung und verbleiben übrigens zur angenehmen Willenserweisung wohl beigethan.

E. L. gutwilliger Oheim

Carl Theodor Chfst.“[4]).

Dieses kurfürstliche Schreiben wurde von Oberndorff an Neumann geschickt, um es persönlich Friedrich zu überreichen, zugleich war eine

1) 1790 gegraft.

2) Original aus Sobernheim (im Geheimen Staatsarchiv in München a. o. St.).

3) Original, ebenda.

4) Im Geheimen Staatsarchive sind mehrere Brouillons dieses Briefes, in einem hiess es sogar: „Wie Uns nun in Ansehung einiger von demselben begangenen schweren Verbrechen und sonstig gegründeter Ursachen allerdings daran gelegen, der Person erwähnten Zwacks habhaft zu werden“.

Abschrift für Neumann beigelegt und ihm Befehl erteilt[1]), Zwackh „alsbald zu übernehmen und ihn wohlverwahrlich auf das Bergschloss zu Dilsperg[2]) zu transportiren, wess Endes die nöthige Ordre an dortigen Commandanten ebenmässig hierbei folget[3]), worüber seiner Zeit der ausführlich unterthänige Bericht erwärtiget wird". Der vorsichtige Minister wollte aber einen derartigen Befehl nicht in eines Neumann Hand lassen und beantwortete dessen Schreiben vom 4. April mit dem Befehle, das Reskript, das an ihn „zu seiner Nachachtung wegen der Auslieferung des bewussten Subjekts erging", nunmehr, da er ja Kenntnis davon genommen, dem Minister zurückzusenden[4]). Friedrich kam aus Paris Mitte April in Kirn an, war sehr ärgerlich über die Intriguen daselbst, hob Zwackhs Ehrenhaftigkeit hervor[5]), ernannte aber Welling am 17. April zum Regierungs- und Kammerpräsidenten zum allgeminen Missvergnügen der Unterthanen[6]) und antwortete Karl Theodor am 22. April[7]):

„Durchlauchtigster Kurfürst, gnädiger Herr!

Euer Gnaden beliebten vermöge eines unterm heutigen wohlerhaltenen Anschreibens unter Anführung wichtiger Gründe die Auslieferung des dermalen in Unseren Diensten stehenden Kanzleidirektorn von Zwackh gefälligst anzusinnen. So bereit Wir in jedem Falle sind, denen Wünschen Euer Gnaden nach Kräften zu entsprechen, so sind Wir gleichwohl wegen Abwesenheit gedachten von Zwackhs ausser Stand gesetzt, sogleich das beliebige Antragen in Vollzug zu setzen. Sobald derselbe aber seine Geschäftsreise vollendet und dahier eintreffen wird, können sich Euer Gnaden versichert halten, dass derselbe zu Unterstützung der Gerechtigkeit und zur Bethätigung Unserer steten Devotion nach den von Uns bereits erteilten Vorkehrungen ausgeantwortet werden wird. Wir versichern zugleich, dass Wir bei jeden sonstigen Vorkommenheiten zu Erweisung angenehmer Dienstgefälligkeiten stets willig und bereit verbleiben.

Euer Gnaden gehorsamer Diener

Friedrich, Fürst zu Salm Kyrburg".

---

1) Oberndorff in Mannheim, 12. April 1789, an Neumann in Sobernheim (Kopie, im Geheimen Staatsarchive, a. o. St.)

2) Bei Neckargemünd.

3) Sie fehlt leider in den Archiven.

4) Oberndorff an Neumann, 12. April 1789, ohne Unterschrift (Konzept, Geh. Staatsarchiv).

5) Bonati an Zwackh (Original, Kirn, 17. April, in Zwackhs Besitz).

6) Bonati durch Expressen an Hofrat Böhmer (Original, Kirn, 18. April 1789, in Zwackhs Besitz).

7) Kirn, Original im Geh. Staatsarchive zu München, a. o. St.

Neumann übersandte diesen Brief am 25. April aus Sobernheim an Oberndorff und fügte hinzu [1]), der Fürst sei zwar wieder nach Paris abgereist, habe aber zuvor verfügt, „dass tit. Zwackh bei der Rückkunft von seiner nach Wetzlar unternommenen Reise gefänglich angehalten und an ihn ausgeliefert werden solle, wo er demnächst den gnädigst erhaltenen Auftrag auf das pünktlichste zu befolgen pflichtschuldigst nicht ermangeln werde“.

Mittlerweile hatte sich der Bedrohte selbst an den Freiherrn von Oberndorff gewendet [2]):

„Hochwohlgeborener Reichsfreiherr!

Dem Vernehmen nach soll die Absicht des Beamten zu Sobernheim dahin gehen, auf mein ihm von der hochpreislichen Regierung zugeschlossenes Anlangen, die gegen mich bezweckte Arretirung betr., keinen Bericht zu erstatten und mich also, dann die sich verwendenden gemeinschaftlichen Kanzleien in Ungewissheit zu erhalten, bei welcher es mir nicht zuzumuthen ist, dass ich nach Haus zurückkehre. Eure Reichsfreiherrliche Excellenz als Vorsteher eines so ehrwürdigen collegii ersuche ich dringend, diese Absicht zu vermitteln, und wage es sogar, Hochdieselbigen in dieser erhabenen Eigenschaft zu bitten, den Vorfall Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht selbst vorzutragen und mich ohnehin unglücklichen Mann zu Höchstdero Gnade anzuempfehlen, damit ich doch von dieser Seite in Kyrn ruhig leben kann. Gründe zur Unterstützung meines unterthänigsten Gesuchs sind in meinem Unlangen und in den Vorschreiben der gemeinschaftlichen Kanzleien enthalten. Mein ehemaliger Hofraths-Vicepräsident in München Graf Preyssing sprach bei Gelegenheit des in Bayern gegen mich verhängten Schicksals auch mit Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht und mein Geschick wurde dadurch in etwas gemildert. Ähnliche Veranlassung haben nunmehr Eure Reichsfreiherrliche Excellenz, und ich bin ebenfalls dabei des guten Erfolgs gewiss. Die allerorten mir von Hochdenenselbigen angerühmte edle und menschenfreundliche Denkungsart lässt mich getrost die Gewährung meiner Bitte erwarten und dass endlich einmal ein Mann von Ansehen Muth haben wird, dem sonst besten Fürsten die wahre Lage einer äusserst gedrückten Familie mündlich vorzustellen und sein Mitleid zu bewirken, damit mir das unterthänigst nachgesuchte gnädigste rescript möge ausgefertigt werden.

1) Original, im Geh. Staatsarchive zu München, a. o. St.

2) Wetzlar, 17. April 1789 (Original), ebenda.

Unvergesslicher Dank sei Eurer Excellenz für jede Verwendung von demjenigen geweiht, der schon lange mit Ehrfurcht sich nennt

Eurer Reichsfreiherrlichen Excellenz

unterthänigst gehorsamster

Zwackh".

Zwackh hatte nicht nur Feinde, auch Freunde genug, unter ihnen manchen warmen Fürsprecher; der Wild- und Rheingraf Karl Ludwig zu Grumbach bestürmte Karl Theodor[1]) und Oberndorff[2]), den er bat, sich bei Karl Theodor für Zwackh zu verwenden, da er mit dem rechtschaffenen, fleissigen, einsichtsvollen Manne so sehr zufrieden sei, um so mehr, „als seine vom Fürsten zu Salm-Kyrburg angestellten Vorgänger zu allgemeinem des Hauses empfindlichstem Nachteil die Geschäfte äusserst nachlässig behandelt", der Fürst zu Salm-Salm schrieb für ihn an Karl Theodor, ebenso voll Wärme der Bruder des Kyrburger Fürsten, Prinz Moritz[3]). Bonati war ausser sich über „die Schurken", die Zwackh gar zu gern an Kurpfalz ausgeliefert und die bisherige Regierung in Kirn kassiert hätten, und frohlockte, sie könnten nichts machen, so lange Zwackh frei sei, denn er sei „nicht zu überwinden", habe zu viel Freunde in Wien und in Wetzlar und sei der Schützer des Landes[4]). Mit Genugthuung schrieb er Zwackh nach Mainz[5]), Prinz Moritz erkläre, er wolle selbst Zwackh in Mainz abholen, durch die ganze Pfalz begleiten und ruhig abwarten, wer ihn dann arretieren würde. Am 1. Juni[6]) richteten der Syndikus und die Deputierten des Fürstentums ein Schreiben nach Paris: der Fürst möge Zwackh schützen und sich gegen solche Vergewaltigung durch einen mächtigeren Reichsstand verwahren. Das ganze Land war in Gährung. Am 9. Juni schrieb Bonati aus Kirn an Zwackh[7]): „Hier gibt es bald blutige Auftritte, die ganze Bürgerschaft ist alleräusserst gegen die Spitzbubenrotte und die Kühnische[8]) Familie aufgebracht". Es kam zu Prügeleien, die Bürger riefen nach Zwackh und wandten sich an die Reichsgerichte; „alle Unterthanen und Bürger waren ganz hitzig und feurig zum Besten für Zwackh"[9]). Fried-

1) Anhang I.
2) Wörrstadt, 13. April 1789 (Kopie in Zwackhs Besitz).
3) Anhang II. Kopie davon in Zwackhs Besitz.
4) Bonati an Zwackh, Kirn, 24. April 1789 (Original in Zwackhs Besitz).
5) Bonati an Zwackh, Kirn, 26. April 1789 (Original, ebenda).
6) Kopie, ebenda.
7) Original, ebenda.
8) Einflussreicher Ratsherr.
9) Originalbriefe Bonatis an Zwackh, 9., 19. u. 30. Juni 1789, in Zwackhs Besitz.

rich III. selbst war höchst unzufrieden mit der Wendung der Dinge und schrieb am 29. Mai aus Paris[1]): bei der allseitigen Disharmonie in der Regierung und bei dem Umstande, „dass er einen Präsidenten ohne Geschäftskenntnis (Welling), einen abwesenden Regierungsdirektor (Geheimrat Jungert), einen mit Uns und einigen Unserer Räthe in Prozess befangenen Hofrath und Kammerdirektor (Zwackh) habe“, befehle er dem pensionierten ersten Hofrate Manz einstweilen den Posten des Regierungsdirektors zu übernehmen, sonderlich „alle dermalen gegen Uns gestellten, bei beiden höchsten Reichsgerichten verhandelten Prozesse zu betreiben“, denn die dermalige Regierung müsse ihre Unfähigkeit selbst eingestehen. Während Neumann dem ewig schwankenden Fürsten riet[2]), Jungert und Zwackh baldigst zu entlassen und Zwackh sogar, falls er die Erlangung einer Pension durchsetze, sie lieber zu zahlen, um einen Verräter und Aufwiegler loszuwerden, „der den Pluto mit seinem ganzen höllischen Anhang aufgefordert habe“, erliess Zwackh aus Wetzlar einen Vergleichsvorschlag an Friedrich[3]). Der Fürst, so sagte er, habe alles gethan, um ihn zu freiwilligem Abgange zu bewegen, trotzdem gehe er nicht, er bleibe vielmehr um des Fürsten Interesse und um der eigenen Ehre willen und achte nicht der zahllosen unverdienten Kränkungen; gebe ihm der Fürst kein Recht, so prozessiere er; gestatte ihm der Fürst, in seinem Dienste zu bleiben, ohne nach Kirn zurück zu gehen, so stehe er vom Prozesse ab; durch beständiges Fernbleiben von Kirn höre ja ohnehin alle Verbindung mit den Leuten auf, die dem Fürsten Verdacht einflössen. Er erinnerte den Fürsten an die schönen Stunden, die er letztes Jahr in seinem Kabinet verlebt, an das Vertrauen, das er damals bei ihm genossen, und frug, warum er dasselbe verloren habe. „Warum hat man mir“, so fuhr er fort, „den ohnehin traurigen Interims-Aufenthalt in Kirn missgönnt? Wie konnten Eure Durchlaucht behaupten, ich wäre als ein Verräter und schon ohne Ehre in Höchstdero Dienste getreten, da mir das erstere nicht einmal das pfälzische Cabinet vorgeworfen hat, meine Collegialzeugnisse aus Bayern meine Rechtschaffenheit erprobten und Höchstdieselben von der ganzen Illuminatengeschichte informiert waren! Doch die Zeit wird alles aufdecken.“ Am 1. Juli richteten die Unterthanen des Oberamts Kyrburg eine von den Landesdeputierten Jacobi, Weinz und Filzer unterzeichnete Bittschrift[4]) an den Fürsten,

1) Original, in Zwackhs Besitz.
2) Original aus Sobernheim, 3. Juni, ebenda.
3) Original, 16. Juni, ebenda.
4) Kirn, Kopie in Zwackhs Besitz. Ihre Echtheit bescheinigte Bonati.

er möge dem hochverdienten Kanzleidirektor Geheimrat von Zwackh, der in der Pfalz Verfolgungen ausgesetzt sei, Sicherheit gewähren; sie rühmten Zwackhs Herzensgüte, seine Bereitwilligkeit, ihnen zu helfen und ihre Klagen abzustellen, sein Verdienst, dass er allein dem Fürsten den Druck enthüllt habe, den sie unter den früheren Kanzleidirektoren erlitten, und schlossen also: „Kurz — seit der Zeit seiner Anstellung herrscht Eintracht, Ruhe und Zufriedenheit im Lande und beseelende Hoffnung, von älteren Zeiten herrührende Anstände und Missbräuche durch einsichtsvolle Einleitung zur allgemeinen Beruhigung beizulegen. Desto trauriger aber würde es für uns sein, ihn zu verlieren — ein Verlust, dem Lande und mit ihm seinem höchsten Besitzer unersetzlich“.

Friedrich III. lenkte ein, Zwackh blieb in seinen Diensten, kehrte aber nicht nach Kirn zurück, wo Welling am Ruder blieb, sondern versah von Wetzlar aus die Geschäfte als Lehensdirektor und betrieb des Fürsten Prozesse. Die Fürstin Amalie Zephyrine von Hohenzollern, die ihn ungemein hoch hielt, schrieb [1]) ihm entzückt darüber, dass sie ihm bei dem Bruder Fürsprecherin habe sein können, und sprach die Hoffnung aus, er verwerte gewiss alle Mittel, um sein Vertrauen wieder zu gewinnen, „die Achtung und Zuneigung eines so guten Herrn zu verdienen“ und ihn, wie er selbst sage, mit mehr Eifer und Treue zu bedienen, als es so viele Undankbare gethan hätten. Nach dem bewegtesten Leben und nach Leistung der wertvollsten Dienste an die Häuser Wittelsbach [2]), Salm, Hohenzollern, Solms, Anhalt-Schaumburg etc. starb Zwackh als königlich bayrischer wirklicher Geheimrat und Staatsrat im ausserordentlichen Dienst am 7. November 1843 in Mannheim, allverehrt; sein undankbarer Fürst aber war als Opfer seiner Gesinnungslosigkeit in Paris in der Schreckenszeit unter der Guillotine gefallen. Welling hatte längst Friedrichs Gunst verscherzt, war in voller Ungnade entlassen worden und hatte sich an Zwackhs „Freundschaft“ gewendet; „ich versichere“, so hatte er ihm geschrieben [3]), „es wird Sie und andere niemalen gereuen, einen von der ganzen Welt misskannten, von bösen Buben hintergangenen und misshandelten Mann aus der unglücklichsten Lage gerettet zu haben;

1) Original, Paris, 5. August 1789, in Zwackhs Besitz.

2) Zwackh wurde 1791 zweibrückischer Bevollmächtigter am Reichskammergerichte, am 27. März 1799 kurbayrischer wirklicher Geheimrat und Bevollmächtigter daselbst, bezog vom 1. Juli dieses Jahres ab 1200 Gulden Gehalt, später noch besondere Gratifikationen, und genoss Max Josephs höchstes Vertrauen. (Königliches Kreisarchiv in München, Kön. Reichsarchiv ebenda.)

3) Kirn, 22. Mai 1792, Original, in Zwackhs Besitz.

Redlichkeit, Geradheit und Anhänglichkeit für Männer, die ich durch andere verleitet wahrscheinlich[1]) unrecht beurteilte, wird der Beweis meiner Dankbarkeit sein". Zwackh rächte sich nicht, sondern verschaffte später Welling, der in Dürftigkeit geriet, eine Stelle als Weginspektor für die Frankfurter Chausséen mit 1700 Gulden Gehalt bei dem Fürsten-Primas[2]). Auch Neumann war bei Karl Theodor längst in Ungnade gefallen und so konnte Zwackh mit Genugthuung auf den gescheiterten Überfall bei Sobernheim und dessen Folgen zurückblicken.

Anhang.

I.[3]).

„Durchlauchtigster Churfürst,
Gnädigster Churfürst und Herr!

Den in Euer Churfürstlichen Durchlaucht Diensten vorhin als Regierungsrath, sonach von des Herrn Churfürsten zu Cöln Churfürstlicher Durchlaucht zu Höchstihro Hofrath ernannten von Zwackh hat der Herr Fürst von Kyrburg als Canzleidirektor in Seine Dienste gezogen, sonach aber als substituierter Senior domus zum gemeinschaftlichen Lehenkanzleidirektor des Fürst Rheingräflichen Hauses bestellet, auch ihn endlich zum Geheimen Rath ernannt.

So wenig fürstlich Salm-Salmischer Seits oder meines Orts zu dessen ersten Dienstanstellung concurriret worden oder man in mehrerer Rücksicht, dass solcher Euer Churfürstlichen Durchlaucht Ungnade sich zugezogen, hierzu mitgewirkt haben würde: so wenig stund es in meinen und des Herrn Fürsten zu Salm-Salm Kräften, sothane Anstellung zu einem gemeinschaftlichen Lehenkanzleidirektor zu behindern, da einestheils der von Ihro Churfürstlichen Durchlaucht zu Cöln erlangte Hofrathscharakter ihn deckte, anderntheils aber derselbige sich in dem von dem Herrn Fürsten zu Salm-Kyrburg anvertrauten Amt rechtschaffen, einsichtsvoll und thätig erzeigte, hiernächst Eurer Churfürstlichen Durchlaucht höchsteigene in Regensburg geschehene Erklärung, dessen anderweite Dienstanstellung in einer Entfernung von München nicht behindern zu wollen, in der Mitte lag, auch endlich derselbige von irgend einer Anhängigkeit zu dem von Eurer Churfürstlichen Durchlaucht geahndeten Illuminatismo nicht die mindeste Spur äusserte, mithin die gerechte Vermuthung entstand, dass er durch Eurer Churfürstlichen Durchlaucht sich zugezogene Ungnade zur Erkenntniss seines Irrwegs gelangt sei. Ganz berechtigt hielt ich mich dadurch, dass er durch Annahme der gemeinschaftlichen Lehen-Kanzlei-Direktor-Stelle auch in meine als

---

1) Wohl vom alten Zwackh unterstrichen.
2) Zwackhs Archiv.
3) Geheimes Staatsarchiv in München, Original, a. o. St.

eigentlichen Senior domus Dienste getreten, genaueres Augenmerk auf ihn zu nehmen, und ich kann ihm das Zeugniss nicht versagen, dass er überhaupt in der ihm anvertrauten Stelle mit vieler Einsicht und Thätigkeit gehandelt, besonders aber bei jeder Gelegenheit die tiefste Verehrung gegen Eure Churfürstliche Durchlaucht bewähret und nicht die allermindeste Verbindung mit dem Illuminaten-Orden verspüren lassen, mithin sich allgemeines Vertrauen erworben und so mehreres Vergnügen veranlasst hat, als alle seine von dem Herrn Fürsten zu Salm-Kyrburg angestellten Dienstvorgänger ihre Obliegenheit nicht im mindesten erfüllt, sondern dem fürstrheingräflichen Gesammthaus sehr beträchtlichen Schaden zugezogen haben. Eurer Churfürstlichen Durchlaucht angestammte weltgepriesene Gnade liess mich zuverlässig hoffen, es würden Höchstdieselben dem durch Höchstdero Ungnade und seine mehrjährige traurige dienstlose Lage gebeugten von Zwackh in besonderer Hinsicht auf sein nunmehriges tadelloses Benehmen das Vergangene gnädigst zu condoniren geruhen, und es gereichte dahero mir zu wahrem Anliegen, als ich das Gegentheil durch die gegen ihn neuerdingen verhängt sein sollenden Arrestbefehle zu vernehmen hatte. Seine erlangte viele Kenntniss in denen gemeinschaftlichen Geschäften des fürstrheingräflichen Hauses, seine dabei gezeigte besondere Thätigkeit, der von ihm bei jeder Gelegenheit bewährte tiefste Respekt gegen Eure Churfürstliche Durchlaucht, der mir und dem fürstrheingräflichen Gesammthaus ohnvermeidlich entstehende grosse Nachtheil, Rücksichten auf seine bei Eurer Churfürstlichen Durchlaucht fernerer Ungnade wahrhaft unglücklich werdenden unschuldigen Kinder — alles dieses fordert mich in gleicher Stärke auf, mich seiner bei Eurer Churfürstlichen Durchlaucht zugleich auch in meines dabei mitinteressirten dermalen in die Ferne verreisten Herrn Vettern, des Herrn Fürsten zu Salm-Salm, Namen als Senior des fürstrheingräflichen Hauses dahin anzunehmen, dass Höchstdieselben das Vergangene gnädigst zu vergessen und demjenigen Unglück Grenzen zu setzen gnädigst geruhen möchten, welches ihn seit der Zeit, als er Höchstderoselben Ungnade sich zugezogen, ohnabweichlich verfolgt, hauptsächlich aber seine bedauernswürdige Frau und Kinder betroffen hat. Sollte er aber auf irgend eine Art Eurer Churfürstlichen Durchlaucht Ungnade sich neuerdingen zugezogen haben, so wage ich zu Höchstdero Gerechtigkeitsliebe die zuversichtliche unterthänigste Bitte, dass Eure Churfürstliche Durchlaucht ihm gnädigstes Gehör und seine desfallsige Vertheidigung gerechtest zu gestatten sofort in ein oder anderem Fall die erforderlichen Höchsten Befehle zu erlassen huldreichst geruhen möchten, und habe die Gnade mit tiefstem Respekt zu bestehen

Eurer Churfürstlichen Durchlaucht
Wörrstadt, d. 13. April 1789. unterthänigster Diener
C. L. Rheingraf".

II. [1])

„Durchlauchtigster Churfürst, gnädigster Churfürst und Herr!

Erlauben mir Eure Churfürstliche Durchlaucht, dass ich bei nunmehro näher erhaltenem Unterricht von der im Monat März durch den Beamten zu Sobernheim vorgehabten Arretirung des in meines Herrn Bruders Liebden und des gesammten

1) Geheimes Staatsarchiv in München, Original, a. o. St.

rheingräflichen Hauses Diensten sich befindenden von Zwack den an Eure Churfürstliche Durchlaucht von dem regierenden Herrn Fürsten zu Salm-Salm und Herrn Rheingrafen zu Grumbach erlassenen Vorschreiben und Anempfehlungen auch meine gegenwärtige mit Ehrfurcht beilege.

Von der allbekannten Güte, Grossmuth und Gerechtigkeit Eurer Churfürstlichen Durchlaucht verspreche ich mir Verzeihung und Mitleiden für einen Mann, der seit seiner Verbannung aus Bayern beträchtlichen Verlust an seinem Vermögen gelitten hat, dessen Gesundheit äusserst durch den ausgestandenen Kummer und Gram geschwächt worden ist und der bei längerem Andauern von dem Zorn des mächtigsten Churfürsten des Reichs ganz mit seiner unschuldigen Familie unterdrückt werden würde; ich wage es, um so mehr für ihn um Ruhe und Sicherheit auf seinen Geschäftsreisen in den pfälzischen an Kyrn angrenzenden Landen zu bitten, als ihn hierin die reichsständische Würde und die Verfassung des deutschen Reichs von selbst schützen und ich ihm einstimmend mit meinem Herrn Bruder, übrigen regierenden Herren Vettern, den gesammten Kanzleien, Unterthanen und Bürgern das Zeugniss eines thätigen, einsichtsvollen und rechtschaffenen Raths, Kanzlei- und Lehenhofsvorstehern nach voller Überzeugung geben muss, und mir als nächstem Nachfolger meines Herrn Bruders [1]) ausserordentlich daran gelegen ist, diesen Mann zum Nutzen meines Hauses lange zu erhalten. So wie der von Zwack bishero die strafende Hand von Eurer Churfürstlichen Durchlaucht gesegnet hat, um so nachdrücklicher wird sich sein Gefühl von Dankbarkeit bei erhaltener Begnadigung ausdrücken. Ich empfehle dieses mein dringendes Gesuch zur geneigtesten Entschliessung und werde die Willfahrung desselben mit ebenso lebhaftem Dank erkennen, als ich mit vollständigster Hochachtung Zeit Lebens verbleibe

Wendelsheim bei Alzey,
d. 16. Mai 1789.

Eurer Churfürstlichen Durchlaucht
unterthänigster Diener
Moritz Prinz zu Salm-Kyrburg".

1) Friedrich III. war damals ohne Sohn, Friedrich IV. wurde erst am 14. Dezember 1789 geboren.

Die Paulusakten.

Eine wiedergefundene altchristliche Schrift des zweiten Jahrhunderts in koptischer Sprache.

Von

Carl Schmidt.

Der Boden Ägyptens, dem wir schon so manche Überreste der altchristlichen Litteratur verdanken, hat uns wieder mit einer Gabe beschenkt, die den wichtigsten Funden auf dem Gebiete der Patristik ebenbürtig an die Seite gestellt werden darf, insbesondere aus dem Grunde, weil der jetzige Fund nicht, wie so häufig der Fall, mehr Rätsel bietet als löst, sondern mit einem Schlage das Dunkel lüftet, das bis dahin über einer altchristlichen Schrift lag.

Schon bei meiner Anwesenheit in Kairo hatte eine grosse Menge von Papyrusfragmenten, die dem äusseren Anschein nach zusammengehören mussten und sich im Besitze des Herrn Dr. Reinhardt befanden, meine besondere Aufmerksamkeit erregt, aber bei dem desolaten Zustande der Blätter und dem gänzlichen Mangel an litterarischen Hilfsmitteln konnte ich nur feststellen, dass der Papyrus die Theklaakten in koptischer Sprache enthalte. Inzwischen war die ganze Papyrussammlung für die Heidelberger Bibliothek erworben und somit mir durch das gütige Entgegenkommen des Herrn Geh. Hofrat Zangemeister die Gelegenheit gegeben, die Fragmente grösstenteils abzuschreiben und näher zu bestimmen. Bei dieser Arbeit sind, um es gleich zu sagen, meine kühnsten Erwartungen übertroffen worden, denn der Papyrus enthält nicht allein die Theklaakten, sondern mit und in ihnen die alten verloren geglaubten Paulusakten. Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, die Resultate meiner Studien, die noch nicht abgeschlossen sind, im Detail vorzulegen, vielmehr beabsichtige ich, in kurzen Zügen die Bedeutung des Fundes für die altchristliche Litteratur hervorzuheben.

Was wussten wir bisher von den Paulusakten?[1]) Nur so viel, dass diese Schrift eine sehr hervorragende Stellung unter den altchristlichen Schriften innegehabt hat, ja eine Zeit lang zu den heiligen Schriften gerechnet wurde und speziell in Ägypten mit den Evangelien und Paulusbriefen fast auf die gleiche Linie gestellt war. Hat doch Origenes an zwei Stellen seiner Werke Sprüche aus diesem Buche genommen und sie fast wie die Sprüche der Evangelien citiert. Dieselbe günstige Beurteilung fand es in der Stichometrie des Claromontanus, die im dritten Jahrhundert entstanden und aller Wahrscheinlichkeit nach der alexandrinischen Kirche angehört resp. nahe steht, wo es zwischen dem Hirten des Hermas und der Petrusapokalypse als Actus Pauli ver. MMMDLX d. h. mit 3560 Stichen angeführt wird. Selbst Eusebius wagte, sicherlich abhängig von dem Urteile des Origenes, an diesem Thatbestande nicht zu rütteln, indem er die *πράξεις Παύλου* bei der Aufzählung der paulinischen Litteratur zwischen Hebräerbrief und dem Hirten des Hermas stellt (Euseb. h. e. III, 3, 5), ebenso an einer zweiten Stelle (h. e. III, 25, 4) als erste unter den *ἀντιλεγόμενα-νόθα* nennt, mithin eine viel höhere Schätzung der Paulusakten im Vergleich zu den übrigen apokryphen Evangelien und Apostelakten verrät. Noch in dem Verzeichnis der 60 kanonischen Schriften (6. Jahrh.) steht das Buch unter den 25 „apokryphen Schriften" an 19. Stelle zwischen Barnabasbrief und Paulusapokalypse und in der sog. Stichometrie des Nicephorus (c. 810) unter den Apokryphen des N. T. an erster Stelle als *περίοδος Παύλου στίχ. ,γχ΄.*

Aber von dem Inhalt und dem Charakter dieser Schrift, ebenso von dem Zeitpunkt ihrer Abfassung hatte man keine nähere Kunde, nur Zahn war es mit gewohntem Scharfsinn gelungen, ein bei Nicephor. Call. h. e. II, 25 aufbewahrtes längeres Stück als aus den Paulusakten stammend nachzuweisen, welches später Bonwetsch in einer Stelle des Danielkommentars von Hippolyt (III, 29 ed. Bonwetsch p. 176 f.) erwähnt fand. Damit war bewiesen, dass die Schrift auch in Rom im Anfang des dritten Jahrhunderts gelesen und als glaubwürdig angesehen worden war. Merkwürdig blieb aber die Thatsache, dass von einer Schrift, die weit umfangreicher als irgend ein neutestamentliches Buch, uns nur ein so kleines geschichtliches Stück überliefert sein sollte. Heute hat sich dieses Rätsel gelöst: unser Papyrus zeigt, dass zunächst zwei Stücke, die bisher als zwei selbständige Werke in der altchristlichen Litteratur aufgeführt

---

1) Vergl. **Harnack**: Altchristl. Litteraturgesch. I₁ S. 128 ff. und Chronologie S. 491 ff. **Zahn**: Geschichte des neutestamentlichen Kanons II S. 865 ff. **Lipsius**: Apokr. Apostelgeschichten, s. d. Ergänzungsband S. 159 s. u. *πράξεις Παύλου*.

wurden, den alten Paulusakten entnommen sind, nämlich die „Akten des Paulus und der Thekla" und der „apokryphe Briefwechsel zwischen Paulus und den Korinthern," und somit bereits ein grosser Teil der Schrift bekannt war, ohne dass wir es ahnten oder beweisen konnten.

Die älteste Erwähnung der Theklaakten[1]) finden wir bei Tertullian de bapt. 17: Quodsi qui Pauli perperam inscripta legunt, exemplum Theclae ad licentiam mulierum docendi tinguendique defendunt, sciant in Asia presbyterum, qui eam scripturam construxit, quasi titulo Pauli de suo cumulans, convictum atque confessum se id amore Pauli fecisse loco decessisse. Besondere Schwierigkeit hatte bisher die Deutung der Worte „Pauli perperam inscripta" hervorgerufen, — haben wir hier dieselbe Schrift vor uns, welche in einigen Hss. und bei Schriftstellern den Titel *πράξεις* oder *περίοδοι Παύλου καὶ Θέκλης* führt? Das scheint so, verhält sich aber anders. Ohne Zweifel können jene Worte nur dahin verstanden werden, dass das ganze Buch, aus dem Tertullian, resp. die Gegner das exemplum Theclae anführten, den Titel des Paulus an der Stirne trug, aber falsch ist die Annahme, als ob Tert. bereits den Titel *πράξεις Π. καὶ Θ.* vorgefunden hätte, wie er später lautete; vielmehr lagen ihm unter „Pauli (perperam) inscripta" die Paulusakten in ihrer Gesamtheit vor, von denen die Theklageschichte nur ein Teil war. Das wird durch den neuen Fund bewiesen; denn der Papyrus enthält von derselben Hand geschrieben, als Teile eines Werkes die uns bekannten Theklaakten, und es schliesst die Geschichte des Paulus, d. h. das Martyrium mit folgender Unterschrift, die ich in griechischer Uncialschrift wiedergebe:

ΜΠΡΑΞΙΣΜΠΑΥΛΟΣΚ.....
ΠΑΠΟΣΤΟΛΟΣ:

Leider ist die erste Zeile am Schlusse zerstört; das fehlende Stück habe ich bisher nicht auffinden können. Wie auch immer die Ergänzung lauten mag, dass *πράξεις Παύλου* Haupt- und Gesamttitel ist, ist unzweifelhaft; wahrscheinlich ist mir, dass das *Κ* zu *κατὰ* zu ergänzen und der Name eines als Apostel bezeichneten Apostelschülers zu vermuten ist (Leucius?). Ist dies aber der Thatbestand, so wird für die chronologische Fixierung der Entstehung der Paulusakten die Notiz des Tert., dass ein Presbyter in Asien die Akten aus Liebe zu Paulus, wie er selbst eingestanden, verfasst

1) Vergl. dazu Harnack: Altchristl. Litteraturgesch. I 1 S. 136 ff. und Chronologie S. 493 ff. Zahn: Gesch. d. neutestamentlichen Kanons II S. 892 ff. Lipsius: Apokr. Apostelgeschichten II 1 S. 424 ff. — Text bei Lipsius: Acta apost. apocr. I p. 235 ff.

habe und deswegen seines Amtes entsetzt sei, von hervorragender Bedeutung. Man hatte bisher die Abfassungszeit der Paulusakten in die Jahre 120—170 (Harnack) oder 150—180 (Zahn), die der Theklaakten sogar in die Jahre 90—120 (Zahn) oder 160—170 (Schlau, Harnack) verlegt. Aber mit Recht hat Harnack (Chronologie S. 497) darauf aufmerksam gemacht, dass die Worte des Tertullian über die Entlarvung des Presbyters auf eine jüngste Vergangenheit schliessen lassen und die Akten frühestens um 160—170 in Kleinasien verfasst sein können. Damit ist zugleich der grosskirchliche Charakter der Schrift nachgewiesen, ihr hohes Ansehen in den verschiedenen Kirchen erklärt und allen Hypothesen über eine gnostische Grundschrift resp. Bearbeitung der Boden entzogen, denn unser Papyrus giebt denselben Text, wie ihn Tertullian und Origenes vor sich gehabt haben. Wann aber und wo die Theklaakten, die uns neben dem griechischen Originale in syrischer, altslavischer und lateinischer Übersetzung erhalten sind, unter einem besonderen Titel von dem Ganzen als selbständiger Teil losgelöst sind, bedarf noch einer genaueren Untersuchung. Wahrscheinlich hat Hieronymus nicht mehr die gesamten Paulusakten im Auge gehabt, wenn er de viris ill. 7 von *περίοδοι* Pauli et Theclae spricht, kann also auch nicht, wie man bisher angenommen, ausschliesslich von Tertullian abhängig sein. Das Decretum Gelasii (VI, 22 S. 218 Gesch. des Kanons von Credner) nennt bereits als Titel liber, qui appellatur Actus Theclae et Pauli.

Eine noch grössere Bedeutung erlangt der neue Fund durch die andere oben erwähnte Thatsache, dass der apokryphe Briefwechsel zwischen Paulus und den Korinthern [1]) ebenfalls einen Bestandteil der alten Paulusakten gebildet hat.

Die Kunde von der Existenz dieses Briefwechsels gab im Jahre 1644 Ussher nach einer unvollständigen armenischen Handschrift, dessen Ausgabe von Whiston 1736 und besonders von Rinck 1823 nach acht armenischen Handschriften vervollständigt wurde. Die eingehenden Untersuchungen des Letzteren stellten fest, dass der Briefwechsel in der armenischen Kirche als echt angesehen, in den armenischen Kanonsverzeichnissen und vielen Bibelhss. hinter dem zweiten Korintherbrief eingefügt war und dieses kanonische Ansehen bis in die späteste Zeit beibehalten hat. Glaubte man daher zunächst, es mit einer Besonderheit der armenischen Kirche oder einer späteren Fälschung zu thun zu haben, so gewann die Frage eine andere Wendung, als im Jahre 1836 der Kom-

1) Vergl. **Harnack**: Altchristl. Litteraturgesch. I 1 S. 37 ff. Chronolog. S. 506 ff. **Zahn**: Gesch. d. neutestamentlichen Kanons II S. 592 ff.

mentar Ephraems zu den paulinischen Briefen ebenfalls in armenischer Sprache ediert wurde, in welchem er die Briefe, ohne an ihrer paulinischen Verfasserschaft zu zweifeln, hinter dem zweiten Korinther- und vor dem Galaterbrief kommentiert hat. Den fünften Vers des Paulusbriefes hat er ausserdem in seinem Kommentar zu Tatians Diatessaron, wie schon vor ihm Aphraates, als Paulusvers citiert. So war erwiesen, dass der apokryphe Briefwechsel schon um 360 in der Kirche von Edessa die gleiche Stellung eingenommen hatte, wie später in der alten armenischen Kirche. Aber schon geraume Zeit vor ihm mussten die Stücke in den Kanon der syrischen Kirche aufgenommen sein, da Ephraem nicht die geringste Kunde von ihrer wahren Herkunft zeigt, wenn er in seinem Kommentar bemerken konnte, dass die in den Briefen verworfene Lehre die der Bardesaniten sei, welche darum die Schreiben nicht in ihren Apostolos aufgenommen hätten, — eine Bemerkung, die uns die Gewissheit giebt, dass zur Zeit Bardesans (geb. 154, gest. 222) diese Briefe in der syrischen Kirche unbekannt waren, und es auch sein mussten, wenn die Paulusakten überhaupt erst frühestens um 160—170 verfasst waren.

Aber bis jetzt handelte es sich um zwei engverwandte orientalische Kirchen. Wie gross war daher das Erstaunen der Gelehrten, als Berger [1]) im Jahre 1890 unsern Briefwechsel in einer lateinischen Bibel wahrscheinlich des zehnten Jahrhunderts am Schluss der Paulusbriefe und vor dem apokryphen Laodicenerbrief entdeckte und gleich darauf Bratke [2]) in einer zweiten Bibelhandschrift (der Bibliothek zu Laon) am Schluss nach der Apokalypse und den katholischen Briefen. Aber vergebens suchte man bis jetzt nach einer griechischen Handschrift oder einem griechischen Citate. Man stand vor einem völligen Rätsel. Wie kommt dieser sonst nur der syrisch-armenischen Kirche bekannte, in der griechischen Kirche gänzlich unbezeugte Briefwechsel in die lateinische Bibel, war das Syrische oder das Lateinische die Ursprache? und andere derartige Fragen tauchten auf. Namhafte Forscher wie Harnack, Vetter [3]) und andere vertraten die Meinung, dass der Verfasser ein Syrer gewesen, der diesen Briefwechsel als Streitschrift, sei es gegen Bardesanes selbst, sei es gegen dessen Anhänger, c. 200 gefälscht, um diese Sekte aus der

1) Berger und Carrière: La correspondance apocryphe de S. Paul et des Corinthiens. Ancienne version latine et traduction du texte Arménien. Revue de théol. et de phil. t. XXIII, 1891.

2) Theol. Lit.-Ztg. 1892 Nr. 24.

3) Der apokryphe dritte Korintherbrief. Tübinger Programm 1894 und ders. i. d. Tüb. Theol. Quartalschr. 1895 S. 622 ff.

Kirche zu verdrängen, und dass die lateinischen Übersetzungen direkt aus dem Syrischen geflossen seien. Nur Zahn stellte, einer genialen Bemerkung von La Croze folgend, die These auf, dass die Ursprache das Griechische gewesen und der Briefwechsel aus den alten verlorenen Acta Pauli entnommen sei. Er schreibt wörtlich (NT. Kanon II, 611): „Zu anderen von der Schule des Origenes, sei es von Alexandrien oder von Palästina aus schon im dritten oder im ersten Anfang des vierten Jahrhunderts den Syrern zugeflossenen Stücken werden auch die Paulusakten gehört haben. Hier erregten die darin eingeschlossenen Briefe Aufsehen, traten in Verbindung mit dem neuen Testament und behaupteten sich in demselben bei den Syrern, bis die Peschittha die ausschliessliche Bibel der syrischen Kirche wurde, bei den Armeniern aber bis in viel spätere Zeiten. Auch das begreift sich nun, dass die Griechen, bei welchen doch diese Korrespondenz erdichtet worden ist, so völlig von ihr schweigen. Weil sie Bestandteil einer viel gelesenen Legende waren, wurden sie nicht als selbständige Schriftstücke erwähnt und konnten nicht entfernt die Bedeutung gewinnen, welche sie erst bei den Syrern dadurch erlangten, dass man sie dem legendarischen Zusammenhang entnahm und der Bibel einverleibte“. Zahn stützte sich vor allem auf die sehr merkwürdigen historischen Zwischenbemerkungen über die Überbringer des Briefes der Korinther und über Paulus, der wegen Stratonike, der Gemahlin des Apolaphanes, zu Philippi im Gefängnis liegt, und schloss aus dem innigen sachlichen Zusammenhang der Zwischenbemerkung mit den Briefen, dass der Roman, von welchem uns hier nur ein kleines Bruchstück erzählender Art aufbewahrt ist, die beiden Briefe mitumfasste, und dieser Roman die *πράξεις Παύλου* gewesen sei.

Wie glänzend ist heute seine These, die von Niemandem m. W. anerkannt war, bestätigt worden! In unserm Papyrus lassen sich die beiden Briefe als Bestandteile der Paulusakten[1]) nachweisen, und damit sind alle andern Hypothesen über Entstehungszeit und Verfasserschaft zu Boden geworfen. Die alexandrinische Kirche allein hat die Paulusakten in ihrer Gesamtheit beibehalten und aus der griechischen Ursprache ins Koptische übersetzen lassen; in den andern Kirchen dagegen ist das ursprüngliche Verhältnis verloren gegangen, als man über den einzelnen Stücken, die viel gelesen wurden, das Ganze vergass oder vergessen musste. Hier ist dasselbe eingetreten wie bei den Petrusakten, von denen uns nur der letzte Teil der römischen Wirksamkeit des Apostels erhalten blieb.

1) Beiläufig bemerke ich, dass ich von beiden Briefen grössere Stücke bereits identificiert habe; ebenso findet sich das historische Zwischenstück.

Wie die Syrer die Theklaakten und den apokryphen Briefwechsel aus dem Griechischen übersetzt haben, so die römische Kirche unabhängig von diesen dieselben beiden Stücke, nur mit dem Unterschiede, dass der Briefwechsel daselbst nicht das kanonische Ansehen erlangt hat, wie bei den Syrern-Armeniern.

Aber noch nicht genug! Wir besitzen eine Passio Pauli, welche in manchen lateinischen Handschriften dem Bischofe Linus zugeschrieben wird, und die uns in zwei verschiedenen Recensionen vorliegt, einer kürzeren, repräsentiert durch zwei griechische und drei lateinische Hdss. und in der kirchenslavischen, koptischen und äthiopischen Übersetzung, und in einer längeren, die in zahllosen Hdss. erhalten ist. Um die Untersuchung des Verhältnisses dieser beiden Recensionen und den Abdruck des Textes hat sich Lipsius[1]) grosse Verdienste erworben. Nach ihm war die Urschrift der Passio eine lateinische, aus der sie später ins Griechische zurückübertragen war. Dagegen hat Zahn[2]) geltend gemacht, dass die längere wie die kürzere lateinische Passio aus griechischer Quelle geflossen sei, denn es wäre undenkbar, dass die griechische Kirche keine Schrift über das Martyrium des Paulus besessen, ganz unwahrscheinlich schon insofern, als sie die griechischen *πράξεις Παύλου* gekannt hätte. „Letztere hätten unmöglich eines Berichtes über den Tod des Paulus entbehrt, und es wäre daher die nächstliegende Annahme, dass wir in unserem Martyrium den Schlussteil der alten, aber auch noch von Photius gelesenen *πράξεις* besitzen.“ Auch in dieser Frage hat sich der Scharfsinn Zahn's glänzend bewährt. In einer Reihe von Fragmenten habe ich Stücke des Martyrium Pauli gefunden, ja aus einem kleinen Fragment, das den oben erwähnten Titel enthält, ist noch deutlich die Übersetzung der letzten Worte (z. B. *σφραγῖδα*) des griechischen Textes zu erkennen, der mit *εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων* schloss. Wie vortrefflich stimmt diese Thatsache zu der schon längst gemachten Beobachtung, dass der Verfasser des Martyrium Pauli nicht ein Abendländer gewesen sein kann, da er sich über Rom in jeder Hinsicht unwissend zeigt! Natürlich kannte der kleinasiatische Presbyter Rom nicht aus eigener Anschauung. Damit fällt eine Vermutung von Harnack (Chronologie S. 641 Anm. 2), die er auf Grund der Benutzung des Hebräerevangeliums in den Akten aufgestellt hat, dass nämlich diese von einem hellenistischen Judenchristen Ägyptens geschrieben seien.

---

1) Apokr. Apostelgesch. II 1 S. 109 ff. und Acta apost. apocr. p. 104 ff.
2) Gesch. des neutestamentlichen Kanons II S. 872 ff.

Indem ich bitte, diese Bemerkungen wirklich nur als vorläufige, in dem aber, was sie über den handschriftlichen Befund bringen, als zuverlässige betrachten zu wollen, möchte ich in drei Sätzen die wichtigste Bedeutung des Fundes für die Kanonsgeschichte und damit auch für das Urchristentum zusammenfassen:

1) Die Acta Pauli waren bisher die einzige Schrift, die uns aus der Zahl der neutestamentlichen Antilegomena noch völlig dunkel war. Jetzt haben wir auch diese Schrift so weit kennen gelernt, dass wir über sie zu urteilen vermögen. Was einst N. T. gewesen, kennen wir nun erst vollständig.

2) Es ist jetzt erwiesen, dass eine Schrift, die beim N. T. gestanden hat, von einem kleinasiatischen Presbyter aus Liebe zum Apostel gefälscht worden ist, und es ist ferner erwiesen, dass die Aufdeckung dieser Fälschung entweder nicht allgemein bekannt geworden oder für viele Jahrzehnte keine durchschlagende Folge gehabt hat.

3) Der neue Fund hat gelehrt, dass die Geschichte des Paulus und der Thekla, die namentlich von Zahn etwa in die Zeit des Johannes-Evangeliums gesetzt und als kanonsgeschichtliche Urkunde ersten Ranges beurteilt worden ist, um zwei Menschenalter heruntergesetzt werden muss. Die chronologischen Ansätze, welche Harnack für die Akten des Paulus und für die Theklageschichte (erstere 120—170, letztere 160—170) werden durch den neuen Fund nicht erschüttert, sondern für die Akten nur näher bestimmt.

Zum Schluss nur noch einige Bemerkungen über den Papyrus selbst. Derselbe ist leider stark zerstört, nur ein einziges Blatt (27,5 cm hoch und 18,5 cm breit) mit der Paginierung $\varkappa\vartheta$ und λ ist ganz erhalten; die übrigen Blätter bieten einen ganz trostlosen Anblick, da sie aus hunderten von kleinen Fetzen, die oft nur einige Buchstaben enthalten, bestehen. So stehe ich vor einer schweren Aufgabe, aber ich lebe der Hoffnung, dass es mir bei der in Aussicht genommenen Publikation gelingen wird, wenigstens einen bedeutenden Teil des Ganzen zusammenzusetzen. Die Handschrift selbst stammt wahrscheinlich aus dem siebenten Jahrhundert. Die Sprache ist sehr altertümlich und zeigt einen Dialekt, der bisher unbekannt war, nämlich dem Konsonantenbestande nach sahidisch, dem Vokalismus nach mittelägyptisch, sodass der Papyrus auch in sprachlicher Hinsicht von hervorragender Bedeutung ist. Der Fundort ist mir bis jetzt unbekannt geblieben. — Herrn Dr. Reinhardt aber, der sich schon so viele Verdienste um den Ankauf von wertvollen Papyri erworben hat, gebührt unser aller Dank, dass er einen solchen kostbaren Schatz der Wissenschaft gerettet hat.

Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone.

Zum Abdruck gebracht von

Max Freiherrn von Waldberg.

II.

Briefe von Wilhelm Grimm.

1.

Hochgeehrtester Herr.

Da mein Bruder sich Ihrer persönlichen Bekanntschaft erfreut und in Briefwechsel mit Ihnen steht, so sehe ich mich als einen Ihnen nur halb Fremden an, und kann es daher nicht unterlassen, Sie freundschaftlich zu benachrichtigen, dass ich in diesem Augenblick eine Recension Ihrer Einleitung in das Nibelungen-Lied für die H. Jahrbücher an Herrn Prof. Hegel absende. Ich habe ihn gebeten, Ihnen solche, falls Sie es wünschen, schon vor dem Druck mitzutheilen. Sagen Sie mir ebenso frei Ihre Meinung, wie ich die meinige geäussert und seyn Sie der aufrichtigsten Hochachtung gewiss, mit der ich bin

Ew. Wohlgeb.
ergebenster
W. C. Grimm.

Cassel, 14ten März 1818.

Herrn Dr. F. J. Mone
Wohlgeb.
Heidelberg.

2.

Cassel, 21ter März 1820.

Ich danke Ihnen, werthgeschätzter Freund, für die Mittheilung des Runenalphabets, es war mir willkommen und mit Veranlassung, dass

ich mir vorgenommen habe, die ganze Abhandlung weiter auszuführen und anders aufzustellen. Hagen hatte, wie ich aus seinen Briefen in die Heimat (I. p. 155) sehe, diese Runen in St. Gallen gleichfalls gefunden. Aber auch noch mehr, nämlich in einer Hs. von Isidors Abhandlung über die Accente am Ende noch zwei andere Runenalphabete, das altnordische von 16 Buchstaben und das reichere anglische, wie sie ausdrücklich genannt werden.

(In dem Druck der Isidor. Schrift fehlen sie, versteht sich). Von diesen beiden Runenalphabeten eine Durchzeichnung zu erhalten, wäre mir äusserst erwünscht. Ich zweifle nicht, dass Sie nach ihrem Aufenthalt in St. Gallen Freunde und Bekannte dort zurückgelassen haben. Sollte Keiner, wenn Sie ihn bäten, die Mühe übernehmen wollen, die Alphabete durchzuzeichnen und was dazu bemerkt ist, abzuschreiben? Sie wäre ja so gross nicht. Darf ich also Ihre Güte wieder in Anspruch nehmen? Kopp hat mir gesagt, dass er zu Paris in einer Hs. des Isidors gleichfalls ein Runenalph. gefunden, ohne Zweifel dasselbe. Ich hoffe es auch zu erhalten.

Auch die Beiträge zu den Sagen und Märchen sind dankbar angenommen u. zu den Sammlungen gelegt worden. Das hölzerne Pferd ist aber wohl geradezu aus dem cheval enchanté der 1001 Nacht (in meiner Ausgabe in 12mo T. VII. p. 34 ff.) entstanden. Auch für die Anzeige des Märchenbuchs sind wir Ihnen verbunden. Das Mythische Element war schon in der ersten Ausg. deutlich anerkannt, nur gehen Sie weiter und wollen jede hier geäusserte Idee darin unmittelbar begründet finden. Man muss aber den Märchen ein sinnlich poetisches Daseyn gestatten, so gut, wie jeder Poesie, das sich der Idee nicht bewusst ist, ob gleich darin lebt. Sonst macht man es wie die Philosophen, die da glauben, die Poeten seyen nur eine Art Abschnitzel von ihnen, mit etwas Zucker bestreut, weil die Welt es sonst nicht geniessen wolle. Drückt sich die blümelnde Sprache sinnlicher u. also lebendiger aus, so werden Sie sie nicht streichen dürfen. Wenn Sie in dem Epischen nur das beachten wollen, was unmittelbarer Ausdruck alter, religiöser Ideen ist, das übrige aber als taube Masse wegwerfen, so richten Sie alles Epos zu Grund, das die unverstandenen Göttersagen besingt, dennoch aber ein volles, wahrhaftes Leben hat. Doch Betrachtungen im Allgemeinen sind das leichteste und vieldeutig, am besten wird es seyn unsere deutsche Heldensage im Einzelnen in ihrer Natur u. Bedeutung darzustellen und hier bin ich noch wie in der Recension Ihr Gegner in der Auslegung Sigurds. —. Sie hätten mir es nicht vorhalten sollen,

dass ich Büsching nicht citirt, ich habe ihn, wo ich konnte, benutzt, in den von Ihnen angemerkten Stellen ist aber ein blosser Irrthum enthalten, den ich mit Stillschweigen übergehen wollte, dass nämlich vingerlin ein kleiner Finger heisse, es kann in der Stelle nichts als das gewöhnliche: Ring seyn. Das ital. alla mora Spiel ist kein Kinderspiel, sondern eine besondere Übung des Verstandes verlangende Unterhaltung der Männer. Es thäte sonst nichts, aber Büsching glaubt gar zu leicht, er werde nicht genug geachtet und ist schon bös, dass das Publicum noch nicht auf die 8eckige Gestalt der Kirchen und Taufsteine achten will. Ein bischen lächerlich war, was er im Hermes in der Rec. von der Koloczer Hs. über den Wurm sagte, der an der altd. Lit. nage; sie haben ihn wohl nicht erkannt.

Leben Sie wohl und seien Sie von uns beiden freundschaftlich gegrüsst

der Ihrige W. C. Grimm.

An Herrn Professor D. Mone
Wohlgeb.
in Heidelberg.

3.

Cassel, 2ten Juni 1820.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, für die Mühe, die Sie sich der Runen wegen gegeben haben; es wäre mir sehr erwünscht, wenn ich sie bald bekäme, da sonst die Schrift vollendet ist und ich sie gerne dem Druck übergeben möchte.

Was unsern Streit betrifft, so sind wir weniger in den Grundsätzen als in der Weise der Anwendung verschieden. Ich glaube, ich habe es Ihnen schon gesagt und wiederhole es hier, dass ich den Kern und Ursprung der alten Dichtung für mythisch halte, das Geschichtliche nur für den späteren Anflug oder den sinnlichen Leib und Sie müssen sich erinnern, dass ich in der Recension Ihrer Schrift nicht das Bestreben selbst tadelte, sondern blos in Ihre Deutung nicht einstimmen konnte. Sie haben mich also auch nicht zum Gegner, wenn Sie den Otnit mythisch auslegen wollen, ich würde dasselbe versuchen, vielleicht aber einen andern Weg einschlagen. Haben Sie ein Monument vor sich, wie die mythischen Edda Lieder, um eins zu nennen, die Voluspá, so haben Sie vollkommen recht, wenn Sie den geistigen Sinn „bis in das Einzelste erforschen wollen; anders verhält es sich mit dem Epos. Es ist eine Mischung des sinnlichen und geistigen, es kann uns gelingen, beide Elemente im Ganzen darin zu unterscheiden, in glücklichen Fällen auch

die von dem Zauber poetischer Sinnlichkeit umsponnene Idee in ihrer ursprünglichen Bedeutung darzulegen, allein jene Mischung hat an sich etwas unauflösbares und geheimnissreiches, das wir müssen stehen lassen und als den Ausdruck des auf einem andern Wege das Übersinnliche suchenden Geistes achten. Sie können hier nicht weiter gehen, die Analyse zerschneidet dann nur und gibt nichts für den Verlust. Göthe hat bekanntlich gezeigt, dass bei der Pflanze Stiel, Blatt, Blüthe ursprünglich eins sey u. aus dem einen in das andere übergehe, bei dem Rosenkönig ist das sehr deutlich, auch in andern von ihm gefundenen Beispielen, die Ansicht selbst erweitert den Blick und erleuchtet uns, aber ich gestatte Ihnen nun nicht jede Blüthe so zu zerlegen, als sey sie ein Blatt, oder auch umgekehrt, als sey das Blatt eine Blüthe; ich will, was ursprünglich eins sein mag, in seiner lebensvollen eigenthümlichen Bildung auch als ein Verschiedenes für sich beseeltes d. h. mit einer ihm allein zugehörigen geistigen Idee begabtes, geachtet wissen. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie den einmal vorausgesetzten Grundgedanken wiederfinden, es mag kosten, was es will, oder Sie spannen das gegebene Gedicht auf ein Geripp, einen Grundtypus und hauen los, was nicht dazu passt. In einigen Theilen kann es darauf passen, in andern nicht, Sie glauben aber, weil Sie dort recht haben, auch hier die Sache durchsetzen zu müssen oder wenn Sie mir den modern politischen Ausdruck erlauben wollen: von oben her ab organisiren zu müssen. So ist es auch mit der Symbolik der Sprache, ich glaube, dass sich die Bildlichkeit derselben, ja ihre ganze Äusserlichkeit aus der Anschauung geistiger Ideen entwickelt hat, insofern das alte Lied dazu gehört, mag sie auch darauf bezug haben, allein wenn Sie alles darauf beziehen, so kommt es mir gerade so vor, als wenn Sie bei der Biographie eines ausgezeichneten Mannes unter uns auch seine Verwandtschaft mit den Indiern, Semiten und Negern, wegen der gemeinschaftlichen Abstammung darin, auseinander setzen wollten. Ich leugne sie eigentlich nicht, sie braucht aber hier nicht zur Sprache zu kommen, so wie ich etwa bei naturhistorischer Betrachtung der Rose mir gänzlich den Tannenbaum aus den Gedanken schlagen kann und doch hat Göthe in der vorerwähnten Abhandlung beide in Beziehung gebracht. Wohin jenes Verallgemeinern führt, können Sie aus Hagens Werk über die Bedeutung der Nibelungen sehen; ich frage Sie, ob etwas dadurch gewonnen ist? eine nähere Einsicht in die Natur des Gedichts? Alles verliert sich in ein eintöniges, langweiliges Grau, kein Sommer und Winter, kein Ja und Nein, keine Wahrheit und kein Traum besteht mehr, der Norden ist in den Süden versetzt und die

ganze Schöpfung wirbelt um den Schlund einer toten Identität. Auf den höchsten Alpen soll einem die ganze Landschaft in einem solchen gleichgültigen Grau erscheinen. Sie werden mir auch hier eine blümelnde dunkle Sprache vorwerfen, ich versichere Sie aber, dass ich dergleichen nicht als Zierrath gebrauche, sondern blos um klarer und deutlicher zu seyn.

Wie sollen wir aber in der Betrachtung des Epos verfahren? Ich glaube, unser Geschäft ist, zu erforschen, wie weit wir die ursprüngliche geistige Idee darin noch erkennen mögen, zu diesem Ende müssen wir die verschiedenen Gestaltungen, die uns andere Zeiten oder andere verwandte Stämme liefern, mit einander vergleichen, wir werden daraus am ersten das nothwendige von dem zufälligen oder, wenn dies deutlicher ist, das geistige von dem sinnlichen unterscheiden können und auf diese Art zu dem Mittelpunct des Ganzen dringen. Dieser Weg fängt aber von unten an, da wo ich nicht weiter kann, bleibe ich stehen, sollte ich auch nur zerstreute Lichter oder unzusammenhängende helle Punkte entdeckt haben.

Ich würde Ihrer Einladung gemäss gern mich näher über Siegfried äussern, allein es geht nicht wohl eher an, als bis ich Ihnen eine Abhandlung über den Rosengarten mitteilen kann. Mein Hauptgedanken ist, dass wir in diesem Gedicht eine zwar rohere, aber ältere Darstellung derselben Idee besitzen, auf welcher das Nibelungenlied beruht, dass es also mit diesem in gewissem Sinne zusammenfällt. Ich hoffe, dass wenn mir die Arbeit gelingt, manches dadurch klar werden soll. Siegfried steht in der Mitte zwischen beiden überirdischen Gewalten, er ist der dummklare, der tiefsinnige und unschuldige, der ernste und spasshafte, dem es aufgegeben wird, den Hort zu erwerben, der aber darüber verderben muss, wie alle irdische Kraft vor der unsterblichen Idee zerfällt.

Wie dankbar wir die Beiträge zu den Sagen empfangen, wissen Sie, wir haben wieder einen schönen Vorrath. Was die Volkslieder unserer Gegenden betrifft, so verhält es sich damit folgendergestalt: Wir haben den grössten Theil derselben von der im Paderbörn. und im Münsterlande ausgebreiteten Familie Haxthausen, ein Glied derselben hat nun schon seit 10—12 Jahren daran gesammelt und will sie heraus geben; da es so lange Zeit dauert, so zweifle ich fast, dass etwas daraus wird, indessen könnte ich Ihnen doch das, was ich daher habe, nicht zur Herausgabe überlassen. Wollen Sie sich aber mit ihm selbst in Beziehung setzen (Adr. Freiherr August von Haxthausen zu Bökendorf bei Brakel im

Fürstenth. Paderborn), so vereinigt er sich wohl mit Ihnen und das glaube ich wäre auch das beste.

Seyn Sie von uns beiden auf das Freundschaftlichste gegrüsst

der Ihrige

W. C. Grimm.

4.

Cassel, 20t. Mai 1821.

Lieber Freund,

Die Freundschaft und Güte, die Sie mir zum Besten meiner Schrift über Runen erzeigt, habe ich gewiss jedesmal erkannt, aber nicht jedesmal habe ich dafür gedankt; ich wollte es durch die Schrift selbst thun und auch darum war es mir leid, dass sich ihre Beendigung sosehr und grossentheils ohne meine Schuld verzögerte. Endlich folgt sie hier bei und zwar in drei Exemplaren, indem ich nach Ihrem freundlichen Erbieten Sie ersuche zwei davon nach St. Gallen an Hn. von Arx zu übermachen. Ich wünsche, dass Ihnen einiges darin gefällt; ich bin wenigstens so vorsichtig als möglich in meinen Behauptungen gewesen, damit man sich in Zukunft nur auf das ausgemachte stützen kann.

An dem guten Fortgang der deutschen Denkmäler nehme ich grossen Anteil; es lässt sich nicht berechnen, welcher Vortheil sich aus diesen bildlichen Darstellungen für Erklärung des Alterthums ergeben wird. Die Gesellschaften könnten ihr Geld nicht besser anwenden, als zur Unterstützung einer raschen Fortsetzung. Ihren Ortnit habe ich noch nicht gesehen. Mein Bruder arbeitet fleissig an der Grammatik, die schon 400 Seiten aber bis jetzt noch lauter neue Dinge enthält, die über die Buchstaben unerwartete und wie mir scheint, treffliche Aufschlüsse geben.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich in freundschaftlichem Andenken.

Ihr

W. C. Grimm.

5.

Cassel, 26. Juli 1822.

Lieber Freund,

Sie erhalten hier den 3. Band der Märchen, welcher die Anmerkungen und Litteratur begreift und womit nun das Ganze geschlossen ist. Was ich in meiner Lage an dieser Sammlung thun konnte, ist geschehen und wie viel Nachträge und Verbesserungen zu dem Einzelnen sich noch einfinden werden, so habe ich doch nichts hauptsächliches mehr zuzufügen. Die Vergleichung ist ziemlich erleichtert und ich kann mir schon vorstellen, dass jeder, der sich für diesen Gegenstand interessirt,

leicht eine andere Hypothese über die merkwürdige Zusammenstimmung und Abweichung dieser Sagen haben wird.

Ich habe es mir auch bis jetzt aufgespart, Ihnen für Ihren freundschaftl. Brief vom 23. März zu danken, worin Sie mir eine neue Abzeichnung der St. Galler Runen zuschickten. Von den 3 Wörtern über dem anguliscum konnte ich im Buche nichts sagen, weil ich sie bei der ersten Durchzeichnung nicht erhalten hatte. Die erste Reihe ᛖᚫᚱᛖᚫᛕᚫᛚᚳ lese ich *ear eak kalc.* Das wären 3 Runen Namen und ëa müsste für â stehen so dass eak = âc wäre. Höchst merkwürdig für unser Alphabet sind die vor kurzem in Dänemark gefundenen Goldbracteaten, denn die Runen darauf sind ohne Zweifel die deutschen. Nyerup hat mir einen Theil der noch nicht ganz beendigten Abbildungen mitgebracht um mehrere Stücke glaube ich lesen zu können, finde aber darin die altnordische Sprache. Auch ist mir höchstwahrscheinl. dass die Buchstaben auf den beiden tunderschen Hörnern keine altiberischen sind, wie Pf. Müller will, sondern deutsche Runen. Käme es also zu einer zweiten Auflage des Buchs, so würde ich nicht nur manches Einzelne verbessern lassen, es müsste auch neue Abschnitte erhalten, doch das darf ich nicht hoffen. Was Arx mit der Berichtigung will, die Hs. gehöre nicht ins 10te sondern 9. Jahrhundert weiss ich nicht, ich habe ja Seite 138 nichts anderes gesagt. Auch seine Conjectur truthenstab kann ich nicht gebrauchen, weil solche Kühnheiten mir unerlaubt scheinen.

Sollte Kopp glauben, man lerne aus meiner Schrift nichts über nordische Runen, so hat er ganz Recht. Ich muss ihm dazu den Ol. Worm und Göransson empfehlen, die für ihre Zeit Lob verdienen; man fühlt leicht dass die Sache nur muss vorgenommen werden, aber das wird mit Erfolg nur jemand thun können, der die Denkmäler selbst untersuchen und neu u. besser lesen kann. Schade, dass der ältere Thorlacius über der Arbeit gestorben ist. Sonst fehlt es dem Kopp nicht an einem scharfen Blick u. es wird der Sache gewiss nützlich sein, wenn er eine Reise nach dem Norden machen will: nur möge er sie auch dann ganz umfassen, nicht eine Einzelheit herausheben.

Ihre Mythengeschichte habe ich in diesem Augenblick erst durch die Kriegersche Buchhandlung erhalten und sie ist mit den letzten Bänden von Creuzers Werke bei dem Buchbinder. Aber schon beim Durchblättern habe ich gesehen, wie reichhaltig das Buch ist u. wie viele Mühe es Ihnen muss gemacht haben. Einstweilen sage ich Ihnen grossen Dank für das Geschenk.

Der 1te Band von der Grammatik meines Bruders naht sich endlich seinem Ende, schon 1056 Seiten sind gedruckt, es wird also ein sehr dickes Buch, aber auch viel neues und schönes enthalten.

Die Einlage bitte ich unserm Freunde Creuzer nebst den herzlichsten Grüssen zukommen zu lassen.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich fortwährend in freundschaftlichem Andenken.

Der Ihrige W. C. Grimm.

6.

Cassel, 15ten Juni 1825.

Lieber Freund, von dem Pfaffen Kuonrât, den wir von Ihnen seit einigen Monaten besitzen, habe ich mir Abschrift genommen und bin Willens, ihn herauszugeben, so sorgfältig und genau als in meinen Kräften steht und so umständlich als nach der gegenwärtigen Lage der Dinge nothwendig ist.

Ich setze dabei natürlich voraus, dass Sie Ihren desshalb früher gefassten Plan bei Seite gelegt haben, wie ich auch meine, in einem Ihrer Briefe, wenigstens angedeutet, gelesen zu haben; indessen möchte ich doch eine ausdrückliche Versicherung von Ihnen haben. Ich bin noch nicht einig, ob ich einen oder zwei Bände dafür bestimme, aber das Wörterbuch, das ausführlich sein muss, nimmt viel Platz ein und die merkwürdigen Zeichnungen wollen auch erläutert seyn und so möchte es für einen Band zu stark werden, der mir an sich angenehmer wäre.

Seyn Sie so gütig, mir ein paar Zeilen Antwort zu schreiben. Mein Bruder, der fleissig an der Grammatik arbeitet, grüsst Sie wie ich, mit unveränderter Freundschaft

der Ihrige W. C. Grimm.

Sie sind wohl so nachsichtig, mir die beiden Handschriften noch etwas über die bestimmte Zeit zu lassen. Ich bin mit dem welschen Gast noch nicht zu Ende. Dr. Massmann ist wahrscheinlich schon längst von dort weg?

7.

Cassel, 22ten Dec. 1825.

Hierbei, lieber Freund, sende ich Ihnen mit dem grössten Dank die beiden Handschriften

Den Pfaffen Kunrât und
Den Welschen Gast

zurück, diesen habe ich mir sorgfältig abgeschrieben u. auch die Bilder dabei benutzt, an der Ausgabe des Kunrâts arbeite ich u. Massmann

hat mir schon längst geschrieben, dass er weiter keine Ansprüche mache, doch, wo ich nicht irre, haben Sie den Brief selbst gelesen. Mithin sind alle Schwierigkeiten beseitigt und Ihre Einwilligung hatten Sie mir ja für diesen Fall gegeben.

Seit Monaten lagen diese Handschriften schon bereit, dass sie nicht abgegangen sind, daran ist beiliegendes Buch über Elfen Schuld, das ich Ihnen gern als ein kleines Andenken an uns mitsenden wollte u. welches ich, obgleich es fertig war, nicht von Leipzig erhielt. Wenn Sie diese Studien auch bei Seite gelegt haben, so hat sich doch bei Ihnen das Interesse dafür erhalten u. Sie blättern wohl gelegentlich die Abhandlung, die mir eigentl. die Hauptsache war, durch.

Wenn Sie so gütig sind, mir nur zwei Zeilen über den richtigen Empfang der beiden Handschriften zukommen zu lassen, so bitte ich Sie mir zu sagen, ob, wenn ich wieder eine Hs. wünschte (ich möchte den Sommer No. CCCXXIV die Hagen in s. wie es scheint vorerst geschlossenen Heldenbuche nicht hat mit abdrucken lassen, durchlesen) es durchaus nötig ist, dass ich mich an den Minister wende oder ob Sie mir solche zuschicken dürfen. In jenem Falle bitte ich mir seinen Namen und Titel mitzutheilen.

Mein Bruder empfiehlt sich mit mir Ihrem Andenken und Ihrer Freundschaft.

Wilh. Grimm.

8.

Hierbei, lieber Freund, sende ich Ihnen die beiden Codd.

No. 360 Tristan

Nr. 349 Vrîdanc

zurück und wiederhole meinen Dank für die gütige Mitteilung derselben. Ich habe sie bestens benutzt.

Sie werden eben so sorgfältig eingepackt sein, als sie es zu der Herreise waren u. da ich nur bis Frankfurt das Porto hier bezahlen kann, so lege ich 12 Batzen bei um den Betrag von dort aus damit zu berichtigen. Sollte etwas übrig seyn, so bitte ich es dem Bibliotheksdiener für seine Mühe zu geben.

Meine Scheine haben Sie wohl die Gefälligkeit mir zurückzusenden, ich möchte gerne über die richtige Ankunft beruhigt sein.

Ist es denn wahr, das die öffentlichen Blätter sagen, dass Sie Heidelberg verlassen wollen?

Wir beide grüssen Sie freundschaftlichst

der Ihrige

Wilh. Grimm.

Cassel, 17ten Mai 1827.

9.

Göttingen, 22ten Oct. 1834.

Endlich kann ich Ihnen, liebster Freund, die lang verzögerte Ausgabe des Freidank übersenden; ich will nur wünschen, dass dieses Verzögern mehr Vortheil als Nachtheil gebracht hat. Indessen hoffe ich doch einiges gethan zu haben, das den Werth des Buches deutlich macht. Meine Meinung über den Verfasser wird wohl Widerspruch erfahren, aber das ist mir Recht, denn es kommt nur auf die Wahrheit an.

Nun habe ich den Pfaffen Konrad, für welchen schon manches gethan ist, in Arbeit, nur wird die Untersuchung über die Sage, die jetzt, nachdem die französ. Quelle entdeckt ist, nicht unterbleiben darf, noch Zeit kosten und deren habe ich nicht viel. Es versteht sich, dass die Zeichnungen der Handschrift mitgeliefert werden, da ich nicht gerne etwas versäumen möchte.

Jacob hat eine Ferienreise gemacht u. in Brüssel ein latein. Gedicht entdeckt, das für Reinh. Fuchs von Werth ist; also hat er Gelegenheit zu Ihren schätzbaren Nachträgen noch weitere zu liefern. Gegenwärtig indessen beschäftigt ihn eine deutsche Mythologie, an welcher schon gedruckt wird.

Seien Sie von uns beiden freundschaftlichst gegrüsst und behalten Sie uns in gutem Andenken

Ihr

Wilh. Grimm.

III.

Brief von Karl Lachmann.

Berlin, 16. Februar 1827.

Die Abschrift, die Sie, hochgeehrter Herr und Freund, von dem Leich Walthers von der Vogelweide haben nehmen lassen, ist richtig angekommen und ich danke Ihnen herzlich dafür. Die Vergleichung ist nicht ohne Resultat: der Heidelberger Codex giebt sogar einige Zeilen, die der im Ganzen freilich viel besseren Manessischen Hds. fehlen. Brauchen habe ich die Abschrift wohl können, obgleich mir die erste mit Ihren Correcturen lieber gewesen wäre: denn ein Paarmahl hat mich der Abschreiber doch in Zweifel gebracht mit seiner Verneuerung der Orthographie, die ihm nicht nur wie uns allen zuweilen begegnet,

sondern dieser sich zur Regel gemacht hat. Besonders hat mich ein *soll* verwirrt, welches dem Sinne nach *sol* und *solt (e)* heissen konnte. Doch für die Lesarten meines Textes liegt nichts daran; aber unter den Varianten wird nun einiges anders lauten als im Codex.

Dass Sie unsere gemeinschaftlichen Studien nun schon seit mehreren Jahren aufgegeben haben, thut mir sehr leid. Ich bin gewiss nie dagegen gewesen, dass Sie, wie Sie es nennen, „in die Tiefe gehn“. Nur habe ich geglaubt warnen zu müssen, wo ich zu bemerken glaubte, die Tiefe sei noch nicht erreicht, sondern eine den Weg hemmende Sandbank sei für den Meeresboden gehalten worden. Bin ich aber dabei zuweilen zu zweifelnd gewesen, so wird das der Sache wohl nicht geschadet haben.

Die Absendung dieses Briefs und des Honorars für den Schreiber hat sich um eine Woche verzögert, weshalb ich Sie um Verzeihung bitte: zum Theil war daran eine Unpässlichkeit Schuld.

Mit Hochachtung

Ihr ergebenster

Lachmann.

IV.

Briefe von Creuzer.

1.

Heidelberg, den 16. September 1839.

Theuerster Freund!

Da haben Sie nun das Vasenbüchlein. Nehmen Sie es freundlich auf. Zugleich muss ich Ihnen aber die Mühe zumuthen:

nr. 2 dem Hern Major von Krieg zu übersenden und

nr. 3 Ihrem Nachbar dem Herrn Minist. R. Eichrodt, item

nr. 4 auch dem H. v. Krieg zu übergeben. Ich habe diesen Bericht über die neueste Vasenliteratur aus Auftrag für die Münchner Akademischen Anzeigen gemacht und ich hoffe, er wird dem Herrn von Krieg eine bequeme Übersicht gewähren; endlich nr. 5 aber nehmen Sie, als alter alumnus Seminarii philologici, pflichtschuldigst von mir an. Vom Vasenbüchlein und vom Bericht habe ich durch Gh. R. Rinck auch dem Grosherzog Exemplare überreichen lassen —; aber kein Wort dabei hinzugefügt; denn zum Betteln kann ich mich doch nicht entschliessen.

Von Bähr weiss ich, dass Sie wohl sind; nun möchten wir aber auch gern wissen, wie es mit Ihrer lieben Frau und Kindern steht, besonders mit dem herzigen Nestquäkchen in der Wiege. Werden Sie denn heuer Ihren Vorsatz, ein paar Wochen hier zuzubringen, nicht ausführen? Ob wir noch einmal nach Karlsruhe kommen, weiss ich nicht. Da soll ich mich ja bei der philologischen Revue in Mannheim einfinden. Das Lyceum dahier macht heute und morgen seine Herbstmanoeuvres.

Von meiner Frau soll ich an Sie Alle die schönsten Grüsse melden, womit ich verbleibe hochachtend

Ihr ergebenster

Fr. Creuzer.

2.

Heidelberg, den 19. Dec. 1849.

Verehrtester Freund!

Die guten Nachrichten von Ihrem Befinden, die uns früher Freund Zell und später Ihr Sohn überbrachte, haben uns sehr erfreut, und wir hoffen und wünschen die standhafteste Fortdauer. Ihr Sohn soll uns um so willkommner sein, je öfter er sich bei uns sehen lässt. — Jedoch ich habe bis jetzt weder ihm noch seinem Gastgeber einen Gegenbesuch machen können, da ich mir durch einen wiederholten Fall eine so arge Luxation des rechten Fusses zugezogen, dass mir nach zwei Monaten noch das Treppensteigen sehr angreifend ist.

Beiliegendem Briefe des jüngern Dr. Römers brauche ich wohl nicht viele Worte beizufügen, da ich vernehme, dass sein Vater Ihr commilito academicus ist. Jetzt ist dieser Gerichtsherr in seinen Mussestunden mit Leib und Seele Kunst- und Alterthumsfreund, und dabei ein so geschickter Gyps-Modellierer, dass er Antikes, Mittelalterisches u. Modernes mit der grössten Fertigkeit in diesem Material darstellt; wovon er mich selbst mit einigen Proben beehrt hat. Könnten Sie etwa Ihrem Studiosus bei seiner Rückkehr aus den Christferien etwas für ihn mitgeben, so würden Sie ihn sehr erfreuen. Mit unsern herzlichen Grüssen an Ihre liebe Frau und Familie verbleibe ich hochachtend

Ihr ergebenster

Fr. Creuzer.

V.

Briefe von Lassberg.

1.

Wolgeborner

insonders hochzuverehrender Herr Professor!

Vor ungefähr einem halben Jare habe ich an H. Pfarrer Eytenbenz 2 Exemplare ds 1. Bds meines Liedersaales für Euer Wolgeboren und H. Prof. Kreuzer, übermacht, aber ungeachtet wiederholten Nachfragens von ihm nicht erfaren können, ob sie abgesendet u. angekommen sind. Da ich, im Fall sie verloren wären, mit Vergnügen sie durch andere Exemplare zu ersetzen gedenke, so nehme ich hievon Anlass, mich bei Euer Wolgeboren um die Schicksale dieser Bücher zu erkundigen. Am 2ten Bande wird in Schafhausen gedruckt, er soll Ende April fertig werden u. der dritte sogleich folgen, welchem ein Register über den ganzen Codex angehängt wird. Der 4te, welcher der Nibelungen Liet enthält, ist beendigt u. ich mache gerade die Vorrede. Inzwischen sollten meine Handschriften von des Tuifels Sâgi |: 1330 Verse: von Herzog Friederich v. Schwaben, dem Ritter mit dem Boke, Labers Jagd, der Minne Lere, Roland u. die Ronzevaler Schlacht, Christus und die Seele u. s. w. abgeschrieben u. nach einander zum Druke vorbereitet werden; auch rechne ich darauf, dass d. guten Götter mir wie bisher, manchmal unerwartet eine merkwürdige Handschrift zusenden werden, damit der Stof nicht ausgehe; endlich zäle ich auch darauf, von Zeit zu Zeit einen nichtedirten Codex palatinus zu erhalten. So hätte ich z. B. gar zu gerne den Codex CCCXXIX herausgegeben u. mit einer Lebensbeschreibung meines wackern Landsmannes Haug v. Montfort begleitet, was die H. H. Berliner schwerlich im Stande sein werden zu tun. Über meine Ausgabe des Nibelungen Liedes wird die kritische Geises gewaltig geschwungen werden; aber ich werde wie Epictet sagen: Schlage, aber höre mich auch!

Mit wahrer Theilname habe ich vernommen, dass Sie an einer nordischen Mythologie arbeiten und wünsche von ganzem Herzen, dass diese Arbeit Euer Wolgeboren eigenen Beifall erhalte, dann darf auch gewiss das Publikum sich derselben freuen.

Grüssen Sie mir den wackern Dümgé und genehmigen Sie die vollkommene Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren

Euer Wolgeboren gehorsamer Diener

J. v. Lassberg.

Eppishausen bei Constanz 27. Dez. 1820.

2.

Verertester Herr!

Bei meiner nachhause kunft von Baden im Aargau, wo ich 4 wochen hindurch den beistand der sonst so woltätigen Nymyhen angerufen habe, fand ich Ir Schreiben aus Sebastiansweiler, wo Sie, wie ich hoffe und wünsche, mit besserm erfolge gebadet haben: ich sende Inen hier also die urkunden und werde erfreut sein, sie einst im Anzeiger abgedruckt zu sehen, von welchem mir durch ein sonderbares verhängniss in diesem iare nur das I. heft zu gesichte gekommen ist. Vielleicht finden Sie es nicht der mühe wert, die letzte urkunde nochmals abdrucken zu lassen, und ich bin es auch wol zufrieden, wenn sie wegbleibt. Die Note ††† wünschte ich etwas anders gefasst, habe aber wegen abgang der post keine zeit mer sie abzuändern; Sie haben doch wohl die güte, dies zu übernemen, so wie ich Inen, orthographie abgerechnet, volle censur- und Correcturfreiheit einräume.

Schon in Baden vernam ich, dass H. von Kriegs Graven von Eberstein erschienen sind; aus dem bade zu Kissingen liess mich derselbe durch H. von Haxthausen grüssen, später erfur ich, dass dies buch sehr reichlich ausgestattet worden und von Sr. Königl. Hoheit dem Grossherzoge zur selbstverteilung in beschlag genommen worden sei: ich habe also blos dann die hofnung ein exemplar davon zu erhalten, wenn solches, was später doch warscheinlich der fall sein wird, einmal dem buchhandel übergeben sein wird. In der Theodiska ist neuerlich wenig geleistet worden; aus Uhlands Thor habe ich nichts gelernt. Einer Ihrer landsleute H. Lacher hat altteutsche Gedichte, in der Sprache des III. IV. V.!!! und folgender Jarhunderte drucken lassen. Gedichte sind es wahrlich keine, aber als exercitationes grammaticae mögen sie wol hingehen, quand même! — es bleibt aber immer erfreulich, wenn junge leute die sprache irer vorältern, von der zeit an, wo die geschichte anfängt, wollen kennen lernen. es ist ein anfang, aller anfang ist gut, wenn er nicht stecken bleibt? So eben lässt mir ein von Berlin zurükkerender Schweizer student sagen: er habe mir ein buch von da mitgebracht. ich vermute, es wird etwas von dem wakern Lachmann sein, der immer im stillen webt und dann one trompetenklang damit hervortrittet. Kemble, der hier vor 2 iaren einen besuch abstattete, hat mir seine Stammtafel der Westsachsen gesendet. es ist doch gut, wenn wir auch hie und da die quellen kennen lernen, welche uns die Engelländer leider wie ware knochenvergraber verschliessen; aber freilich kann das auch nur durch Engelländer selbst geschehen, und für einen solchen schreibt er noch gut genug teutsch. Kennen Sie einen herren A. Kreglinger

zu Antwerpen? ich erhalte mit der heutigen post einen brief von im: er hat erfaren, dass ich ein Evangeliarium besize, welches Kaiser Ludwig der fromme um 834 dem frauenkloster Lindau geschenkt hat, und welches in seinen buchdeckeln einen reichtum von kunst, gold und edelsteinen wie wenige seines gleichen aufzuweisen hat. er möchte es gerne erwerben: pour la bibliothèque nationale, que l'on forme en ce pays. Kennen Sie diesen mann, und glauben Sie dass man im one gefar ein buch von 300 Louisd'ors am werte, zusenden könnte? denn eben so wenig als ich glaube, dass er eine Kaze im Sake kauffen wird, meine ich im das buch ungesehen verkauffen zu dürfen. wie ser wünschte ich, dass es in Teutschland bleiben möchte; aber, da ist kein geld für solche Sachen! Ser begierig bin ich auf das, was uns Dümge, den ich zu grüssen bitte, : sei es viel oder wenig :| geben wird. ach! man könnte so vieles tun, und die ausgabe ist, wenn sie recht berechnet wird, so klein! Wäre es nicht erenhaft, auf dem titelblatte manches buches zu lesen: auf Kosten der Regierung? Für 1000 fl. könnte man den II. teil des Episcopatus Constantiensis von Neugart, dessen Msspt ich besitze, drucken lassen, und gewiss würden 200 Exemplare abgesetzt werden, die die Kosten decken müssten. Sed, quis leget haec, min tu istud ais? nemo, hercule! nemo. Ein narr namens Dr. Kl. Widmann k. bair. Bataillons Artst, zu Regensburg, hat mir sein buch: Die Fehler der Neuhochdeutschen Schrift. Regensburg 1836 zugeschickt u. verlangt, dass wir teutsche künftig nach Boiisch-Bairischer Mundart schreiben sollen!!! — wer die geduld hat, sich durch den unendlichen unsinn des buches durchzuwinden, findet hier und da auch noch ein gutes körnchen darinne.

Ser erfreut hat mich, was Sie die güte hatten mir von der geneigtheit des verlegers des anzeigers, die bogenzal desselben bis auf 40 zu erstrecken, zu schreiben. möchte er doch sich lieber dazu verstehen, 4—6 lieferungen, jede auch nur zu 7 bogen für den iargang zu geben; so könnte man auch ausgedehntere aufsätze und gedichte liefern. ich weiss, dass dies nicht blos mein, sondern auch der wunsch vieler anderer wakerer freunde der altdeutschen literatur ist; tun Sie doch von Irer Seite was Sie können, um den guten mann dazu zu bewegen. meine bekannte in Frankreich, Engelland und den Niederlanden würden es gewiss dankbar erkennen und dem Anzeiger viele abnemer verschaffen. In Belgien wacht besonders die Liebe zu der alten nationalsprache wieder auf. Ich besitze eine abzeichnung eines MinnesängerKästchens aus des XIII iarhundert, welches der verwittweten Königin v. Baiern, gebornen prinzessin

von Baden, angehört hat und zu München in der königlichen Kinderstube verloren gegangen ist. es enthält unter anderem auch ein kleines gedicht, würde abes in das quartformat des Anzeigers reduzirt, wohl 3—4 blätter einnemen. Für die Archaeologie iener zeit ist es ein wahres χειμήλιον und einzig in seiner art. Glauben Sie, dass der verleger des anzeigers, wenn ich die zeichnungen liefere, sich wohl verstehen würde, solche abdrucken zu lassen?

Die hier folgenden urkunden und besonders die noten, welche concept sind, wünsche ich wieder zurükzuerhalten. Und nun zum schlusse noch eine bitte: könnten Sie nicht veranstalten, dass ich den Anzeiger, wie er erscheint, von Karlsruhe aus durch den postwagen erhalte und den betrag hiefür ende iares, an eine buchhandlung, etwa Glückherr in Constanz oder Huber in St. Gallen bezahle? so bekäme ich die hefte auch ordentlich, und könnte auch zu rechter zeit meine beiträge einsenden.

Leben Sie wohl, Gott befohlen von Ihrem

ergebensten

Josef von Lassberg.

Eppishausen bei Constanz am 10. Octobers 1836.

3.

Eppishausen am 21. Jan. 1837.

Verertester Herr!

Ich weiss nicht ob das hier folgende Bruchstück de Templariis, nicht schon in einem älteren Werke abgedruckt ist? in einem neueren findet es sich nicht; wenn Sie also hierin gleichfalls meiner meinung sind, so bitte ich es in ein heft des anzeigers einrücken zu lassen Es scheint mir merkwürdig genug, besonders in beziehung auf die zu Toulouse befindlichen gefangenen, welche den ausbruch der vom König Philipp schon lange vorgehabten verfolgung der Templer veranlassten.

Empfangen Sie meinen besten dank für Ire beiden letzten briefe, die ich früher beantwortet hätte, wenn ich nicht durch ein anhaltendes Katarrfieber zu allem schriftlichen verkere ganz untüchtig geworden wäre. nemen Sie meinen besonderen dank für das mir geschenkte zweite heft des anzeigers; aber ich wünschte auch das erste und das 3te und 4te des letzten iares zu haben: könnten Sie es vermitteln, dass ich dem verleger den betrag an die glückherrsche Buchhandlung in Constanz entrichten könnte, so würden Sie mich noch mer verbinden: durch diese Buchhandlung könnte ich dann auch ieweils die noch folgende hefte erhalten, und füge hier auch meinen weitern dank für das versprochene freiexemplar bei, welches ich schon

darum freudig anneme, weil ich nun doch hoffen darf, dasselbe stets sicher und gewiss zu erhalten; allein, ich will doch auch nicht ganz in Irer Schuld bleiben: die 4 zeichnungen von dem Minnesänger Kästchen sind fertig und ganz zu meiner zufriedenheit ausgefallen; davon will ich nun die Kosten des einen blattes übernemen, zwei davon übernimmt, wie Sie sagen, der verleger, und zum 4ten wird sich in Karlsruhe, so hoffe ich, auch noch eine woltätige hebamme finden: sobald ich den text dazu fertig habe, sende ich Inen dann das ganze, damit es noch im laufe dieses iares erscheine; aber es verstehet sich wol, dass die 4 blätter abbildungen mit dem texte zusamen in einem hefte erscheinen.

Mein son Fritz hat wirklich von Hrn. v. Krieg ein exemplar der geschichte der graven von Eberstein erhalten; aber für sich und nicht wie H. v. Krieg Inen sagte, um es mir zuzustellen. Indessen habe ich das buch gelesen und kann wol warten, bis es einmal in den buchhandel kommt.

Mit der versorgungsanstalt bin ich, durch Krankheit verhindert, diesmal zu späte gekommen, wir wollen also nur in dem laufe dieses iares eintretten.

J. grimm hat mir den aushänge bogen FB. von seiner Syntaxe zugeschickt und auf ostern wird auch dieser teil seiner Sprachlehre erscheinen. Sein bruder Wilhelm hat ein büchlein über den Rosengarten fertig gemacht, welches ich aber noch nicht erhalten habe, eben so wenig Lachmanns comentar zu den Nibelungen, welcher doch schon ausgegeben sein soll. Wakernagel in Basel, welcher das glossar dazu machen soll, ist damit noch nicht fertig geworden. wie ich höre, hat dieser eine merkwürdige handschrift des Schwabenspiegels aufgefunden, welche er herausgeben will; doch scheint mir werde mein Son Friz mit dem seinigen noch früher zu stande kommen.

Die wahrheit zu gestehen, erwarte ich von dem heil: Gregor im Steine, aus den händen des H. Greith eben nichts vorzügliches; aber es ist doch gut, dass dies gedicht Hartmanns endlich einmal herauskömmt, da die älteste Strassburger handschrift immer noch vermisst, und also warscheinlich ganz verloren ist.

Leben Sie wol, gott befolen von

Irem

noch immer hustenden

J. v. Lassberg.

4.

Wolgeborner, hochzuvererender Herr!

Unterm 21. Januar gab ich mir die ere Inen einen kleinen, aber wie ich glaube nicht unmerkwürdigen beitrag zum Anzeiger in dem bruchstücke de Templariis, ex quadragesimali der prediger mönche von Rotweil zu übermachen; ich bezog mich dabei auf mein schreiben vom 10. october a. p., in dem ich Inen 10 Schafhauser urkunden, mit der bitte übermachte, mir solche nach geschehenem abdruke zurückzusenden. da ich, ausser dem heft II. des vergangenen iares, womit Sie die güte hatten mich zu beschenken, von diesem iargange des Anzeigers noch gar nichts, und eben so wenig von dem laufenden Jargange erhalten habe, so weiss ich nicht, ob meine zusendungen aufgenommen wurden? ich verlange kein freiexemplar, aber ich würde es dankbar erkennen wenn Sie die gefälligkeit haben wollten, bei dem verleger zu veranstalten, dass mir die hefte, so wie sie erscheinen, über Constanz per Postwagen auf meine Kosten zugesandt würden. dies ist auch die ursache, aus welcher ich die zeichnungen zu dem Minnesängerkästchen, von welchem ich Inen früher schrieb, und zu dessen herausgabe ich gerne einen Louisd'or beitrage, noch nicht übersendet habe. mir geht auch noch der ganze Jargang 1835 des Anzeigers ab, welchen ich recht ser zu erhalten wünschte; derselbe könnte mir bei angezeigtem anlasse durch den verleger per postwagen zugefertiget werden. Indessen lege ich hier abermal eine abschrift bei, welche vielleicht in dem Anzeiger erscheinen dürfte. Ich habe nämlich vor wenig zeit eine handschrift vom Jare 1303 erworben, welche das Urbar über die besizungen der herzogen v. Oesterreich in den Vorlanden begreifft, und das beiliegende blat fand sich, obschon von gleicher hand, dazwischen, an ungehörigem orte eingeheftet. mir scheint der inhalt wichtig genug, um den publicistischen Statistikern ein feld zu animadversionen, ia zu controversen zu eröffnen; denn hier in der Schweiz will man von der gravschaft Lags nichts wissen. Ich habe meine eigenen gedanken hierüber, welche ich aber noch nicht kund geben will. Obschon das Urbar gleich nach dem tode Kaiser Rudolf I. 1292 angefangen wurde, und noch bei lebzeiten Kaiser Albrechts I. vollendet, so scheinen doch seine Söne Friederich und Leopold, doch wieder einfluss auf dasselbe gehabt zu haben. Jenes exemplum, aus dem Hergott: genealog: aug: domus Austriacae Tom. III. einen kurzen auszug gab, enthielt wol nicht so viel als das meinige.

Ich bin in verlegenheit dem guten Dümge ein danksagungsschreiben

für seine Regesta Badensia zu senden. Sie haben mich gar nicht vergnügt und seine noten unter dem texte zeigen einen mann an, der in der geographie seines landes ganz übel zu hause ist. es kommen auch albernheiten vor, wie z. B. Johiler erklärt durch Jouailler, da doch das geschlecht, welches im XIII. iarh. oft in urkunden vorkommt, noch lebt und sich iezo Johler schreibt. überhaupt hatte ich mere und wichtigere urkunden erwartet. er sprach mir einmal von 600 stücken, die er zum druck bereit habe.

Ich habe gegenwärtig die Minnesänger des Schwarzwaldes für den H. v. Fahnenberg unter den händen; aber leider sind sie ser dünne gesäet! es scheint, wo kein wein wuchs habe man auch nicht viel gesungen. Gott walt's! es würde mir eben auch nicht besser gehen.

Leben Sie wol, gott befolen! von Irem

ergebensten

J. v. Lassberg.

Eppishausen bei Constanz am 20. April 1837.

5.

Wolgeborener, hochzuvererender Herr Archiv Direktor!

Indem ich Inen meinen verbindlichsten dank für die beiden quartalhefte des Anzeigers 1838 abstatte, nehme ich zugleich die gelegenheit war, da mein freund Kirchenrat und pfarrer Kirchhofer von Stein am Rheine eine wissenschaftliche reise nach dem Rheine und Nekar antreten will, Ihnen denselben auf das angelegenste zu empfelen. als gründlicher historischer schriftsteller ist er Inen schon längst bekannt, auch als nach kopf und herz schätzbarer mann verdient er von Inen gekannt zu werden: da er vorzüglich der Archive wegen reiset so bedarf er in Karlsruhe auch vorzüglich Ihres schuzes und Irer wolwollenden unterstützung, wozu ich in bestens empfolen haben will.

In meinem aufsaz: de Templariis, haben sich einige haessliche drukfehler eingeschlichen, welche ich, mit Dero gütiger erlaubnis anzeigen werde. übrigens freue ich mich, dass der Anzeiger sowol an innerem gehalte als auch an äusserer ausdenung immer mer zunimmt und würde es schmerzlich bedauren, wenn Ire geschäfte Inen nicht mer erlauben sollten, denselben ferner fortzusezen; es ist ia das einzige Institut dieser art, welches wir in der teutschen Literatur haben. Wenn ich es vor lauter einpaken möglich machen kann, so sende ich Inen noch vor meinem in etwa 4—5 wochen erfolgenden abzuge nach Meersburg, noch einiges zum einrücken;

unter andern, als gegenstück zum ersten aufsaze im ersten quartalhefte, aus meinem apographum des cod. trad. Weissenaugiensium, Sec: XII. et XIII. ein verzeichnis dessen, was man in dem dortigen kloster iärlich zur kleidung des Conventes brauchte. Ich hätte wol noch manches für den anzeiger mit zu teilen, aber es ist noch nicht abgeschrieben und iezt kann ich unmöglich die erforderliche zeit dazu auftreiben, da ich tagtäglich von morgen zum abend mit einpaken beschäftiget bin und inzwischen hie und da von hier nach Meersburg hin und wieder reissen muss: bin ich einmal da, so sollen auch beschreibung und zeichnungen von dem Münchner Minnesänger Kästchen folgen und die beschreibung und abbildungen altteutscher vor-römischer opfergeräte, die in der gravschaft Heiligenberg ausgegraben wurden, welche über die älteste teutsche Mythologie ein grosses Licht werfen: auch habe ich, da ich mit meinen freunden Jacob Grimm und Lachmann in eine controverse über Hartmann von Aue geraten bin, im sinne dem Anzeiger eine kleine abhandlung über diesen gegenstand zuzuwenden, welche, vor vielen iaren geschrieben, noch einmal überarbeitet werden muss.

Sie haben wol den Karlsruher Waltharius, unter Grimm's latein. gedichten des X. & XI. Jahrh. gelesen. ich habe mit vergnügen, meinen ganzen deshalb gesammelten aparat, auf sein verlangen, an J. Grimm abgetretten; da ich überzeugt war, dass die ausgabe unter einem solchen editor nur gewinnen konnte; aber ich hätte mer und besseres erwartet: wie manche schöne und merkwürdige bezeichnungen dieses schönen gedichtes sind von im ganz ausser acht gelassen worden. die hauptsächlichste, ich meine die so ganz nahe verwandtschaft mit dem Nibelungenliede, die in beziehung der übereinstimmenden Karakter darstellungen, so auffallend ist, hat der gute Jacob auf eine mir unbegreifliche weise völlig übergangen. Ich bereue es gar nicht die veranlassung zur herausgabe des heil. Gregor uf dem Steine durch einen hiezu vielleicht wenig geeigneten Mann |: H. Greith :| geworden zu sein; one sie, hätte Lachmann wol spät daran gedacht seine ausgabe zu machen, und ich habe es im gar keinen dank, dass er aus schonung gegen mich, oder, wie er meinte, meinen protegé Greith, keine vorrede dazu gemacht hat; weil sie nur tadelnd von der editio princeps hätte sprechen können. mir war es nur darum zu tun, dass eines der schönsten gedichte des XIII. vielleicht auch des XII. Jarh. einmal zum vorschein komme. aber, man muss einpaken! leben Sie wol, aufrichtig vereret von Ihrem

gehorsamen diener

Joseph von Lassberg.

Eppishausen am 16. Juny 1838.

6.

Eppishausen, am 21. Juni 1838.

Hochvererter Herr Archiv Director!

Vor 4 tagen nam ich mir die freiheit Inen meinen reisenden freund Kirchhofer von Stein am Rheine zu empfelen und schloss einen kleinen beitrag für den Anzeiger bei; ich bedachte aber nicht, dass vielleicht merere Wochen vergehen können, ehe Kirchhofer Karlsruhe erreichet: da ich nun gerne bei jedem der 4 räder, welche das iar hindurch den Anzeiger umgehen machen mit unter den schaltenden sein möchte; so habe ich schnell beikommendes aus einer meiner handschriften abgeschrieben, damit dasselbe noch in das nächste quartalheft kann aufgenommen werden.

Nur so viel in eile von

Irem

ergebensten

J. v. Lassberg.

7.

Auf der alten Meersburg am 28. März 1840.

Hochzuvererender Herr Archiv Director!

Aus anliegendem werden Euer Hochwolgeboren ersehen, dass ich gerne das alte Liederbuch benuzen möchte, welches meiner frauen Oheim Werner Haxthausen Inen mitgeteilt hat: können Sie es entberen, so bitte ich es mir durch den postwagen zu übermachen. Ich fange wieder an zu arbeiten; allein, das unglück ist mit eisernem fusse in mein hauss getretten und hat mich gewaltig niedergeschlagen. Nach dem tode meines wackern sones Friz, hat der liebe gott den leib meiner lieben fraue gesegnet, und wir trösteten uns mit der hoffnung, dass ein zweiter Friz den ersten ersezzen werde; aber am 24. Oct. v. J. scheiterte diese heisse hofnung an einer zufrühen entbindung. am lezten tage des abgelaufenen iares kam mein noch einziger bruder zu uns auf besuch, wir waren einige tage hindurch mit einander frölich und munter, als wir am 11. Januar durch das geschrei seines sones Siegfried am nachtessen erschreckt wurden. wir fanden in auf seiner stube tod auf den boden ausgestreckt. Solche schläge können auch den besten mut erschüttern! ich füle dies nur zu tief und doch kann ich mich von den Musen, diesen freundlichen schwestern, nicht abwenden. Sie allein vermögen über mich, dass ich mich selbst und meine trauer, wenigstens auf eine

weile, vergesse, und der zeit, diesem woltätigsten und verlässigsten aller ärzte, sei das übrige anheimgestellt.

Haxthausen klagt, dass er kein ganzes exemplar des Anzeigers zusamen bringen kann: ich klage nicht, aber ich zeige blos an, dass ich von dem iargang 1838. nur das erste und zweite heft, und vom iargange 1839. blos das erste und dritte erhalten habe. Vielleicht bin ich in der folge so glücklich das abgehende zu erwerben. Der Anzeiger hat also aufgehört! ich habe es mit herzlichem bedaurn gelesen. wir sind eines ser notwendigen Institutes beraubt worden! — wer wird es ersezzen? es ist ein unglück, dass die Buchhändler heut zu tage mit 100 pr. ct. sich nicht begnügen können, sonst liesse sich's wol machen. Nun werden wir ja auf das Buchdrucker Jubilaeum plözlich reich an ausgaben des Nibelungen Liedes. Cotta verspricht eine Prachtausgabe mit bildern; denn jezt wollen die grossen Kinder nichts als bilderbücher haben!!! —

Die Wigands in Leipzig geben, auch mit bildern, einen urtext und eine übersezung unserer Ilias; von der leztern, durch Dr. Marbach, wurde mir ein probedruck gesandt. Guter Gott! quantum distamus ab illo! musste ich ausrufen. Nun kömmt auch noch Lachmann und verheisst auf gleiche zeit, eine nach seiner ansicht berichtigte ausgabe unseres liedes, die vermutlich bei Reimer erscheinen wird. also drei Nibelungen Lieder auf einmal! aber einen comentar, mit noten zum texte, wie die alten meister des XVI. und XVII. iarh: die alten Classiker behandelt haben, möchte ich einmal sehen: warum will sich denn keiner daran wagen? —

Von handschriften habe ich in der lezten zeiten wenig bedeutendes erworben, das beste ist ein Urbar des Kaisers Albrecht I. 1303*) über seine besizungen in Schwaben, durch seinen schreiber Meister Burkhard von Frik.

Gott schenke Inen schöne tage! ich schreibe Inen mitten im winter, der schnee liegt seit drei tagen auf unsern dächern. Und kommen Sie wieder einmal an den blauen Bodensee; so zeigen Inen beiliegende blätter, wo Sie herberge nemen sollen. Leben Sie wol, gott befolen von

Irem

Joseph von Lassberg.

8.

Verertester Herr und Freund!

Wegen vernachlässigung des drukers, musste ein Carton gemacht werden, daher auch die so spaete übersendung, des hier folgenden Büchleins. möge es Inen eine stunde der unterhaltung gewären! Sie sehen,

*) Im Original steht 1803.!

dass ich es noch immer auf alte literatur iagd zu machen, und von meiner gemachten beute Kunde zu geben. daneben gehe ich nicht weniger eifrig auf urkunden aus, und eben iezt hätte ich treue abschriften von dem nachstehenden nötig, welche ich in E. Münchs Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, aus dem Karlsruher Archive angefürt finde.

I. Münch geschichte Band I. pag. 140. Anmerkung 3. Urkunde ddto 1 & 8. May. 1275. Carlsruher Archiv.
II. — pag. 145. anmerkung 2. Urkunde des Carlsruher Archivs. Sonntag nach Jacobi. 1282.
III. — pag. 162, anmerkung 1. — dat. Sonntag vor Hilari. 1298.
IV. — pag. 166. anmerkung 2. — dat. Mittwoch vor St. George. 1307.
V. — pag. 168. anmerkung 3. — urkunden von 1303 & 1309.
VI. — pag. 169. anmerkung 1. vier urkunden des Karlsruher Archives.
VII. — pag. 169. anmerkung 3. zwei urkunden des Karlsruher Archives. Montag nach St. Bartholomei und Montag nach St. Math: 1308.

Es verstehet sich dass ich die abschrift gebüren dankbar und prompt bezale und Inen verertesten Herr und Freund für die gütige bewilligung derselben hoechstens verbunden bin. Sollten Sie aber durch Iren geschäfts stand veranlasst sein, die bewilligung zur abschrift zu beanstanden, so bitte ich mir nur zwei zeilen hierüber, damit ich dann sofort an des Grossherzogs Koenigliche Hoheit mich wenden kann, wo ich, durch vorgaenge aufgemuntert, hoffen darf gnaedige entsprechung zu finden.

In der Theotisca wird nun viel nud wenig getan; das heisst manches herausgegeben und dabei wenig geleistet. recht vorangehen wird es damit erst, wenn unsere älteste, alte und mittelalterliche Sprache einmal Schulsache wird, wozu es im Preussischen Staate, der Teutsch κατ᾽ ἐξοχήν werden will, wol zuerst noch kommen mag.

Moegen meine wünsche für Sie zum bevorstenhenden neuen iare, in erfüllung gehen, und Sie verertester Herr und Freund! mir auch in diesem ienes wolwollen erhalten, welches eben so aufrichtig als hoch zu schaezzen weiss

Dero

gehorsamer diener und freund

Joseph von Lassberg.

Meersburg am 16. Christmonats 1842.

9.

auf der alten Meersburg, am 4. März 1847.

Vererter Herr und Freund!

auf Ir heute erhaltenes Schreiben von Vorgestern habe ich die ere folgendes zu erwidern: aus beiliegendem postscheine, ist zu ersehen, dass ich am 26.ten Decembers, also am naemlichen tage, da ich sie erhielt, die 30 ducaten, an ire behoerde abgesendet habe. Herr Ferdinand Keller zu Zurich zeigte mir umgehend den empfang und die übergabe an die erben des Verfassers der facsimiles der Zaringischen 3 Urkunden, an. damit glaubte ich nun sei der sache genug geschehen. aber das G. H. Cabinet fordert eine specielle Quittung von den empfaengern der 30 Ducaten. Ich schreibe heute noch dahin und sende sie, sogleich nach empfang derselben, an Sie ab.

Ich weiss nicht, ob sie vielen wert auf dise Zaringische urkunden legen, da Sie mir auch nicht ein wort darüber sagen: ich halte sie für den wichtigsten diplomatischen fund für das G. H. haus Baden, der seit Schoepflin gemacht worden ist; welcher übrigens, in beziehung auf das Zaringische wappen blos unsicheren Traditionen gefolgt ist.

die erzälung, wie ich auf dise entdeckung gelangte, würde den raum eines briefes überschreiten, ich verspare sie daher auf ein andermal.

Der zweite punkt Ires briefes: btrfd. die 13 bände des Solothurner Wochenblattes, bleibt es bei dem, was ich Inen nach übersendung desselben 1845. geschrieben habe; sie kosten mich $2^1/_2$ fl. per band, und wenn Sie dieselben für disen preis nicht brauchen koennen; so neme ich sie recht gerne wieder zurück; denn ich kann mit denselben einem diplomatischen freunde in Wien eine grosse freude machen.

Bei disem anlasse neme ich mir die freiheit, die 2 msspte. btrfd. d. geschichte des Klosters Wittichen, welche Sie schon seit 2 iaren von mir haben, wieder in erinnerung zu bringen, und um deren zurükstellung zu bitten. ich bin eben an der fertigung meines handschriften-verzeichnisses, welches in den letzten iaren schon gegen 300 Numern angewachsen ist, und moechte gerne auch diese numern dahin eintragen.

Herren Archivrat Dambacher bitte ich hinwieder meine freundlichsten grüsse zu entrichten; es hat mir recht leid getan, dass sein besuch in der alten Meersburg nur so kurz gedauert hat. moechte er in einmal zu laengerem aufenthalte wiederholen!

Mein lieber und alter Freund! |: wir kennen uns nun schon seit bald 30 iaren :| im vergangenen iare gienge es mir ser übel! Die 3

letzten freunde und gefaerten meiner frölichen iugend starben mir in 3 monaten hinweg; den beschluss machte am 17. Sepbrs. meine noch einzige schwester Waldburg, von 9 Kindern, die meine mutter irem manne geboren hat, stets das liebste. nun ist niemand mer da, mit dem ich von der guten alten zeit sprechen koennte!

Non qui soletur, qui labentia tarde
Tempora narrando fallat, amicus adest!

und ich gehe nun auch meinem 80. lebensiare rasch entgegen, am nächsten 10. April feiere ich meinen 78. geburts tag. aber dennoch darf ich sagen: nulla dies sine linea! nur werden die Linien immer kürzer.

Ir Quellen Werk, habe ich vor einem iare bei dem Inen auch bekannten H: v: Stillfried, der sich einige zeit mit seinem adiutanten Dr. Maerker bei mir aufhielt, blos gesehen und durchblaettert, noch ist es mir von keiner der benachbarten buchhandlungen zu beziehenmöglich geworden.

Ich weiss mir nicht zu erklaeren, wie wir so ganz auseinander gekommen sind? seit mer als 2 iaren haben Sie mir nicht geschrieben, mein brief war doch der lezte. ich schaezze und liebe Sie von herzen und wenn iemand von Karlsruhe hieher kommt, ist meine erste frage stets nach Mone? Moege es Inen wolgehen! meine frau dankt vielemale für Iren gruss und erwiedert denselben von ganzem herzen, und damit Gott befolen von Irem Joseph von Lassberg.

Wollen Sie Freundschaft haben, mir, mit und zum teile anstatt des geldes für d. Solothurner W. blatt, ein exemplar Ires Baden'schen Quellenwerks zu übermachen; so verbinden Sie mich hoechlich.

Was sagen Sie zu meinen Zaringischen urkunden? wird man nun wol den mut, der diplomatischen warheit genug zu tun und den Loewen, auf Orden und wappen, dem gerechtfertigten Adler das feld räumen lassen?

„Durch Hrn. Lender soll ich nächstens ein paket von ienem Hrn von Bayer aus Coblenz erhalten“, so schreiben Sie: ich kenne in Baden einen Hrn. August von Bayer, der vom Bodensee zu hause ist; aber in Coblenz niemanden dises namens. Ich bitte Sie vererter Herr und Freund! zu glauben, dass ich an Irem wolergehen, so wie an Irem literarischen rume stets den aufrichtigsten, wie lebhaftesten anteil nehme.

10.

Vererter Herr und Freund!

Hier folgt nun die bescheinigung des empfanges der 30 Ducaten, ex fabulis Rheni, welche ich in diser stunde erhalten habe und momit das Grossherzogl. Cabinet nun beruhiget sein wird.

In meinem lezten, vom 4ten dises habe ich vergessen Sie zu fragen: ob ich Inen iezt die handschrift von der Reichenauer Chronik des Gallus Oehein (sen)den soll? ich habe meine abschrift nur noch mit dem codex zu (coll)ationiren, was in wenig tagen geschehen sein wird. in der bibliotheke (der) Stadt Lindau, befindet sich ebenfalls eine handschrift diser chronik, welche iedoch anch nicht weiter gehet, als die Freiburgische.

Wann wird wol ein zweiter band, der Badenschen geschichtsquellen erscheinen, und was wird er enthalten? — ich besizze auch noch ein fragment von einer St. Trutbertischen diplomatischen Klosterchronik, welches mir ein blosser zufall einst in Wolfach zugewendet hat. ich erwarte, ob Sie weitere auskunft über dasselbe wünschen?

Ich habe eine kranke frau, und kann daher heute nicht mer schreiben.

Leben Sie wol! Gott befolen! von

Ihrem

Joseph von Lassberg.

auf der alten Meersburg am 11. Maerz 1847.

11.

Verrter Freund!

Ich hoere die Freiburger wollen mich verklagen; weil ich inen den Reichenauer Gallus Oehein, noch immer nicht zurückgesendet habe. ich sende Inen also hier dise handschrift, damit, wenn Sie irer bedaerfen, sie nicht vielleicht anderwaerts verliehen seie, und Sie etwa lange auf dieselbe warten müssen. über den empfang bitte ich mich mit einigen zeilen zu verständigen, damit ich nötigen falls, mich zu Freiburg ausweisen kann, übrigens ist nicht viel an diser sogenannten Chronik. allerdings gehoert sie zu den quellen und muss also dem quellenwerke beigefügt werden; aber gelernt habe ich nichts daraus. auf der Stadtbibliothek zu Lindau und zu Einsiedeln, befinden sich handschriften hievon; aber sie sind auch nicht reicher noch aelter als der codex der alma Albertina.

Nun empfangen Sie auch meinen besten dank für das geschenk der alten Schauspiele, mit denen Sie mich erfreut haben. ich besizze auch noch ein paar abschriften von solchen mysterien, welche mein verstorbener Freund, Jld. v. Arx aus St. Gallischen codd. abgeschrieben hat. auch einige studenden-comoedien, die in Einsiedeln aufgeführt wurden. Herr Markgrave Wilhelm hat mich mit v. Berstetts Zaringo-Badenischen Münzwerke und Herren von Krieg's Zwingenberg beschenkt. Clarus Schmellerus Monacensis hat mir seine lezten Opuscula gesendet, und

Dr. Maerker aus Berlin, mich aufs angenemste, mit seinen und Stillfried's Hohenzollerischen forschungen, überrascht: dise haben mich viles geleret, was ich noch nicht wusste; dafür soll er auch mit 3 schoenen Hohenzollerschen urkunden beschenkt werden, die ich seit seinem hiersein erworben habe. Es tut alten leuten sowol, wenn sie so nahe am abschiede von disem leben, solche tesseras hospitalitias von Iren freunden erhalten, und mein altes, aber noch immer gruenes herz, ist so ganz dankbar dafür. leider habe ich nun nichts mer entgegen zu geben. arbeiten und schreiben kommt mich hart an, und vor dem ediren schrekt mich der zeitaufwand zurück, den ich an die leidigen correcturen verwenden müsste. das leben bestehet aus lauter Zeit, und ich habe nimmer viel auszugeben!

Nun gehet es schon in das zweite iar, dass Sie uns mit dem ersten teile Ires Quellenwerkes beschenkt haben: wird demselben wol bald ein zweiter folgen? es ist freilich etwas sonderbar, dass ich nach dem zweiten frage, ehe ich den ersten gelesen habe. ich konnte nämlich das exemplar des Hrn. von Stillfried wärend seines hierseins im vergangenen iare nur durchblättern und habe versaeumt mir auf dem wege des buchhandels eines zu verschaffen.

Hier um den Bodensee scheint alles so ziemlich bergab zu gehen. Gestern haben die freiwilligen Nationalgarden von hier, Hagenau, Immenstad, Markdorff, Ittendorf, Klufftern etc. merere 1000 mann, in dem benachbarten Hagenau solemnissime fraternisiert! es sollen auch Constanzer propagandisten da gewesen sein. gerade wie im anfange der franz. revolution! die regierung des Seekreises nimmt keine notiz davon und das ministerium erfaret dergleichen erst aus den zeitungen und verbietet dise zusamen laufe. |: eine grosse menge volks aus benachbarten doerfern soll dazugelaufen sein :| noch immer nicht!!! —

bald werden nun auch die Oratores auftretten und das volk verblüffen.

Nachmittags.

Lieber Freund! was ich auf der vorigen seite geschrieben habe, ist alles nichts! das fest der bürgerlich militaerischen zusamenkunft in Hagenau, ist, aus noch unbekannten gründen, auf nächsten Sonntag, den 22. huius verschoben worden.

Nun aber habe ich Sie zu lange von nüzlichen geschaeften abgehalten, halten Sie dises Irem alten freunde zu gut! und seien Sie versichert, dass es mir immer zu einem herzlichen vergnügen gereichen wird, wenn Sie mich in Iren so erenvollen arbeiten zu irgend einem dienste gebrauchen können und wollen.

Wir dahier haben recht ungern den Herren Kapellan Boulanger an die Karlsruher abgetretten. Er ist ein integer vitae, scelerisque purus, ein verus Jraëlita! aber, er würde auf dem Lande ungemein mer wirken, als in einer verdorbenen Residenz. erlauben Sie mir, Inen denselben auf das angelegenste zu empfelen, und nun leben Sie wol! Gott befolen! von Irem

aufrichtigen Freunde

Joseph von Lassberg.

Meersbnrg, am 16. August 1847.

Herren Dambacher einen schönen gruss.

12.

Mein teurer und vererter Freund!

Ich schreibe Inen am morgen des tages, an welchem das schicksal der Schweiz entschieden wird; aber nicht nur das schicksal der 500. iärigen Schweiz; denn, wenn die Narren über die Dummen meister werden, so haben wir im naechsten iare, die tragicomoedie auch bei uns. heute entscheidet der grosse rat des Kantons St. Gallen über Krieg und frieden der Schweiz: übermorgen werde ich das ware und ausfürliche hierüber wissen und es Inen melden. Inzwischen zeige ich Inen an dass ich Iren brief vom 4ten dises und die beiden hefte des Quellenwerkes, am 9ten erhalten habe. empfangen Sie lieber frennd! meinen besten dank für dises mir so schaezbare geschenke: Später soll auch mein dank für dessen inhalt erfolgen; denn gegenwaertig bin ich so mit inwonenden und vorübergehenden gaesten und besuchen überhaeuft, dass bei mir ans lesen ausser dem bette, gar nicht zu denken ist, und im bette komme ich, nach erfüllten pflichten der gastfreundschaft immer so müde an, dass ich nach wenigen minuten schon meine Kerzen auslösche.

Ich habe den Elenchus Ires werkes durchlesen und mit freude daraus ersehen, dass ich neues und mir noch unbekanntes lernen werde. Voriges iar waren Herr von Stillfried und Dr. Maerker merere wochen bei mir, und ich nam da veranlassung Hrn Dr. Maerker zu ersuchen, wenn er etwas auf seiner diplomatischen reise entdecken würde, was auf die aeltere geschichte der Badenschen Lande beziehung haette, es doch Inen mitzuteilen, ob meiner bitte in quali & quanto entsprochen wurde? werden Sie lieber freund am besten wissen. Ich werde so oft unterbrochen! eben durch einen Professor aus Troppau.

am 14. des Weinmonats.

Soeben nachmittags erfare ich durch den Capitaine des Dampfschifl's Helvetia: dass disen morgen um 3 ur erst, der seit dem 11ten gedauerte

Kampf, im grossen rate des Kantons St. Gallen ein entscheidendes resultat gewonnen und damit dem nur von diser stimme abhaengenden beschlusse |: die entscheidung zwischen Krieg und frieden in der Schweiz :| das lezte datum gegeben ist. Nur 2 einzige stimmen haben den Radicalen den Sieg gebracht! dabei fällt mir Schillers stimme ein: „man soll die stimmen waegen und nicht zaelen, der staat muss untergehen, früh oder spaet, wo merheit siegt und unverstand entscheidet". St. Gallen also, und vorzüglich die Stadt, hat den bürgerkrieg durch seine entscheidende stimme, in die eidgenossenschaft gebracht; aber wenn denn die ausmarschirten Contingente, ausserhalb der landesgrenze sein werden, kann alle tage sich dort eine katholische reaction sich erheben, waerend: „magis pugnas & exactos tyrannos, densum humeris bibit vulgus".

meine correspondenzen aus der Schweiz, wo ich durch 26 iare gutsherr war, sagen mir, dass das volk allgemein einen widerwillen gegen disen Krieg hege, dass aber aus gehorsam, viele widerwillige marschiren werden, um nach 4. 5. 6. tagen längstens wieder heimzulaufen; denn an einen militaerischen gehorsam sei gar nicht zu denken. Jacta est alea! Oesterreich ist diesmal Frankreich zuvorgekommen! gegen seine alte gewonheit. die graenzen gegen der Schweiz sind bereits mit einer angriffsfaehigen anzal von truppen besezzt.

Wie komme ich dazu, mich über solche politische gegenstaende auszulassen? antwort: weil ich keinen augenblick zweifeln kann, dass, wenn die Schweizerradicalen disen herbst meister werden: disen winter hindurch, die Badensche landständische versammlung uns diesen winter hindurch ein radicales da Capo bereiten wird. Leben Sie wol, lieber freund!

Gott befolen von

Irem

herzlich ergebenen freunde

Joseph von Lassberg.

Auf der alten Meersburg, am 14. Weinmonats 1847.

P.S. glauben Sie, dass es notwendig oder anstaendig seie, meinen dank gegen das G. H. Ministerium des inneren, wegen der concessionirten Quellenschrift, ex professo schriftlich auszusprechen, so bitte ich Sie, recht angelegenst, es mir zu sagen.

13.

Mein vererter Freund!

Schon längst haette ich Inen geschrieben und für das so schaezbare geschenk, mit welchem Sie mich erfreut haben, gedankt; aber ich

glaubte noch zuvor den erfolg meiner bewerbung in St. Gallen abwarten zu sollen, in der hofnung Inen erfreuliche nachricht geben, oder die fragl: drei handschriften selbst übermachen zu koennen; denn ich hatte mich dem St. Gallischen bischof in herbis Dr. Greith dafür als bürgen angetragen. zwei Monate harrte ich vergeblich auf antwort! daran mögen wol die politica helvetica schuld gewesen sein: nun, da diese sache auf die tagsazzung übergegangen ist und man in St. Gallen wol zeit hat auch an andere dinge zu denken, habe ich dise woche Ire angelegenheit wieder auf das dringenste in erinnerung gebracht, und der dortigen bibliotheke alle denkbare sicherheit angeboten. täglich bin ich nun eine, hoffentlich günstige, antwort von Greith gewärtig, den ich bat, die codd: an mich zu senden. lebte mein freund Ildefons von Arx noch, von dem ich alles, was ich wünschte, bekam, so wäre die sache leicht gegangen: selbst der lezte bibliothekar Weidmann war mir ser gefällig; aber Sie haben an in geschrieben, da er schon im sterben lag; daher kam keine antwort; er ist schon seit anderthalb iaren tod. Nun ist die Bibliotheke seitdem verweiset und nur Greith kann die bücher herausfinden. ich habe den St. Gallern zwar einen tüchtigen Schweizer, Hn. Pfeiffer aus Solothurn zu dieser stelle vorgeschlagen, dem Greith auch seine unterstüzung hiebei versprochen hat; aber die braven leute können zu keinem entschlusse kommen! haec deis!

am 18. Maerz morgens.

mit der heutigen post erhalte ich von Greith das beiliegende schreiben in dem er sich, zu meiner verwunderung, nicht entschuldiget mein erstes so lange unbeantwortet gelassen zu haben, ia nicht einmal den empfang desselben anzeiget, in welchem doch keine Vita S. Theutari verlangt wurde. Sollte eine latein. Vita S. Fridolini |: die von den Bolandisten angefürte :| auf der bürgerbibliotheke, wo viele bei der plünderung des Klosters 1712 gestolene codd: sich befinden, vorhanden sein, so will ich solches bald erfaren, da ich eben von dem V[er] Waltungsratsschreiber Naef einen brief aus S. Gallen erhalte, worin er mich um eine literarische gefälligkeit anspricht: dann sollen Sie dieselbe auch erhalten. gleich nach Ostern werde ich Greith wieder ein monitorium zusenden. ich vermute, dass Sie von dem cod: 770 577 Sec: IX, der die vita S. Trutperti enthaltet, nicht weniger eine abschrift zu erhalten wünschen, da dieselbe nur 8 seiten beträgt. einen alten pergament cod: der vitt: Sanctorum Usuardi, besizze ich selbst, kann aber nicht sagen: ob einer Irer Heiligen darinn stehet. da es in diesem augenblicke zu kalt ist um in meinen büchersaal zu gehen. Eine vita S. Nortberti ep: Magdeb:

aus dem XI. Jarh. habe ich auch erworben, schade, dass er nicht unser Landsmann war! Ich kann Inen nicht genug sagen, wie ser ich mich auf die herausgabe unserer geschichtsquellen durch Sie, freue. Herr Dambacher, der lezten herbst bei war, gab mir damals wenig hofnung dazu. Ire Urgeschichte konnte ich bis iezt nur durchblaettern, aber vorläufig muss ich Inen sagen, dass Sie in beziehung auf die Alamannenschlacht bei Lupodunum, an mir eine opposition finden werden, worüber ich mich spaeter des breitern |:ut aiunt:| erklaeren werde. übrigens war mir dieser prodromus des grösseren geschichts werkes eine höchst willkommene gabe, auch habe ich schon manches neue darin entdekt; nemen Sie nochmals meinen besten dank dafür.

Die 13. leider incomplette bände des Solothurner Wochenblatt habe ich zu $2^1/_2$ fl. das stück gekauft. Sollten Sie die Witticher handschriften nicht mer brauchen, so bitte ich um deren zurücksendung, da ich nach Ostern ein verzeichnis meiner handschriften anfertigen lassen moechte.

Ein Professor juris Dr. G. A. Matile zu Neuchatel, welcher die: chronica Lausannensis chartularii, 1840. den Miroir de Souabe folio 1844 und den I. band der Monuments de l'histoire de Neuchatel in fol: erst kürzlich herausgegeben hat, schreibt mir, dass er das letzte werk S.K.H. unserm Grossherzoge zugeschickt habe, aber nicht einmal eine antwort über den empfang erhielt. ich erinnere mich, dass einmal eine verordnung herauskam, worin verbotten wurde, dem Grossherzoge geschenke von Büchern etc. zuzusenden, was Herr Matile nicht wissen konnte; aber, anstatt es zurückzusenden, hat man das geschenk behalten! das scheint mir nicht in der ordnung, und da ich nun einmal aus einem Fürstenberger ein Badenser geworden bin, so liegt mir auch die ere dieses namens am herzen. Koennen Sie etwas beitragen, dass diese unhöflichkeit durch irgend eine höflichkeit ausgeglichen werde, so bitte ich Sie mit dem biedern H. Oberstallmeister von Seldenegg oder dem Prinzenhofmeister H. Dr. Holzmann davon zu sprechen, ein belobendes schreiben würde genügen; denn bei Matile war die sache nicht: un coup à l'argent, dessen er nicht bedarf. Unter den Urkunden kommen auch noch manche Badische vor, welche dem geschichtsforscher, vielleicht unerwartete aufschlüsse geben. dass das buch angekommen ist, weiss Matile durch die post. Morgen feiere ich zum 75 Male meinen namenstag, da er zugleich auch der Irige ist, so bitte ich meine aufrichtigen glückwünsche für Sie und die Irigen anzunemen. und damit holla! meine arme, alte, lame hand ist müde geworden. Leben Sie wol, Gott befolen! von

Irem Joseph von Lassberg.

14.

Auf der alten Meersburg, am 7. Octobers 1848.

Lieber Freund!

Omnia jam fiunt, fieri quae posse negabam,
Et nihil est de quo non sit habenda fides!!!

Herr Caplan Boulengêr hat mich heute besucht, und ich benuzze mit freude diese, gelegenheit, Inen auch wieder ein zeichen zu geben, dass ich noch nicht aufgehoert habe zu leben; oder, besser zu sagen, die zeiten, welche boese, schlechte und wansinnige menschen, über unsere haeupter herbeigefürt haben, zu verfluchen und zu beweinen. Ich habe die 2 Hefte der Bad. Geschichtsquellen, one weitere beifügung erhalten und weiss daher noch immer nicht, wohin ich meinen dank wenden solle, ob an Sie oder an das Ministerium? auf alle fälle habe ich es doch Inen zu verdanken, dass Sie an mich gekommen sind und das tue ich von ganzem herzen. Über das werk selbst, das in besserer zeit ungezweifelt seinen lon und preis finden wird, sage ich heute nichts; denn ich schreibe waerend dem lesen fleissig noten bei, die ich Inen zu seiner zeit senden werde.

Mit der abhandlung über die Zaringischen Siegel, in den Schriften des Bad. Altertums Vereines bin ich nichts weniger als zufrieden, damit am wenigsten, dass Sie dise arbeit dem diplomatischen haspel Bader übertragen haben. ich meine, es hätte sich viel Schönes und Gutes über eine solche sache sagen lassen, was ich aber in H. Baders diatribe nicht zu finden wusste. der gute mann stellt sich sogar so an, als ob man Im die entdeckung zu danken habe!!! da ich im, als er bei mir in meinem büchersaale war, zuerst die Ideé davon gab. Weit von mir aber liegt der wunsch, bei diser gelegenheit genennt zu werden; denn das: digito monstrari & dicier, heic est, quae omnia procul habeo, lag nie in meiner natur, noch in meiner art.

Wir haben nun hier auch einen katholischen verein; aber er stehet noch, wie leider ich, sein vorstand, auf schwachen oder hinkenden füssen. wenn doch nur die braven leute mer mut haetten! Sonderbar! ie aelter ich werde, ie mer waechst mein mut: und hier sind die besten leute so hoffnungslos und voll furcht vor den schlechtgesinnten.

Ach! mein freund! auf den tronen und fürstenstülen, nichts als Schwaeche, in den ministerien überall untüchtige leute! in den regierungen, bei den landbeamten nichts als verrat! wie soll es besser werden? ich

denke: ein halbes iar Republik könnte und müsste uns noch am besten vom übel heilen! aber wer die kur überstehen will, muss einen guten magen haben!

Jacob Grimm, schrieb mir traurige briefe. er hat Frankfurt satt bekommen und ist wieder zu den seinigen nach Berlin gegangen. auf seine Geschichte der teutschen Sprache bin ich höchst begierig, und ich freue mich diese erscheinung, die unserer vaterlaendschen Literatur noch immer abgieng, doch noch erlebt zu haben. er selbst besass noch kein exemplar, wird mir es aber aus Berlin schicken. ich spizze schon meine feder, um adiectiones und animadversiones beizuschreiben. Es war eine ebenso schwere als wichtige aufgabe! Gott gebe, dass sie glücklich geloeset worden sei! — Der Erzbischof von Bresslau schrieb mir schon vor dem Frankfurter Krawall, er fürchte, dass nach und nach eine allgemeine barbarei in Teutschland einbrechen werde! was wird der gute herr nun nach den abscheulichsten öffentlichen ermordungen denken und sagen?! — Andlaw schrieb mir, dass er nach Mainz zum Piusvereine gehe. was wird er uns wol neues aus disser alten Jacobiner-stadt mitbringen? Ich kann in das: Eviva Pio nono! nicht einstimmen!

Wir haben auch hier einen katholischen verein gestiftet; aber es gehet noch ser flau damit zu. die geistlichkeit, welche vorzüglich dabei walten und schalten sollte, daeucht mich nicht hinreichend von der notwendigkeit und wichtigkeit der sache überzeugt zu sein, da ire taetigkeit hiezu nichts weniger als erkleklich ist.

Moege es Inen und den Irigen wol gehen! lieber Freund! wir, in der alten Dagobertsburg, sind, Gott sei dank! iezt alle ganz wol und grüssen Sie auf das herzlichste.

explicit am 10. octobers

Ir

ergebenster

Joseph von Lassberg.

Darf ich auch an die beiden handschriften über das Kloster Wittichen erinneren? ich möchte gerne iezt meinen handschriftenkatalog fertig machen.

15.

Meersburg am 5ten Weinmonats 1849.

Verertester Freund!

Eine grosse freude hat mir der würdige H. Capellan Boulangêr in Irem lieben briefe gebracht. was koennte auch einen achtzigiaerigen mann

mer erfreuen, als zeichen, dass er bei teuren freunden noch in gutem andenken stehet! —

Aus der moralischen Cholera, Revoluzion genannt, sind wir dahier glücklich entkommen, ein einziges mal trat der fall ein, wo ich. bewaffneten menschen, die waffen von mir erzwingen wollten, mit makkabaeischem mute entgegentretten, und sie zum hause hinaus jagen musste. es gelang! Gottlob! denn ich war vest entschlossen, mein leben an mein recht zu sezzen. Aber, was iezt? ein ministerium, das seinem vorgaenger in mer als einer beziehung nachstehet: obschon dises in ieder beziehung nichts nuz war. ich sehe in seinen operationen nichts als flikarbeit, und in dem mangel an mute die staende versammelung zusamen zu berufen, nichts als eine verzichtleistung auf die handhabung ires rechtes.

Lassen Sie lieber Freund! mich aber von erfreulicheren gegenstaenden sprechen. Ire entdekung der Reichenauischen palimpsesten, muss in der ganzen christlichen literarischen welt Epoche machen. ich hatte die Reichenau so lieb! ich kam 1790. zum ersten male dahin und habe ire schicksale von ieher im auge behalten. vor 4—5 iaren kam einer der Bibliothecare der Karlsruher Bücherei hieher geschikt, um den prüfungen des elenden Schullerer seminars beizuwonen. ich fragte in: ob nach 30. iaren hofnung seie, einen cathalog der Reichenauer handschriften zu erhalten? er gestand mir: dass hiefür n o c h n i c h t s geschehen seie. Sie also, mein freund! mussten dise todten aus irem grabe hervorrufen und durch ire schriften ein noch nie gesehenes licht über die alleraelteste christliche liturgie verbreiten. dies freut mich über alle massen, denn ich denke dabei an Ir bewusstsein, nach vollbrachter arbeit, welches Inen sagen muss: exegi monumentum, aere perenne![1]) auf die facsimile's diser palimpsesten bin ich begierig! moegen sie in die besten haende gefallen sein! ich zweifle nicht, dass die urschriften durch den heil: Pirminius, 728. nach der Reichenau gebracht, und spaeter durch faule mönche zum rescribiren gebraucht wurden. machen Sie doch Ire entdekung so bald als moeglich nach Rom bekannt. ich wünschte und gewiss werden Sie es auch wünschen, dass Ire eroberung über die grosse unwissenheit unsrer zeit, so bald als moeglich über die ganze christliche welt verbreitet würde. H. Boulangêr wird Inen sagen, dass ich endlich, nach zweiiaeriger abmühung hier einen katholischen verein zu stande gebracht habe, der im fortschreiten begriffen ist. Gott gebe sein gedeihen dazu! noch sind wir nicht ganz in ordnung! aber es kann noch kommen. hauptsaechlich felt es noch am mute, selbst beim Clerus. Ich donnere denn zuweilen, wie

1) Sic!

Moses zu den anbeteren des goldenen Kalbes. Gott walts! und so viel ich merken kann, nimmt man es mir nicht übel. das volk ist gut! wer nur den schlüssel zu seinem herzen finden kann! denn one alles herz ist es warlich nicht. (folgen drei durchstrichene zeilen) So gehet es! wenn man 2 briefe zumal schreibet. das durchgestrichene gehoert in einen brief an Schmeller, den ich einem nach München reisenden mitgeben soll. Von mir haben Sie noch 2 das Kloster Wittichen betreffende handschriften, nebst der alten in 4^0 eine ganz neue in folio mit vielen haesslichen gemälden.

Der II. band der Bad. geschichtsquellen, sollte notwendig vollens ausgedrukt werden. wie viel geld würde denn hiezu erfordert werden? Ich hätte lust und mut deshalb einen schritt bei S. K. H. dem Grossherzog zu wagen.

Tu antem vale & fave.

Lassbergio tuo

Weib und Kinder grüssen Sie mit mir.

16.

Meersburg am Charfreitag 1850.

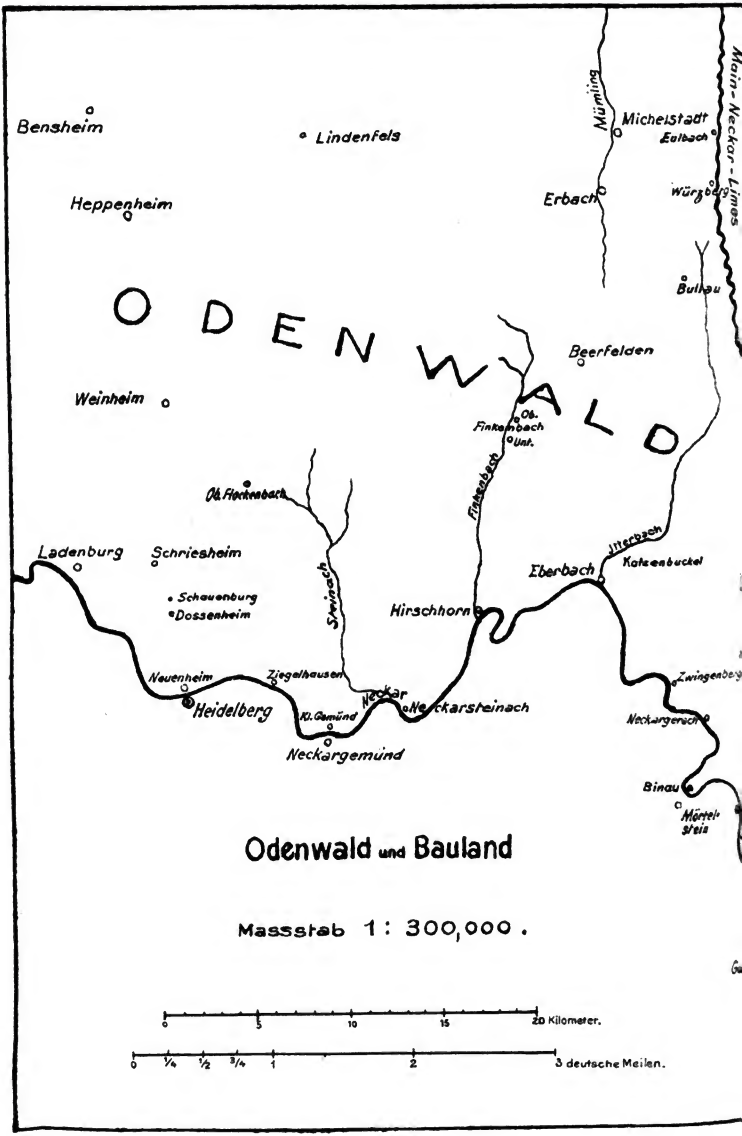
Mein vererter Herr und Freund!

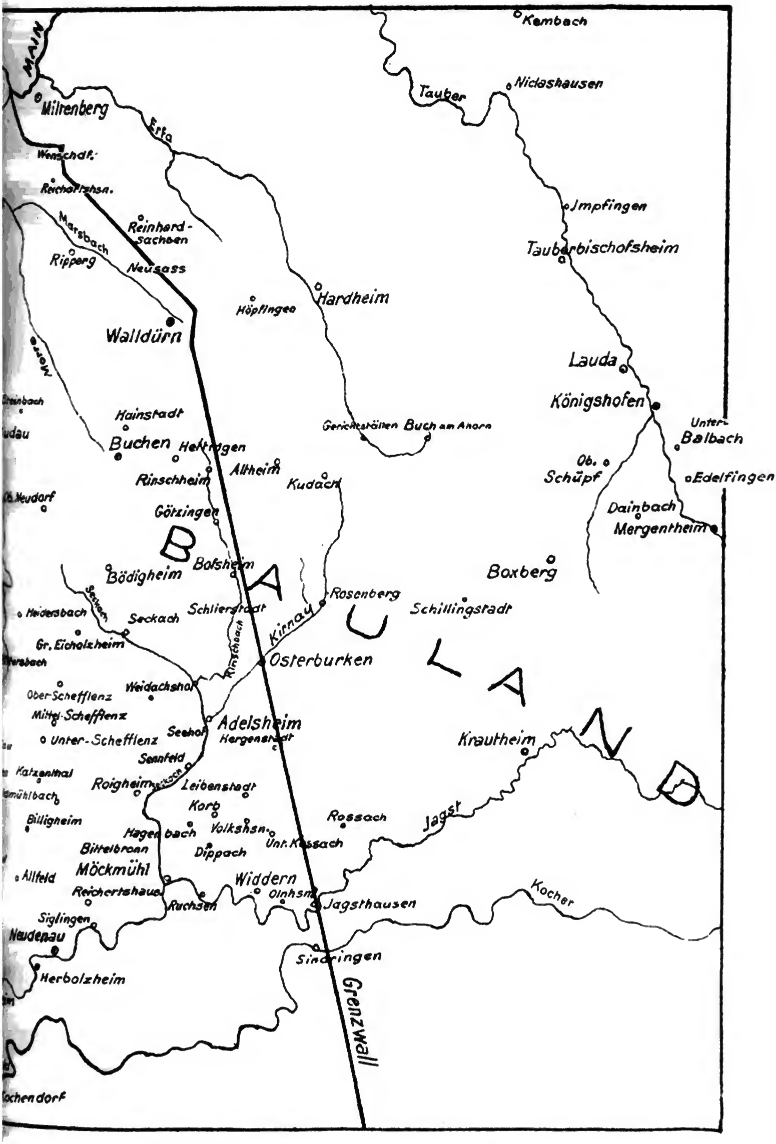
Es kommt mich hart an! aber ich muss nolens volens, meine bitte erneueren: mir die beiden handschriften, betreffend die geschichte des Klosters Wittichen im Kinzigerthale, endlich zurückzusenden; denn ich bedarf irer wirklich ser notwendig. Sollten sie noch nicht abgeschrieben sein? so kann ich dies hier ser gut unter meinen augen bewirken lassen, da ich hier einen iungen mann kenne, der mit einer schoenen, hand auch ser correct schreibet: senden Sie mir also, ich ersuche Sie recht angelegenst darum, dise beiden handschriften, umgehend zurück. Ich besizze auch noch ein fragment einer diplomat: geschichte des Klosters St. Trutpert, welches ein moench desselben, nach der aufhebung desselben, nach Wolfach gebracht, wo er gestorben ist: nach seinem tode fand ich es bei dem dortigen Maler N. Moser, der es zu pakpapier verwendete. es sind noch merere Sexterne, die meist das XIV. & XV. iarhundert beschlagen. der text hat kritischen wert, und überall sind die archiv Numern der urkunden angefürt.

Nun lieber Freund! ich habe, durch die gefälligkeit des hiesigen Hrrn. Kaplan Benz, Ir buch über die alten Messen gelesen. alles ist hoechst merkwürdig; aber über das alter der frühesten schriftproben, sind mir doch noch einige zweifel übrig geblieben, naemlich über die be-

hauptung: dass sie dem 11. Jarh. angehoeren? aber darüber kann man nur, einander gegenüberstehend und mit den urkunden in der hand, sprechen: „sed aliquando dextraec oniungere dextram fas erit, & notas audire & reddere voces" obschon ich am naechsten mittwoch über 8 tage in mein 81. iar trette, gebe ich die hofnung, Sie lieber Freund! noch einmal auf der Dagobertsburg zu sehen, noch gar nicht auf. Interim vale & amare perge

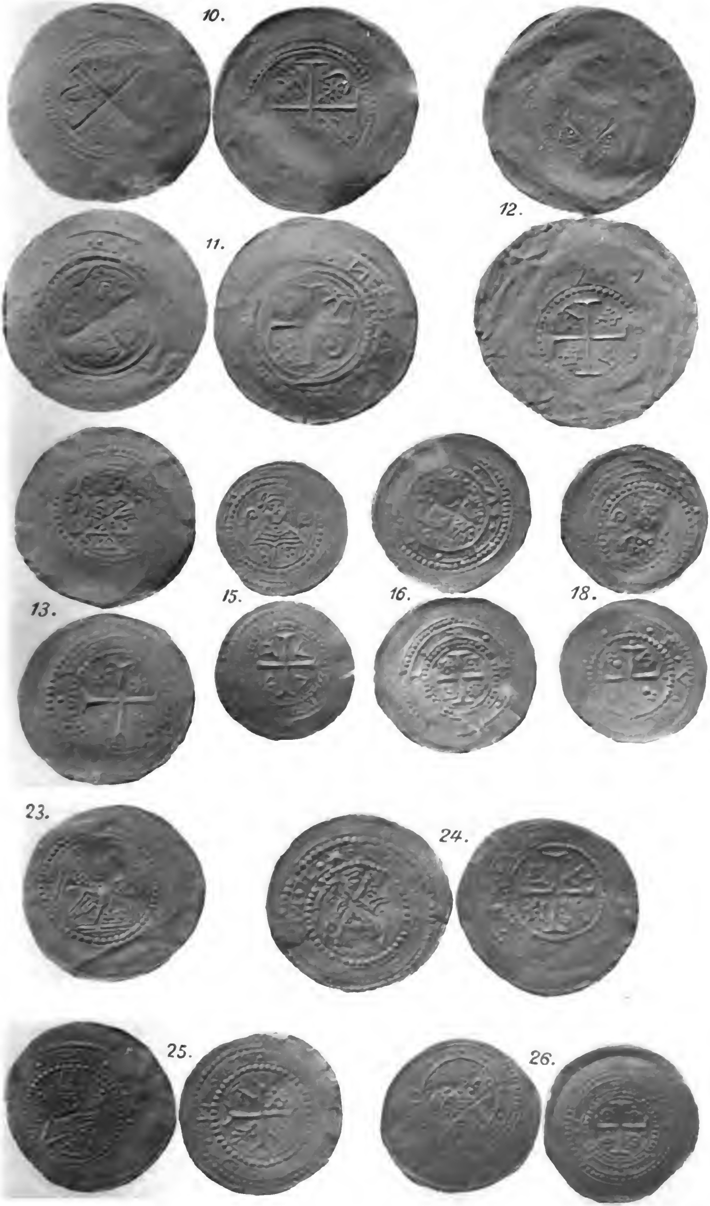
Lassbergium tuum.


Main-Neckar-Limes
Mümling
Michelstadt
Eulbach
Bensheim
Lindenfels
Erbach
Würzberg
Heppenheim
Bullau
ODENWALD
Beerfelden
Weinheim
Ob.
Finkenbach
Unt.
Finkenbach
Ob. Flockenbach
Itterbach
Ladenburg
Schriesheim
Eberbach
Katzenbuckel
Schauenburg
Dossenheim
Steinach
Hirschhorn
Neuenheim
Ziegelhausen
Zwingenberg
Neckar
Heidelberg
Neckarsteinach
Kl. Gemünd
Neckargerach
Neckargemünd
Binau
Mörtelstein
Odenwald und Bauland
Massstab 1 : 300,000.
0
5
10
15
20 Kilometer.
0
1/4
1/2
3/4
1
2
3 deutsche Meilen.


Main
Miltenberg
Erfa
Tauber
Kembach
Niclashausen
Impfingen
Tauberbischofsheim
Reinhard-sachsen
Marsbach
Ripperg
Neusass
Höpfingen
Hardheim
Walldürn
Lauda
Königshofen
Hainstadt
Buchen
Heltingen
Altheim
Buch am Ahorn
Unter-Balbach
Edelfingen
Ob. Schüpf
Rinschheim
Kudach
Götzingen
Dainbach
Mergentheim
Bödigheim
Boxberg
Rosenberg
Schillingstadt
Seckach
Schlierstadt
Kirnau
Gr. Eicholzheim
Osterburken
Ober-Schefflenz
Mittel-Schefflenz
Unter-Schefflenz
Adelsheim
Hergenstadt
Krautheim
Sennfeld
Katzenthal
Roigheim
Leibenstadt
Korb
Billigheim
Hagenbach
Volkshsn.
Unt. Kessach
Rossach
Jagst
Bittelbronn
Dippach
Möckmühl
Allfeld
Widdern
Olnhsn.
Reichertshausen
Ruchsen
Jagsthausen
Kocher
Siglingen
Neudenau
Herbolzheim
Sindringen
Grenzwall
B A U L A N D


1.
2.
zu 2.
3.
5.
6.
7.
8.
9.

Taf. 2.



NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VIII HEFT 1

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1898

GEGRÜNDET 1863

INHALT.

Seite

H. Lämmerhirt, Rosalien und Pasqua Rosa 1
Fr. Ed. Schneegans, Frederi Mistral 38
A. Hausrath, Luther als Dichter 58
H. Bassermann, Erziehung und Gesellschaft 78
Karl Schumacher, Zur römischen Keramik u. Geschichte Südwestdeutschlands 94

Inhaltsangabe des I.—VII. Jahrganges s. S. 3 und 4 des Umschlages.

Briefe und Manuskriptsendungen sind an Professor Dr. Wille in Heidelberg (Bunsenstrasse 9), dagegen alle Sendungen den Tauschverkehr betreffend an die **Universitäts-Bibliothek** in Heidelberg zu richten.

NEUE
HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VIII Heft 1

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1898

Rosalien und Pasqua Rosa.

Ein Beitrag zur Geschichte des Kultes.

Von

H. Lämmerhirt.

> Es giebt nur zwei wahre Religionen, die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst.
>
> Goethe, Sprüche in Prosa.

I.

In einer Predigt zu Mariä Lichtmess erzählte Papst Innocenz III. mit löblicher Unbefangenheit von der Entstehung dieses Festes. Den Fackelzug der altsizilischen Proserpinafeier hätten die „heiligen Väter“ in die Kerzenprozession zu Ehren der Jungfrau Maria verwandelt, „da sie jenen Brauch nicht gänzlich ausrotten konnten“. „Und auch deshalb, fügte der Papst hinzu, tragen wir die brennenden Lichter, um wie die klugen Jungfrauen mit brennenden Lampen einzugehen zur Hochzeit“ [1]). Das Gleichnis warf in die gehobene Stimmung des wallfahrenden Volkes den Funken einer mystischen Glut, die zur reinigenden Flamme werden konnte.

Ähnlich wusste die Kirche zuweilen heidnischen Festgebräuchen, die sie vergeblich bekämpfte, eine christliche Seele einzuhauchen. Freilich hängte sich fortan alles in den Tiefen der Kultur fortwuchernde, innere Heidentum, alle Vergröberung und Herabziehung des christlichen Glaubens vorzugsweise an diese Erbschaft einer niederen Weltanschauung. Und unaufgelöst blieb jener Zwiespalt, der sich, seit Kaiser Konstantins Mailänder Duldungsedikt zum mindesten, durch die Geschichte

1) Migne, Patrol. Lat., vol. 217, col. 510.

der Kirche zieht und von Goethe einmal scharf beleuchtet worden ist mit den Worten: die ganze Christenheit gründe ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner (Ital. Reise, am 6. April 1787). Indessen hat nichts — ausser der inneren Wahrheit der Lehre Jesu — die Herzen der Völker so eng an die Kirche und Religion zu fesseln vermocht, wie gerade die Lust, die erhabene Feierlichkeit oder innige Traulichkeit der christlichen Feste, deren volkstümliche Gebräuche so vielfach mit tiefen, wenn auch verborgenen Wurzeln im Heidentum ruhen.

Dies alles findet seine Anwendung auch auf die kirchlichen Rosenfeste, deren Geschichte ich hier darzulegen beabsichtige.

Gleich den grünen Maien und Tannen unserer Heimat, drangen in den romanischen Ländern die Rosen aus ländlicher Naturverehrung in den Gottesdienst der Kirche. Der Pfingstsonntag trägt danach seine heutige Benennung beim Volke als „Rosenfest“: Pasqua Rosa, rosata oder di rose in Italien[1]), Pâques aux roses in Frankreich u. s. w. Er ist der wichtigste unter einer Reihe kirchlicher Rosentage, die zwischen Ostern und Trinitatis in verschiedenen Gegenden bis in neuere Zeiten gefeiert wurden und an die Stelle heidnischer Feste getreten sind. Auch wo an unmittelbare Anknüpfung nicht zu denken ist, liefert schon die Gegenüberstellung verwandter Züge Stoff zu fruchtbaren Vergleichen. In der Unabhängigkeit vom Wechsel der Glaubensformen tritt hervor, was in den Tiefen der Seelen Bleibendes lebt, der Volkscharakter oder das Allgemein-Menschliche. Ich beginne daher mit der Sammlung von hierher gehörigen Zügen des altrömischen Festlebens.

II.

Kapitel 1. Altrömische Blumen- und Totenfeste.

Der 28. April war in Rom und sonst in Italien der Flora heilig. Die Opfernden kränzten sich das salbentriefende Haupt mit Rosen und den Leib mit Epheuranken. Mädchen und Frauen streuten aus dem Bausch ihrer Festgewänder, deren Buntheit mit den Frühlingsblumen wetteiferte, Rosen auf den Altar der Göttin. Im Cirkus der Flora, wahrscheinlich an der Stätte der heutigen Piazza Barberini, an deren Zugang von der Via del Tritone her einst ein Heiligtum der Flora stand und von wo noch in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts gegen

---

1) Daneben in Venedig P. de mazo. Miklosich, Wiener Sitzungsberichte 1864, S. 387.

Ende April oder Anfang Mai sich ein Festzug der Erdbeerenverkäufer und -verkäuferinnen nach dem Pantheonsplatze zu begeben pflegte[1]), — dort fanden Spiele statt, Jagden auf Ziegen, Hasen und ländliche Tiere, sowie Bühnenaufführungen, bei denen sich die Tänzerinnen auf Verlangen des Volkes enthüllt zu zeigen pflegten. In der Nacht darauf waren die Strassen Roms der Flora zu Ehren mit Lichtern und Lämpchen erleuchtet. Singende und tanzende Scharen schwärmten umher, Liebende sangen weinberauscht vor den Thüren in jenen schmelzenden, südlichen Lauten, die noch heute, mit dem Rauschen der Brunnen und Wasserkünste vermischt, die Stille römischer Frühlingsnächte beleben. Solcher Nächte gedenkend, sang einst Ovid von der leichtgeschürzten Flora, die im Reden Frühlingsrosen aus dem Munde hauchte und mit jeder Kopfbewegung Blumen aus ihren Haaren schüttelte, — ein Blütenregen, dessen Vorstellung den Dichter an ein anderes, oft genossenes Schauspiel erinnerte: wie bei Gastmählern aus der Höhe gestreute Rosen auf die Tische niederzusinken pflegten[2]). Und, von der Schönheit dieses Bildes hingerissen, flehte er: „Schütte, Flora, deine Gaben in meinen Busen aus; gieb meinen Liedern unsterbliches Blühen.“ Die Göttin aber erhörte den Dichter, der sie als seine Muse anrief und ihrem Wirken so anmutige Deutung zu entlocken wusste. Die Gegensätze berühren sich: ähnlich, wie es der heidnische Sänge der Weltlust und Sinnenliebe gethan, sollte später die christliche Phantasie in übersinnlichem Schauer vom Himmel fallende Rosen als ein Symbol des höchsten geistigen Zustandes, des Enthusiasmus im griechischen Wortsinn, empfinden.

Ein anderes Fest, bei dem Rosen eine Rolle spielten, fand in und bei Rom an wechselnden Tagen des Mai, zwischen dem siebzehnten und dreissigsten alljährlich statt. Da versammelte die Dea Dia, die saatensegnende Himmelsgöttin, in ihrem Hain, fünf Miglien von Rom am rechten Tiberufer, die Opfergenossenschaft der Arvalbrüder zu dreitägigem, zeremonienreichem Dienst bei heiterem Naturgenuss und festlichen Opfermahlen. Am Schlusse jedes Festtages wurden jedem der zwölf „Brüder“ — ihre Zahl entsprach den zwölf Monaten des Jahres —

1) Näheres über den „Trionfo delle Fragole“ mitsamt dem Stich des Piranesi s. bei C. Maes in „Il Cracas“ 1894, S. 338 ff.

2) .... motis flores cecidere capillis, accidere in mensas ut rosa missa solet. Ovid, Fasti V, 359 f.; vergl. 194. 277 f. Beim Gastmahl des reichen Trimalchio weichen mit Getöse die Balken der Decke über den Speisenden auseinander, und ein mächtiger Reifen mit daran hängenden Salbenfläschchen und Kränzen, Abschiedsgeschenken für die Gäste (apophoreta) wird herabgelassen (Petron., sat. c. 60), eine plumpe Ueberbietung jenes Brauches.

Sporteln im Betrage von je 100 Denaren und lose Rosen (rosae solutae) als Gegengabe der ländlichen Göttin überreicht. Am Haupttage, dem zweiten, verteilte der „Meister", vor der Pforte des Rundtempels stehend, Rosenkränze an die Brüder. Er rief ihre Namen auf und liess einen Diener mit der Spende herumgehen. Sie weihten darauf die Kränze durch Berührung mit dem Altar der Göttin und schmückten damit die Götterbilder im Tempel[1]). — Dieser Ritus, dessen Einzelheiten uns in den marmornen Urkunden der Arval-Brüderschaft aufbewahrt sind, kann als vorbildlich gelten für eine Reihe ähnlicher sakraler Rosenausteilungen, von denen wir nur andeutende Kunde besitzen. Doch reicht das Wenige, um gewahr zu werden, dass hier ein uralter Brauch ländlicher Opferfeste sich in das Christentum hinein gerettet hat. Wir müssen dazu genauer auf die altitalischen Rosarien oder Rosalien eingehen.

Mitten in der Frühlingslust mahnten diese Feste an die Vergänglichkeit der Blütenpracht, der Jugend, des Lebens und aller irdischen Dinge. Aus hadrianischer Zeit wird uns von einem stadtrömischen Brauche berichtet, der die Flüchtigkeit der Rosenblüte zu malen bestimmt war: Wettläufer rannten durch die Strassen und streuten Rosen unter das Volk aus[2]). Das Wesentliche an den Rosalien aber war ihre Bedeutung als Totenfest. Im Gegensatz zu dem öffentlichen, mehrtägigen Ahnen-Gedenkfest im Februar, den Parentalien, wurden die Rosalien im Innern der Familien und Kollegien zu verschieden angesetzten Zeiten im Mai, hier und da auch im Juni begangen. Sie zeigten eine geheimnisvoll zwiespältige Färbung; die antike, sinnliche Lebensfreude rang in ihnen mit dem Ernst des Todes, eine Stimmung, die uns aus horazischen Frühlingsoden wohlbekannt ist:

Salbet das Haupt jetzt, schmücket die Stirn mit der Myrten grünem Kranze,
Mit Blumen von der neuverjüngten Erde;
Bringt jetzt Faunus ein festliches Opfer im kühlen Waldesschatten,
Ein Lamm, ein Böcklein, wie es ihm genehm ist;
Naht doch den Hütten der Armen, wie auch dem Palast des stolzen Königs
Der bleiche Tod, und unser kurzes Leben,
Glücklicher, lässt weitgehendem Hoffen und Sorgen keinen Spielraum:
Nacht deckt dich bald und sagenhafte Schatten.

Dasselbe, zwischen Lust und Trauer schwankende Gefühl, welches der Freund des Mäcen hier mit der verfeinernden Tondämpfung eines Mannes der besten Gesellschaft in griechischen Versmassen vorträgt,

1) Henzen, Acta fratrum Arvalium p. 13. 27. 33. 39.
2) Philostrat. Ep. 55 p. 360 K.

wird uns noch einmal mit groben, ungeschminkten Zügen und wilden, fast barbarischen Naturlauten in den Leichenfesten italienischer Alpenbewohner unserer Tage entgegentreten. Bei den altitalischen Rosalien nun versammelten sich die Feiernden an den Grabstätten ihrer Angehörigen zum Opfer und Gastmahl. Draussen vor den Thoren Roms, in der Campagna, wo zwischen den Bogenreihen der Aquädukte die Gräberstrassen sich in der Ferne verlieren, stehen noch heute an der Via Latina zerstreute Gräber des Altertums dem Besuche der Lebenden offen. Man steigt hinab aus dem Sonnenbrand in kühle Grüfte, deren Wände und gewölbte Decken mit Malereien und Stuckreliefs in einem ungemein leichten und anmutigen Stile, aus dem zweiten Jahrhundert u. Z. stammend, bedeckt sind. Ein Netz von zierlichen Leisten und lebensvollen Arabesken, verleiht den weissen Stuckflächen ein festlich heiteres Gepräge. Dazwischen ist eine Menge leicht umrahmter, eine bis einige Spannen grosser Bildchen in wohl berechneter Anordnung eingelegt. Da sehen wir das menschliche Leben in den Sagen der Heroenzeit sich spiegeln. Die dämonische Macht der Liebe im Urteil des Paris, die treue, den Tod selbst bezwingende Neigung der Gatten in Admet und Alcestis; der Schmerz des greisen Priamus um Hektors Tod; die Seligkeit des Herkules, der, um seiner Mühen willen zu den Göttern erhoben, dort in dionysischer Wonne, von Gestalten des Thiasus umgeben die Leier spielt: Bilder, wie diese, zeigen das Wirkliche zur Dichtung verklärt und das Ahnen zu symbolischem Schauen verdichtet. Dieselbe innere Harmonie und Seelenwärme, dasselbe froh durchrieselnde Lebensgefühl atmet aus einer Reihe von Landschaftsskizzen: Gebirgseinöden, wo Löwen und Panther zwischen stürzenden Bergströmen hausen; Fluss- und Strandbilder mit Fischern, Barken, kleinen Heiligtümern, Votivsäulen und Guirlanden; belebte Weidegründe und Landstrassen, — alles graziös und gleichsam spielend, doch mit der sichersten Hand entworfen. Eine der Deckenwölbungen ist übersät mit kleinen Rundbildern, die Tritonen und Nereïden auf dem Rücken von wundersam vielgestaltigen Seegottheiten und -ungeheuern gelagert, von den Klängen ihrer Saitenspiele und Flöten umrauscht zeigen. So mag den Seelen zu Mute sein, die auf den Inseln der Seligen ihren Sitz haben oder — gleich jenem verhüllten Schatten auf dem geflügelten Greifen, im mittelsten Felde der Wölbung, — zu den Himmlischen emporgetragen werden. Alles, von den heroischen und idyllischen Spiegelungen des Erdenlebens bis zu den ahnungsvollen Andeutungen des jenseitigen, ist heiter und leuchtend, — wie der südliche Himmel, wie ein seliger Kindheitstraum.

Der Tod ist kein schauererregender Abgrund, sondern eine sanfte Woge, auf der die Menschen von der schönen Erde nach dem schöneren Wunschland leicht hinübergleiten.

So ist der Anblick jener unterirdischen Räume beschaffen[1]), in denen einst an den Tagen der Rosalien Urnen, Sarkophage, Büsten und Statuen von Lampen und Ampeln beleuchtet, mit einer Fülle von Rosen, Veilchen und andern Blumen bedeckt und bekränzt standen. Näpfchen mit Salz, Eiern, Brot und Hülsenfrüchten waren dazwischen aufgestellt, und über sie wurde das Blut der Opfertiere ausgegossen, den „Schatten" zur Labung, die sich das Volk um die Gräber flatternd und schwebend dachte. Oberhalb der Gruft aber, wo heute Sonnenschein und Regen zwischen kahlen Ziegelmauern hausen, lag einst das Speisegemach, darin sich die Lebenden, mit Kränzen geschmückt, zwischen duftenden Blumen auf den Triklinien lagerten und den Leichen- oder Gedächtnisschmaus hielten. Vor dem tempelartigen Häuschen stand frei oder in ummauertem Vorhof der Altar. Dort wurden vor dem Mahle den Toten schwarzfellige Tiere geopfert. Zum Schluss liess man durch Sklaven Rosen an die Gäste verteilen, ähnlich, wie es bei den Festen der Arvalbrüder geschah. Diese Spenden, zu denen man je nach dem Vermögen Gaben in Geld und Nahrungsmitteln fügte, waren durch testamentarische Stiftungen, z. T. in perpetuum angeordnet. So war es natürlich, dass die ausgesetzten Gelder von den christlichen Nachkommen der Verstorbenen vielfach in derselben Weise weiterhin verwendet wurden.

Kapitel 2. Die Leichenmähler in christlicher Zeit.

Wirklich überdauerten die Formen des Gräberkultes mit wenigen Abänderungen das Absterben der Religion, welcher sie entstammten. Die Neubekehrten fuhren fort, die Gedenktage ihrer Toten in unmittelbarer Nähe der Bestatteten, in den Coemeterien vor den Thoren der Stadt, später auch in den Vorhöfen der Kirchen, ja in letzteren selbst mit Gastmählern (agapae), die sich an gottesdienstliche Handlungen anschlossen, zu begehen. In Wegfall kamen die Gladiatorenkämpfe und ähnliche Schauspiele, die den Verstorbenen zu Ehren und dem süssen Pöbel zulieb seit republikanischen Zeiten von reicheren Familien veranstaltet und zuweilen durch den Druck des erregten Volkswillens erzwungen worden waren. Und anstatt der städtischen Honoratioren wur-

1) Abgebildet in den Monumenti dell' Istituto di corrispondenza archeologica, VI, 43 f. 48 ff. Dazu Petersen in den Annali 1860, 356 ff.; 1861, 224 ff.

den zu den christlichen Leichenmählern die Priester und andere Geistliche, nebst allen Armen, Witwen und Waisen geladen, jene zur Erquickung nach den Beschwerden des Totenamtes, diese, um ausser der Labung oft reichliche Almosen zu erhalten. Neben dem Bestattungsmahl (Agape funeralis) blieb das Gedächtnismahl am Geburtstag des Verstorbenen (A. natalitia) bestehen, und Origenes bezeugt, dass es fromm und ernst bei diesen Liebesmählern herging. Als keine neuen Bestattungen mehr in den Katakomben vorgenommen wurden, etwa seit Beginn des 5. Jahrhunderts, blieben dennoch die Gräber der Märtyrer Stätten einer Verehrung, die immer noch zunahm und Scharen von Rompilgern anzog.

Auch die Rosalien müssen, da sie später mit antiken Zügeu, z. T. sogar unter demselben Namen und als anerkannte Reste des Heidentums wieder auftauchen, während der dunklen Jahrhunderte vom vierten abwärts weiter bestanden haben. Dafür spricht auch die wichtige Rolle, welche die Rose im Totenkult zu spielen fortfuhr, nicht nur als Schmuck, nicht, um in dem epikuräischen Sinne des Heidentums an die Vergänglichkeit des leiblichen Daseins zu erinnern, — die Christen verschmähten es ja auch bei ihren weltlichen Festen, sich mit Rosen zu kränzen. Das Geschlecht, welches in der Kunst der Katakomben die ersten Versuche machte, in eigentümlich neuer, tiefsinniger Bildersprache von den ewigen Dingen zu reden, fand keine Lust an den Freuden einer innerlich wie äusserlich zerrissenen Welt; ihm ward die sinnliche Schönheit der Rose zum verheissungsvollen Abbild himmlischer Wonne. — Wir wissen, dass die Coemeterien reichlich mit Blumen, Guirlanden und Salbenfläschchen ausgeschmückt wurden; auch die Wandgemälde jener Stätten stellen oft prächtige Blumenkränze dar. Einige Male nun findet sich unter den eingeritzten Symbolen der Grabesplatten ein Rosenbusch oder -zweig[1]). Die Seltenheit solcher Fälle brachte de Rossi auf die Vermutung, dass es sich um Märtyrergräber handeln möchte. Dazu stimmt die mittelalterliche Bedeutung der verschiedenen örtlichen Rosalien: sie sind sämtlich Gedächtnisfeste der Märtyrer (s. u.). Auf Leiden oder himmlischen Lohn aso, oder auf beides zugleich wies im christlichen Totenkult die Rose. — Solche Auffassung ist im Mittelalter verbreitet. Eine Vision im Leben der heiligen Perpetua zeigt uns das Paradies als einen unermesslichen Garten voll der schönsten Rosen. Der entzückte Visionär

1) S.Giov. Batt. de Rossi, Bulletino di archeol. crist., VI (1868) p. 12, fig. 5 und p. 14. Danach Ersilia Caetano Lovatelli, La festa delle rose, in der Nuova Antologia vom 1. November 1888, p. 20 = Miscellanea archeolog., Rom 1891, p. 31.

wendet sich an seine fromme Gefährtin mit den Worten: „Siehe, nun sind wir im Besitz der Verheissungen des Herrn“ [1]). — Am Sonntag Laetare, dessen Messtext mit den Worten „Freue dich, Jerusalem!“ beginnt und mit dem Bilde der heiligen Stadt auf das himmlische Jerusalem hindeutet, pflegt der Papst in der vatikanischen Camera de' Paramenti einen Strauss goldener Rosen zu weihen. Die mittelste derselben enthält in einer kleinen Kapsel geweihten Balsam oder Moschus von mystischer Bedeutung und wird vom Papst als Zeichen seiner Gunst verschenkt, — es ist die geschichtlich denkwürdige „goldene Rose“. Ursprünglich trug der Nachfolger Petri sie einzeln in seiner Hand vom Lateran nach der gegenüberliegenden Basilica Sessoriana (jetzt Sa. Croce di Gerusalemme), zum Zeichen überirdischer Wonne, und aus demselben Grunde legten die Priester zu der Messe dieses Sonntags rosenrote Gewänder an [2]). Nach einer aus dem 12. Jahrhundert stammenden Erklärung indessen bedeutet die Blume in der Hand des Papstes jene andere Blume, „deren rote Farbe im Leiden und deren Duft in der Auferstehung sich kundgiebt [3]). Mit Rosen und Blutstropfen spielt die Phantasie der Trauernden; aus dem Blute Christi wächst in der Legende die dornenlose Moosrose hervor. Bis in unser Jahrhundert trugen marche Friedhöfe, auch Vorhöfe von Kirchen in Deutschland und der Schweiz die Bezeichnung als Rosengärten [4]), ein Nachklang, wenn auch nicht der südeuropäischen Rosalien, so doch lebendigeren Bewusstseins von der Sinnbildlichkeit der Rose auf Gräbern. Und wieder in anderer, doch verwandter Bedeutung erscheint die Rose bei dem Feste „del Dvino Amore“, zu dem sich in den Tagen der Frühlingsgleiche die Landeute der Umgegend Roms mit Rosen in den Haaren und Flechten, wie einst bei den Palilien, versammeln [5]). — Wenngleich also die symboische

1) De Rossi a. a. O.

2) S. die ausführliche Abhandlung über die rosa d'oro von Carlo Mooni in dessen Dizionario storico-ecclesiast., vol. 59 (1852), p. 116 und de Rossi . a. O. Ueber die Symbolik der roten Farbe auch W. Wackernagel, Kleinere Schiften I (1872) S. 211.

3) De Rossi, S. 15.

4) S. Kraus, Real-Encykl. d. christlichen Altert., II (1886) S. 700. De grosse Städtische Kirchhof zu Leipzig gleicht um Pfingsten einem wirklichen, unabehbaren Rosenfelde. Sein Anblick wird in vielen dieselbe Empfindung wachgerufu haben, die sich in antiken Epigrammen und Grabschriften zuweilen sinnvoll asspricht, wie in jener spätlateinischen: Hoc flos est corpus Flaviae Nicopolis. MehrBeispiele giebt E. C.-Lovatelli, Misc. arch., p. 28 s.

5) Nach dem Bericht von Cav. Const. Maes in seiner periodisch ersoeinenden, reichhaltigen Sammlung für Altertumskunde der Stadt Rom „Il Cracas“ Diario di Roma, 1893, n. 1 vom 21. April, S. 5.

Sprache weit entfernt ist von der Bestimmtheit der dogmatischen, so ist doch in der geistlichen Symbolik die Rose vorwiegend das Sinnbild des überwundenen Leidens, der paradiesischen Seligkeit. Als solches wird sie ständig von den Malern der Renaissance verwendet. Ich erinnere an die Madonnen im Rosenhag, an Rosenkranzfeste, wie das berühmte von Albrecht Dürer. Botticelli vor allen liebte die Rosen. Bei ihm sehen wir die Engel in ihren Reigen um Gottes Thron herum Rosen aus den Falten ihrer Gewänder schütten. In Signorellis mächtigem Wandgemälde zu Orvieto aber streuen die göttlichen Boten Rosen auf den Weg der auferstehenden Frommen. An diesen Blütenregen, der die Seligen empfängt, werden wir uns späterhin bei einem Ritus der mittelalterlichen Rosenfeste zu erinnern haben. Doch ehe wir dahin gelangen, müssen wir den christlichen Totenkultus durch die starken Umwälzungen verfolgen, die derselbe in der Zwischenzeit zu erleiden hatte.

Aufwand und Üppigkeit, zuchtloses Wesen und Aberglauben begannen seit dem 4. Jahrhundert an den Grabstätten sich einzunisten. Der neuen Religion zum Trotz verirrte sich die Scheu vor den Verstorbenen auf Abwege oder schwand aus den Seelen. Wie das möglich war? In dem allgemeinen Zustand der damaligen Sitten finden wir die Erklärung. — Der Verfall des römischen Weltreiches war von einer furchtbaren und allgemeinen Entartung begleitet. Der unaufhörliche Anblick der Gladiatorenspiele, die öffentlichen Hinrichtungen im Theater; Tragödien, deren Haupttreffer die wirkliche Verstümmlung, Verbrennung oder Abschlachtung verurteilter und zu solchem Schauspiel abgerichteter Verbrecher war; Pantomimen, die eine züchtige Matrone nicht besuchen konnte, ohne von Bildern der Verderbnis entzündet heimzukehren, — all diese täglichen, rohen oder vergifteten Lustbarkeiten vernichteten das Werk der reinen Lehre[1]). Umsonst eiferten mit oft gewaltiger Beredsamkeit die Kirchenväter gegen die Teilnahme getaufter Christen an heidnischen Aufführungen. Die Kirchen und Kapellen standen leer; oft liefen die wenigen Andächtigen dem messelesenden Priester davon, sobald sie von einem Schauspiel hörten, das irgendwo am Orte stattfand[2]). Die Verwilderung nahm die Gestalt einer unheilbaren, von

1) Die Thatsachen sind gesammelt z. B. von Friedländer, Darstell. aus der Sittengeschichte Roms, II[5], 383 ff., 434 ff. u. s. w., die Stellen der Kirchenväter und Konzilienakten von Aless. D'Ancona, Origini del Teatro in Italia, Firenze 1877, I, p. 9 ff. und zum folgenden p. 46 fg.

2) Salvianus, De Gubernat. Dei VII, 7, 37 (Monum. Germ. antiq. I), ein auf

Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden und mehrenden sittlichen Fäulnis an, deren Nährboden die Theater und Cirkusse bildeten. Wie sollte der Glaube an etwas Heiliges in solchen Gemütern Wurzel fassen? Auch die Gräber verloren ihre Heiligkeit. Grabesschändungen waren schon in heidnischer Zeit als Zeichen des wachsenden Unglaubens häufig geworden. Nun musste Augustinus klagen, dass den Märtyrern zu Ehren nicht einmal im Jahr, sondern beinahe täglich üppige Gastmähler und Gelage abgehalten würden, selbst Grabesstätten und Bethäuser würden damit entheiligt[1]). In der Basilica von St. Peter gab es infolgedessen täglich Fälle von Trunkenheit. Oft krönte der Tanz die Lust solcher Feste. Von den Plätzen vor den Kirchen drangen die Tanzenden in die Kirchhöfe, die Vorhallen und innereren Räume, ein buchstäblicher Tanz über Gräbern. Eine Römische Synode rügte es, dass besonders die Frauen an kirchlichen Festtagen und den Geburtstagen der Heiligen heidnische Reigen aufführten und mit unziemlichen Liedern sich und andere zu verderben trachteten. Papst Leo I. in Rom, Basilius in Cäsarea, Augustinus im afrikanischen Hippo eiferten gegen die weibliche Wut, an heiligen Stätten zu tanzen. In der allgemeinen Zügellosigkeit beraubte das Weib sich selbst seiner schützenden Glorie. — Um solcher Vorgänge willen verbot um 360 das Konzil von Laodicea die Benutzung der Kirchen zu Totenmählern; mehrere Bischöfe untersagten den Geistlichen wegen der Verlockung zum Trinken die Teilnahme an diesen Festen ganz und gar.

Und selbst bei frommen Gemütern schlich sich heidnisches Wesen unter so christlicher Verbrämung ein, dass wenige seiner Anstössigkeit gewahr wurden. Die Teilnehmer einer Bestattung pflegten als Zeugnis ihres christlichen Glaubens das Abendmahl in den Katakomben oder, wo sonst das Begräbnis stattfand, zu geniessen. Man begann hier und da, dem Toten seinen Anteil an dem gesegneten Brot und Wein als eine Art Weihung gegen böse Einflüsse in die Gruft mitzugeben. Vom vierten bis zum achten Jahrhundert war diese Sitte in vielen Ländern verbreitet; vergeblich kämpften verschiedene Konzilien dagegen an[2]). An manchen Orten ferner setzte man Speisen auf die Gräber der Märtyrer und nahm sie darauf wieder weg, um sie zu essen, gleich als

---

West- und Südeuropa im ganzen bezügliches Zeugnis des 5. Jahrhunderts von einem vielgereisten Beobachter.

1) Augustin., Epist. 22; vgl. 29.

2) Bellermann, Ueber d. ältesten christlichen Begräbnisstätten, Hamburg 1839, S. 15 ff.

wären sie durch die Verdienste der frommen Verstorbenen geheiligt; auch teilte man wohl den Armen davon mit. Indessen schon im vierten Jahrhundert verbreitete sich daneben die bedenklichere Sitte, die Gräber mit duftenden Weinen, wie ehedem mit Opferblut, zu besprengen und Brei und Brot zur Speisung der Seelen hinzusetzen. Ambrosius von Mailand verbot in seinem Erzbistum nicht nur diese Totenbewirtungen, sondern die Totenmähler überhaupt, und nach seinem Beispiel kämpfte auch Augustinus in seiner heimatlichen Diözese gegen beide Missbräuche an. Seine Mutter, die fromme Frau Monica, hatte bei einem Besuch in Mailand in gewohnter Weise die Gräber der Märtyrer mit Opfern ehren wollen; der erzbischöfliche Wächter musste sie erst auf das Verbot des Ambrosius hinweisen. Augustinus selbst kam schliesslich dahin, auf dem dritten Konzil zu Karthago auch für sein Bistum die Abschaffung der Totenfestschmäuse zu beantragen. Er drang nicht durch, so wenig wie der Wille des Ambrosius nach dessen Tode Geltung behielt. Die Kirche im ganzen konnte sich nicht dazu verstehen, eine Sitte auszurotten, die so reichliche Almosen an die Armen und so klingende Spenden an die beteiligten Geistlichen mit sich brachte.

Die Agape funeralis ist noch heute in Italien im Schwange; freilich hat sie sich von den Kirchen und Grabstätten in die Häuser zurückgezogen.

Nicht weit von Rom, im Ciociaren-Lande, besteht sie noch, sogar mit vorchristlichen Spuren. Wir finden dort die Wiederholung des Gastmahls an den Tagen, die dem Begräbnis folgen, manchmal bis zum achten (vergl. die römische coena novemdialis); deklamatorische Trostreden der Freunde des Hauses zum Lobe der Verstorbenen, ähnlich den antiken laudationes (gli reconsulo); lautes Wehklagen der Verwandten und Freunde (lateinisch conclamatio), das sich von weitem wie das Girren eines ungeheuren Taubenschwarmes anhört, in der Nähe aber in herzbrechende Ausrufe und gestammelte Gelübde, unterbrochen von eintönigem Uh! uh! auflöst. Am Schlusse des letzten Bankettes erheben sich, schwankend und von den Frauen unterstützt, dieselben Männer, die noch vor wenigen Stunden sich die Haare zerrauften und wie Verzweifelte weinten, um nunmehr Liebeslieder und Ritornelle in langgezogenen, hässlichen Tönen anzustimmen[1]. — In den Canaveser Ge-

---

1) S. Targioni-Tozzetti in Pitrè's Curiosità popolari tradizionali, v. 10, p. 95 ff., Palermo 1891. Ueber die Abbruzzeser Gebräuche vergl. ebend. v. 13, p. 82 ff., über die Canaveser v. 6, p. 125 ff.

birgsdörfern zwischen Turin und Ivrea, hat sich noch ein lateinischer Name für das Leichenmahl erhalten; es heisst da la dôna (mit üblicher Verwandlung des lat. Neutr. Plur. in ein Fem. Sing.). Gleich nach dem Hinscheiden eines Angehörigen lädt dort das Familienhaupt 40 bis 50 Gäste zur Bestattungsfeier und bewirtet sie, zur Entschädigung für die oft mühsame Wanderung auf lebensgefährlichen Bergpfaden und für die verlorene Zeit, so reichlich, dass manche Familie schon dadurch zu Grunde gerichtet worden ist. Auch dagegen richteten öffentliche Verbote und Geldstrafen (wie die zu Piacenza im Jahre 1391 gegen die donia vel insenia, d. i. die Gaben- oder Belohnungsfeste erlassene von 100 Soldi) nichts aus. Die Sitte aber hat stellenweise (z. B. in Pratiglione) die dôna auf die wohlhabenden Familien beschränkt und sie zu einer wohlthätigen Einrichtung gestempelt durch Einladung aller Armen des Landes. So besonders im Val di Soana. Man durchwacht hier die Nacht bei der Leiche unter Gebeten, die dreimal von Erquickungspausen unterbrochen werden. Reis, Polenta, Brot und Käse, die landesübliche, einfache Nahrung wird gereicht. Nach dem Begräbnis versammeln sich die Leichenbegleiter im Hause oder in der Osteria zu Abspeisungen, bei denen es meist sehr fröhlich hergeht. Und doch wird die Pietät, mit der die Canavesaner an ihren verstorbenen Angehörigen zu hängen pflegen, die rührende Scheu, mit der sie z. B. die Gräber Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten, von der Bevölkerung irgend einer reicheren und civilisierteren Gegend schwerlich erreicht werden.

Kapitel 3. Das Totenfest der Stadt Rom im Pantheon.

Versetzen wir uns zurück in die Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Es hat sich gezeigt, dass der allgemeinen Entartung mit Sittenpredigten nicht beizukommen war. Ob eine Wiedergeburt möglich gewesen wäre ohne die langsam vollzogene Mischung der Völker des römischen Kulturkreises mit den unverbrauchten, nordischen Stämmen, ist oft bezweifelt worden. Die Bahnen aber, auf denen die Lebenserneuerung ihren Einzug halten konnte, bereitete die Kirche. Sie lernte das Heidentum vor allem auf dem Gebiete bekämpfen, wo dessen grösste Macht noch auf Jahrhunderte hinaus lag, in der Phantasie der Menschen. Und dazu half ihr der Kultus. Derselbe lockte die teils noch barbarischen, teils in die Barbarei zurücksinkenden Völker in den Bannkreis der kirchlichen Lehre, deren Wahrheiten er mit seinem feierlichen Prunk, seiner glänzenden und packenden Bildersprache den sinnlichen Gemütern am wirksamsten einprägte. Wenn er dabei nach

Fühlung mit dem Volksleben, nach Anlehnung an nationale Eigenart und altväterliche Gebräuche strebte, so war dies — die Notwendigkeit des versinnlichenden Verfahrens überhaupt zugegeben — ebenso klug wie verdienstlich. Die eigentümliche Begabung des Italieners nun zeigt sich nicht weniger deutlich in der umständlichen Grandezza des altrömischen Rituals, wie in der stolzen, sinnlichen Pracht der alten Tempel. Beide Eigenschaften traten auf einem gewissen Punkt der Entwicklung des Christentums in Italien wie durch innere Notwendigkeit von neuem hervor. Und heute noch nimmt ein Italiener, der das Bewusstsein seiner Rasse hat, schwerlich Anstoss an dem glänzenden, formenreichen Gepränge des katholischen Rituals, sondern, falls ihm die Entwicklung der Kirche überhaupt am Herzen liegt, beklagt er im Gegenteil die gegenwärtige Zerrüttung und Armut der Riten, die den Gottesdienst hindert, wahrer Ausdruck italienischer Religiosität zu sein. Nicht die Rückkehr zum Urchristentum, sondern eine „katholische Reform“ im Sinne des Konzils von Kostnitz „ist zu allen Zeiten der Wunsch der grossen Italiener gewesen“ (Pasqu. Villari, Savonarola, am Schluss).

Unter diesem Gesichtspunkt wird man vielleicht am ersten vermögen, dem Geist gerecht zu werden, der mitten im Verfall der alten Welt den Totenkult der Stadt Rom zu reformieren unternahm, jenem römisch-christlichen Geist, welcher der mittelalterlichen Kirche im ganzen ihr Gepräge und ihre Grösse während einiger Jahrhunderte verliehen hat. — Derselbe Papst nämlich, der das Gebäude des Pantheons zur christlichen Kirche umweihte und hierdurch wenigstens eins der grossartigsten Denkmäler klassischer Römerkunst vor Mönchen und Barbaren für die Menschheit rettete, — Bonifatius IV. gründete in dieser seiner Kirche ein Fest, dessen wichtigste Riten er den altrömischen Rosalien entlehnt und durch Umdeutung neu belebt zu haben scheint.

Es ist mehrfach überliefert, dass Papst Bonifatius im Jahre 609 (nach anderen Quellen 604, 606 oder 610) die Coemeterien der ganzen Umgegend Roms ausräumen und die gesammelten Gebeine unter dem Hochaltar des Pantheons beisetzen liess. Das Gebäude, welches seit der von Kaiser Honorius verordneten Schliessung aller heidnischen Tempel (im J. 399) leer gestanden zu haben scheint, wurde von Kaiser Phokas der Kirche überlassen; Bonifaz taufte es zur Kirche „Santa Maria ad Martyres“ um. Die beigesetzten Reste gehörten indessen schwerlich nur Märtyrern an; es heisst, dass 32 Wagen zu der Ueberführung benutzt worden seien, und aufgehört hatte zwar längst die Beisetzung neuer Leichen in den Katakomben, aber schwerlich der Besuch und die oft

wiederholte Gedächtnisfeier der altrömischen Familien an den Gräbern ihrer Ahnen. Erinnern wir uns nun der Ausschreitungen, welche im vierten und fünften Jahrhundert die Ruhestätten der Verstorbenen so vielfach in empörender Weise entweihten, so werden Absicht und Erfolg der päpstlichen Massregel keinem Zweifel unterworfen sein: mit einem Schlage beseitigte Bonifatius die gesamte Totenverehrung und -verunehrung vor den Thoren der Stadt. An eine Fortführung der einzelnen Gedächtnistage im Innern des Pantheon war nicht zu denken, da dort jetzt die Überreste vieler Geschlechter ununterscheidbar beisammenruhten. Folglich musste ein grosses, gemeinsames Totenfest aller Heiligen und vielleicht auch schon aller Seelen der Stadt Rom in der neugeweihten Kirche eingerichtet werden. Die persönliche Anwesenheit des Papstes dabei war wünschenswert, um den herrschenden Unsitten in der Kirche selbst vorzubeugen, und eine sinnlich prächtige Feier musste das „Volk der Römer" für die Schwelgerei und Ausgelassenheit der Märtyrerfeste entschädigen. Dass wirklich ein derartiges Fest vom Papst Bonifatius gestiftet und mit den volkstümlichen Gebräuchen der Rosalien ausgestattet wurde, davon haben sich zahlreiche, noch nicht hinreichend beachtete Spuren erhalten.

Der Sonntag vor Pfingsten heisst bis in die Gegenwart in Italien „Domenica della Rosa" [1]). An demselben fand ehedem (bis zum Jahre 1309) die wichtigste und feierlichste Messe Roms nicht in der Basilika des Laterans, wo damals die Päpste residierten, sondern im Pantheon statt. Dorthin zog der Papst wahrscheinlich durch die noch heute danach benannte „Via della Rosa". Während der Messe wurde der Fussboden der Kirche in der Weise, wie es das Altertum bei Gastmählern liebte, von der Decke herab mit Rosen bestreut. Wer die christliche Symbolik der Rose und die Lage des „Rosensonntags" in der Nähe antiker Rosalientage im Auge hält, wird es unmöglich finden, dieser Ceremonie einen anderen Sinn, wenigstens für die Zeit ihrer Einführung, beizulegen, als die Nachahmung des himmlischen Rosenregens, der den frommen Auferstandenen winkt. Diese Auslegung ist nicht überliefert: dass sie trotzdem stimmt, geht aus der Unzulänglichkeit der überlieferten hervor. Nach dieser nämlich bedeutet der Rosenfall die Ausgiessung des Heiligen Geistes (s. unten), was nur auf einer nachträglichen Umdeutung beruhen kann. Wie wäre man wohl sonst darauf verfallen,

1) Il Cracas 1894, S. 260. Die beiläufige Erwähnung der „Domenica, quae dicitur Pascha rosata", in der Hist. mortis et miracul. S. Leonis IX, c. 21 (Migne, Patrol. L. 143, p. 578), abgefasst bald nach 1054, scheint das älteste Zeugnis zu sein.

die feurigen Zungen durch Rosen wiederzugeben? So suchte also Bonifatius auf dem Gebiete des Kultus die Forderung eines seiner nächsten Vorgänger zu erfüllen, Gregors d. Gr., welchem der Ausspruch zugeschrieben wird: Picturis eruditur populus. Die Rosenmesse malte sinnfällig, was im Munde der Prediger tote Verheissung blieb. — Zum Schluss der Messe des Rosentags erinnerte ein zweiter Gebrauch an antike Vorbilder, beim Fest der Arvalbrüder, bei den Rosalien und sonst: an die Teilnehmer der Feier, d. h. in unserem Falle, wo das Laienvolk nur Zuschauer ist, an die Kanoniker des Pantheonkapitels wurden Rosen verteilt, recht eigentliche „apophoreta". Und bis auf den heutigen Tag findet nach jener Messe jeder der acht Domherren des Pantheons in seinem Chorstuhl zwei vom Sakristan geweihte Rosen vor [1]).

Neben diesem beweglichen Maifest wurde und wird noch alljährlich ein anderes mit festem Datum im Pantheon begangen: der 13. Mai, der Dedikationstag der Kirche Sa. Maria ad Martyres. In der Wahl des Datums wurde Papst Bonifatius aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Rücksicht auf die Rosalien geleitet. Zwar ist uns kein öffentliches römisches Rosenfest unter diesem Tage überliefert. Im vierten Jahrhundert u. Z. fiel ein solches auf den 23. Mai [2]); aber der 13te galt zur Kaiserzeit unter dem Einfluss der griechischen Astronomie als Sommersanfang [3]), und wenigstens in Campanien zeigt uns der bekannte, für die heidnisch-christliche Übergangszeit so wichtige Festkalender vom Jahr 387 auch öffentliche Rosalien am 13. Mai. Private Feste dieser Gattung wurden von Familien und Kollegien an den verschiedensten Tagen des Mai, im Juni und bis in den Juli hinein gefeiert [4]).

Bei der Lückenhaftigkeit unserer Zeugnisse über die Rosalien Alt-Roms lässt sich demnach eine bestimmte Anknüpfung für den 13. Mai vorläufig nicht geben. Für einen Zusammenhang zwischen diesem Datum und dem Rosenfest spricht aber ein schwerwiegender Grund: im benachbarten Campanien wurden die altherkömmlichen Rosentage mehrfach im Mittelalter zur Beisetzung von Märtyrerresten ausgewählt. Und die entsprechende jährliche Gedenkfeier, kurz Translation genannt, behielt Namen und Gebräuche vom Altertum bei. So wird z. B. der 9. Mai, der Tag des altrömischen Sommeranfangs nach Columella, in den handschriftlichen Synaxarien von Mailand, Turin und Clermont als Sancti

---

1) C. Moroni, Dizion. stor.-eccl., vol. 59 (1859), p. 149. — Il Cracas, 1894, p. 262.

2) Corp. Inscr. Lat. I, 2. Ausg. S. 318: Macellus rosa(m) sumat.

3) Ovid, Fast. V, 601, vgl. Avellino, Opuscoli (Napoli 1836) III, 251.

4) S. Th. Mommsen in den Berichten der sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1850, S. 67 f. Wilmanns, Exempla inscr. lat. II (1873), Indices p. 695.

Timothei ῥοδισμός bezeichnet[1]); in Neapel wurde er als Translation des heiligen Timotheus bis an unser Jahrhundert heran von der Kirche gefeiert[2]). Dort und in Capua begeht man am 11. Mai die Translation des heiligen Stephanus, des ersten Blutzeugen, unter dem Namen L'Inghirlandata. Die Benennung dieser kirchlichen Blumenfeste weist auf Gebräuche, die teilweise über die romanischen Länder hinaus verbreitet waren. Das Innere der Kirchen, besonders die Altäre und Heiligenbilder, wurde mit Blumen und Guirlanden geschmückt; bekränzten Hauptes schritten die Priester und Chorknaben in den öffentlichen Prozessionen einher und verrichteten sie ihren heiligen Dienst; Geistliche und Vorsteher der Kirche erhielten Blumenspenden, ähnlich der vom Pantheon bezeugten, nur weniger dürftig, als sie dort jetzt üblich ist. So hören wir z. B. über die Kirche des heiligen Pantaleon zu Troyes aus dem 15ten und 16. Jahrhundert Folgendes: „Am 1. Mai errichtete man einen grossen Maibaum (mai) in der Kirche. Man schmückte ihn mit einer Festkrone (chapeau de triomphe) und verteilte sechs Dutzend Blumensträusse an die Priester und ehemaligen Kirchenvorsteher, sowie vier Dutzend Blumenkränze an die letzteren“ [3]). Manche dieser Bräuche gingen auf das Pfingstfest über. Die Gedächtnisfeier der Märtyrer verlor sich allmählich in weltfroher Begrüssung des Frühlings, wovon sie in den ersten Jahrhunderten jedenfalls weit entfernt war.

Ebenso wie in Italien und Frankreich, fiel auch in Griechenland das Rosenfest (τὰ Ῥουσάλια) je nach der Landschaft verschieden; und zwar finden wir es im christlichen Mittelalter dort teils als ein bewegliches, teils als ein festes[4]). Auch hier ist der ῥοδισμὸς τοῦ ἁγίου

1) Acta SS. Bolland., Mai tom II., p. 356 der Ausg. v. 1866.

2) Mazocchi, In vetus marmoreum S. Neapolitanae ecclesiae Kalendarium Commentarius, Neapoli 1794, I, p. 54.

3) Revue des traditions populaires, Jahrg. XII, 1897, S. 314. Eine Prozession de' Preti inghirlandati, die einst in Neapel mit der Translation des San Gennaro verbunden gewesen wäre, erwähnt Ersilia Caetano Lovatelli (Miscellanea archeol., Roma 1891, p. 35). Vgl. Mazocchi (a. a. O.): . . . l'Inghirlandata. Cuius vocabuli originem inde repetunt, quod tum in eorum (S. Stephani et S. Januarii) translatione prima, tum in anniversaria memoria clerici sertis floribus redimiti occurrerent, ac passim rosae ac flores spargerentur. — Kranzschmuck der Geistlichen beim St. Paulsfest zu London und sonstigen Kirchenfesten (cum alibi tum apud Anglos) bezeugt für das Zeitalter Raphaels Polydorus Virgilius, De rerum inventoribus, lib. 2, c. 17 (Urbino 1499, London 1517 u. ö. In der Basler Ausgabe von 1570 p. 661). — Die Bollandisten haben nur Vermutungen über die Bedeutung des ῥοδισμός S. Timothei (a. a. O.) und schweigen über die Inghirlandata des San Gennaro bei dessen Translation am 1.—2. Mai (Mai, tom. I, p. 4 und p. 171).

4) Ersteres in Bulgarien nach dem Zeugnis des Erzbischofs Demetrios Chomatianus vom 13. Jahrhundert (τῇ μετα τὴν πεντεκοστὴν ἑβδομάδι!) bei Miklosich,

Τιμοθέου in vielen Synaxarien zum 9. Mai verzeichnet worden[1]). Derselbe Tag heisst anderwärts ῥουσάλια τοῦ ἁγίου Νικολάου[2]). Im übrigen aber hatte die griechische Kirche bis ins 13. Jahrhundert hinein die Fortdauer der Rosalien im Volksleben, wie diejenige der römisch-byzantinischen Neujahrsgelübde für den Kaiser (vota, βότα), welche in heidnische Festlichkeiten ausarteten, zu bekämpfen. Das bulgarische Rosenfest war mit dionysisch ausgelassenen Umzügen verbunden, die oft zu Blutvergiessen führten; das epirotische mit einem Volksspiel, worin der uralte „Kampf zwischen Sommer und Winter" unter der Form eines achttägigen Krieges zwischen zwei Heeren maskierter Türken und Christen mit endlicher Gefangennahme des türkischen Paschah fortlebte[3]).

Hier kreuzt sich also das Rosenfest der Märtyrer mit einem älteren heidnischen Frühlingsfest. Doch auch dem Gedächtnis der Toten scheinen die Rusalien in hellenischen Gebieten schon im Altertum gedient zu haben. Eine pergamenische Inschrift nennt unter den Ehrenbezeugungen, die dem vergötterten Hadrian von den Pergamenern geschuldet wurden, einen ῥοδισμός[4]).

Doch die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der antiken Rosalien kann hier nicht erörtert werden. Wir begnügen uns, aus der Analogie der griechischen und campanischen Märtyrerfeste zu folgern, dass auch in Rom die Translation des Jahres 609 und die entsprechende jährliche Gedenkfeier an antike, durch die frühchristlichen Jahrhunderte fortgepflanzte Rosalien anknüpfte, deren Missbräuchen durch ein neues, grossartiges Kirchenfest abgeholfen werden sollte. Dasselbe fiel wahrscheinlich auf den 13. Mai, da dies der Dedikationstag von Sa. Maria ad Martyres ist und ein besonderer Translationstag nicht angegeben wird. Die Gebräuche des Rosenfestes aber, ursprünglich hierher gehörig, wurden später, als das Pfingstfest in diesem Teil des Kirchenjahres eine beherrschende Stellung gewann, auf den Rosensonntag versprengt, der ja in vielen Jahren mit dem 13. Mai zusammentrifft[5]).

Wiener S.-B. 1864, S. 388. Letzteres in Epirus: vom 1. bis 8. Mai. Hierfür ist der älteste Zeuge der Scholiast Theodoros Balsamone vom Ende des 12. Jahrhunderts. S. Tomaschek, Wiener S.-B. 1868, S. 370.

1) Avellino, Opusculi III, p. 262.

2) Avellino a. a. O.

3) Tomaschek, S. 370, nach Ἀραβαντηνός, Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου, Athen 1857, II, p. 191.

4) E. Caetano Lovatelli, Miscell. archeol., p. 30, nach einer damals noch nicht gedruckten Inschrift.

5) Nämlich, so oft Ostern auf den 1. April fällt, was im siebten bis elften

Die ursprüngliche Bestimmung von Sa. Maria ad Martyres für einen verbundenen Heiligen- und Totenkult macht sich noch in gewissen Gebräuchen geltend. An jedem 1. November widmet der Magistrat von Rom dieser Kirche einen silbernen Kelch nebst einigen wächsernen Fackeln als Geschenk [1]). Am darauf folgenden Allerseelentag zünden die Gläubigen in der „Rotonda" eine Menge Lichter an. Bis 1701 war es sogar dort üblich, am 2ten, bezw. 3. November „den Toten zum Heil und zur Ehre die beiden inneren, grossen Nischen in ihrer ganzen Rundwölbung bis zwei Uhr nachts zu illuminieren". Wegen vorgekommener Störungen verbot es in dem genannten Jahre Clemens XI. und liess die Kirche bei Sonnenuntergang schliessen. So fristet also das stadtrömische Totenfest im Pantheon bis in die Gegenwart ein freilich dürftiges Dasein.

Es bleibt nur noch zu erklären, wie jenes von Bonifaz gestiftete Fest im Mai verschwinden, und ein Teil seiner Gebräuche auf das bewegliche Fest des Rosensonntags übertragen werden und jede Beziehung zum Totenkult verlieren konnte. Wir haben dafür eine innere und eine äussere Ursache anzuführen. Indem das Totenfest des Maimonats, von dem strengen Geist des Christentums ergriffen, seine seltsame Doppelfärbung ablegte und die Lust von sich bannte, trug es einen desto schärferen Missklang in die Wochen der freudigen Erwartung zwischen Ostern und Pfingsten hinein.

Viel besser stimmt zur Totenfeier die Lage des Allerheiligenfestes. Mit diesem fasst die Kirche sämtliche Heiligentage des Jahres in einer grossen Schlussfeier zusammen und erinnert die Gläubigen beim Abschluss des kirchlichen Jahres an das Ende des irdischen Lebens in Gott [2]). Die Gründung dieses Festes wird mit Wahrscheinlichkeit auf Papst Gregor III. (731—741) zurückgeführt, der in der Peterskirche ein Oratorium „zu Ehren Christi und der Jungfrau Maria" erbaute und darin Reliquien aller „Apostel, Heiligen, Märtyrer, Bekenner und Ge-

---

Jahrhundert im ganzen dreizehnmal geschah (647. 652; 731. 742; 815. 826. 837. 879; 994; 1005. 1016. 1089. 1100). S. Grotefend, Zeitrechnung d. deutschen M.-A. u. s. w., I, Tafeln S. 111 ff. Übrigens ist es nicht ausgeschlossen, dass Bonifatius IV. schon ein bewegliches Fest der Toten und der Rosen, am Sonntag vor Pfingsten haftend, vorfand. Dafür könnte man vor allem anführen, dass andernfalls der Rosenritus auch in Rom — wie überall sonst — sogleich auf den Pfingstsonntag übertragen worden wäre.

1) Falls er nicht seit 1870 damit aufgehört hat. Die obige Nachricht stammt nebst den gleich folgenden aus Moroni, Dizion. stor.-eccl., vol. 12 (erschienen 1841), pag. 141.

2) Für diese Auslegung ist zu vergl. Wetzer und Welte, Katholisches Kirchenlexikon I (1885²) S. 556.

rechten“ des ganzen Erdkreises beisetzen liess. Wir verstehen, dass die allgemein katholische Bedeutung dieses neuen Festes und seine mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Christentums ausgesuchte Lage im Kirchenjahr das stadtrömische Märtyrerfest nach verhältnismässig kurzem Bestehen verdrängen konnte, so dass nicht einmal eine Kunde von demselben übrig blieb. Die Irrtümlichkeit der mittelalterlichen Tradition von Papst Bonifaz IV. als Stifter des Allerheiligenfestes wird durch diesen Sachverhalt zugleich von neuem bestätigt und auf ihre wahre Grundlage zurückgeführt: wo die Heiligen der Stadt Rom begraben lagen, dort konnte nur, dort musste ein stadtrömisches Heiligenfest aufkommen. — Als dieses im achten Jahrhundert mit dem Novemberfest zusammenschmolz, blieb möglicher Weise dem 13. Mai noch seine Bedeutung als Gedächtnisfest für die Toten im allgemeinen. Doch bedurfte es nur eines Anstosses, um ihm auch diesen Charakter zu nehmen. Das geschah spätestens bei der Einführung des Allerseelenfestes, welches, 994 durch Abt Odilo von Clugny für die Klöster des Benediktinerordens vorgeschrieben, sich bald ohne allgemeines Gesetz über die ganze Kirche verbreitete.

War seitdem das öffentliche Totengedächtnis aus dem Mai verbannt, so musste man mit Bedauern die zu jenem gehörige Rosenfeier verschwinden sehen. Um jene Zeit also, um die Wende des zehnten und elften Jahrhunderts, sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Rosenriten des Pantheons auf den Sonntag vor Pfingsten verlegt und im pfingstlichen Sinne umgedeutet worden, worauf dann jener Sonntag die Bezeichnung „Domenica della Rosa“ erhielt.

Und wirklich stammen die ältesten Nachrichten über die Rosenfeier aus dem elften bezw. zwölften Jahrhundert (s. Kapitel 4 zu Anf.). Auch die ausserrömischen Rosalien werden damals, soweit sie nicht — wie in Rom — abgeschafft wurden, den trauernden, weltflüchtigen Ernst der älteren Zeit eingebüsst und sich mit jener Lieblichkeit bekleidet haben, die uns in campanischen Überbleibseln überraschte. Die Ströme von Blumen, welche sich bei jenen Märtyrerfesten in die Kirchen und Kapellen ergossen, spiegelten die wiedererwachte Freude am Frühling, an Blumen, an der schönen Welt der Sinne. Ehe solches Empfinden wagen durfte, an geistlichen Stätten sich kundzugeben, musste die Kirche zum sicheren Bewusstsein ihres endlichen Triumphes über das Heidentum gelangt sein. Und das geschah in den Tagen Gregors VII., in dessen Jahrhundert zum ersten Mal die Klagen der geistlichen Autoritäten über heidnische Vergnügungen der Menge verstummen [1]). — Der

1) S. D'Ancona, Origini etc. I, p. 49.

Kultus war damit an einem neuen Wendepunkt angekommen. War etwa seine glänzende äussere Entfaltung einzig ein Notbehelf gewesen, so konnte man nun in den bekehrten Ländern sich dieses Kampfmittels begeben. Jetzt aber ward offenbar, dass inzwischen im römischen Katholizismus das Christentum wirklich und unauflösbar mit der sinnlich künstlerischen Begabung des italienischen Volkes sich vermählt hatte, und dass der alte Zwiespalt der geistigen und sinnlichen Welt dabei vorübergehend und wenigstens auf dem Gebiete des Kultus einer klassisch zu benennenden Versöhnung und harmonischen Durchdringung gewichen war. Im elften und zwölften Jahrhundert nämlich liegt gerade die reichste Entfaltung des sogen. liturgischen Schauspieles, jener freien Erweiterung der kanonischen Messtexte und -riten in mannichfachen örtlichen Spielarten, aus denen endlich die Mysteriendichtung entsprang[1]. Auch in den Riten der römischen Rosenfeier trat jene Erscheinung zu Tage, seitdem dieselben sich in ihrer Bedeutung an die freudig erhobene, ja enthusiastische Stimmung des nahen Pfingstfestes anschmiegten. Versuchen wir, uns ein Bild von dieser Feier zu machen.

Bekannt ist die einzige, unerreichte Wirkung des ungebrochenen Oberlichtes im Pantheon. Durch die runde Oeffnung der Kuppel strahlt das Himmelsblau gleich einem leuchtenden Auge geheimnisvoll und beseligend in die weite Halle hinab, wo auf Marmor und Porphyr, über korinthische Säulen und tiefe Nischen hin gedämpfte Lichter spielen. Die Wirkung haben Neuere durch einen Vergleich anzudeuten versucht: wir glauben uns in einer unterirdischen Schattenhöhle, in die sich die Strahlen einer höheren Lichtwelt niedersenken. Die ewigen Gefühle, die auch im Mittelalter durch diese Stätte wachgerufen wurden, verkörperten sich bei der päpstlichen Messe des Rosensonntags zu einem Ritus. In dem Augenblick, wo der heilige Vater seine Predigt über die Ausgiessung des heiligen Geistes mit einem Gebet um Erneuerung dieser Gnade, die Gemeinde segnend, beschloss und nun der Chor das „Veni Creator Spiritus", anstimmte, ergoss sich aus dem Lichtring der Kuppel ein Rosenregen, wie von unsichtbaren Händen gestreut, über die Versammelten. Er dauerte, bis die Klänge der Hymne verhallten. Über seine Bedeutung konnten die Andächtigen nicht im Zweifel sein, da sie in dem vorbereitenden Segen ausgesprochen war. Dieser lautete in der Fassung, die ihm ums Jahr 600 Gregor der Grosse gegeben hatte:

„Möge der Herr den Regen seiner Segnungen über euch ausgiessen und euch die himmlischen Schätze seiner Gnade erschliessen! Amen. Möge der

1) Ebend. p. 44.

Herr euch des ewigen Lebens teilhaftig und zu Erben des Himmelreiches machen! Amen. Möge der heilige Geist in euch eine Wohnung finden und sich seine glanzvolle Majestät sanft in eure Herzen niedersenken! Amen. Dazu leihe er selbst seinen gnädigen Beistand!" [1])

In den Worten dieses Segens klingt neben dem Grundgedanken der Pfingstfeier nicht minder deutlich jener des Totenfestes an. Auch dieses fiel ja zu Gregors I. Zeit in unmittelbare Nähe des Sonntags Exaudi.

III.

Kapitel 4. Darstellungen des Pfingstwunders im Mittelalter und in der Renaissancezeit.

Wir haben das römische Totenfest im Allerheiligen- und Allerseelenfeste aufgehen sehen. Die Rosenfeier aber nahm in ihrer pfingstlichen Bedeutung einen neuen Aufschwung, indem sie überall, ausser in Rom selbst, ganz mit dem Pfingstfest zusammengelegt wurde. Ich will versuchen, die Geschichte ihrer weiteren Wandlungen aus bisher zerstreuten Nachrichten herzustellen, und hoffe, dass mir kein wichtiges Zeugnis entgangen ist.

Von dem Rosenregen im Pantheon berichtet uns zuerst der Kanonikus Benedetto nicht lange vor 1143 in seiner römischen Messordnung, die er dem spätern Papst Cölestin II. widmete [2]). Doch bald nach 1054 fanden wir schon die „Dominica, quae dicitur Pascha rosata" bei einem der Kurie nahestehenden Papstbiographen erwähnt (oben S. 14, Anm. 1); und schon um 1079 begegnen wir einer Nachahmung des Rosenritus in der Normandie am Pfingstsonntag, wovon später. In dem Rosenregen des römischen Pantheons aber müssen wir das Urbild aller ähnlichen Riten erblicken. Denn für die Anordnung, ihn acht Tage vor Pfingsten auszuführen, giebt es nur eine Erklärung, nämlich, dass er ursprünglich nicht das Pfingstwunder darstellte, sondern, wie die ältere geistliche Bildersprache bestätigt, vor allem die Segnungen, die der Getreuen nach dem Tode harren. Dann aber ist er der älteste Ritus der ganzen Gruppe. Endlich sind seine Nachahmungen in mehr als einer Kirche der päpstlichen Stadt in Betracht zu ziehen.

In der Basilika des Laterans wurden einst zu Pfingsten Rosen aus der Höhe gestreut [3]). Und noch gegenwärtig findet alljährlich am 5ten

1) S. Gregors I. Liber Sacramentorum, Migne, Patrol. Lat. v. 78, col. 110.
2) Bei Mabillon, Museum Italicum, 1681, II, p. 148, vergl. p. 118.
3) Moroni, Dizion. stor.-eccl., v. 9, p. 40.

August in Sa. Maria Maggiore eine ähnliche Ceremonie, wenn auch im bescheidensten Massstab, statt. Am Tage der „Madonna im Schnee", der diese Basilika geweiht ist, stellt ein Regen von Hyazinthen, ursprünglich wohl von weissen Rosen [1]), aus der Kuppel der Borghesischen Kapelle herabfallend, das legendarische Wunder des Schneefalls im August dar, welches zu der 354 erfolgten Stiftung des Weihnachtsfestes in nächster Beziehung steht. Im Pantheon hörte das Rosenstreuen auf, als im Jahre 1309 der päpstliche Hof nach Avignon übersiedelte [2]). Doch inzwischen war die Sitte längst nach anderen Orten gedrungen. Zwar in ihrer ursprünglichen Gestalt finden wir sie nur selten wieder; meist traten Änderungen und Verbindungen mit anderen Bräuchen ein. Eine Ausnahme macht Capua, die Hauptstadt des seit Alters durch seine Rosenfelder berühmten Campaniens. An diesem Ort, wo noch im Jahre 387 u. Z. die reiche Amplia Afra eine Stiftung zu gunsten der Rosarien unter anderen heidnischen Festen einsetzte, wurde noch in unserem Jahrhundert während der Pfingstmesse der Fussboden des Domes mit Rosen bestreut [3]). Doch schon das älteste von allen uns bekannt gewordenen Zeugnissen für den Pfingstritus zeigt uns eine bedeutsame Abweichung von der ursprünglichen, d. h. der römischen Form desselben: Johannes, Bischof von Avranches, späterer Erzbischof von Rouen, gab in seiner ums Jahr 1079 abgefassten Messordnung folgende Vorschrift, die wir wegen ihrer Genauigkeit in den Nebenzügen vollständig hersetzen [4]): „In der dritten Morgenstunde (um neun Uhr) soll unter dem Geläute aller Glocken nach dem „Deus in adjutorium" die Hymne einsetzen, währenddessen drei Geistliche in Messmänteln (cappati) den Altar mit Weihrauch bestreuen. Die ganze Kirche soll erleuchtet, und alle Geistlichen mögen nach dem Vermögen der Kirche gekleidet sein. Und so lange die Hymne dauert, sollen mannichfarbige Blumen zum Gleichnis der Gaben des heiligen Geistes aus der Höhe gestreut und derart die ganze Stunde festlich celebriert werden." — Die Allegorik,

1) Hyazinthen nach C. Maes im „Cracas" 1894, S. 260; rose rosse insieme con rose bianche nach Moroni im Dizion., v. 59 (1852), p. 149.

2) Zeugnisse im „Cracas" a. a. O.

3) Mazocchi, In vetus etc. Commentar., 1794, I, p. 54: Ac memini me puero in Capuana dioecesi in dominica pentecostes inter missae solemnia consuevisse presbyterum ecclesiae pavimentum rosis conspergere, qui mos postea exoluit. Die Schlussworte bestreitet Avellino, Opuscoli (1836), v. III, p. 263.

4) S. Martène, Tractatus de antiqua Ecclesiae disciplina, 1706, cap. 28 § 17; auch Migne, P. L. 147, 58. Abgedruckt ist der Liber de officiis eccles. noch von Magnin im Journ. des Savants, sept. 1866.

welche sich in der Anwendung mannichfarbiger Blumen statt der klassischen Rosen kundgiebt, kennzeichnet den normannischen Brauch als eine spätere Umbildung des römischen. Im Ausspinnen dieser Allegorik sehen wir die weitere Entwicklung fortschreiten. Bald dienen die vielfarbigen Blumen, „um die Freude und die Verschiedenheit der Sprachen und der Tugenden zu bezeichnen". So erläuterte die Ceremonie gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein Bischof von Mende im Languedoc, Guillaume Durand (1232—96), der als „Statthalter des Erbes Petri" lange Jahre an der römischen Kurie lebte [1]). Das Glockenläuten während der Ceremonie, welches an manchen Orten durch Orgelmusik und Posaunenstösse verstärkt wurde, bezog derselbe auf das wunderbare „Brausen vom Himmel, wie eines gewaltigen Windes", und knüpfte daran die Deutung: wie ein heftiger Sturm den Staub von der Oberfläche der Erde aufwirble, so verbanne der heilige Geist aus dem Herzen des Menschen alles Irdische [2]). Wir werden sehen, wie die Ceremonie, mit dem Verlust ihrer klassischen Einfachheit und ihrer das Unbeschreibliche einzig für das Gefühl andeutenden Symbolik, immer mehr zu einer allegorischen, barocken, im besten Falle verständig sittlich ausgedeuteten Nachahmung des Pfingstwunders, „wie es wirklich war", herabsinken sollte. Die Messvorschrift von Avranches findet sich ähnlich in vielen französischen Ritualbüchern des Mittelalters [3]).

Anderswo gesellte sich dazu noch ein deutlicheres Bild der Herabkunft des heiligen Geistes: man liess eine mit Blumen bekränzte, weisse Taube, an Fäden gefesselt, von der Deckenwölbung oder vom Chor herab, zuweilen durch einen von Rosenkränzen gebildeten Ring herabflattern, während zugleich der Rosenregen niedersank. Dieses anmutige Schauspiel wurde in mehreren Kirchen von Troyes während der Terz des Pfingsttages bis ins fünfzehnte Jahrhundert aufgeführt [4]). Die Taube

1) S. Durandus, Rationale divinorum officiorum, Lib. 6, fol. 193 der Ausgabe von Hagenau 1509. Vergl. Anm. S. 26, 3.

2) . . . . in nonnullis ecclesiis clanguntur tube, dum sequentia dicitur. Venit enim spiritus sanctus in spiritu vehementi. Quia, sicut ventus vehemens proiicit pulverem a facie terre: sic spiritus sanctus eicit a corde hominis omnem terrenitatem.

3) Martène, Eccl. discipl., p. 543: Id ipsum pluribus in Ritualibus libris praescriptum repperi; sed eo praesertim tempore peragendum, quo in missa canitur Prosa. Ita in Ordinario Silvanectensi (von Senlis) et in Rituali Turonensi S. Martini (Tours).

4) Zeugnisse in der Revue des trad. pop. 12 (1897), p. 314. In einem der Berichte heisst es: Les enfants de choeur . . . jetaient des fleurs rouges pour simuler les langues de feu qui étaient descendues sur les Apôtres. Ein Schritt weiter zur Naturwahrheit!

trug dort den alten romanischen Namen coulon. In manchen Gegenden hatten die Kirchen im Gewölbe eine Öffnung, durch welche die Taube geflogen kam [1]).

Von allen Pfingstriten fand der Flug der Taube im Mittelalter die weiteste Verbreitung. Besonders volkstümlich war die santa colombina oder colombella (auch palombella) in Italien. Aus der Malerei, wo sie in Darstellungen des Pfingstwunders früh sich eingebürgert hatte, drang sie in das liturgische Schauspiel und in dessen nächste Entwicklungsform, die stumme Rappresentazione in- und ausserhalb der Kirchen. Von den alten italienischen Messbüchern sind bisher so wenige im Druck veröffentlicht, dass wir die Einführungszeit dieses Ritus nicht feststellen können. Vielleicht aber kam derselbe schon vor in einem bekannten cyklischen Pfingstspiel, das im Jahre 1298 zu Cividale in Friaul im Palasthof des Patriarchen stattfand und nach einander die Leiden Christi, die Auferstehung, die Himmelfahrt, die Ausgiessung des heil. Geistes und das jüngste Gericht vorführte [2]). Dass auch in Sa. Maria ad Martyres einst während der Pfingstmesse eine Taube durch den Kuppelring niedergelassen zu werden pflegte, darf man wohl aus dem Namen der östlich am Pantheon hinlaufenden Strasse, Via della Palombella, schliessen. — Nicht überall begnügte man sich mit einer Taube. Aus Frankreich erfahren wir, dass in dortigen Kirchen ganze Schwärme grosser und kleiner Vögel fliegen gelassen und zum Schluss (wie einst die Rosen) unter die betreffenden geistlichen Kollegien verteilt wurden, — doch wohl, um verspeist zu werden! Dieses artige Spiel muss um 1400 in voller Blüte gestanden haben; 1438 wurde es in Troyes aufgehoben [3]). In Rouen, Lisieux (Normandie) und anderswo band man sogar dem Geflügel an die Füsse eine Art Oblaten, „Wölkchen“ (nebulae) genannt [4]). Die Bilder vom Mannaregen und vom „Brod des Lebens“, das Christus ist, mischten sich hier, um das Himmelsmahl der Auserwählten (nach Ev. Matth. 22, 4; Luk. 14, 15 u. a.) anzudeuten. Der Stich ins Schlaraffenländische war dabei gewiss nicht beabsichtigt. — Die Vervielfältigung des Pfingstvogels ist merkwürdig. Eine deutsche Volkssitte stellt sich dem französischen Ritus erklärend an die Seite: In der St. Georgen-

---

1) Z. B. in Böhmen (Miklosich, Wiener S.-B. 1864, S. 386), Deutschland und der Lombardei (vgl. hier S. 25. 26).

2) S. Muratori, Antiquitates Ital. II (1739), p. 851.

3) Revue des trad. popul., a. a. O.

4) Ducange, Glossarium mediae et infimae latin. V, p. 582 (Ausg. von 1885), unter nebula.

vorstadt zu Eisenach feiert man oder feierte man noch vor vierzig Jahren am Sonntag Lätare den „Sommergewinn". Neben andern natursymbolischen Gebräuchen findet sich da eine Beschenkung mit geputzten Eiern und künstlichen Vögeln. Letztere sind wie eine kleine Taube gross, in den wunderlichsten Formen aus Binsenmark geschnitzt. „Fast in jeder Stube auf dem Lande und auch teilweise in der Stadt hängt ein solches Vogelungeheuer, und fragt man, was es bedeute, so heisst es, es sei ein „heiliger Geist vom Sommergewinn"" (L. Issleib in Wolf's Zeitschr. f. deutsche Mythol., 2, S. 103 fg. vom Jahre 1855). Die Wiederkehr der Zugvögel liegt jedenfalls dieser thüringischen wie jener normannischen Sitte als Anlass zu Grunde. Spuren einer keltischen und einer germanischen Feier mag man sich aus den mehr oder minder kirchlichen Hüllen heraulesen[1]). — Die „Wölkchen" finden sich auch in Deutschland, aber sonderbarer Weise auf Himmelfahrt übertragen. Im Weltbuch und Geschichtsspiegel des Sebastian Franck von Wörd lesen wir[2]): Am Fest der Auffahrt Christi „wirfft man Oblat vom Himmel herab, zu bedeuten das Himmelbrot. Gleich darauff über neun Tag, ist der Pfingsttag. Da hencket man einen hültzin Vogel oder Tauben under das Loch im Gewölb, das bedeutet den heiligen Geist, den Aposteln Christi zugeschickt." Die Oblaten vertreten hier die Stelle von „Wetterkränzeln", die man in bairischen Dorfkirchen noch in der Gegenwart zu Himmelfahrt hie und da durch das Loch im Dachgurt wirft, um die sich dann Buben und Mädchen streiten, wahrscheinlich der Rest eines vorchristlichen Wetterorakels. Von der kleinen hölzernen Christusstatue wenigstens, die man in denselben Kirchen durch jenes Loch in die Höhe zieht [wie einst auch in Oberitalien][3]), heisst es: „Wo Christus bei der Himmelfahrt in der Kirche hinsieht, aus der Gegend kommen das Jahr über die Wetter." (H. Holland in Wolf's Zeitschr. 2, S. 102).

Wir sahen die Pfingstceremonie eine Wendung nehmen, die mit der gleichzeitigen Entartung der Mysterien zu Farcen verwandt ist. Mehr Würde als die Länder jenseits der Alpen bewahrte in der Messe sowohl wie im Schauspiel Italien. Zwar ging auch hier die Feierlichkeit verloren. Dem spielfrohen, naturalistischen Nachahmungstrieb des südlichen Volkes genügte die poesievolle Andeutung des mystischen Vorganges durch einen Blumenregen nicht lange. Die Italiener, die zuerst

---

1) Über ein winterliches Gegenstück zum „Sommergewinn" in irischer und französischer Sitte s. J. W. Wolf, Beitr. z. deutsch. Mythol. II. (1857), S. 436 ff.

2) Erschienen 1542. S. S. 133 der Ausgabe von 1567.

3) D'Ancona, Origini, I, p. 33, not. 2.

von den europäischen Völkern das Lustfeuerwerk ausgebildet hatten, trugen es auch in den Gottesdienst, und vor allem in die Pfingstmesse hinein. Schon zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts heisst es im Ordinarium des Erzbischofs Lukas von Cosenza (1203—24)[1]: „Bei der Pfingstmesse werden während des Absingens der Sequenz — womit der Priester beginnt, dann der Dekan und zuletzt der Vorsänger ihn ablösen — aus der Höhe in den Presbyterien, im Chor und im Schiff der Kirche Rosen, Lilien und andere Blumen gestreut und zuletzt brennende Flöckchen vom feinsten Werg herabgelassen.“ — Hier ist mehr als das Pfingstereignis, hier ist ein doppeltes Wunder zur Darstellung gebracht. Es ist klar: die Rosen verwandeln sich in himmlische Flammen. Das antike Bild der rosenstreuenden Gottheit und die evangelische Vorstellung von den mystischen Feuerzungen sind in Eins verschmolzen. So war der Übergang zu einer treuen Nachahmung des Wunders gemacht.

In Oberitalien begegneten sich römische und gallikanische Einflüsse. Eine Messordnung von Parma beschreibt, wenn auch erst im fünfzehnten Jahrhundert, einen Ritus, dessen Hauptbestandteile auf die Blüte des liturgischen Schauspiels zurückweisen: Zur festgesetzten Stunde während der Pfingstmesse wurde von einem Baum (arbor), der im Dachgebälk des Chores befestigt und reich mit Oblaten behängt war, — also eine Art Maibaum — eine Taube zu der versammelten Menge hinabgesandt. Gleichzeitig streute man durch Löcher im Deckengewölbe eine Menge Feuerflocken und „zahllose“ Oblaten nebst Laub- und Rosenblättern aus. Bei der Vesper wiederholte sich dieser Vorgang[2]. Der verbundene Blumen- und Feuerregen, in Italien seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts sicher bezeugt, trat bald auch jenseits der Alpen auf; Bischof Durand erwähnt ihn als verbreiteten Pfingstritus[3]. Die Vorstellung von

1) Martène, Eccl. Discipl. 543: . . . . sparguntur desuper in presbyteriis, in choro et in navi ecclesiae, rosae, liliae, et <alii?> flores, et ad ultimum emittuntur particulae subtilissimae stupae succensae.

2) D'Ancona, Origini I, p. 32 s. nach dem Ordinarium Eccles. Parm., ed. Barbieri. Der Baum stammt offenbar von den Maifesten her. Die altertümlichste Ausschmückung des Maibaumes bestand in Speisen. Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I (1875), S. 170. 172 Anm. über den mit Bändern und drei Weizenähren behängten arbor majalis im mittelalterlichen Lucca und den albero della cuccagna d. i. Baum des Überflusses bei den Kirchweihen der Gegenwart in Wälschtirol. Vielleicht spielt zu Parma auch die verbreitete, allegorische Auffassung des Kreuzes als Maibaum mit. Vgl. ebend. S. 242 f.

3) Rationale, Lib. 6, nach der vorhin gebrachten Stelle: Tunc etiam ex alto ignis proiicitur, quia spiritus sanctus descendit in discipulos in igneis linguis. Et

einer Verwandlung der Rosen in Flammen findet sich jedoch nur im vorhin angeführten, ältesten Bericht aus Cosenza; sie wurde wohl bald als zu künstlich fallen gelassen. In den meisten Gegenden Italiens aber wurde allmählich das Feuerwerk zur Hauptsache, und schliesslich blieben gar die Blumen fort. Die Florentiner werden hierin wie auf den meisten Gebieten vorangegangen sein. Ihre Leidenschaft für die Feuerwerkerei, die sie durch heutzutage kaum übertroffene Leistungen zum Range einer Kunst erhoben, ging soweit, dass der Rat 1480 ein Verbot gegen die Benutzung von Kirchenhallen zum Abbrennen von Girandolen erlassen musste [1]). Wir hören von einem Kirchenbrande, der 1471 zu Florenz durch die Darstellung des Pfingstwunders entfacht wurde. Dieselbe wurde einem Besuche des Herzogs Galeozzo Sforza von Mailand zu Ehren in San Spirito zugerüstet. Die Florentiner wünschten, dem mächtigen Fürsten ihre Überlegenheit in diesem Fache zu zeigen: sie brachten ein so gewaltiges Feuerwerk zustande, dass der Dachstuhl Feuer fing und die Kirche abbrannte. In dem schnell errichteten, köstlichen Neubau des Brunelleschi scheint man, vorsichtiger geworden, den Brauch nicht erneuert zu haben. Wir finden denselben bald darauf nach der Piazza San Giovanni verlegt, wohin noch jetzt alljährlich am Ostersamstag eine mit Zünder versehene, hölzerne Taube auf einem Seile aus dem Dome entsandt wird, um draussen ein Feuerwerk (il Fuoco Santo) zu lärmender Entladung zu bringen. Das Vorbild dieser Ceremonie gehört offenbar dem Pfingstfest an. Doch das Zeitalter des Michelangelo wusste selbst in die Nachahmung noch eigenen, tiefen Sinn zu legen, — die letzte Äusserung lebendigen religiösen Gefühls, die wir auf unserem Weg durch die Jahrhunderte antreffen. Das Florentiner Osterfeuer nämlich wird an Steinen entzündet, die als Splitter vom heiligen Grabe gelten. So ist die Taube hier eine himmlische Botin, die das Feuer der göttlichen Liebe am Ostermorgen vom Grabe Christi holt, um es über die Welt auszustreuen.

---

etiam flores varii ad denotandum gaudium et diversitatem linguarum atque virtutum. Columbe etiam per ecclesiam dimittuntur: in quo ipsa spiritus sancti missio designatur. — Ähnlich wird man bei den Pfingstmysterien verfahren sein. In einem solchen zu Jean Michel freilich wurde Branntwein angewandt, um den Feuerstrom des h. Geistes nachzubilden; s. Petit de Juleville, Les Mystères, Paris 1880, p. 400.

1) Urkunde bei Passerini, Storia degli Stabilimenti di beneficenza a Firenze, Firenze 1853, p. 459.

2) Machiavelli, Ist. Fior. 7, 22. Vgl. D'Ancona, Orig. I, p. 242.

Kapitel 5. Pfingsten in Orvieto und der Gedanke einer Kultreform.

Der langsame Verfall des liturgischen Schauspieles wurde im Zeitalter der Gegenreformation besiegelt durch kirchliche und staatliche Verbote aller geistlichen Aufführungen.

Das französische Parlament untersagte 1548 den Confrères de la Passion, „geistliche Mysterien“ zu spielen. In Deutschland überschüttete Thomas Kirchmayr (Naogeorg), der begabte, doch unstäte Verfasser protestantischer Tendenzdramen, in seinem „Regnum papisticum“ vom Jahre 1553 die katholischen Festgebräuche mit verdientem Spott. In Italien erstand im ehrwürdigen Carlo Borromeo ein heiliger Eiferer gegen das Theaterspielen in- und ausserhalb der Kirche.

1590 fiel zu Ferrara der letzte Rest eines, wie der Chronist behauptet, seit undenklichen Zeiten dort ausgeübten Ritus bischöflichem Verbot zum Opfer. Bei der Gelegenheit erfahren wir zuerst von dem Bestehen dieses Ritus auch in Ferrara. Bei der Pfingstmesse, während der Klänge des „Veni Sancte Spiritus“ pflegte eine Taube (lebendig oder nachgemacht?) von der Mittelpforte der Kathedrale aus das Schiff bis zum Altar im Fluge zu durchschneiden. Sie war in einer Strahlensonne befestigt, die während der Bewegung knatterte und Feuer aussprühte[1]).

Bei der wachsenden Gleichgiltigkeit gegen die kirchlichen Gebräuche hat es in den meisten Fällen wohl niemand für der Mühe wert gehalten, das gänzliche Einschlafen der alten Riten oder deren Fortdauer der Nachwelt zu vermelden. Hier und da fristeten dieselben auch nach dem reinigenden Sturme der Gegenreformation ein unbeachtetes Dasein, so z. B. noch gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Pfingstritus in Messina, einer ganz beiläufigen und unbestimmten Äusserung des Domenico Magri zufolge[2]). Ob im Dom zu Capua noch in unserm Jahrhundert Rosen aus der Höhe gestreut worden sind, darüber herrscht eine sehr bezeichnende Unsicherheit an Ort und Stelle, unter den Gelehrten Campaniens (s. oben).

Nur in einer Stadt glückte es mir durch einen Zufall, das Fortleben dieser Sitte, oder vielmehr ihrer auf die Renaissancezeit zurück-

1) D'Ancona, Origini I, p. 283 nach einem handschriftlichen Diario di Ferrara.

2) Dom. Magri, Notizia dei vocaboli eccles., Roma 1650, p. 213, col. 2a; und Hierolexicon, Roma 1677, p. 465, col. 2 giebt Durands Nachricht (oben S. 26, Anm. 3) wieder mit dem ungenauen Zusatz: quod Messanae adhuc durat.

gehenden letztmaligen Umwandlung bis in die jüngste Gegenwart zu verfolgen. Wer zu Pfingsten nach Orvieto kommt, wird dort Zeuge einer kirchlichen Feier, deren Fortbestehen den Bürgern der Stadt nicht minder am Herzen liegt als die Erhaltung des Domes, jenes im Jahre 1290 gegründeten, farbenprächtigen Meisterwerkes der italienischen Gotik, das, kürzlich auf Staatskosten von allen Schäden und barocken Zuthaten befreit, nun wieder in vollendeter Schönheit dasteht.

Auch hier im Dome, wurden einst während der Pfingstmesse Rosen von der Decke herab über die Versammelten ausgestreut[1]). Mitten durch den Rosenregen flatterte das „Täubchen“ herab. Auch hier wurden die Rosen später durch Flammen ersetzt. Man ging darin soweit, dass man innerhalb der Kirche Raketen steigen liess. Ein Verbot des Lateran-Konzils von 1725 machte diesem Unfug ein Ende. Doch das Pfingstfeuer fuhr fort, den Dom zu verwüsten. Vergeblich wandten sich Bischöfe und Kardinäle nach Rom um Abstellung. Merkwürdig sind die Gründe, welche die Erhaltung des Brauches veranlassten. Eine alte Orvietaner Familie, die Grafen Monaldeschi, von denen zwei einst das Bischofsamt in der Stadt bekleideten (Franziskus 1280—95, Beltramus oder Tramo 1328—45), hatten wahrscheinlich in jener Zeit ihres grössten Einflusses dem Domkapitel zwei ihrer Kastelle draussen im Lande mitsamt den Einkünften als Eigentum auf ewige Zeiten vermacht, um davon die Kosten der „Palombella“ zu bestreiten. Indessen hatten sie die Bestimmung getroffen, dass die jährlich zu erhebenden Abgaben dem St. Peterskloster derselben Stadt zufallen sollten, so oft die herkömmliche Vorstellung nicht, oder nicht an der herkömmlichen Stätte gegeben würde. Da war guter Rat teuer. Jene Abgaben dienten wesentlich mit zur Deckung der erheblichen Kosten für Ausbesserungen am Dom. Das Feuerwerk war zu einem Volksfest geworden, dem zuliebe die sonst so stillen Strassen der Stadt sich für kurze Zeit mit Leben füllten, wie es noch jetzt geschieht. Künstler und Fremde strömen herbei; das Volk drängt sich zwischen den Verkaufsständen auf dem Domplatz, wo eine Art Bazar ausgestellt ist und die bambini sich an Puppen und Spielzeug satt sehen, süsse Früchte schmausen und mit Instrumenten einen

1) Das älteste Zeugnis stammt von 1417. Es findet sich im Liber Camerlengati des Domes, S. 4. Ich gebe es wieder nach Piccolomini Adami, Rappresentanza scenica . . . in occasione della Festa del SS. Corporale, p. 7, n. 1 (auch im Archivio Storico per le Marche e per l'Umbria, Foligno 1886). Es lautet: Dedit, et solvit Piero Funario pro tribus libris. et tribus unciis cordae sottilis pro palombella in festo Paschatis Rosati . . . et in totum Sol. quinque. Dazu unterm 17. Mai 1421 eine Bezahlung Pro quatuor lib. Rosarum.

lustigen Lärm aufführen. Die Landleute besonders machen seit Jahrhunderten von dem glatten oder stockenden Flug der Taube, die hier noch ein lebendiger Vogel ist, ihre Erntehoffnungen abhängig, wie sie es auch in Florenz am Ostersamstag thun; sie balgen sich um die von den Fittichen der Taube fallenden Federn, um sie als glückbringend aufzubewahren. Alle diese Gründe wirkten zusammen in dem Beschluss der Stadträte des Jahres 1846: die alte Sitte nicht abzuschaffen, sondern auf den Platz vor dem Dom zu verlegen, wodurch man im wesentlichen nicht gegen die Bedingungen der Stifter verstiess. — Hier also wird seitdem der kostbare Reliquienschrein mit den zwölf Apostelstatuen aufgestellt. Buchsbaum und Blumenguirlanden schmücken ihn, und um die Säulchen der Aussenwand her sind Feuerwerkshülsen und eine Unzahl von Näpfchen mit Brennpulver befestigt. Auf der entgegengesetzten Seite des Platzes, wo die Via Maitani, nach dem Erbauer der Domfassade benannt, einmündet, dort hängt zwischen den Palästen der Grafen Saracinelli und des Grafen Eugenio Faina das Gehäuse (la Nuvola) mit der heiligen Taube, an Seilen schwebend. Wie aus einer Gewitterwolke schiessen Funken und Strahlen heraus, ein Feuerwerk in der hellen Mittagssonne. Jetzt erschallen die Trompeten und Posaunen des städtischen Musikchors, — die Wolke spaltet sich und mitten durch einen Funkenregen und das Krachen der Bomben flattert die Taube mit ängstlichen Flügelschlägen an dem Seile nieder, welches von der „Wolke“ nach dem Altar der Apostel führt. An den zarten Füssen trägt sie einen Zünder, der alsbald die mystischen Flämmchen über den Häuptern der Zwölfe entzündet, und das Feuerwerk des Tabernakels entlädt sich. Minuten lang schiessen die Flammen phantastisch durch einander, Funken und Feuergarben sprühen, Schläge und Bomben knattern. Und mitten in dem ausgelassenen Spiel der Feuergeister sitzt, mehr tot als lebendig, mit geducktem Halse das arme Täubchen und schaut mit blinzelnden Augen in das Flammengewirr. Wenn dieses ausgetobt hat, befreit ein Messdiener das Tier aus seiner Lage; der Vorsteher des Domes übergiebt dasselbe als Festgeschenk dem Bischof, einem Domherrn oder einer anderen würdigen Person.

An dem letzteren Zuge haftete bis vor wenigen Jahren eine Sitte von naiver und poetischer Bedeutsamkeit. Es war stets die jüngst Vermählte aus den adligen Häusern Orvietos, der die heilige Taube eingehändigt und damit zugleich die eheliche Treue ans Herz gelegt wurde. In unseren Tagen ist soviel darüber gespöttelt worden, dass man die Sitte aufhob. Und sie war doch wohl das Beste an der Feier.

Wir haben die Geschichte der alten Rosenfeste bis in ihre jüngsten Metamorphosen verfolgt. Überschauen wir noch einmal den Wandel der Anschauungen, die darin zum Ausdruck kamen.

In die Lust der ländlichen Frühlingsfeier schlich sich in heidnischer Zeit Wehmut über die Vergänglichkeit, dieser stets, leiser oder lauter, anklingender Grundton des sinnlichen Naturgefühles. Der christliche Glauben mit seinem übersinnlichen Ahnen, seiner mystisch verklärten Daseinsfreude schuf dann den Rosenregen als Bild geistiger Wonnen. Eine Spanne lang hielt sich die Pfingstfeier im Mittelpunkt der Christenheit auf der klassischen Höhe des Einklanges von Form und Gehalt. Dann nahm äusserliche Nachahmung des Pfingstwunders überhand. Mit blendenden Künsten und dem Flug der Taube ausgestattet, wurde die Feier ein kostbares Spielzeug in den Händen der Geistlichen zur Unterhaltung einer schaulustigen und abergläubischen Menge. — Soll dies das Ende sein? Ist es nötig, dass die Erstarrung, welche das katholische Festleben seit etwa 400 Jahren befallen hat, sich verewige? Es scheint gegenwärtig, als besänne sich die Kirche auf die Schätze, die in ihrer Vergangenheit ruhen und der Hebung zu warten scheinen. So fragte neulich ein um die Erforschung des mittelalterlichen Roms hochverdienter Gelehrter[1]: „Warum wird ein so geschmackvoller Ritus (wie das Rosenstreuen im Pantheon) nicht gegenwärtig zur schönsten Wirkung von der Höhe der St. Peterskuppel herab erneuert? Ich wundere mich, wie unser glänzender, phantasiereicher und viel bewunderter katholischer Kult so anmutige, zarte und die Geheimnisse der Religion so bedeutungsvoll darstellende Gebräuche hat aufgeben können.“ — Und wie ein Widerhall klang vom Ufer der Seine, wo längst schon modische Romandichter ihre von Liebesleidenschaft und Zweifelskämpfen müde gehetzten Helden in den Schooss der Kirche sich flüchten lassen, der Ruf nach einer ästhetischen Kirchenreform. Sar Peladan erteilte dem Papst den wohlmeinenden Rat, seinen Kardinälen eine ästhetische Erziehung geben zu lassen, damit sie den Bedürfnissen der Elite-Katholiken mehr entgegenkämen und im Kulte der Kunst mehr Platz einräumten. Und wirklich, als am letzten Himmelfahrtstage, bei der Heiligsprechung des Fourier und Zaccaria, das Papsttum aus seiner 27jährigen, grollenden Zurückgezogenheit heraustrat, entfaltete es vor einer unzähligen Menge erwählter und nichterwählter Sterblicher im Petersdome einen Glanz, der als siegesgewisser Ausdruck zunehmen-

1) Const. Maes im „Cracas“ 1894, S. 262.

den Kraftgefühles und Machtstrebens gelten kann. Unter andern altertümlichen Symbolen erschien an jenem Tage das Bild der heiligen Taube, in einem Strahlenkranze über dem Thronsessel des Papstes schwebend, unter dem hohen Chor von St. Peter.

Altertümlich war alles bei dieser glanzvollen Feier, von den bunten Trachten des päpstlichen Gefolges bis zu den vier mächtigen Fahnen, auf denen die von der Untersuchungskommission als echt befundenen Mirakel der neuen Heiligen dargestellt waren; von dem Kolossalgemälde der heiligen Dreieinigkeit bis zu der anmutigen Ceremonie der „Oblation“, einer Darbringung von Kerzen, Brot nnd Wein, zwei Turteltauben, zwei Tauben und mehreren kleineren Vögeln zu den Füssen des Statthalters Christi. Man atmete die Luft des Mittelalters, wie sie aus Chroniken uns anweht oder aus der bewegten Ceremonien-Malerei der Venezianer. Und war es nicht endlich trotz allem die Grösse der katholischen Religion und Kirche, die in dem frenetischen Beifallsjubel von mehr als 30 000 Zuschauern aller Nationen und Geistesrichtungen am Schluss dieses unvergleichlichen Schauspiels ihren Widerhall fand? „Es ist nichts gross als das Wahre!“ rief einst Goethe in Neapel, umgeben von den prachtvollen Ceremonien des Frohnleichnamsfestes. Und ein englischer Weiser that den tiefen Ausspruch: „Das Alte ist wahr gewesen.“

Grösse lag in der reinen Innerlichkeit der ersten Christen; und Grösse entgegengesetzter Art in den kirchlichen Riten zur Zeit der Kreuzzüge. Denn damals war es das allgemein verbreitete, gläubige Gefühl im Bunde mit der bilderschaffenden Phantasie der Romanen, welches schöne Formen zeugte und beseelte. Als der Kreis der möglichen Bildungen durchmessen war, erlahmte zugleich mit dem Lebenstrieb die schaffende Kraft der Religion. Die italienische Renaissance brachte religiöse Grösse nur noch in Einzelnen hervor. Savonarola hinterliess keine Spuren in der kirchlichen Entwicklung; seit Michelangelo bewegte sich die religiöse Malerei nur noch in den ausgetretenen Geleisen. Der Organismus der Religion war erstarrt. Mag man seitdem einzelne Riten künstlich fristen oder wieder auffrischen, man wird nicht vermögen, in dem wichtigsten Teil des Gottesdienstes, in der Messliturgie, die lebendige, auf Verständnis beruhende Wechselwirkung zwischen Priester und Gemeinde wiederherzustellen. Die Zerstörung des ursprünglichen Sinnes der Messe hat sich so folgerichtig unter dem Zwang der Verhältnisse entwickelt, dass sie für unheilbar gelten muss.[1])

1) Ich stütze mich auf die Untersuchungen berufener, gutkatholischer Zeugen.

Aus der Erstarrung führt nur ein Weg zum Leben, der Weg, den alle Organismen zu nehmen haben: Erneuerung aus dem unsichtbaren Keim, das will sagen, Rückkehr zur formlosen Anbetung des Heiligen, die alle Formen der Zukunft und alle Möglichkeiten der Anpassung an die Umwälzungen des geistigen Lebens einzig in sich birgt. — Schon Savonarola erklärte gelegentlich alles Formenwesen im Kult für nichtig [1]; vielleicht ist er zu sehr Italiener gewesen, um die Vernichtung der äusseren Gottesverehrung in den Mittelpunkt seiner Forderungen zu stellen. In der That zog sich seit jener Zeit je mehr und mehr das echte religiöse Leben in die reine Innerlichkeit des Urchristentums zurück oder es flüchtete sich in die Künste, und am meisten in die innerlichste von ihnen, die Musik.

IV.

Kapitel 6. Die Verwandlung von Rosen in Flammen, ein Motiv der religiösen Kunst.

Das einzige Gebiet, auf welchem das religiöse Fühlen der Menschheit noch in unserem Jahrhundert sich in reger, wechselnde Gestalten zeugender, alte Symbole zu neuer Bedeutung umbildender Schaffenslust bethätigt hat: es ist die Kunst. Der Urgrund des inneren und äusseren Geschehens bleibt Geheimnis. Dogmatische und wissenschaftliche Systeme überspinnen ihn mit ihren vergänglichen Begriffsnetzen; doch in tiefer Seele schlummert die Kraft, aufzugehen in unio mystica, und das Gefühl beflügelt die Phantasie, die stets vom Unbekannten angezogen wurde und werden wird. Sie ist in Gefahr, sich ins Vage zu verlieren. Da bleibt dem Künstler im Drange seiner Ahnungen, die nach Gestaltung ringen, kein anderer Weg als, dass er seinen Intentionen durch die „scharfumrissenen Figuren und Vorstellungen" vergangener Glaubensformen „eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit giebt".

F. Clément kommt in seiner Histoire générale de la musique, 1861, zu folgendem Endurteil über die Riten der Messliturgie: „des débris défigurés . . . mal coordonnés, tronqués et dépourvus d'homogénéïté, ils ne présentent plus qu'un symbolisme obscur, souvent inintelligible, et conséquence funeste, le spectateur se moque souvent de ce qu'il ne comprend pas." — Clément beklagt deshalb ces siècles, si rapidement écoulés du moyen-âge. — S. D'Ancona, Origini I, 21 ff., wo zur Bestätigung eine vorzügliche Beschreibung der mittelalterlichen Messe, des „grossartigsten und feierlichsten Schauspiels, das man sich irgend auszudenken vermag", von Alt, Theater und Kirche, Berlin 1846, herangezogen wird.

1) Die Worte Jesu Ev. Joh. 4, 21 ff. erläuterte er: „Dies bedeutet, dass der Herr den inneren Cultus will, ohne alle jene Ceremonien." (Villari, Savonarola, Übers. von Berduschek I, S. 87.)

Von dieser Betrachtung liess Goethe sich leiten, als er vor mehr als siebzig Jahren das Schauspiel von Fausts Rettung in die Formen der katholischen Phantasiewelt einzukleiden sich entschloss, — ein Schritt, für dessen Notwendigkeit und hohe Bedeutung das Verständnis noch in unseren Tagen wenig verbreitet ist. Lange Zeit hat man darin nur katholisierende Neigungen, einen Abfall von dem modernen, rationalistischen Geist des ersten Teils der Tragödie und einen weiteren Beleg für das an sich unläugbare Erlahmen der schöpferischen Kraft beim greisen Goethe erblicken wollen. Weite Kreise der Gebildeten besassen nicht jene Unbefangenheit und ihrer selbst gewisse Freiheit, zu der Goethe sich und dem Jahrhundert, immer noch allen vorausschreitend, den Weg gebahnt hatte. Zwar hatten schon die Romantiker die starre Mauer niedergerissen, die von der Reformation um die Kunst der protestantischen Länder gezogen war und Verarmung bedeutete; doch sie waren sich selbst nicht einig darüber, ob dies Zugeständnis eine Glaubensänderung oder ein neues Kunstprinzip bedeutete. Es ist in hohem Grade merkwürdig zu beobachten, wie Männer vom Schlage Friedrich Schlegels sich einbildeten zu glauben, wo sie nur lebendig schauten. Auch sie verfielen in den Irrtum, „das Poetische, das Imaginative zu verwirklichen", statt einzig dem, was ihre Wirklichkeit, ihren Glauben ausmachte, eine poetische Gestalt zu geben. — Es war ein Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Kunst, als Goethe, der in Italien der kirchlichen Malerei nur beschränkte Aufmerksamkeit geschenkt und seitdem die Antike als Vorbild seiner eigenen Kunstübung erwählt hatte, im Jahre 1810 die Gemälde-Sammlung der Brüder Boisserée in Heidelberg besuchte und dort, umgeben von Meisterwerken altdeutscher und altniederländischer, kirchlicher Kunst, den Ausruf that: „Auch hier sind Götter!" Die Frucht dieser neuen Erkenntnis war der vielgeschmähte Schlussakt des Faust, ein Jünglingswerk schon dem Erfolg nach; denn es führte eine neue Kunstrichtung herauf, es war ein Wegweiser auf Richard Wagner.

Im vorletzten Auftritt der Fausttragödie, dort, wo das Mysterium von der Bestimmung des Menschen, seiner Unzulänglichkeit und seiner Erlösung von den Qualen dieses Zwiespaltes in geheimnisvoller Gewandung über die Bühne schreitet, begegnen wir unter anderen kirchlichen Motiven neuerdings jenem Bilde der überirdischen Rosen, die sich in Flammen verwandeln und göttliche Liebeswonne verbreiten. Aus den Händen liebend heiliger Büsserinnen werden die „seligen Blüten" ausgestreut über Fausts Unsterbliches, das von den Missgestalten der Hölle

bedroht wird. Jene Himmlischen tragen keine Schwerter, wie meistens in den alten Darstellungen von kämpfenden Engeln und Teufeln. Auch die Verdammten sollen durch Liebe dem Heil gewonnen werden, „um in dem Allverein selig zu sein". Doch nun eine echt Goethesche Wendung: Das Böse ist so real und unzerstörbar wie das Gute; keines von beiden besteht ohne das andere. Die Teufel also müssen Bosheitsqualen leiden unter der Berührung der Liebesflammen, und in Mephisto weckt der Anblick des Übersinnlichen die Sinnlichkeit einer grundverderbten Natur.

Die Ursprünglichkeit dieser Dantisch rücksichtslosen Erfindung liegt so am Tage, dass wir die Einheit des Gesamtbildes durchaus nicht anzutasten glauben, indem wir die Frage nach der Herkunft einzelner Züge aufwerfen. Wir gewinnen dadurch Einsicht in das Streben der menschlichen Phantasie, alte Symbole in freiem Spiele unermüdlich, dem Wechsel der Weltanschauungen folgend, umzugestalten und tiefsinniger zu fassen. Freilich dürfen wir in unserem Fall von unmittelbarer Anregung durch Früheres nur vermutungsweise reden; doch darauf beruht ja nicht der Hauptwert derartiger Vergleiche. In Goethes Schriften findet sich keine Spur von einer Kenntniss der kirchlichen Rosenceremonie, geschweige in der Gestalt, die uns aus Cosenza bekannt ist. Rosenstreuende Engel sieht man auf zahlreichen Gemälden alter und neuer Zeit. Die Verwendung der Rosen als Geschosse im Kampf der Tugenden gegen die Todsünden, ein grobkörniges Seitenstück zu dem Faust-Auftritt, kommt in einem moral-play des fünfzehnten Jahrhunderts vor. Doch ist hier an einen Einfluss auf die Faustdichtung nicht zu denken[1]).

Von grösserer Bedeutung ist es, dass die Vorstellung von in Flammen aufgehenden Rosen dem Dichter seit seiner Beschäftigung mit Hafis vertraut war und von ihm selbst in seinem Divan benutzt wurde (Buch VII, 2, An Suleika).

1) S. Max Koch im Goethe-Jahrbuch, 1884, S. 322 fg. Die Verse „Blüthen die seligen" u. s. w. verfasste Goethe ursprünglich als Gelegenheitsgedicht mit der Schlusszeile „Der Liebenden hin" für die Autographensammlung der jüngsten Tochter Cuviers (s. Sulpiz Boisserée unterm 5. April 1825). In dem moral play ist übrigens von Flammen gar nicht die Rede. In dem Auszuge aus der Handschrift bei Payne-Collier, The history of Engl. dramat. poetry (1. Ausgabe 1831, 2te 1879) heisst es S. 204 der 2. Ausgabe: The deadly sins are defeated and it appears from their complaint, that they suffered most from roses flung at them from the walls by Charity, Patience etc., which struck them hard enough, to make them ‚black and blo'. — Also blaue Flecke bekommen sie von der Heftigkeit des Wurfes. Es ist schwierig, sich vorzustellen, dass irgend eine mittelalterliche Bühne die Verwandlung von Rosen in Flammen über den Körpern kämpfender Spieler dargestellt hätte.

Die bewegliche Phantasie des Morgenländers lieh im Heimatlande der Rose und der Feuerreligion jener uns geläufigen Metapher von der Glut der Rosen lebendigere Bildlichkeit. „Gluten der Rosen verbrennen Bülbüle,“ dichtete in Liebesnot der Sänger von Schiras[1]). Seine Begierde flamme empor wie die Rose: „Wein her zum Löschen!“ [1]) Aber auch von der alldurchdringenden Gottheit sang die „mystische Zunge“ Bülbüls: Die „Einheit“ offenbare sich dem Weisheitsschüler im brennenden Rosenbusch[1]), oder, wie das Gedicht vollständig in einer schönen, wenn auch freieren Übertragung lautet[2]):

Lern', o Schüler, echte Gnose,
Siehe da, der Busch der Rose
Brennet dir mit hellen Gluten
Als der Feuerbusch des Mose.

Und aus ihm, wofern du nämlich
Nicht zu dumpfe, seelenlose
Sinne hast, wie lind und lieblich
Spricht zu dir der Herr, der grosse.

Hafis lebte im vierzehnten Jahrhundert (1318—89). Im dreizehnten stellten im Dom zu Cosenza und ebenso in zahlreichen Kirchen des Abendlandes fallende Rosen und Flammen die Ausgiessung des göttlichen Geistes dar. Die Zeichensprache der Natur wurde in den entferntesten Ländern von der mystisch erregten Phantasie übereinstimmend gedeutet.

Goethe hat beides, Zeichen und Deutung, erneuert als Gleichnis dessen, was er selbst vom Walten einer göttlichen Liebe ahnend in sich erfahren hatte. Die Formen dazu lieh ihm der alte Glaube. Den neuen half er selbst heraufführen. Doch dessen Empfinden ist bis heute noch abgewandt von dem, was hinter den Erscheinungen liegt, seine Zunge noch nicht mächtig ureigener, leidenschaftlich ergriffener Bildersprache vom Heiligen, „das in und um uns wohnt“. Ansätze dazu gewahren wir seit Goethe und Byron. Ihre Kunst-Religion wie die Richard Wagners steht auf der Scheide zweier Weltalter als Denkmal des Überganges. Sie trägt das Unverwelkliche der alten Zeit in die neue hinüber. Wie Helena in Fausts Armen Kleid und Schleier zurückliess, so entschwebte

1) In der von Goethe benuzten Übersetzung Joseph von Hammers, Band I (1812) S. 419, II (1813) S. 198. 389.

2) Aus Batranek, Beiträge zur Ästhetik der Pflanzenwelt, Leipzig 1853, S. 213.

die mythologische Welt des Mittelalters in die Schattengefilde der Sage; doch ihren blauen Sternenmantel liess die Jungfrau zur Erde sinken. Und der Genius der Menschheit hob ihn auf und weihte ihn im Heiligtum der Kunst zu verklärendem Gedächtnis menschlicher Träume vom Jenseits.

Frederi Mistral.

Von

Fr. Ed. Schneegans.

Zwei Bewegungen durchkreuzen sich in der Entwicklung des Volkslebens unserer Zeit. Neue Verkehrsmittel, die gewaltige Entfaltung der Industrie, die Verbreitung des Unterrichtes, der in allen Ländern Europas immer weitere Schichten der Bevölkerung durchdringt, haben eine durchgreifende Umgestaltung des Volkslebens zur Folge: die grossen Kulturcentren üben einen teils segensreichen, teils aber auch verhängnisvollen Einfluss auf die Provinz aus; werden die Unwissenheit, der Aberglaube siegreich bekämpft, so gehen schöne patriarchalische Gebräuche verloren, in Kleidung und Sprache sucht der Bauer den Städtern nachzueifern; wo einst urwüchsige Volkspoesie, malerische Trachten das Gemüt des Dichters, das Auge des Malers erfreuten, herrscht jetzt farblose Einförmigkeit. Aber das Alte weicht nicht ohne Widerstand dem Neuen. Während einerseits die ältere Generation meist zäh an der von Vätern ererbten Tradition festhält, sehen wir anderseits in den Kreisen der Gebildeten Verteidiger und Freunde der alten Volksbräuche und Volkssprachen sich erheben. Die Einen sehen in dem plötzlichen Eindringen neuer Ideen und Sitten eine Gefahr für die Volksseele, Andere suchen die altmodischen aber kleidsamen Trachten zu retten, während die Sprachforscher emsig die Bauernsprachen untersuchen, ihren Formen- und Wortschatz feststellen und Kulturhistoriker Märchen und Volkslieder sammeln, wie der Naturforscher seltene Exemplare einer untergehenden Flora oder Fauna in seinen Herbarien und Museen sorgsam aufbewahrt. Nirgends wohl hat diese pietätvolle Rückkehr zum Alten, der Versuch von dem Erbteil der Väter das Wertvolle und Entwicklungsfähige zu retten und womöglich zu neuem Glanze zu entfalten

schönere Früchte hervorgebracht als in Südfrankreich, in der Wiedergeburt der provenzalischen Litteratur.[1])

Besondere Momente begünstigten die neuprovenzalische Bewegung und erklären es, wie es möglich wurde den provenzalischen Dialekt zur Litteratursprache auszubilden, eine lebenskräftige, alle Gebiete des menschlichen Denkens und Fühlens umfassende Litteratur in neuprovenzalischer Sprache zu gründen. Die romantische Bewegung, die seit dem Anfang unseres Jahrhunderts der französischen Litteratur und Forschung die Schätze des Mittelalters wieder eröffnet hatte, schuf ein poetisch gefärbtes Bild des Mittelalters, in dem die provenzalischen Troubadours mit ihren Liebesabenteuern, ihrem Frauendienst, ihrem Ideal ritterlicher Sitten eine wichtige Rolle spielten. Die wissenschaftlichen Arbeiten eines Fauriel, eines Raynouard, eines Diez und ihrer Nachfolger gaben einen Einblick in die reiche provenzalische Litteratur und Sprache, zeigten die hohe kulturelle Bedeutung derselben, sie räumten der provenzalischen Sprache die ihr zukommende Stelle innerhalb der romanischen Sprachen ein. Mit berechtigtem Stolz auf ihre hohe Vergangenheit zurückblickend dachten die südfranzösischen Patrioten mit Wehmut und Sehnsucht an die schönen Zeiten der Troubadours, denen durch den furchtbaren Albigenserkreuzzug ein jähes Ende bereitet worden war. Unterstützt wurden diese Ideen durch eine Bewegung, die sich in ganz Frankreich gegen die von der Monarchie durchgeführte, von der Revolution und dem Kaiserreich noch verschärfte Centralisation aller geistigen Kräfte in Paris richtete. Obgleich die Führer der Bewegung nie ernstlich an eine Lostrennung Südfrankreichs von dem Norden dachten und wohl wussten, dass die Zeiten eines arelatischen Königtums längst vorüber waren, dass der Süden ohne den Norden nicht bestehen könnte, stand das Wort Decentralisation doch von Anfang an auf der Fahne der südfranzösischen Patrioten; viele glaubten ernstlich an die Wiederherstellung der alten Provinzen, an die Umgestaltung Frankreichs zu einer Konfederation[2]); sie wiesen aber mit Entrüstung die Anklage separatistischer Gesinnung zurück. Der Provinz ihre litterarische Selbständigkeit zurückzuerobern, der provenzalischen Sprache,

1) s. Ed. Böhmer's grundlegenden Vortrag „Die provenzalische Poesie der Gegenwart“ Halle 1870.

2) Ähnliche Stimmen werden auch in Nordfrankreich laut. Sie haben jüngst in einem Werke L. Daudets Ausdruck gefunden: „Les idées en marche“ Paris 1896 S. 344 ff.: Paris et la Province. Zahlreiche Vereine in Paris pflegen diese neuerwachte Liebe zur „petite patrie“: die Normannen in Paris haben ihren Bund „la Pomme“ genannt, die Auvergnaten den ihren „la Musette“. Die société celtique vereinigt die Bretonen, früher unter Renan's Vorsitz.

jener Schwester der französischen Sprache ihre alte Bedeutung zurückzugeben, das waren die nächstliegenden Ziele der neuprovenzalischen Renaissance. In dem Sinne konnten die provenzalischen Dichter ähnlichen Bewegungen in Katalonien, der Bretagne, Flandern zujauchzen. Die neuprovenzalische Bewegung unterscheidet sich dadurch von ähnlichen Versuchen französischer Patoislitteratur, dass für die Provenzalen der Dialekt nicht etwa ein Mittel war ihren Werken Lokalfarbe zu verleihen oder bald komische, bald gemütliche Wirkung zu erzielen. Die Bauernsprache sollte geadelt, sollte eine Litteratursprache werden, wie sie es zur Zeit der Troubadours war, als sie belebend auf die Nachbarlitteraturen wirkte.

Roumanille war der Erste, der den provenzalischen Dialekt zur Kunstsprache zu erheben unternahm, ohne freilich die stolze Zukunft vorauszuahnen. In seiner schönen Gedichtsammlung, den „Margarideto" (Massliebchen 1847) steht er aber noch unter dem Banne der nordfranzösischen Lyrik. Seine Werke sollten jedoch durch ihren hohen poetischen Gehalt, ihre edle Form begeisternd auf die junge Generation wirken, deren Haupt Frederi Mistral geworden ist. Mit ihrer ganzen südländischen Glut und Begeisterungsfähigkeit weihten Mistral und seine Freunde ihre Kräfte der neuprovenzalischen Sache, der „Causo", ein Wort, das immer wieder mit geheimnisvoller Feierlichkeit ausgesprochen wird. In der Umgegend von Avignon steht die Wiege der neuprovenzalischen Litteratur. Hier kamen Mistral und mehrere junge Dichter zusammen, von denen einige berühmt wurden; sie durchzogen das Land, lebten im Verkehr mit der Landbevölkerung, ihre Sprache, Sitten und Poesie erforschend. Am 21. Mai 1854 gründeten die sieben Dichter dieser neuen Plejade in dem Schloss Fontségugne den Dichterbund der Félibre[1]), das „Félibrige", das sich zur Aufgabe stellte, der provenzalischen Sprache ihre alte Selbstständigkeit, ihren alten Ruhm zurückzuerobern. Um ihre Ideen im Volke zu verbreiten, die verachtete Muttersprache, die Volkssagen und die Poesie in ihre alten Rechte wieder einzusetzen, beschlossen die Félibre jährlich einen provenzalischen Kalender, „Armana prouvençau", herauszugeben. Der Kalender, der bereits 1886 in 10000 Exemplaren jährlich erschien, enthält Meisterwerke provenzalischer Poesie und Prosa aus der Feder der bedeutendsten Félibre.

---

1) Den Namen félibre, dessen Ursprung noch dunkel ist, entnahm Mistral einem religiösen Volksliede, in dem Maria Jesus im Tempel trifft unter den „sèt felibre de la lèi", den sieben Schriftgelehrten.

Seit jenem Gründungsjahre hat sich das Félibrige mächtig entwickelt. Dreissig Jahre nach seiner Gründung zählte der Bund bereits 1500 provenzalische Dichter; 3000 Werke waren in provenzalischer Sprache erschienen. Die Bewegung hat den ganzen Süden ergriffen und die südfranzösischen Félibre bilden jetzt eine wohlorganisierte litterarische Gesellschaft. 1876 wurde in einer feierlichen Sitzung im Kapitelsaale der Templer in Avignon das Félibrige in vier „mantenençо“ eingeteilt, die den wichtigsten Dialekten der langue d'oc entsprechen (Provence, Languedoc, Aquitanien und die „maintenance alliée“ Katalonien). Jede mantenençо umfasst „mantenaire“ und „ajudaire“ (Anhänger), wozu die sòci (Anhänger im Ausland) hinzukommen. An der Spitze des Bundes steht das „Counsistòri“ der 50 „majorau“, dessen Vorsitz der „Capoulié“ (eine Würde, die Mistral übertragen wurde) führt. Die ganze Languedoc und das sprachverwandte Katalonien durchzieht freudige Feststimmung, ein Hauch der Poesie, wie in den herrlichen Zeiten der Troubadours. Jährliche Feste mit poetischen Wettkämpfen, den jeux floraux, verbunden vereinigen an dem Tage der heiligen Estella, der Patronin der Félibre, im Monat Mai die Verehrer der provenzalischen Muse. Alle sieben Jahre finden besonders feierliche „Jeux floraux“ statt, an denen drei Preise verteilt werden und die „Königin des Félibrige“ erwählt wird. Die mittelalterliche Tradition der sagenumwobenen Liebeshöfe wurde in der Form von Versammlungen wiederbelebt, welche von je sieben Dichtern und sieben Dichterinnen (felibresso) geleitet werden. Die lange von einem Teil der nordfranzösischen Presse bekämpfte Bewegung hat auch in Paris festen Fuss gefasst, wo die provenzalischen Dichter und Künstler ein Félibrige de Paris gegründet haben, während eine zweite Gesellschaft, die „Cigale“, auch weitere Kreise von Gönnern der provenzalischen Sache vereint. Jährlich durchziehen Cigaliers und Félibre den Süden, besuchen die gefeierten Stätten südfranzösischer Kultur, singend und dichtend; Aufführungen von antiken Dramen im römischen Theater von Orange geben diesen Festen hohe künstlerische Weihe. Selbst über die Grenzen Frankreichs hinaus hat die provenzalische Sache begeisterte Anhänger gefunden. Die Säkularfeste zu Ehren Petrarcas vereinigten in Vaucluse Vertreter aller Völker lateinischer Zunge, und das Neuprovenzalische wurde hier zum erstenmale als Litteratursprache anerkannt. Aber die Félibre gingen noch weiter in ihren Träumen: die provenzalische Sprache schien durch ihre Lage innerhalb des romanischen Sprachgebietes dazu berufen zu sein, die Vermittlerrolle zwischen den Schwestersprachen zu bilden. Dem Bunde der Provenzalen und Ka-

talen folgte die Gründung der Société des langues romanes in Montpellier, der philologische und litterarische Wettkampf von 1875, die Fêtes latines von 1878, welche in Montpellier das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller romanischen Völker proklamierten, die Gründung der Revue du monde latin 1883. Die Seele des ganzen Unternehmens, der willenskräftige und geschickte Organisator des Bundes der Félibre, ist Frederi Mistral.

Mistral musste sich selbst seine Sprache schaffen. Er ging von seinem heimischen Patois aus, der reich an klangvollen Diphtongen, melodisch, biegsam und doch kräftig, mit seiner starken Accentuation und genauen Aussprache wohl geeignet war, die verschiedensten Stimmungen in der Poesie zum Ausdruck zu bringen[1]). Aber um den höheren Zwecken der Litteratur dienen zu können, musste der wilde Schössling am Baume der provenzalischen Sprache veredelt werden. Reich an technischen Ausdrücken für Alles, was in den Gesichtskreis des Bauern fällt, war die Muttersprache Mistrals arm an abstrakten Ausdrücken. Sie war etwa auf der Stufe des Altfranzösischen oder Italienischen bei Beginn der Litteratur. Die Scheidung zwischen edlen, poetischen und vulgären Ausdrücken war noch vorzunehmen und war umso notwendiger als viele treffliche, kernige Wörter dem Ohre, das an die hochentwickelte abstrakte französische Sprache gewöhnt war, als roh und bäuerlich auffallen mussten. Ausserdem waren viele nordfranzösische Wörter in das Patois eingedrungen, die durch ihre lautliche Gestaltung die Einheit des Dialektes störten. Mistrals feinem Sprachgefühl ist es gelungen durch Ausscheidung fremder Elemente, Einführung neuer Wörter, ohne dem Geiste der Sprache Gewalt anzuthun, an seinem heimischen Patois eine ähnliche Arbeit vorzunehmen, wie Dante an seiner toskanischen Muttersprache oder die Schriftsteller der Renaissance an der französischen Sprache. Sein Hauptverdienst ist, dass er nie den Zusammenhang mit der Volkssprache aufgegeben hat und sich nicht gescheut hat, auch im höheren Stil seiner Sprache die charakteristischen Züge seines heimischen Dialektes zu lassen, den Bilderreichtum, die sinnliche Kraft des Ausdrucks, selbst die energischen Interjektionen und Schwurformeln: mag manches „zou“, „que“ zunächst dem nüchternen Nordländer auffallen, der Erdgeruch, der Mistrals Poesie und Sprache anhaftet, rechtfertigt die Kühnheit seines Vorgehens.

---

1) G. Paris hat in seinem Buche Penseurs et Poètes Mistral's Eigenart als Dichter und Sprachschöpfer in meisterhafter Weise geschildert (Paris 1896).

Frederi Mistral ist 1830 in Maillane, einem Städtchen bei Arles geboren, in der weiten Ebene der Crau, deren Horizont im Norden von den blauen Alpinen geschlossen wird, wo römische Ruinen, mittelalterliche Burgen an den einstigen Ruhm der Provence mahnen. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauern, des „mèste Francés Mistral", eines „ome d'autre tems". Der Knabe wuchs im elterlichen Hause auf unter den Feldarbeitern, deren Sitten und Beschäftigungen er liebgewann[1]). Seine Eltern hielten treu an der von den Vätern ererbten Sprache fest und aus dem Munde seiner Mutter lernte Mistral die schönen provenzalischen Volkslieder, die sie ihren Kindern abends vorsang. Sie war eine schlichte Bäuerin geblieben und sie verstand manches in den Werken ihres berühmt gewordenen Sohnes nicht, war aber tief ergriffen von der Schönheit der Sprache, der Naturschilderungen, in denen Alles, was ihr für Poesie empfängliches Gemüt ahnte, vollendeten Ausdruck fand. Als Mistral ihr Mirèio vorlas, sagte sie: „Ich habe nicht Alles verstanden, einen Stern habe ich aber drinn leuchten sehen." Die künstlerische Ader regte sich früh in dem Knaben. Ein erster Versuch ihm regelmässigen Unterricht erteilen zu lassen misslang. Er sehnte sich ins Freie hinaus, trieb sich auf den Wiesen herum, Feldblumen pflückend, deren Farbenpracht sein Auge erfreute. Einst wollte er am Ufer eines Baches gelbe Wasserlilien pflücken trotz der Mahnungen seiner Mutter und fiel ins Wasser; dreimal wiederholte er den Versuch, immer mit demselben Erfolg, bis er zuletzt zur Strafe ins Bett gebracht wurde. Im Traume sah er die gelben Blumen wieder und erstaunte nicht wenig, als er beim Erwachen auf seinem Bette gelbe Schwertlilien erblickte, die der Vater für ihn gepflückt hatte[2]). Mistral wurde zunächst nach Avignon in die Schule geschickt. Der trockene Unterricht war ihm zwar zuwider, zum ersten Male eröffnete sich ihm aber in den Werken Homers und Virgils eine Welt herrlicher Poesie, die ihn umsomehr anzog, als er in den Naturschilderungen der Odyssee, der Eclogen und der Georgica Bilder aus seiner

1) Ein von der höheren Kultur kaum berührter provenzalischer „pacan" (Bauer), Batisto Bonnet, hat jüngst unter dem Titel „Vido d'enfant" Erinnerungen aus seiner eigenen Jugendzeit erscheinen lassen, die in der farben- und klangreichen provenzalischen Sprache das heitere, gesunde, wenn auch beschwerliche Leben einer provenzalischen Bauernfamilie schildern, ein Buch voll echter Volkspoesie, aus dem wir die Sitten, das tiefe Gemüt, die reiche Phantasie jener Bauern kennen lernen, unter denen auch Mistral aufgewachsen ist, zugleich ein beredtes Zeugnis dafür, dass Mistral's Wirken herrliche Früchte echter Volkspoesie gezeitigt hat.

2) Vom Dichter selbst erzählt in einer der zahlreichen Novellen, die er bald in der Revue félibréenne, bald im Armana prouvençau veröffentlicht hat.

eigenen Heimat zu sehen glaubte, in den Hirten und Landleuten Virgils die Bauern, unter denen er aufgewachsen war, wiedererkannte. In der reizenden Novelle „lou bachelié de Nîmes“ erzählt der Dichter, wie er nach Nîmes gekommen ist, um seine Staatsprüfung zu bestehen, wie er schüchtern in den Strassen der Grossstadt ein Quartier suchte und endlich sich für das Gasthaus „Au petit St. Jean“ — der Name heimelte ihn an — entschied. Unter den Bauern, die er dort traf, fühlte er sich wohl, bestand seine Prüfung und wurde jubelnd von seinen Landsleuten empfangen: „Du hast ihnen gezeigt diesen „moussurots“, den hochnasigen Stadtleuten, dass aus der Erde noch was anderes kommt als Ameisen, auch Männer, ja edle Männer.“ Dem jungen Bachelier zu Ehren wurde die ganze Nacht hindurch getanzt und gezecht. Das wichtigste Ereignis seiner Studienzeit war das Zusammentreffen mit seinem Landsmann Roumanille, jenem Vorgänger der Félibre, der in den „Margarideto“ zuerst in provenzalischer Sprache die erhabenen Klänge einer an Lamartine erinnernden Lyrik ertönen liess. Eine neue Welt eröffnete sich dem jungen Mistral. Er kehrte zunächst in sein Elternhaus zurück; die ländliche Poesie seiner Heimat wurde für ihn eine nie versiegende Quelle der Begeisterung, und er suchte seinen Eindrücken in einem Epos „Li Meissoun“, das er nicht vollenden sollte, Ausdruck zu verleihen. In Aix, wo er Jura studierte, traf er mit dem Dichter Mathieu zusammen und lieferte mit ihm Beiträge zu der von Roumanille herausgegebenen Sammlung provenzalischer Gedichte „Li Prouvençalo“. Als Lizentiat kehrte er nach Maillane zurück, gab das Studium der Rechte auf und „lebte auf in der Betrachtung dessen, was er so sehr liebte, l'esplendour de ma Prouvenço“. Hier schloss er einen Freundschaftsbund mit einigen jungen gleichgesinnnten Dichtern und gründete mit ihnen den Bund der Félibre; seitdem lebt er in Maillane in einem bescheidenen Häuschen, das uns ein begeisterter Verehrer des Dichters, Paul Mariéton[1]), anschaulich beschreibt, mit seinem altfränkischen provenzalischen Bauerngeräte, der schöngeschnitzten Truhe, dem Brotschranke, der Wanduhr, zierlichen Stühlen mit leierförmiger Lehne, die in keinem provenzalischen Hause fehlen. Hier arbeitet er mit Vorliebe „in den Dämmerstunden, wenn die Natur zu schlummern beginnt; die Morgenstunden auf dem Lande sind zu voll von dem lauten Erwachen der Natur“ [2]). Er hat

1) „La Terre provençale, journal de route“ (Paris, Lemerre). In das frühere Wohnhaus des Dichters führt uns A. Daudet in einer Erzählung seiner Lettres de mon moulin.

2) Worte Mistrals s. Journal des Goncourt Bd. VI. S. 303.

nur einmal auf einige Jahre Maillane verlassen, um in Avignon an seinem Lexikon der neuprovenzalischen Sprache zu arbeiten. Sein ganzes Leben, sein wunderbares rednerisches und poetisches Talent hat er der provenzalischen Sache gewidmet. Auf kürzere Zeit verlässt er jährlich Maillane, um an den Festen der Félibre teilzunehmen. Sonst ist die Geschichte seines Lebens von der seiner Werke unzertrennbar. 1859 erschien in Avignon sein Epos Mirèio, das mit einem Schlag die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf den Dichter und die Sache, die er vertrat, lenkte: die französische Académie erteilte ihm einen Preis, Lamartine begrüsste sein Werk mit Begeisterung in den „Entretiens familiers de littérature". Eine Reise, die Mistral nach Paris unternahm, gestaltete sich zu einem Triumphzuge. Aber umsonst suchte man ihn in Paris zurückzuhalten. Das Pariser Leben stiess ihn ab; er fühlte, dass er nur in der Heimat für die Sache wirksam eintreten könne, in steter Fühlung mit seinen Provenzalen bleiben musste.

Mistral hat sich zur Lebensaufgabe gestellt in seinen Werken ein poetisch verklärtes Bild der von der Sonne durchglühten und vom stürmischen Mistralwinde durchwehten Provence zu geben, mit ihren abwechselnd üppigen und trostlos öden Ebenen, mit ihren stolzen, leidenschaftlichen Bewohnern, der Fülle historischer und poetischer Erinnerungen, den seltsamen Märchen, die wie herrliche Blumen aus dem durchglühten Boden spriessen: die Provence der Gegenwart schildert er in Mirèio [1]) und dem vor einigen Monaten erschienenen Pouèmo dóu Rose. Mirèio ist das Epos des Landlebens, in dem Pouèmo dóu Rose entrollt der Dichter ein farben- und lebensvolles Bild von dem Treiben der Flusschiffahrt, dem am Schluss des Gedichtes das erste Dampfschiff ein tragisches Ende bereitet.

Mirèio ist die Tochter eines reichen Bauern, Mèste Ramoun von dem „mas di Falabrego" (Zürgelhof). Sie liebt im Stillen Vincen, einen armen Korbflechter, einen stolzen braunen Sohn der provenzalischen Crau. In einer Scene von zauberhafter Schönheit beim Sammeln der Maulbeerblätter erglühen Mirèio und Vincen in Liebe zu einander. Sie haben zusammen das Laub eines Baumes abgepflückt:

Nun ruhten sie vom Ungemache.
Jung sein ist eine schöne Sache!
Da, wie derselbe Sack von beiden Laub empfing,
Fühlte der Knabe mit den seinen

1) Meisterhaft übersezt von Aug. Bertuch: Mirèio, provençalische Dichtung von Frederi Mistral. 2. Aufl. Strassburg, K. Trübner 1896.

Von ungefähr die schlanken, feinen
Finger des Mädchens sich vereinen.
Zwei Hände trafen sich, dort in des Sackes Ring.
Und sie und er, von Schreck befangen,
Erzitterten und ihre Wangen
Färbte der Liebe Rot. Ein unbekannt Erglühen
Schoss jählings auf in beider Seelen.
Sie liess es nicht an Eile fehlen,
Ihr Händchen aus dem Sack zu stehlen;
Und er, noch ganz verwirrt, mit sorglichem Bemühn:
Was giebts? Was war im Laub verkrochen?
Ein Wesplein? Hat es euch gestochen?
Ich weiss nicht! hauchte sie, die Stirne tief gesenkt.
Und ohne weit're Worte machte
Man wieder sich ans Werk, bewachte
Verstohlen, schalkhaft sich und dachte:
Lass sehen, wer von uns zuerst ans Lachen denkt.
O welch ein fröhlich Herzbewegen! . . . .
Die Blätter fielen, dicht wie Regen;
Und füllte sich der Sack mit Laub von neuem an:
Obs Absicht oder Zufall heisse,
Stets wieder traf die kleine weisse
Hand jene andre, braune, heisse;
Und Arbeit wurde nie mit gröss'rer Lust gethan.

Der Ast, auf dem beide stehen, bricht, Mirèio umschlingt Vincen's Hals und sie fallen zusammen auf das weiche Gras. Da gesteht Mirèio Vincen ihre Liebe. Es folgt ein heiteres Bild provenzalischen Volkslebens; wir sehen Mirèio's Freundinnen die Seidenpuppen von den Zweigen ablösen, und eine von ihnen singt das volkstümliche Lied „Magali". Doch Vincen hat drei Nebenbuhler, einen Schaf- einen Pferde- und einen Kuhhirten, alle drei durch Reichtum gleich ausgezeichnet. Mirèio weist ihre Bewerbungen zurück. In seiner Liebe und seiner Ehre gekränkt greift Ourias, der rohe Hirte aus der Camargue, Vincen, in dem er seinen glücklichen Nebenbuhler ahnt, an; in einem furchtbaren, prächtig geschilderten Zweikampf unterliegt der Hirte dem gewandten Korbmacher. Aber Ourias überfällt heimtückisch seinen Gegner und durchbohrt ihn mit seinem Dreizack. Halbentseelt wird Vincen von Hirten in das nahe Gehöft Meister Ramoun's gebracht, wo Mirèio seine Wunde verbindet. Die Zauberin Taven, die in dem „Trau di fado", einer nahen Grotte, haust, wird den Verwundeten heilen; in einer dantischen Höllenfahrt lässt der Dichter die wunderlichen Spuckgestalten des provenzalischen Volksglaubens vor den entsetzten Augen Vincen's

und Mirèio's vorüberziehen, manchen allegorischen Hinweis auf die religiösen und politischen Verhältnisse der Provence in die Schilderung einflechtend. Die Zauberin heilt Vincen. Wir treffen Vincen wieder im Gespräch mit seinem Vater, den er bittet um die Hand Mirèio's für seinen Sohn zu werben. Der Alte ist entsetzt über die Verblendung des Jünglings. Er giebt endlich nach und sucht den reichen Bauern auf. Die Begegnung der beiden Alten ist fein geschildert: der Eine ist würdig, seines persönlichen Wertes wohl bewusst, der Andere durch seinen Reichtum verblendet; der Antrag wird entrüstet zurückgewiesen, Mirèio, die offen ihre Liebe bekennt, wird von ihren Eltern verstossen. Ihre innige, leidenschaftliche Natur treibt sie zu einem verzweifelten Schritte. Vincen hat ihr einmal von dem Wallfahrtsort der heiligen drei Marien auf der Insel der Camargue erzählt, die alle Schmerzen heilen. In der Nacht bricht sie auf und pilgert allein durch die „endlose, steinige Crau“ und mit wunderbarer Kunst lässt sie der Dichter durch die ihm teuren Stätten ziehen, deren stimmungsvolle Bilder er sonnendurchglüht vor unsere Augen zaubert. Mirèio erreicht die Insel der Camargue, schleppt sich mühsam vorwärts, bis der mörderische Sonnenstich ihre Kräfte bricht; noch einmal rafft sie sich auf, erreicht sterbend die Kapelle und fleht die Heiligen an: hier nimmt die Erzählung eine unerwartete religiös-mystische Wendung. Die leidenschaftliche „roumiéuvo d'amour“ (Liebespilgerin) wird zur Märtyrerin: in Visionen erscheinen ihr die drei Marien, erzählen ihr die eigenen Leiden, ihre Ankunft in der Provence, ihr Heiligenleben und versprechen ihr himmlische Seligkeit. Sie stirbt in den Armen ihres Geliebten, umgeben von ihren Eltern und Freunden, die ihr nachgeeilt sind.

In diesem mystisch gefärbten Schluss des Gedichtes bekennt Mistral gegenüber den positivistischen und skeptischen Theorien der nordfranzösischen Litteratur sein treues Festhalten an dem Glauben der Väter, seinen unerschütterlichen Idealismus. Ein Versuch, dem ganzen Epos einen allegorischen Sinn unterzulegen, in Mirèio's Opfertod die Erlösung der nach Erneuerung lechzenden Christenheit durch die Liebe zu sehen, eine solche symbolische Deutung liegt offenbar der Absicht des Dichters fern, wenigstens im ersten Teil des Gedichtes, mögen auch am Schluss ähnliche Gedanken ihm vorgeschwebt haben.

Hatte Mistral in Mirèio die Provence der Gegenwart mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert, so versuchte er in den folgenden Epen: Calendau und Nerto, sowie in dem Drama la Rèino Jano die Provence der Vergangenheit episch und dramatisch wiederzubeleben. Wäh-

rend es Mistral in Mirèio gelungen ist, die zahllosen Bilder aus dem Leben und Treiben der provenzalischen Bauern mit der Handlung eng zu verknüpfen, in den Figuren seines Epos greifbare, lebensvolle Gestalten zu schaffen, leidet Calendau als Ganzes betrachtet an dem Fehler, dass oft die Beschreibungen und historischen Episoden die Haupthandlung überwuchern, so dass das Epos zu einer gewaltigen Bildergallerie und poetischen Encyklopädie wird. Die einzelnen Scenen sind freilich von erstaunlicher Anschaulichkeit.

Obgleich in eine historische Zeit verlegt ist die Handlung des Epos Calendau durchaus phantastisch, die Figuren symbolische Vertreter bestimmter Ideen. Die Tochter des letzten Sprossen aus dem mächtigen Geschlechte der Grafen von Baux, deren Burg in Trümmern von überwältigender Schönheit, in wilder Felsenlandschaft, die Ebene von Arles beherrscht, hat sich mit dem Grafen Severan vermählt, ohne zu ahnen, dass sie sich einem wilden Abenteurer und Führer einer Schmugglerbande preisgiebt; zu spät erkennt sie ihr Unglück und verzweifelt entflieht sie ihrem Gatten. In den Bergen nahe bei der provenzalischen Küste trifft sie der Fischer Calendau, der in glühender Liebe zu ihr entbrennt. Die Fee Esterelle, wie er sie in seiner Begeisterung nennt, verstösst ihn, weil er weder berühmt noch stark noch klug ist. Die stolze Esterelle wird zum Symbol höchsten Liebesglückes, das nur durch eine lange Zeit schwerer Prüfung und Läuterung errungen wird. Calendau unternimmt nun Riesenarbeiten, um Ruhm und Macht zu erringen. Durch Geschick und Energie wird er reich und legt Esterelle seine Schätze zu Füssen; sie weist ihn aber stolz zurück, mit Gold ist ihre Liebe nicht zu erkaufen. Ein neuer Herkules, unternimmt Calendau gewaltige aber zwecklose Arbeiten und beraubt den Höhenzug des Ventoux seiner uralten Cedern. Esterelle ist entrüstet über den sinnlosen Frevel an der Mutter Natur. Durch die Prüfung läutert sich der Sinn Calendau's; er versteht, dass er allein im Dienste der Menschheit des höchsten Liebesglückes würdig wird und befreit das Land von dem Räuber Marco-Mau, der die Umgegend von Aix durch seine Frevelthaten in Schrecken setzt. In Aix wird er als Sieger und Befreier mit Ehren überhäuft. Esterelle ist über die That ihres Geliebten entzückt, der zur Krönung seines Werkes Esterelle's frevelhaften Gatten, den Grafen Severan, bekämpft. Severan sucht umsonst die Seele Calendau's zu verführen und so das rein geistige Band, das Calendau und Esterelle verknüpft, zu trennen: auch diese Prüfung besteht Calendau siegreich, vernichtet in furchtbarem Kampfe die Bande des Grafen, der Esterelle ihm

zu entreissen sucht, und führt unter dem Jubel seiner Landsleute Esterelle als Braut heim.

In Esterelle hat man die provenzalische Sprache erkennen wollen, die, unglücklich vermählt mit dem nordischen Eroberer, von Calendau, dem Träger der provenzalischen Idee, dem Félibre, befreit wird. Ob dem Dichter diese Deutung vorschwebte ist freilich unsicher.

Nerto[1]) ist eine historische Novelle, der eine jener provenzalischen Volkssagen zu Grunde liegt, in denen ein polternder, aber ziemlich harmloser Teufel umsonst dem lieben Gott Menschenseelen zu entreissen sucht. Ein provenzalischer Ritter, der in einer Nacht sein ganzes Vermögen verspielt hat, verkauft für Gold die Seele seiner Tochter, der schönen Nerto, dem Teufel. Auf seinem Sterbebett gesteht er der Tochter sein Verbrechen und ermahnt sie, den in Avignon belagerten Pabst zu befreien und so ihre Seele zu retten. Aber der Pabst vermag dem Teufel sein Opfer nicht zu entreissen, nur Gebet und ein heiliges Leben im Kloster kann sie retten. Der Teufel hat in dem Neffen des Pabstes, Roudrigue, einem kühnen Abenteurer, einen Helfershelfer gefunden: Roudrigue entführt Nerto aus dem Kloster und schleppt sie in das Zauberschloss, das ihm der Teufel erbaut; aber Nerto's Liebe und frommer Sinn bekehren ihn; der Teufel versucht sein Opfer zu erlangen, wird durch das Zeichen des Kreuzes verdrängt und Teufel und Teufelsburg sind verschwunden. Roudrigue ist gerettet; auf der öden Stätte sieht man jetzt noch das Bild der Nonne Nerto.

1875 erschien eine Sammlung von Gedichten „lis Isclo d'Or“ mit einer Autobiographie Mistrals, Perlen provenzalischer Poesie, die von den Kennern für den edelsten und reinsten Ausdruck des provenzalischen Ideals gehalten werden. Die „goldenen Inseln“, nach einer paradiesischen Inselgruppe an der provenzalischen Küste so genannt, sind, wie Mistral bescheiden sagt, für ihn „Oasen in seinem Leben“, „die himmlischen Augenblicke, in denen Liebe, Enthusiasmus oder Schmerz aus uns Dichter machen“.

Ein Hymnus auf die Sonne der Provence eröffnet die Sammlung, eine der volkstümlichsten Dichtungen Mistrals, die Arbeiter und Bauern kennen und singen. Es folgen Lieder auf die Provence und ihre Einwohner, eine Pastourelle in der, wie in der altprovenzalischen Pastorela, die stolze Arlesierin die Liebeswerbung abweist — der Pferdehirte, der sie

1) Nerto, eine provenzalische Erzählung von Frederi Mistral, deutsch von A. Bertuch. Strassburg, Trübner 1891.

liebt, „hat ihr Sonntag geschworen im Cirkus jeden, der sie ansieht, mit seinem Dreizack zu durchbohren“ — Lieder in volkstümlichem Ton, welche dem Dichter die Liebe zu seiner Heimat, die sehnsüchtige Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit der Provence einflössen. Von den thaten- und jugendfrohen Zeiten des Mittelalters träumend, denkt er in „La Rèino Jano“ wehmütig an die öde Gegenwart, in der die Bäuerin den Dichter kaum versteht, die Bürgersfrau ihn missversteht. Einige Balladen erzählen romantische Liebesabenteuer oder versetzen uns in die sonnigen Zeiten der Troubadours und der Liebeshöfe. Die heroischen Zeiten der Revolution flössen ihm das patriotische Gedicht „lou tambour d'Arcolo“ ein, in dem er den jungen provenzalischen Tambour besingt, der an der Brücke von Arcole die Truppen Bonaparte's zum Siege geführt hat und im Alter vergessen beim Anblick seines Bildes unter den Helden des Pantheonreliefs vor Rührung tot hinsinkt. Dem begeisterten Kultus weiblicher Schönheit, der wie ein Nachwehen griechischen heidnischen Geistes durch die neuprovenzalische Poesie zieht, ist das Gedicht entsprungen auf die stolze „Prinzessin Clémence“; weil ihr Vater, der arelatische König, an einem Fusse hinkt, will sie der französische Dauphin nur dann heiraten, wenn sie sich seinen Gesandten in ihrer unverhüllten Schönheit gezeigt hat; ohne Zögern erscheint sie schön wie die Venus von Arles vor den Gesandten und wird durch ihre Schönheit Königin von Frankreich. Von antikem Geist durchweht ist das Gedicht: Der Tod des Schnitters: von der Sichel eines unvorsichtigen Arbeiters getroffen, bricht der alte Schnitter mitten in der Arbeit zusammen: „Warum weint ihr?“ ruft er den Garbenbinderinnen zu „Besser wäre es mit den jungen Burschen zu singen, denn ich habe vor euch mein Tagewerk vollendet. Vielleicht wird es mir schwer fallen im Lande, wo ich bald sein werde, wenn der Abend kommt, nicht mehr wie früher auf dem Grase ausgestreckt das starke und helle Lied der schönen Jugend zwischen den Baumwipfeln erklingen zu hören.“ Aber seine Stunde ist gekommen; er bittet den heiligen Johannes die Seinen zu trösten und stirbt, und stumm gehen die Schnitter wieder an die Arbeit, „denn ein glühender Sturmwind durchwehte die Kornfelder“. Neue Klänge ertönen in den Sirventés genannten Streitliedern Mistral's, in denen er für die Sache der Félibre, seine Muttersprache kämpft. In dem Lied an die katalanischen Dichter erinnert er an die Zeit, wo die Katalanen den von den nordischen Kreuzfahrern bedrängten Brüdern geholfen: gehören auch Provenzalen und Katalanen getrennten Völkern an, deren Söhne zu sein sie stolz sind, so wird doch

die Zeit kommen, wo die Schwestersprachen über die Grenzen hinüber sich die Hände reichen dürfen. Einen kühnen, hoffnungsvollen Blick in die Zukunft wirft der Dichter in dem Liede „à la Coupo“, an den Becher, den die katalanischen Félibre ihren Brüdern der Provence geschenkt hatten, und der seitdem unter den Klängen von Mistral's Lied bei allen Festen der Félibre feierlich herumgereicht wird. Berühmt ist sein Streitlied „la Countesso“: in durchsichtiger Allegorie erzählt er, dass eine stolze Gräfin von kaiserlichem Geblüt von ihrer bösen Schwester in ein Kloster eingeschlossen ist, und er fordert seine Freunde auf, das Kloster zu stürmen und die arme Gefangene zu befreien. L'hymne à la Race latine 1878 vom Dichter selbst bei den „Fêtes latines“ in Montpellier vorgetragen und wie der Sonnenhymnus jetzt schon volkstümlich, schildert in glühenden Farben die Geschichte und Zukunft der lateinischen Rasse. In „Espouscado“ (Schmutzfleck) blickt der Dichter wehmütig auf sein Lebenswerk zurück, denkt an die Anfeindungen, den Neid, die Engherzigkeit der Bureaukraten, mit denen er stets zu kämpfen hatte. Aber sein kräftiger Optimismus lässt ihn mit Zuversicht in die Zukunft blicken. „Ihr braunen Bauernburschen, die ihr in der Sprache der Ahnen mit den Mädchen redet . . . Ihr werdet siegen.“ „Umringt von der Weite und dem Schweigen der Felder . . . seht ihr den Glanz der Kaiserreiche und das Blitzen der Revolutionen vorübergehen, an der Brust der heimatlichen Erde hängend werdet ihr Barbarei und Kultur vorüberziehen sehen.“ Kein Werk Mistral's drückt in so meisterhafter Form das „estrambort“, die Begeisterungsfähigkeit der Provenzalen aus, ihre glühende Vaterlandsliebe, ihre gesunde Lebensfreudigkeit, wie die „goldenen Inseln“.

Vor einigen Monaten hat der greise Dichter sein Lebenswerk gekrönt durch sein „Pouèmo dóu Rose“: Hatte er in Mirèio das Leben der Landleute besungen, so verherrlicht er in seinem letzten Werke den Rhônefluss, die Lebensader der Provence, der Reichtum und Fruchtbarkeit dem Lande spendet, und das kräftige und kühne Geschlecht der Rhôneschiffer, der „Condrilloten“ [1]). Mit vollendeter Kunst und Anschaulichkeit malt er das bunte Treiben auf dem Flusse und lässt uns den „Patroun Apian“ auf seiner letzten Fahrt nach dem Jahrmarkt von Beaucaire begleiten. Apian ist König und Priester unter der zahlreichen Schaar seiner Untergebenen; wie durch die Tradition geheiligte Hand-

1) Die Einwohner des Städtchens Condrieu hatten von alters her die Schifffahrt auf der Rhône in Händen.

lungen gehen die Schiffsmanöver vor unsern Augen vor sich; unter Gebeten beginnt die Fahrt, an den alten Kulturstätten der Provence vorbei, deren Ruhm Mistral in prächtigen Schilderungen feiert. Die Kommandorufe Apian's, die stets wechselnden Manöver auf dem wegen seiner Strömung gefährlichen Fluss bringen Abwechslung in die Schilderung; ein kräftiger Zug, die Poesie der mit Einsetzung aller Kräfte ausgeführten Arbeit, durchzieht das Epos. In die Erzählung der Rhônefahrt ist ein seltsames romantisches Liebesabenteuer eingeflochten: ein Prinz aus dem Hause von Orange, Guilhem d'Aurenjo, „der älteste Sohn, sagt man, des Königs von Holland", hat sich unter das Schiffsvolk begeben, um die Stätten zu besuchen, wo die Wiege seines Hauses einst stand und die geheimnisvolle „Swanenbloem", die die Menschen glücklich macht, zu suchen. „Aber das ist „la flour dóu Rose" (Rhôneblume) die Wasserlilie, „die unter dem Wasser sich nährt und welche Anglora so gern pflückt", antworten ihm die Schiffer: Anglora („die Eidechse") ist die Tochter des Piloten, des dicken Toni, ein weltfremdes, träumerisches, geheimnisvolles Wesen, das am Ufer der Rhône den Goldstaub sammelt und die Herzen der Schiffer durch ihre Schönheit bestrickt. Aufgewachsen inmitten der phantastischen Gestalten des Volksmärchens hat Anglora in einer schwülen Sommernacht, wie sie in den Fluten der Rhône badete, den Gott der Rhône, den Drac, erblickt, der sie liebend umkost und ihr die Rhôneblume reicht. Wie sie den Prinzen von Oranien sieht, glaubt sie in ihm die Gestalt des Drac mit der geheimnisvollen Rhôneblume wiederzuerkennen. „Guilhem gab ihr die Blume und beide, durch ein Zauberband vereint, erbebten. Denn die Liebe eilt, wenn sie das Schiff betreten, das sie verhängnisvoll auf der Flut davonträgt." Anglora folgt Guilhem auf seiner Abenteuerfahrt; als Ziel sieht sie in der Ferne das Zauberland ihrer Träume. Sie ziehen an Orange vorbei, erreichen Avignon und legen endlich bei Beaucaire an. Auf dem Jahrmarkt, an dessen buntem Treiben Anglora kindliche Freude hat, lässt Guilhem aus dem Goldstaub der Rhône zwei Ringe fertigen und schliesst mit Anglora einen mystischen Liebesbund. Nachdem er in Beaucaire seine Geschäfte vollendet, tritt Patroun Apian mit seinen sieben Barken den mühsamen Rückweg an. „Den Hut in der Hand verneigt sich Meister Apian vor dem Kreuze hinten auf dem Schiffe und mit rauher Hand, die er in die Rhône taucht, bekreuzigt er sich, fromm und würdig. „Im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau, befahl er dann, lass die Zugleine anziehen!" Der Bootsmann auf dem Bug, der die Schote hält, wiederholt: „Lass die Leine anziehen!" Auf dem Lande

ruft seinerseits der Führer des Zuges: „Holla! Lass die Zugleine anziehen!“ Von Einem zum Andern ertönt der Ruf flussaufwärts bis zum Führer der Fuhrleute. In die weite Ebene hinaus lässt er seine Peitsche knallen: die zwanzig Viergespanne, beim Knallen der Peitschen, die sie treffen, setzen sich alle zusammen in Bewegung. Die Pferde strecken sich, die Taue dehnen sich und während alle Barken vom Ufer los sind, hebt der grosse Meister wieder an: „Geh' ruhig, lass vorne ziehen.“ Die lange Reihe geht ganz ruhig ihren Weg dahin auf den holperigen Pflastersteinen des Deiches und schleppt trotz der stürmigen Gewässer den langen, schweren Barkenzug. Und unter den hohen Ästen der Silberpappeln, im Schweigen des Rhônethales, beim Strahlen der aufgehenden Sonne, dem Schritte der schönen Pferde, die sich abmühen und aus den Nüstern Dampf entsenden, spricht der erste Fuhrmann das Gebet. Nach einander bekreuzigen sich die Andern, die hinten gehen, die Peitsche mit dem langen Riemen über den Hals gehängt, oder, um mit dem Zunder ihre Pfeife anzuzünden, schlagen sie Feuer.“ Unterdessen träumen Anglora und ihr Geliebter von seligem Liebesglück. „Vertraue auf mich, Anglora! Weil ich dich frei auserkoren, weil du mir deinen tiefen Glauben an die schöne Wunderwelt der Sage entgegengebracht, weil du sorglos in Liebe vergehst wie Wachs im Sonnenstrahl, weil du ausserhalb aller unserer Schranken und Lügen lebst, weil in deinem Blut und deinem reinen Busen die Verjüngung der alten Kräfte liegt, darauf, bei meiner Fürstentreue, schwöre ich dir, dass kein anderer als ich, o Blume der Rhône, die Fügung, das Glück haben soll dich zu pflücken als Liebesblume und Gattin zugleich.“ Aber wann? bald? fragte sie. Guilhem antwortete: „Mein schönes Kind, bald sollst du's wissen. Hörst du ihn, den Mistralwind, der bläst? Es ist die stolze Weise, die unsere Hochzeit verkündet! Es ist die Rhône, es ist der Himmel, es ist das Laub der Bäume, die zusammen uns den Brautmarsch spielen!“ Die Fluten der Rhône, das Reich des Drac, werden die Liebenden aufnehmen. Die Tauben „que si murmur d'amour jamais noun moron“ (deren Liebesseufzer nie ersterben) werden zur Hochzeit die Messe singen. Da ereignet sich die Katastrophe: plötzlich erscheint „auf der Weite und im Schweigen der gewaltigen Rhône“ ein schnaubendes Ungeheuer, das erste Dampfschiff. Der stolze Apian, bis jetzt Herrscher der Rhône, will sich dem fremden Eindringling widersetzen; in einer gewaltigen Scene, in der die mächtige Gestaltungskraft Mistral's sich noch einmal glänzend entfaltet, wird der Stolz und die Macht der alten Rhôneschiffahrt durch die brutale Gewalt des Dampfschiffs zertrümmert. Der

Prinz und Anglora stürzen umschlungen in die Flut, der Drac hat seine Braut in sein nasses Reich entführt. „Leb' wohl du schönes Dasein, sie ist tot für Alle, die grosse Rhône!“ Und dann legten sie um sich von der Schulter bis zum Gürtel die Taue und den Rest des Segelwerks, was sie noch fanden, und zu Fuss am Ufer entlang stieg die ganze Schar nach Condrieu (ihrem Heimatsort) herauf, ohne weitere Klage.“ Hat der Dichter in dem tragischen Schluss des Epos die Vernichtung der alten heroischen von kraftvoller Poesie und Gottesfurcht durchdrungenen Sitten durch die rohe Gewalt der Maschinen geschildert, so scheint er in dem Bunde der phantastischen Gestalt des Prinzen mit der Anglora den ersehnten Bund nordischer Poesie mit der südlichen naiven Sinnlichkeit und Phantastik symbolisch dargestellt zu haben, einen idealen Bund, dem die moderne nüchterne Zeit ein jähes Ende bereitet hat.

Fassen wir Mistrals Leben und Wirken zusammen: der willensstarke Mann der That und Organisator vereinigt sich in ihm mit dem Idealisten und Künstler. Seine Thätigkeit als Führer der Félibrebewegung haben wir wenigstens berührt; eine flüchtige Durchsicht der interessanten Sammlung: Revue félibréenne, des Armana prouvençau zeigt ihn überall thätig, durch Reden und Sendbriefe für die Sache kämpfend. Seine Meisterschaft in der Behandlung der Sprache hat sich glänzend bewährt in der Art, wie er an der Regelung der Grammatik und Orthographie der neuprovenzalischen Sprache gearbeitet hat, ohne in die Übertreibungen zu verfallen, denen z. B. die nordfranzösischen Sprachregler des 16. Jahrhunderts nicht entgingen. Er hat diese Thätigkeit gekrönt durch die Ausarbeitung seines gewaltigen Tresor dóu félibrige, in dem er mit unermüdlichem Fleiss den Wortschatz der südfranzösischen Mundarten zusammengetragen hat, während er jetzt an einem provenzalischen Sagen- und Märchenbuch grossen Stils arbeitet. Seine dichterischen Werke durchzieht ein gesunder, kräftiger Naturalismus, der sich wohl vereint mit dem Grundzuge seines Wesens, einem rastlosen Streben nach hohen Idealen. Die Natur, die er schildert, ist so schön, die Sonne der Provence ist ein so unerschöflicher Quell goldener Träume, dass ihr Anblick genügt, um ihn zu begeistern und er nicht den Dualismus kennt zwischen den sonnigen Träumen der Phantasie und dem drückenden, düstern Himmel, der in dem nordischen Idealisten Melancholie, Weltentfremdung oder Pessimismus erzeugt. Seine Religion ist der naive unerschütterliche Glauben seiner Vorfahren an einen Gott, dessen väterliches Walten in der sonnigen Provence sich überreich offenbart, dessen

Willen er sich ohne Murren fügt, eine Religion, die Lebensfreude und frohe Sinnlichkeit nicht ausschliesst. Wird er zu sehr von der harten Wirklichkeit oder den Geboten der ihm verhassten Bureaukratie verletzt, so flüchtet er sich in die poetisch verklärte Vergangenheit, oder sein starker, männlicher Optimismus blickt getrost in die Zukunft.

Mit Recht konnte sich Mistral in Mirèio einen Schüler des „grossen Homer“ nennen, und Lamartine beim Erscheinen von Mirèio begeistert schreiben: „man sollte glauben, dass während der Nacht eine Insel des Archipels, ein schwimmendes Delos sich von der Gruppe griechischer oder jonischer Inseln getrennt und still sich dem Ufer der duftenden Provence angeschlossen habe“. Als Künstler hat Mistral trotz seiner Bewunderung für das Mittelalter nicht versucht die Poesie der Troubadours wiederzubeleben. Die mittelalterliche Poesie war von den höfischen Sitten und Anschauungen unzertrennbar und musste mit ihnen untergehen; sie besass zu wenig allgemein menschliche Elemente, um weiter entwicklungsfähig zu sein, ein Versuch, die starren, kunstvollen Gebilde der Troubadours wiederzubeleben, wäre aussichtslos gewesen. Ihre Unkenntnis der Troubadourlitteratur hat die neuprovenzalischen Dichter vor dieser Gefahr geschützt. Man könnte in Mistrals Werken höchstens in der Anwendung des epischen Zehnsilbners und etwa in der romantischen Novelle Nerto den Einfluss der altprovenzalischen Poesie und Novellistik erkennen. Sonst schliesst sich Mistral in der Metrik, der Wahl der Stoffe, der nordfranzösischen Lyrik an, wie sie sich seit der romantischen Bewegung entwickelt hat. Durch seinen von Sentimentalität und krankhafter Melancholie freien Kultus der Natur und seine Lebensfreudigkeit ist Mistral ein Schüler der Griechen [1]). Wie Homer oder Theokrit erfasst er mit sicherem Blicke die charakteristischen Bewegungen und Einzelheiten und zieht sie zu einem plastischen Bilde zusammen; nach dem Vorbilde Theokrits beschreibt er eine Reliefdarstellung an einem geschnitzten Holzgefäss:

„Ein Zweig mit offener Felsenrose
Umschlang es anmutvoll und lose;
Zur Seite weideten im Moose
Zwei schlanke Rehlein und bildeten den Griff.

Darunter, wunderbar gelungen,
Ragt' eine Gruppe von drei jungen
Mutwilligen Mädchen auf . . . In einem Holderstrauch

1) cf. G. Paris: Penseurs et poètes, p. 130 ff.

Sah man den Hirtenknaben schlafen.
Die Schönen, wie um ihn zu strafen,
Schlangen ein Traubenreis und trafen
Ihn mitten auf den Mund. Man sah, er fühlt's auch;
Denn der drei losen Mädchen Gabe
Belächelte der Hirtenknabe;
Und eine von den Drei'n sah ganz ergriffen aus . . ."

in einer Schilderung eines Ringkampfes zeigt er uns die Gegner, wie „sie sich niederkauern und ausdehnen, Schulter gegen Schulter, Zehe an Zehe; die Arme krümmen sich, reiben sich, wie Schlangen, die sich umschlingen; unter der Hand kocht das Blut in den Adern, die Anstrengung spannt die Muskeln der Waden an".

Aber er ist kein Nachahmer der Griechen: die unerschöpfliche Quelle seiner Poesie ist die Natur seiner Provence. Alles was er gesehen, gehört, erlebt, prägt sich seiner Seele ein und mit verschwenderischer Pracht gestaltet er die Eindrücke zu lebensvollen Bildern aus. Er beschreibt nicht eigentlich, sondern lässt die Bilder vor unserer Seele entstehen. Während der nordische beschreibende Künstler seine Freude findet an kunstvoll zusammengestellten Licht- und Farbeneffekten, sieht Mistral in der Natur und dem menschlichen Leben Bewegung. Zahllos sind in seinen Werken die Beschreibungen stürmisch bewegter Scenen. In Mirèio schildert er einen Ringkampf, den provenzalischen Nationaltanz, die farandole, ein Preislaufen, das Treiben der Bauernjugend in der Johannisnacht, den Sprung durch das Johannisfeuer, einen Stierkampf, er zeigt uns Schnitter bei der Arbeit. Er wird zunächst bei Homer die Kunst gelernt haben, ein Bild in einzelne Bewegungsmomente zu zerlegen. In Mirèio beschreibt er die kleidsame arlesische Tracht dadurch, dass er erzählt, wie Mirèio sich vor ihrer Flucht aus dem Elternhause ankleidet, genau wie in der Odyssee und Ilias die Helden sich waffnen. Aber dem Sänger der Provence lag es nah dieses Prinzip zu verallgemeinern: die Lebhaftigkeit der Einwohner, die reissenden Gewässer der Rhône, der wilde Mistralwind, das Zittern der Luft am Horizont unter den Strahlen der Sonne, seine eigene feurige Natur erklären die rastlose Bewegung in seinen Werken. Um den Reichtum, die Körperkraft der drei Freier Mirèio's zu schildern, zeigt er uns den Schafhirten, wie er an der Spitze seiner Herde von den Alpentriften in die Ebene herabsteigt: wir sehen das bunte Getreibe der Hunde, der Hirten, hören ihre Zurufe; dann lässt er den reichen Hirten am Brunnen Mirèio treffen und um ihre Hand werben. Ein Hymnus auf die feurigen Pferde der Camargue, eine meisterhafte Schilderung eines Stierrennens

führen uns in stürmisch bewegten Scenen die beiden andern Freier, den Pferdehirten und Ourias, den Stierbändiger, vor. Will er die provenzalische Wüste beschreiben, so lässt er sie uns mit Mirèio durchwandern, die Bewegung hat die ganze Scene durchdrungen; ein junger Fischer, den Mirèio trifft, zeigt ihr in der Ferne das Haus seiner Eltern: „Siehst du das Tuchwerk unseres Zeltes, wie es im Morgenwinde sich regt? Sieh, auf dem weissen Pappelbaum, der ihn beschattet, meinen Bruder Not, der heraufklettert. Sicher fängt er Grillen, oder schaut, ob ich zurückkomme. Ah! er hat uns gesehen. Meine Schwester Zeto, die ihm die Schulter reichte, dreht sich um, sie läuft zur Mutter, um ihr zu sagen, dass sie gleich die „bouia-baisso“ bereiten soll. Schon neigt sich meine Mutter ins Schiff, und nimmt die Fische, die in der Kühle sind.“ In einem Gedichte der Isclo d'or hat er die Sehnsucht nach der fernen Geliebten in einem idyllischen lebensvollen Bilde ausgedrückt: die Heuschrecke, welcher der Volksglaube die Gabe der Weissagung zuschreibt, sagt dem fragenden Dichter: „ich sehe ein Mädchen unter dem Schatten eines Kirschbaumes, die schwankenden Äste berühren sie; an den Zweigen hängen die Kirschen in Sträussen: die Kirschen sind gar reif, rot, hart, duftend . . .“ Das Mädchen seufzt versuchend, ob sie springend sie pflücken kann: „Warum ist er nicht da, der den ich liebe! In meine Schürze würde er sie von oben werfen.“ Das ganze Rhôneepos mit seinen zahllosen Bildern und Schilderungen ist auf demselben Prinzip aufgebaut: die Scenen entstehen vor unsern Augen, alles regt sich, handelt, arbeitet, lebt.

So ist es Mistral gelungen, ohne die Fühlung mit der ihn umgebenden Natur zu verlieren, seinen starken Naturalismus durch den Zauber wahrer hingebender Liebe, den Sonnenstrahl heiterer Sinnlichkeit, den epischen Zug in den Schilderungen menschlicher Arbeit zu adeln, sich in einer Zeit der Ernüchterung über eine einseitig pessimistische Darstellung der Wirklichkeit zu erheben. Welche Zukunft auch der so rasch zu hohem Glanz entwickelten neuprovenzalischen Litteratur bevorstehen mag, Mistrals Werke werden bleiben, weil es ihm gelungen ist, in Bildern von unverwüstlicher Jugendfrische und Wahrheit, in Versen von klassischer Schönheit die eigentümliche Poesie seiner Heimat festzubannen.

Luther als Dichter.

Von

A. Hausrath.

Es ist ein psychologisch interessantes Problem, zu verfolgen, wie aus dem weltfremden, menschenscheuen Klosterbruder Martin der grosse Volksmann und Reformator wurde, der wie kein anderer deutscher Mann mit seiner Arbeit in der Öffentlichkeit stand und sich mit jeder Schrift immer an die ganze Nation wendete. Ein nicht minder merkwürdiger Entwicklungsgang aber ist es, wie der Theologe und Reformator Luther in einem reifen, dem jugendlichen Sturm und Drang längst entwachsenen Lebensalter aus praktischem Bedürfnis heraus zum Liederdichter wird und zwar zum wahren und grossen Dichter. Eine alltägliche Sache ist es doch nicht, dass ein grosses poetisches Talent die ganze sangesfrohe Jugendzeit hindurch stumm bleibt, um dann nach vollbrachtem vierzigstem Lebensjahre sich mit einem Erfolge auszusprechen, wie er in unserer grossen und liederreichen Nation bis dahin kaum erhört worden war. Als Student gehörte Luther einer humanistischen Burse an, die eine zwitschernde Poetenschar in sich barg, aber nicht der Poet heisst er dort, sondern der Philosophus. Er hat in der Zeit, in der das aufquellende Gemütsleben des Jünglings sich gern in Versen ausspricht, keine carmina gereimt und keine Ode gedrechselt, auch keine Phyllis noch Chloe besungen. Tiefsinnige Rätsel des Daseins nahmen damals seine ganze Kraft gefangen und das Grübeln über diese dunkeln Runen entfremdete ihn der Freude, die die Mutter aller Poesie ist. Wohl hören wir, dass er die Laute schlug, doch nicht dass es eigene Texte waren, die er dabei vortrug. Auch das schwere Gemüt des jungen Mönchs hat nie Erleichterung darin gesucht, zu singen, was es leide. Wie alle seine Kräfte sich erst im Kampfe entfalteten, so wuchsen ihm auch die poetischen Schwingen just in der Stunde, in der er ihrer für sein grosses

Werk bedurfte. Wohl begegnen wir schon frühe in seinen Streitschriften allerlei Reimen, meist parodistischen Inhalts, so wenn er kurz vor seiner Reise nach Worms dem Dichter Murner seine Stachelverse zurückgiebt:

Doctor Murner, als ich bericht,
Hat aber eine Nacht geschlafen nicht u. s. w.

Aber er selbst nahm solche poetische Randverzierungen nicht ernst, sondern gab damit den Gegnern nur ihre eigenen Reimereien spöttisch zurück, ohne eine poetische Wirkung zu beabsichtigen. Alle seine Gaben und Kräfte standen im Dienste der grossen Aufgabe der Reformation; so war auch seine Poesie nur eine neue Anpassung seines Genius an die vorliegenden Bedürfnisse. Können wir doch genau verfolgen, wie lediglich durch das Bedürfnis seiner Kirche aus dem Psalmenübersetzer sich der Psalmist und Dichter heraus entwickelt hat.

Zunächst war es die Auslegung der poetischen Bücher des alten Testaments, die Luther aus der Scholastik in das Gebiet der Poesie hinüberführte. Eine seiner frühsten biblischen Vorlesungen war die über die Psalmen. Johann Oldenkop, der in Wittenberg den Pater Luther zum Beichtvater hatte und ihm häufig beim Hochamt als Messknabe diente[1]), berichtet zum Jahre 1513: „Zu dieser selben Zeit hub Martin Luther an den Psalter Davids zu lesen und hatte viele Zuhörer.“ Durch viele Jahre nahm ihn dieser grosse Stoff in Anspruch und erst im Frühjahre 1519 erschien der erste Teil seiner Operationes in psalmos im Druck. Wenn auch der ästhetische Gesichtspunkt dem Ausleger des Gotteswortes fremd war, so zeigt doch die Art, wie er den Inhalt der Psalmen reproduziert und ihre Bilder weiter ausspinnt, dass die alttestamentliche Poesie ihn selbst poetisch stimmte und ihn anregte, die angeschlagenen Akkorde dichterisch zu variiren. Ja im Grunde ist Luthers ganze Dichtung aus diesem Psalmenkolleg herausgewachsen. Dem lateinischen Kommentar folgt die deutsche Nachdichtung, zuerst in populären Auslegungen, später in der Psalmenübersetzung von 1524, und die schon dreimal versuchte Nachbildung verklärt sich nochmals zum gereimten Kirchenlied. Dass er den Stoff so lang schon in der Seele getragen, mit der Form schon so oft gerungen, das erklärt die Raschheit, mit der dann seine herrlichsten Lieder in kurzer Frist sich folgen. Vermischt mit gelehrten Zuthaten, als reines Metall und als

1) Weim. Lutherausg. 1, 394. 3, 1.

geprägte Goldmünze können wir jedes einzelne Lied im Kommentar, in der Übersetzung und im Gesangbuche vorweisen. — Der poetische Charakter seiner Psalmenerklärung trat zuerst deutlicher an's Licht, als er einzelne Psalmen zur Erbauung der Gemeinde auslegte, und das geschah am gemütvollsten da, wo so viele Keime seines innern Lebens aufgingen, die in der Unruhe des Amtslebens und der kirchlichen Kämpfe sich bis dahin nicht hatten entwickeln können, in der Stille und dem Frieden des Wartburgjahres. Aus dem Lärm und Zank des Wormser Reichstags sah sich Luther im Mai des Jahres 1521 plötzlich auf die stille Waldburg versetzt, aus dem Getöse des öffentlichen Lebens in die tiefste waldesstille Einsamkeit verwiesen. Selbst an Büchern fehlte es ihm zunächst und er klagte, dass er den ganzen Tag müssig sitze. Doch hatte er einen Psalter, denn eine Auslegung des 68. Psalms war sein erster Gruss an die Freunde draussen. „Mache dich auf, Herr,“ so sangen sie zwischen Ostern und Pfingsten in allen Kirchen und nach diesem 68. Psalme war auch die Bulle Exurge genannt, durch die der Papst ihn als wilden Eber ausschloss aus der Hürde des guten Hirten. So lag es ihm nah, durch Auslegung gerade dieses Psalms den Freunden draussen ein Zeichen zu geben, dass er lebe und bald folgten andere ähnliche Grüsse nach. Hier oben aber werden ihm seine Psalmauslegungen selbst zu Bergpsalmen, in die sich die neuen Eindrücke der einsamen Waldburg dichterisch verweben: der Rauch der Köhlerhaufen, der die Sonne verblenden will, das Gras, das unter der Sense fällt, das Schwirren der Fledermäuse in der Dämmerung, der Schrei des Uhus um Mitternacht. — Die wahre Periode des Nachdichtens begann aber erst, als der Gefangene im Dezember, während der Schnee fusstief um die Waldburg lagerte, sich auf seinem engen Stübchen an die Übersetzung der Schrift machte. Gleichzeitig nahm er die Genesis und das Evangelium in Angriff. Dass diese Thätigkeit des Übersetzens bei ihm nicht ausschliesslich eine gelehrte war, sondern zugleich eine spontane Arbeit der Phantasie, die die Erzählungen und poetischen Stücke innerlich erlebte und zur dichterischen Gegenwart verklärte, das haben wir um so deutlicher erkannt, je mehr unsere Zeit sich mit der philologischen Verbesserung dieser Übersetzung gemüht hat. Gerade darum ist Luthers Schrift durch nichts zu ersetzen, weil dieses lebendige Gefühl der Zustände seine persönliche poetische That war. Nicht auf die archäologische und philologische Richtigkeit kam es ihm an, sondern auf lebendige Anschauung. Er wollte den Geist wiedergeben, nicht die Wörter. Fragen wir nun, welche Art der Poesie Luthers Dichterstimme am besten lag,

so wird uns die Antwort schwer. Es giebt wohl kaum eine ergreifendere epische Vortragsweise als der Ton, den er für die Erzählungen der Patriarchengeschichte, das Leben Jesu und zumal die Passionsgeschichte gefunden hat. Wie einfach und schlicht fliesst die Erzählung dahin und führt uns doch unwiderstehlich mit, so dass wir nicht aufhören zu lesen, ehe wir am Ziele sind. Kein unpassendes Wort stört uns, kein falscher Accent wirft uns aus der Stimmung, jede Änderung wäre eine Verschlechterung. Vor der Berichtigung der lyrischen Stücke ist sogar die schulmeisternde Verbesserungssucht unserer Tage zurückgeschreckt, so frei Luther auch mit dem Texte verfuhr. Es ist ja richtig, dass der 42. Psalm wörtlich lautet: „Wie eine Hindin lechzt nach Wasserbächen“ und dass der priesterliche Dichter des Psalms sich sehnt zu erscheinen vor Jehovah im Tempel, aber die Sehnsucht des Leviten nach dem Tempel ist für Luther zu etwas Höherem, zur Sehnsucht der Seele nach Gott selbst geworden und in einem volleren, kräftigeren Akkorde setzt er ein: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele Gott nach dir, wann werde ich dahin kommen, dass ich dein Angesicht schaue?“ Wer hätte den Mut, da wiederherzustellen, „dass ich vor dir erscheine,“ nämlich im Tempel? So sind alle seine Psalmenübersetzungen, wie Psalm 90: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für,“ Psalm 91: „Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzet,“ Psalm 92: „Das ist ein köstlich Ding dem Herrn danken und lobsingen deinem Namen, du Höchster, des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen,“ sie sind Psalm für Psalm und Vers für Vers eigene poetische Thaten des grossen Liederfürsten. So konnte nur jemand übersetzen, der selbst ein grosser Dichter war. Schon bei diesen lyrischen und epischen Stücken fällt aber zugleich Luthers Gabe auf, die Worte epigrammatisch auszuprägen und ihnen dadurch den rechten Nachdruck zu geben. Wenn Ps. 63, 6 sagt: „Lass meine Seele voll werden wie von Schmalz und Fett,“ so schreibt Luther: „Das wäre meines Herzens Freude und Wonne, du Höchster.“ Wenn der Evangelist schreibt: „Aus dem Überfluss des Herzens redet der Mund,“ so übersetzt Luther: „Wess das Herz voll ist, dess geht der Mund über.“ Vermöge dieser Gabe, Gnomen, Sentenzen, Aphorismen zu bilden, hat er die Spruchweisheit Salomonis und Jesus Sirachs so unübertrefflich wiedergegeben, dass diese Sprüche in der Form, in der er sie ausmünzte, noch heute von Hand zu Hand gehen. Nicht durch ihre philologische Richtigkeit, sondern durch ihre poetische Schönheit wurde Luthers Bibelübersetzung das grösste lite-

rärische Ereignis des Jahrhunderts. Eine deutsche Schriftsprache hat Luther erst geschaffen. Mit seinem treuen Gedächtnis hat er den ganzen Reichtum unseres Wortschatzes ausgeschöpft und musikalisch feinhörig wie wenige wusste er den Rhytmus unserer Sprache und ihre Melodie zu erlauschen. Ein ächter Dichter gab er ihr einen Wohlklang, den sie vor ihm nie gehabt hat.

Aber seine Gewalt über die Sprache zu eigenem poetischem Schaffen zu gebrauchen, lag ihm damals noch völlig fern. Da brachte es seine reformatorische Arbeit mit sich, dass man auch für gottesdienstliche Zwecke Lieder beschaffen musste, die nicht nur gelesen, sondern auch in der Kirche gesungen werden sollten, um so aus der lateinischen Messe einen deutschen Gottesdienst zu machen. Lange hatte er mit der Beseitigung des lateinischen Kultus zugewartet, damit er, wie er schreibt, „nicht Ursache gebe den Rumpelgeistern, die hineinplumpen mit Unverstand". Als aber die Änderung unvermeidlich geworden war, sehen wir ihn Umfrage halten, wer ihm deutsche Kirchengesänge schaffen könne? Er wendet sich an den federgewandten Spalatin, an den redefertigen Hofmarschall Dolzig, an den pathetischen Justus Jonas, der in Erfurt durch seine lateinischen Verse geglänzt hatte. Von allen Aufgeforderten hatte nur Paul von Spretten einen Erfolg aufzuweisen in dem Liede, das die Marseillaise der süddeutschen Reformation geworden ist: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte." Aber Luther brauchte nicht lang zu suchen, wer hier eintrete. Er selbst war der Mann, der jeder Aufgabe gewachsen war. Es bedurfte nur des äussern Anstosses, um ihm das zum Bewusstsein zu bringen. Dieser Anstoss kam, als am 1. Juli 1523 in Brüssel zwei jugendliche Ordensgenossen Luthers verbrannt wurden, weil sie nicht wie die andern Antwerpener Augustiner die neue Lehre abschwören wollten. Luther erfüllte die Nachricht mit Trauer, aber auch mit Stolz. „Die Zeit ist wieder kommen, dass wir der Turteltauben Stimmen hören und die Blumen aufgehn in unserem Lande," so sagt er in einem Sendschreiben an alle lieben Christen in Holland, Brabant und Flandern. „Gott sei gebenedeit, dass wir erlebt haben rechte Heilige und wahre Märtyrer zu sehen." Nun aber ist es auch Pflicht sie zu preisen gleich den Märtyrern der Urzeit und so dichtet er das erste Lutherlied, von dem wir wissen:

Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre

Zu Brüssel in den Niederland
Wohl durch zwei junge Knaben.

Im Balladentone des Landsknechtslieds erzählt er dann das Schicksal der beiden Mönche, wie sie durch viele Wochen hindurch von den Löwener Theologen im Kerker bearbeitet wurden:

Sie sungen süss, sie sungen saur,
Versuchten manche Listen,
Die Knaben standen wie die Maur,
Verachten die Sophisten.

Nach der Weise des ächten Volkslieds wird sodann das Martyrium Schritt für Schritt erzählt und berichtet, wie jetzt die Gegner sich ihres Sieges schämen und den ganzen Vorgang tot schweigen möchten. Aber vergeblich:

Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.

Zuletzt aber schlägt doch wieder Luthers Freudigkeit vor, die das eigentliche Wesen seiner Frömmigkeit ist:

Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür,
Der das hat angefangen,
Der wird es wol vollenden.

So konnte man auch von ihm selbst sagen: Wer so angefangen hatte ein evangelisches Lied zu schaffen, der war auch der Mann, das Werk zu vollenden. Das Jahr 1523 wurde das Geburtsjahr des evangelischen Kirchenlieds. „Ich bin gewillt," schreibt er an Spalatin, „deutsche Psalmen für das Volk zu machen, das ist geistliche Lieder, dass das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe." Da die Kirche Lieder braucht, ist er gewillt Lieder zu dichten, und wenn er will, kann er auch das. Das erste Lied, das er zu diesem gottesdienstlichen Zwecke dichtete, ist das in dem gleichen Jahre mit dem Märtyrerliede entstandene: „Nun freut euch liebe Christengemein und lasst uns fröhlich springen." Das Lied ist nicht, wie die späteren, eine gereimte Paraphrase eines Psalms, sondern eine eigene Konfession des Luther'schen Evangeliums von der Glaubensgerechtigkeit, dem Liede des Paulus Speratus verwandt, sogar ganz wie dieses ausklingend:

„Und hüt dich vor der Menschengsatz,
Darvon verdirbt der edle Schatz;
Das sag ich dir zur letze!"

Als nun aber das Bedürfnis des Gottesdienstes ihn zwingt, die jetzt erst entdeckte poetische Ader systematisch abzubauen, da lässt er die leichte Volksweise und den persönlichen Ton der beiden ersten Lieder fallen und greift auf seine Psalmen zurück, deren Übersetzung er eben vollendet hatte und die 1524 im Druck erschien. Schloss sich seine Psalmenübersetzung an den hebräischen Parallelismus an, antiphonisch, mit Hall und Wiederhall, so war zur Nachdichtung in Reim und Vers nur noch ein Schritt. Sofort nimmt er die eben vollendete Arbeit nochmals auf und giesst sie in deutsche Reime. Die Entstehungsverhältnisse der ersten Lieder sind uns unbekannt. Sie tauchen zuerst auf in einem kleinen Gesangbuch, das zu Anfang des Jahres 1524, vermutlich als Buchhändlerspekulation eines auswärtigen Druckers, gedruckt wurde, dem sogenannten Achtliederbuch. Das Büchlein enthält drei Lieder von Speratus, vier Lieder von Luther und ein achtes eines Ungenannten. Das Büchlein beginnt mit Luthers: „Nun freut euch lieben Christen Gemein,“ dann folgt eine poetische Paraphrase des 130. Psalms, die uns sofort klar zeigt, wie Luthers Lieder entstanden. Sein Kirchenlied soll nur das Echo der Schriftworte sein, aber Luther beweist auch hier, wie in seiner Übersetzung, eine seltene Fähigkeit, das Leitmotiv der biblischen Vorlage aufzunehmen und in volleren Akkorden wieder zu geben. Das de profundis lautete in seiner eigenen Übersetzung: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir.“ Jetzt giebt Luther das wieder:

„Aus tiefer Noth schrei ich zu dir
Herr Gott, erhör mein Rufen.“

Luthers deutscher Psalm fährt fort: „So du willst Acht haben auf Missethat, Herr, wer wird bestehn?“ Nunmehr überträgt er:

„Denn so du das willst sehen an,
Wie manche Sünd ich hab gethan,
Wer kann, Herr, für dir bleiben?“

„Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern,“ heisst es im Psalme. Jetzt giebt Luther das wieder:

„Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder bis zum Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen.“

Der Schluss des Psalms mahnt: „Israel warte auf den Herrn, denn Güte ist bei dem Herrn uud viel Erlösung bei ihm. Und er wird Israel erlösen aus aller seiner Missethat.“

Luther aber singt:

„Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.“

Nach seiner Absicht soll das Kirchenlied nur das Echo der Schriftworte sein, aber mit jedem Versuche klingt dieses Echo freier, voller und melodischer, und wenn es die Aufgabe der Lyrik ist, einen Nachklang einer bestimmten Empfindung auch in der Andern Herzen zu wecken, so hat es nie eine vollkommenere Lyrik gegeben.

Das gleiche Achtliederbuch enthält die Paraphrase des 12. Psalms: „Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern.“ Als Lied lautet dieser Vers:

„Ach Gott vom Himmel sieh darein
Und lass dich des erbarmen!
Wie wenig sind der Heil'gen dein,
Verlassen sind die Armen.“

„Einer redet mit dem Andern unnütze Dinge,“ fährt der Psalmist fort, Luther aber übersetzt:

„Der wählet diess, der Andre das,
Sie trennen uns ohn alle Mass
Und gleissen schoen von aussen.“

Das Achtliederbuch war ohne Luthers Zuthun herausgekommen, aber es war allerdings sein Wille, ein evangelisches Gesangbuch zu schaffen und er ergriff diese Aufgabe mit der Energie, mit der er alles anfasste. Wenn das Jahr 1520 das Jahr der grossen Streitschriften war, so wurde 1524 das Liederjahr. Wie man im Leben Schillers von einem Balladenjahre zu sprechen pflegt, so kann man dieses Jahr im Leben Luthers das Jahr der Kirchenlieder nennen. Nicht weniger als 23 Lieder hat er in dem neuen Jahre gedichtet, doppelt so viel als in den 22 noch folgenden Jahren seines Lebens, eine Fruchtbarkeit, die sich eben nur daraus erklärt, dass er diese Psalmpoesie als einen ihm längst vertrauten Schatz im Gemüte trug und ihn nun rasch ausmünzte, so lang ein Bedürfnis dazu vorlag. Sobald diesem Bedürfnis abgeholfen war, fliessen auch die Lieder sparsamer. Zunächst freilich brachte jedes neue Gesangbuch neue Gaben Luthers. — Im Jahre 1524 erschienen das Erfurter Enchiridion [1]) und das Wittenberger „geistlichen gesangk Büchlein“ mit

1) Ein Enchiridion oder Handbüchlein zur steten Übung und Trachtung geistlicher Gesänge und Psalmen.

Luthers eigener Vorrede, von denen das erstere unter 25 Liedern 18 von Luther, das andere unter 32 fünfundzwanzig Luther'sche enthält. Dazu kam 1529 das Klug'sche Gesangbuch, gebessert zu Wittenberg, das wir allerdings nur aus der Beschreibung eines Bücherfreunds kennen, das aber nach dessen Aussage bereits das Lied „Ein fest Burg" enthielt[1]).

Die Abzweckung auf kirchliche Bedürfnisse ist bei den meisten dieser Lieder unverkennbar. Der Lobgesang Simeons wird zu dem schönen Adventslied: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin," die lateinische Weihnachtssequenz zu dem fröhlichen:

„Gelobet seist du Jesus Christ,
Dass du ein Mensch geboren bist."

Das media vita des älteren Notker wird zu unserem: „Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfangen." Das Glaubensbekenntnis, das der Priester bei der Messe zu sprechen hat, singt jetzt die Gemeinde: „Wir glauben all an einen Gott." Auch das Johann Hus zugeschriebene Abendmahlslied:

„Jesus Christus nostra salus,
Quod reclamat omnis malus"

nahm Luther zum Gedächtnis des böhmischen Reformators auf in seinem: „Jesus Christus, unser Heiland." Auch das katechetische Bedürfnis ist nicht vergessen, wenn Luther sogar die zehn Gebote poetisch paraphrasiert:

„Das sind die heiligen zehn Gebot,
Die uns gab unser Herre Gott."

Indem nunmehr mit dem Jahre 1529 der wesentliche Ertrag von Luthers dichterischer Thätigkeit vor uns liegt, lenkt sich unser Interesse in erster Reihe auf dasjenige Lied, das wir schlechtweg das Lutherlied zu nennen pflegen: „Ein fest Burg ist unser Gott." Da der erste Druck in dem Klug'schen Gesangbuche von 1529 sich nicht erhalten hat, wird auch heute noch gestritten, bei welcher Gelegenheit das Lied entstanden sei? Der Vers: „Und wenn die Welt voll Teufel wär," erinnerte ältere Hymnologen an Luthers bekanntes Wort „und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so wolle er doch hinein." So entstand die Legende, Luther habe vor seinem Einzug in Worms das Lied gedichtet. Allein dann müsste das Lied in den ältesten Liederbüchern stehen und gerade diesen fehlt es. Spätere er-

1) G. E. Waldau, Journal von und für Deutschland. 1788. S. 328. Der Titel lautete: „Geistliche Lieder aufs new gebessert zu Wittenberg gedruckt bei Joseph Klug. 1529.

innerte die feste Burg an die Feste Koburg, auf der Luther während des Reichstags von Augsburg im Sommer 1530 weilte, allein da das Klug'sche Gesangbuch von 1529 das Lied bereits hatte, ist es auch damals nicht entstanden. Einen einigermassen brauchbaren chronologischen Fingerzeig geben nur die Worte: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib.“ Diese Worte sind sicher nicht 1521 von dem Bettelmönche ohne Gut und ohne Weib gedichtet, sondern von dem Wittenberger Hausvater, der zärtlich an seiner Familie hing. Der Geburtstag von Hänschen Luther am 7. Juni 1526 ist also der frühste Termin, bis zu dem wir zurückgehen können, während das Klug'sche Gesangbuch verbietet, unter 1529 hinabzugehen. Innerhalb dieser drei Jahre wäre also die Abfassungszeit zu suchen. Eine Weile war die Annahme beliebt, das Lied sei am Jahrestag der 95 Thesen im Jahr 1527 gedichtet worden. Sie stützt sich auf einen Brief Luthers an Amsdorf, in dem Luther während des Wütens der Pest und bei schweren Krankheiten im eigenen Haus es seinen Trost nennt, dass wenn der Teufel die Leiber verschlingt, wir das Wort haben und den Freund beten heisst, dass wir seine Macht und List überwinden. Aber das Lied ist kein Lied in den Nöten einer Seuche, gleich dem bekannten Pestliede Zwinglis. Kriegerische Gefahren meint der Sänger, wenn er von des Teufels Rüstung redet und von Gott singt: „Das Feld muss er behalten“. Da das Lied zuerst 1529 auftaucht, müssen wir sehen, ob es nicht in die Situation dieses oder des vorangegangenen Jahres passt? Und da erinnern wir uns freilich des grossen Schreckens der Evangelischen, als Otto von Pack, der Geheimschreiber des Herzogs Georg, ihnen die Mähr aufgeredet hatte, im Jahre 1528 sei zu Breslau ein grosses Bündnis der katholischen Fürsten zur Ausrottung des Evangeliums geschlossen worden. Durch diese Kunde hatte sich der Landgraf von Hessen zu schwerem Landfriedensbruche hinreissen lassen und als Beklagte gingen die evangelischen Stände nach Speyer, wo sie am 19. April 1529 ihren Protest gegen einen Reichstagsabschied einlegen mussten, der ihre Kirchen zur Wiederauflösung verurteilen wollte. An einen solchen kritischen Zeitpunkt müssen wir wohl denken, wenn Luther von einer Not redet, „die uns itzt hat betroffen“, wenn er wiederholt, dass der alte böse Feind mit Ernst es itzt meint. Nachdem Karl V. es so lang nur mit Drohungen hat bewenden lassen, macht er itzt Ernst. Eben dazu schliesst der Kaiser im August 1529 den Frieden mit Frankreich, um die Ketzer auszurotten. Die alte Ungnade des grämlichen Habsburgers kommt neu zum Vorschein. „Der Fürst dieser Welt, wie sauer er sich stellt!“ Luther aber will nichts wissen von den Allianzen,

mit denen Kurfürst Johann und Landgraf Philipp sich decken wollen. „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren.“ Er weiss, welche Wege nach Mühlberg führen. Ihm gehören die Eidgenossen, mit denen der Landgraf sich verbünden will, zu den Feinden des Wortes. Sie haben einen andern Geist und lassen die „Worte nicht stehn wie sie lauten“. „Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank darzu haben. Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seines Geistes Gaben.“ Statt des Königs Franz und der Tagsatzung der Sakramentierer weiss er einen andern Verbündeten: „Weisst du, wer der ist? Er heisst Jesus Christ, das Feld muss er behalten.“ In diese Situation also gehört das Lied. In der That fliessen in andern Schriften dieser Zeit dem Reformator Wendungen seines eigenen Lieds in die Feder, wenn er z. B. im grossen Katechismus von 1529 schreibt: „Närrisch wäre es, unser Waffen und Wehr zu verachten,“ nämlich die reine Lehre, und erinnert, dass ein jeder hintan setzen muss „Gut, Ehr, Haus und Hof, Weib und Kind, Leib und Leben.“ Als ihm diese Gedanken das Herz bewegten, da dichtete er das Lied: „Lass fahren dahin, sie haben's nicht Gewinn“ oder er hatte es eben gedichtet, so dass unwillkürlich ihm die Worte wieder kommen. „Wo der Feinde Wille nicht gebrochen würde,“ schreibt er in dem gleichen Katechismus, „so könnte sein Reich auf Erden nicht bleiben.“ Damit schliesst auch sein Lied: „Das Reich muss uns doch bleiben.“ Wie das Lied 1529 gedruckt wurde, so ist es auch nicht lange vorher entstanden. Aber obwohl das Lied der Stimmung einer ganz besonderen Lage entsprungen ist, seiner Praxis, sich an einen Psalm anzuschliessen, bleibt Luther auch hier treu. Der 46. Psalm ist dieses Mal seine Vorlage. „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke“: Eine feste Burg ist unser Gott. „Eine Hülfe in den grossen Nöthen, die uns troffen haben.“ „Er hilft uns frei aus aller Noth, die uns itzt hat betroffen.“ „Der Herr Zebaoth ist mit uns; der Gott Jakobs ist unser Schutz,“ sagt der Psalmist.

„Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muss er behalten!“

Eben das aber, dass er trotz der besonderen Interessen, die ihn bewegen, nicht heraustritt aus der Sphäre des Schriftworts, macht sein Lied zum Kirchenlied, denn vom Kirchenliede verlangen wir, dass es nicht individuelle Stimmungen vortrage, sondern ausspreche, was die Gemeinde als solche angeht. Der Dichter persönlich verschwindet hinter

der grossen Schar, deren Gesamtüberzeugung er bekennt. Er redet im Chorus. Ja so sehr ist Luthers „feste Burg“ aus dem Gemeingefühl des Protestantismus geboren, dass wir in demselben schon die Protestanten mitsingen hören, die erst noch kommen sollen. Wir hören bei diesem Trutzliede die Fanfarren Gustav Adolfs und die Kanonen von Lützen. Es klingt wie Torstensohn und Coligny, wie Cromwell und Wilhelm von Oranien. Alles, was den Protestantismus gross gemacht hat, liegt in diesen wenigen trotzigen Strophen:

„Lass fahren, lass fahren dahin,
Sie habens nicht Gewinn.
Das Reich muss uns doch bleiben!“

Sein bestes Lied ist darum auch das für Luther als Dichter besonders charakteristische. Seine Lieder sind voll individuellen Lebens; sein Gottvertrauen, seinen Mannestrotz und seine kindliche Gläubigkeit enthalten sie ganz; aber wie sie von einem allgemeineren Psalmworte getragen sind, so sprechen sie auch nur von dem, was die ganze Gemeinde mit ihm bekennen kann. Seine persönlichen Sorgen und Anfechtungen, seine privaten Leiden und Freuden behält er seinem Kämmerlein vor. Wenn er Kirchenlieder dichtet, fühlt er sich unter den weiten Bogen und Hallen der Kirche und auf einer Bank mit der Gemeinde. Er singt nur das, was alle seine Brüder mit ihm bewegt und was der Geringste, wie der Grösste mit ihm singen können. Jene individuelle religiöse Stimmung: „Wenn alle untreu werden, so bleib doch ich dir treu,“ kann als Gedicht ergreifend sein, aber was die Person im Gegensatz zur Gemeinschaft empfindet, gehört nicht in ein Kirchenlied. Man hat ganz richtig darauf hingewiesen, dass Luther im Kirchenliede fast nie das ich und mir braucht, sondern wir und uns. Er singt und betet im Namen aller.

Mit dieser Thatsache, dass Luther nur für die Gemeinde sang und nicht für sich, hängt es nun auch zusammen, dass mit der Vollendung des Gesangbuches auch seine Poesie stockt. Für sich hatte der von tausend Geschäften gesporute Mann der Arbeit nie Musse, sein individuelles Leid in Versen auszusprechen. Auch er hat viel erlebt an Leid und Freud, innere Anfechtungen und äussere Erfolge; in der stillen Wochenstube seiner Käthe hat er gestanden und am Sterbebette seines Lenichens; er hat den hellen Kinderjubel der Seinen geteilt und die nagende Trauer der Nation über den verblendeten Kaiser und das zerfallende Reich; aber das alles vertraute er nicht dem Liede an. Darin steht er anders als sein Rivale im Kirchenlied, Paul Gerhardt, dem sich

jedes Leid und jede Freude als Gesang vom Herzen löste. Ein Dichter in diesem Sinne ist Luther nicht gewesen. Seine Losung bei persönlichen Erfahrungen war:

„Schweig, leid, meid und vertrag,
Dein Leid niemand klag.“

Er war eine zu männlich tapfere Natur, um ein Bedürfnis zu lyrischen Ergüssen zu fühlen. Der Gemeinde hatte er in den zwei Jahren, in denen er vor allem Dichter war, gegeben, was sie brauchte. So fliessen von da seine poetischen Gaben seltener, und die neuen Gesangbücher bringen nur noch wenig neue Lieder Luthers. Die „Wittenberger geistlichen Lieder auf's neue gebessert, 1531“, enthalten so das Lied: „Verleih uns Frieden gnädiglich.“ Das Klug'sche Gesangbuch von 1535 bringt das Kirchenlied: „Sie ist mir lieb die werthe Magd“ und das jauchzende Weihnachtslied aus Luthers Kinderstube: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“ Nach Melodie und Versen ahmt Luther hier das mittelalterliche Rätsellied nach, das die Jugend beim Kranzwinden unter der Dorflinde zu singen pflegte:

„Ich komm aus fremden Landen her
Und bring euch vil der neuen Mähr,
Der neuen Mähr bring ich so viel
Mehr dann ich euch hie sagen will.“

Es folgten dann noch einige Katechismuslieder, die bezeugen, welches Interesse der grosse Mann mitten im Gedränge seiner Weltgeschäfte dem Unterrichte und der Schuljugend bewahrte. Dahin gehört in dem Gesangbuche von 1539 eine poetische Bearbeitung des Vaterunser und ein Lied über die Bedeutung der Taufe:

„Christ unser Herr zum Jordan kam.“

Noch brachte das Gesangbuch von 1543 vier Lieder des alternden Reformators, darunter das kräftige:

„Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn
Wollten stürzen von dem Thron.“

Die schärfer hervortretende Polemik erinnert an die streitbare Stimmung der letzten Lebensjahre und so hat der Dichter Luther, wie er 1523 mit einem Märtyrerliede begann, mit einem Kriegsliede diese poetische Thätigkeit beschlossen. Dass er nicht invita Minerva weiter dichtete, war ein Teil seiner weisen Selbstbeschränkung. So gehörte er zu den

wenigen Dichtern, die fast nur Gutes gaben und die Körner verloren sich nicht unter der Spreu.

Mit Einsatz seiner vollen dichterischen Kraft hat Luther nur das Kirchenlied gepflegt; seine Kirchenlieder sind völlig ausgereift und sorglich gefeilt. Anders ist das mit seinen sonstigen Poesien. An Dichtungen anderer Gattung fehlt es bei ihm nicht, aber sie tragen vielfach den Charakter des Unfertigen, weil er wenig Wert auf sie legte. Darum sind auf diesem Gebiete seine kurzen Sprüche das Beste, da diese keiner weiteren Feile bedurften. Fast durchweg kommt in diesen Gelegenheitsgedichten seine heitere und satirische Ader zum Ausdruck. In seinem reichen Geiste hatte neben der Frömmigkeit eine hohe Weltfreude Raum. Er war nicht nur voll Interesse für alle Vorgänge des Lebens, sondern er besass auch den Mutterwitz, die gewonnenen Eindrücke zu verwerten. Die Fabel und die Sinnsprüche sind darum das Gebiet, das er neben dem Kirchenlied am liebsten pflegte. Seine Richtung ging hier ausschliesslich auf das Volksmässige. Die Volksbücher spielen in seinen Tischreden und Streitschriften eine grosse Rolle, so Eulenspiegel, Markolfus, Reinecke der Fuchs, und der Pfaffe von Kahlenberg. Als geborener Humorist vermag er ihre schlagenden Stellen prächtig wiederzugeben. Manche Züge sind sogar nur noch in der witzigen Art bekannt, wie Luther sie zu erzählen wusste, z. B. wie Markolfus in den Wald geht, um sich aufzuhängen, aber der eine Baum ist ihm zu hoch, der andere zu nieder, der eine zu dick, der andere zu dünn. Auch hier gehen die Reproduktionen Luthers nicht selten in eigene Phantasiespiele über. Die Tischreden bezeugen, wie er seine Unterhaltung mit derartigen Schwänken würzte und welch ein Erzähler er war. Noch heute sind sie eine unerschöpfliche Fundgrube von Anekdoten und anekdotischen Erinnerungen.

Wollen wir die didaktischen Stücke klassifizieren, so hat Luther wohl am meisten ernste Arbeit auf die Fabel verwendet, in der seine kluge und zuweilen pessimistische Beobachtung des menschlichen Treibens eine passende Form fand, sich auszusprechen. Unter seine Lieblingsbücher gehörte darum Äsop. Wie ihn auf der Wartburg die Bibelübersetzung beschäftigte, so hat er im Sommer 1530 auf der Feste Koburg neben der Übersetzung der Propheten auf die Herstellung eines deutschen Äsop viele Zeit verwendet. Ihm war die übliche Ausgabe Sebastian Brants zuwider, weil sie zu der gesunden Kost der alten Fabel allerlei schmutzige Anekdoten aus den Facetien Poggio's hinzugefügt hatte. Fabeln schienen ihm das beste Kinderbuch, den Kindern

aber wollte er diese Unsauberkeiten nicht in die Hand geben. Um also die Brant'sche Ausgabe zu verdrängen, machte er sich selbst daran, für Schule und Haus den ächten Äsop zu übersetzen. Auch dieses Dichten stand im Dienst der grossen Sache. So hat er die Fabeln vom Hahn und der Perle, von Wolf und Lamm, von Maus und Frosch, vom Hund mit dem Fleische, vom Fuchs, der den Raben lobt, im Ganzen 13 Stücke Äsops bearbeitet und mit Anmerkungen auf die eiteln Prediger, die geizigen Bauern, auf die Adeligen, die Kirchengüter an sich reissen und ähnliche Vorgänge versehen, so dass seine angefügte „Lehre" vielfach an das „Merke" des Hebel'schen Schatzkästleins erinnert. Aber auch andere Erzählungen des Altertums und der mittelalterlichen Volksbücher nimmt er in seinen Fabelschatz auf und gelegentlich fügt er sogar eigene Erfindungen hinzu, wie die Fabel von Krebs und Schlange, in der er nach Matthesius seinem Hänschen erzählte, wie die Schlange ihre Schlangenwindungen erst verlernte und gerade liegen konnte, als sie steif und tot war.

In ein ähnliches Genre der Parabel und des Lehrgedichts schlagen seine gelegentlichen Scherze, wie „die Klage der Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitze sammt andern frommen ehrbaren Vögeln" gegen den Vogelherd des Famulus Sieberger oder sein bekannter Brief an sein „liebes sönlin Hensichen" vom Kinderparadies, und der Brief an seine Tischgenossen vom Reichstag der Krähen auf dem Burgplatz der Feste Koburg, die „ein gar lustig Volk sind, alles zu verzehren auf Erden und dafür gecken für die Langeweil". In die gleiche Reihe gehört auch sein Brief an den sächsischen Kanzler Brück, der fürchtet, das Firmament, der Wolkenhimmel und der Regenbogen könnten einmal einfallen, wenn die sächsische Staatskunst sie nicht stützte. Ein ähnliches Spiel der Phantasie ist es, wenn er im Jahre 1542 in seiner neuen Zeitung vom Rhein einen Katalog des Reliquienschatzes aufstellt, den Kurfürst Albrecht im Begriffe ist, den Mainzern zuzuführen. Verzeichnet sind da „ein schön Stück vom linken Horn Mosis, drei Flammen vom brennenden Busch, ein ganzes Pfund von dem Winde, der am Berge Horeb vorüberrauschte, dreissig Paukenschläge von der Pauke Mirjam", und was Luther noch alles an seltsamen Heiltümern zusammengefabelt hat. Auch satirische Tierfabeln hat er gedichtet, so die Erzählung, wie der Esel dem Löwen mit Erfolg das Reich streitig macht, weil er ein Kreuz auf dem Rücken hat, das im Glauben der Leute mit seinen Wundern alle Thaten des Löwen verdunkelt, ohne dass der Esel damit grosse Mühe gehabt hätte, oder den Streit der schwarzweissen

Schwalbe, des Dominikaners, mit dem Franziskaner, dem grauen Sperling, um die Gunst der Gemeinden, wobei der Sperling mit der grauen Kappe predigt: „Liebe Bauern, gute Freunde, hütet euch vor dem Vogel, der Schwalben; denn inwendig ist sie weiss, auf dem Rücken aber ist sie schwarz.“ An allen diesen Stücken erkennen wir Luthers eigentliche Stärke. Er war der grösste Humorist der gleichzeitigen Litteratur. Schon in seinen Briefen ist das nicht der geringste Reiz, wie ein gutmütiger Humor in tausend schalkhaften Lichtern aufglänzt, bald in Scherzen über seine Freunde, bald in der drolligen Parodierung seines Verhältnisses zu seiner Hausfrau, dem Doktor Kethus. Selbst in seinem Schreiben an den Kurfürsten Johann über die Pest in Wittenberg und das Schwänzen der Studenten, die das Fieber im Schulsack haben und die Schwindsucht im Tintenfass, oder an die Räte des Kurfürsten Joachim über die Brandenburger Agende, in dem er dem ceremonienfrohen Herrn gestattet vor seinen Prozessionen selbst einherzutanzen, wie David vor der Bundeslade, verdrängt der Humorist den Geschäftsmann. Ebenso erklärt der Prediger auf der Kanzel die Namen der Heiligen gelegentlich scherzhaft. Der heilige Vincenzius ist für's Finden gut und der heilige Valentin für die fallende Sucht. Ja selbst im Gebete wandelt ihn zuweilen der Schalk an, wenn er Gott zuspricht: „Du bist ja ein frommer Gott, das thät der Teufel nicht“, oder wenn er berichtet, er habe dem lieben Gott die Ohren gerieben mit seinen Verheissungen.

Gesalzener freilich wird dieser Humor in den Streitschriften, bei denen man sich eben erinnern muss, dass der Ton der Polemik im 16. Jahrhundert ein anderer war als heute. Etwas Unappetitliches, Unanständiges gab es für dieses Geschlecht überhaupt nicht, nichts worüber man nicht geredet hätte. Der Dichter steht dabei in Luthers Polemik doch immer im Hintergrund. Alles personifiziert sich ihm. Eine falsche Lehre wird ihm zur Metze oder zu dem nützlichen Borstentiere, das in seiner Polemik stets über die Bühne läuft; der Gegner gleicht allemal dem langohrigen Genossen der Mühle, dessen Gewohnheiten er nur allzu genau beobachtet hat. Statt gegen Emser schreibt er gegen den stossenden Bock auf dem Titelblatt und als der Drucker die Vignette mit der eines Bauern mit der Heugabel vertauscht, ruft er: „Behüt uns Gott vor Gabelstichen, die machen drei Löcher.“ „Putz dich liebes Kätzlin,“ ruft er dem Gegner zu, der sich verteidigen möchte, und wieder gleicht des Gegners Buch einem Pudel voll Flöhen, dass es krimmelt und wimmelt. Vor allem ist das Schwein sein Lieblingsbild, bald hat die Sau den Panzer an, bald schmückt sie sich zur Kirchweih

mit güldenen Spangen, bald stürzt sie sich gefrässig auf den Habersack. Das Alles ist derb, ja überderb. Aber mit einem Humoristen geht man nicht streng in's Gericht. Der Humor besteht eben in der Übertreibung und in grellen Kontrasten. Wir lachen über den Gegensatz, nicht über das Niedrige, das den Kontrast herstellt. Der Humor Luthers hat etwas von dem Flug der Purzeltaube, die nach dem erhabensten Aufstieg zum Himmel plötzlich herabstürzt und sich überschlägt gleich einem Kobold.

Im Ganzen haben humoristische Schriften ein kurzes Leben. Werden die feineren Beziehungen nicht mehr verstanden, so ist ihre Wirkung vorbei. Ein Blitz, den man mit der gelehrten Laterne erst beleuchten muss, wirkt nicht mehr als Blitz. Auch vom Geiste der Zeit sind diese Schriften abhängiger als andere. Was früher als Scherz galt, gilt heute als Rohheit. So verstehen wir kaum, was an den berühmtesten Satiren von Brant, Murner und Sachs die Zeitgenossen so sehr entzückte. Aber einige Spötter, wie Aristophanes, Rabelais, Shakespeare machen eine Ausnahme. Ihre Blitze schlagen auch heute noch ein. Unter diesen Wenigen steht Luther in erster Reihe. Gerade diese humoristische Ader fliesst am Ende seines Lebens am reichlichsten. Während die zunehmende Kränklichkeit und die Last der Arbeit ihn in der Polemik leidenschaftlich und masslos macht, sucht er anderseits Rettung vor den dunkeln Stimmungen im freien Spiele seines Humors. Seine erfreulichsten Briefe und seine köstlichsten Satiren fallen in Jahre, in denen er sonst nicht viel Erfreuliches von der Welt zu erzählen weiss. So hat sich Luther als Dichter noch bis in die letzte Lebenszeit fortentwickelt, wenn auch an Stelle der vollen Harmonie des Liederdichters der oft bittere Humor des Alters getreten ist, mit dem er sich über den zunehmenden Missklang des Lebens hinweghilft. In so fern gehört auch seine burleske Polemik zum Ganzen dieses Dichterbilds.

Als den wertvollsten Ertrag dieser Seite seiner Thätigkeit dürfen wir schliesslich die grosse Anzahl von schlagenden Kernsprüchen bezeichnen, die über alle seine Schriften zerstreut sind oder auch durch besondere Veranlassung ihm abgefordert wurden. Dass er selbst ein besonderer Freund der Spruchdichtung war, wissen wir nicht nur aus der besondern Mühe, die er auf die Sprüche Salomonis und Jesus Sirach verwendete, sondern er hatte auch eine ansehnliche deutsche Sprüchwörtersammlung angelegt, zu der er von nah und fern Beiträge erbat. So gab er auch seinen eigenen Büchern kräftige Wahlsprüche mit, sei es am Anfang oder am Ende. Vielfach trat die Bitte an ihn heran um Einträge auf das erste Blatt der Hausbibel; aber auch zahlreichen Ge-

denkversen, Gratulationen und Grabschriften begegnen wir. Der Inhalt giebt zumeist selbst schon über ihre Bestimmung Auskunft.

Wie einer lieset in der Bibel
So stehet am Hause sein Giebel.

Ein Jeder lerne seine Lection
So wird es wohl im Hause ston.

Ein Ehmann soll geduldig sein,
Sein Weib nicht halten als ein Schwein.
Eine Hausfrau soll vernünftig sein,
Des Mannes Weise lernen fein.
Da wird Gott geben Gnad dazu,
Dass ihm die Eh' gar sanfte thu.

Hie kann nicht sein ein böser Muth,
Wo singen die Gesellen gut.

Wer was weiss, der schweig.
Wem wol ist, der bleib.
Wer was hat, der behalte.
Unglück das kümt balde.

Es ist auf Erden kein besser List
Denn wer seiner Zungen ein Meister ist.

Glaube nicht alles, was du hörst,
Sage nicht alles, was du weisst,
Thue nicht alles, was du magst.

Christus lässt wohl sinken
Aber nicht vertrinken.

Liebes Kind, lernst du wohl,
So wirst du guter Hühner voll.
Lernest du aber übel,
Musst du mit der Sau essen aus dem Kübel.

Iss, was gar ist,
Trink, was klar ist,
Red', was wahr ist.

Man hält manchen für böse
Und manchen für gut,
Da man beiden Unrecht thut.

Hüt dich vor der That,
Der Lügen wird wohl Rath.

Affen und Pfaffen
Lassen sich nit straffen.

Qui non habet in nummis,
Dem hilft nicht, dass er frumm is.
Qui dat pecuniam summis,
Der machet wohl schlicht, was krumm is.

Solcher Reimsprüche wären es noch viele, so das Lob der Frau Musica und Anderes, aber auch wo er gar keine Epigramme beabsichtigte, streut er überall in seinen Schriften Worte der Weisheit aus, die zu geflügelten Worten erhoben wurden, weil sie den Nagel auf den Kopf treffen.

Ändern und bessern ist zweierlei.
Hilf fromme Leute mehren, der Bösen ist sonst zu viel.
Landstrasse ist sicher, Holzweg ist fährlich.
Sprich nicht hui ehe du über dem Berg bist.
Gut macht Muth.
Wer nicht Geld hat, bezahlt mit der Haut.
Ein Gewissen ist mehr denn tausend Zeugen.
Wer sehr schilt, der lobt.
Wer sehr lobt, der schilt.
Wenn das Ende gut ist, ist alles gut.
Wenn die Laus in Grind kommt, wird sie stolz.
Wer einen vom Galgen erlöst, dem hilft der Andere gern daran.
In grossen Wassern fängt man grosse Fische,
In kleinen Wassern fängt man gute Fische.
Was soll der Kuh Muskat, sie isst wohl Haberstroh.
Hüte dich vor den Schleichern, sagte die alte Maus, die da rauschen, thun dir lange nichts.
Frauendienst ist nie umsonst.
Untreue schlägt den eigenen Herrn.
Recht muss doch Recht bleiben.

Viele dieser Lutherworte sind sprüchwörtlich geworden, so dass heute niemand mehr ihres Ursprungs gedenkt und eben das ist der Beweis, dass Luther zu unsern volkstümlichsten Spruchdichtern gehört. Darum möchten wir neben den Kirchenliedern die Sprüche als Luthers beste dichterische Leistung bezeichnen.

Die dichterische Persönlichkeit des grossen Reformators ist nach dem Allem unschwer zu erfassen. Spät und zögernd war er seiner Gaben auch in dieser Beziehung sich bewusst geworden. Die grosse Aufgabe seines Lebens, an der sich alle seine Kräfte entwickelt hatten, hat auch diese entbunden. Auch bei ihm war der Streit, wie der alte Hesiod sagt, der Vater der Dinge. „Wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen soll, so muss ich zornig sein,“ schreibt er selbst. „Da erfrischt sich mein ganz Geblüte, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.“ So hat ihn der Zorn über die Scheiterhaufen zu Brüssel zum Dichter gemacht und der Zorn über des Papsts und Türken Mord liess ihn zum letzten Male

kräftig in die Laute schlagen. Alles in ihm ohne Rest, auch seine dichterische Begabung, stand im Dienste dieses heiligen Streits. Gewiss ist der Dichter Luther nur ein Teil des ganzen Luther, der als Evangelist, als Prediger, als Organisator, als theologischer Denker und Schriftsteller die Nation noch tiefer erregt hat, aber die Entwicklung seines Seelenlebens liegt besonders schön und klar in seiner dichterischen Entwicklung ausgesprochen und das war der Grund, aus dem ich den geneigten Leser für Luther als Dichter in Anspruch nahm.

Erziehung und Gesellschaft.

Ein Vortrag gehalten am 1. März 1898 in der Universitätsaula

von

H. Bassermann.

Hochansehnliche Versammlung!

Es sind einige ganz einfache Gedanken und keineswegs neue Wahrheiten, die ich Ihnen heute vorzutragen gedenke. Wenn ich es trotzdem wage, Ihre Zeit und Aufmerksamkeit dafür in Anspruch zu nehmen, so kann ich die Entschuldigung dafür nur in dem Umstande finden, dass Erörterungen über Fragen der Erziehung bei einem gebildeten und seiner selbst bewussten Volke wohl stets auf das lebendige Interesse weiter Kreise rechnen können; und vielleicht darf ich auch noch hinzufügen, dass, je einfacher solche Erörterungen sind, sie um so mehr Aussicht darauf haben wirksam zu werden — und das ist ja ihr Zweck — und dass, je verbreiteter und allgemeiner anerkannt diese Wahrheiten sind, sie um so mehr Bürgschaft dafür bieten, dass in ihnen wenigstens etwas von der grossen Wahrheit sich ausspreche, welche sich immer wieder dem erziehenden Teile der Menschheit als probehaltig und unumstösslich bewährt.

Ueber Erziehung und Gesellschaft will ich zu Ihnen reden. Vielleicht halten Sie es für nötig, scharfe und klare Begriffsbestimmungen von diesen beiden Grössen vorauszuschicken, ehe wir ihr gegenseitiges Verhältnis zur Erörterung stellen. Und leugnen lässt sich ja gewiss nicht, dass jede Zeit, jedes Volk, ja jeder Einzelne sich wieder anderes bei den Namen „Erziehung“ und „Gesellschaft“ denken wird. Trotzdem scheint es mir zweckmässiger, von solchen abstrakten Begriffsbestimmungen vorerst abzusehen in der Erwartung, dass eine bestimmtere Vorstellung von dem, was Erziehung und Gesellschaft ist, sich vielleicht am besten bei der Erörterung ihres gegenseitigen Verhältnisses herausbilden werde. Dieses Verhältnis selbst aber wird dadurch zu einem

Problem gestempelt, an dessen Lösung zu arbeiten es sich verlohnt, dass, wie ein Blick in die Geschichte der Erziehung zeigt, gerade seine Auffassung oft ausschlaggebend für die Wendepunkte dieser Geschichte geworden ist, dass daran ganze Perioden derselben sich scheiden, ob die Erziehung der Gesellschaft untergeordnet oder die Gesellschaft unter die Erziehung gestellt worden ist, ob man erziehen wollte für die Gesellschaft oder die Gesellschaft da zu sein schien für die Erziehung. Und wie die Geschichte von diesem Gegensatze bewegt wird, so scheint er mir auch praktisch eine hervorragende Rolle zu spielen: da ist ein Teil, der sich das Verhältnis von Erziehung und Gesellschaft als ein positives und freundliches vorstellt, während ein anderer es sich wenn nicht als feindlich, so doch als fraglich denkt. Legen Sie sich die Frage vor: was hat Erziehung mit Gesellschaft zu thun?, so werden die Antworten wohl sehr verschieden ausfallen: vielleicht werden Sie zum Teil der Erziehung einen grossen Einfluss auf die Gesellschaft, vielleicht aber auch zum andern Teil der Gesellschaft ein massgebendes Votum über die Erziehung zuzugestehen geneigt sein, oder Sie werden bald zwischen beiden starke wechselseitige Beziehungen annehmen, bald beide unabhängig von einander halten und sich gestalten lassen wollen. In diese Mischung des Urteils einige Klarheit, und in das ihr entsprechende Schwanken des praktischen Verhaltens einige Sicherheit zu bringen, werden vielleicht die nachfolgenden Erörterungen doch dienlich sein können.

Über ein Verhältnis zwischen Erziehung und Gesellschaft werden wir uns, glaube ich, bald einigen und deshalb dieses zum Ausgangspunkte unserer Untersuchungen machen können: ich meine dies, dass die Gesellschaft viel zur Erziehung beiträgt, dass sie also ein wesentlicher Faktor derselben ist. Darin werden wir doch alle wohl übereinstimmen: je besser, je geeigneter die Gesellschaft ist, desto leichter geht die Erziehung von statten. Ja, man kann getrost noch weiter gehen und behaupten: ohne Mithilfe der Gesellschaft gibt es überhaupt keine Erziehung; wir brauchen jene notwendig, um diese durchzuführen. Freilich auch diese unsere erste Behauptung bleibt nicht ohne Widerspruch; kein Geringerer als der trotz aller seiner Verirrungen dennoch zum Chorführer der modernen Pädagogik gewordene Jean Jacques Rousseau tritt uns hier entgegen. Sein Emile, an dem er seine Erziehungsweise exemplifiziert, muss gerade aus der Gesellschaft herausversetzt werden, wenn das pädagogische Werk an ihm gelingen soll. Fern von den Eltern, Verwandten, Freunden, auf dem Landgut des Vaters, soll er

aufwachsen, und sein Erzieher, der Hofmeister oder Hauslehrer, ist seine einzige Gesellschaft. Wir wollen dem nicht entgegenhalten, dass die wenigsten unter uns Landgüter besitzen, auch nicht alle in der Lage sind, einen besonderen Erzieher zu halten. Gehen wir einen Augenblick auf seine Ideen ein, so wird doch ein doppelter Irrtum uns in denselben entgegentreten. Einmal: kann man denn auch in der Zurückgezogenheit des Landlebens aller Gesellschaft entgehen? Rousseau hat fingieren müssen, dass die dort vorhandene Dienerschaft, ja dass die Dorfbewohner den Plänen des Erziehers dienstbar gemacht werden könnten und gleichsam als Schauspieler bei seinen pädagogischen Arrangements sich brauchen liessen. Das gehört natürlich eher in einen Roman als in die Wirklichkeit. Sodann aber: dieser Erzieher ist der Inbegriff pädagogischer Weisheit, Vielseitigkeit und Hingebung; nur unter dieser Voraussetzung kann er alle Gesellschaft ersetzen. Auch sie wird nicht immer zutreffen. Sie wissen, Rousseau wollte gegen die Gesellschaft erziehen, die er mit den vornehmen, geistreichen und sittenlosen Kreisen von Paris gleichsetzte. Von dieser Gesellschaft leitete er alles Böse ab; die Rückkehr zur Natur sollte Heilung bringen; ein neues anderes Geschlecht sollte durch eine Erziehung nach der Natur erwachsen, ein Geschlecht, das „die Gesellschaft“ dann von ihrem Platze verdrängen könnte: sein pädagogisches Programm war ein revolutionäres. Deshalb konnte er die Gesellschaft bei seiner Verwirklichung nicht brauchen.

Eine doppelte Hilfe war damit abgelehnt, welche von Seiten der Gesellschaft der Erziehung geleistet werden kann und soll: die eine auf dem Gebiete des Unterrichts oder der intellektuellen, die andre auf dem der Zucht oder der Willensbildung gelegen.

Zwar was den Unterricht betrifft, da möchte wohl mancher Vater aus seinen Erfahrungen heraus ein Veto einlegen: „lasse ich meinen Sohn allein unterrichten, so kommt er in kürzerer Zeit weiter, als bei länger dauerndem gemeinsamem Schulunterricht, und braucht nicht so viele Stunden des Tages zu sitzen und Schulstaub zu schlucken“. Aber mich dünkt, wir müssen dies „weiter kommen“ aus der Reihe der für die Pädagogik massgebenden Faktoren ausscheiden. Der Wert dieses Weiterkommens dürfte doch wohl mehr von der leider unumgänglichen Notwendigkeit, in einer gewissen Zeit gewisse Examina zu absolvieren, als von pädagogischen Erwägungen bedingt sein. Und wollte umgekehrt jemand den Wetteifer als Ansporn des Fleisses geltend machen, der in der Gesellschaft Gleichaltriger und Gleichstrebender sich entzündet, so möchte ich zwar die Wirkungskraft dieses Faktors auf träge Köpfe und

unaufgeweckte Naturen nicht in Abrede stellen, aber dagegen zu bedenken geben, ob damit nicht ein fremdes Motiv in ungebührlicher Stärke dem Unterricht beigemischt und aus fragwürdiger Quelle hergeleitet wird, was aus der Sache selbst, aus dem Interesse des Schülers und aus seinem Pflichtgefühl fliessen sollte. Das heute doch bemerkbare Zurücktreten des früher üblichen Certierens, und der Platznummer ist ein Beweis dafür, dass man — mit Recht, wie mir scheint — in pädagogischen Kreisen hierauf nicht mehr denselben Nachdruck legt wie früher. Was also die Gesellschaft Gleichaltriger betrifft, so dürften sich die Gründe für und wider in Beziehung auf das Gedeihen des Unterrichts wohl die Wage halten, und wir werden keinen Grund haben, von hier aus dem Satze zu widersprechen, dass die Schule nur eine Ersatzanstalt ist für das, was, wenn es im Uebrigen die Verhältnisse erlaubten, das Haus mindestens ebenso gut leisten könnte.

Aber ist denn und bietet denn dieses Haus, die Familie nicht ebenfalls eine Gesellschaft? Gewiss, und zwar ist von dieser zu behaupten, dass sie für den Unterricht geradezu unentbehrlich ist. Lassen Sie mich ausgehen von dem Satze, der seit Pestalozzi geradezu ein feststehendes Axiom aller Pädagogik genannt werden kann: aller Unterricht beruht auf der Anschauung. Man würde sehr irren, wollte man dabei nur an ein- oder mehrmaliges Vorführen der betreffenden Gegenstände durch den Lehrer in der Unterrichtsstunde denken. Was hier geleistet werden kann, ist doch nur die grössere Genauigkeit der Beobachtung und Klarheit des Beobachteten. Nein, das Fundament wirklicher Anschauung ist das Leben, und nur durch den dauernden Gebrauch, den die Unterrichtsgegenstände im Leben finden, kann bewirkt werden, was die Anschauung bewirken soll: der Eindruck des Lebendigen, thatsächlich Vorhandenen, Realen, Notwendigen, Unentbehrlichen. Denken Sie sich z. B. den Gebrauch des Rechnens aus unserm Leben hinweg, so würde ein Rechenunterricht, so förderlich er immer noch für die Ausbildung des Denkens sein könnte, doch für den Volksschüler ebenso schwer fassbar sein, wie jetzt die Mathematik für den Tertianer. Liegt doch darin die Schwierigkeit der letzteren, dass ihr die Anschauung mehr und mehr entzogen ist. Und was ist das Kreuz beim Erlernen der alten Sprachen? es fehlt die Anschauung des Gebrauchs, und Kunstmittel des Unterrichts sind nicht stark genug, sie ganz zu ersetzen. Für ein Kind, in dessen Hause niemals ein Atlas gebraucht, niemals die Lage etwa eines durch die Politik wichtig gewordenen Platzes aufgesucht würde, könnte Geographie kein grosses Interesse haben. Der Sinn für Geschichte ge-

deiht in der Regel nur, wo im Haus irgend eine Geschichte sozusagen durchlebt wird, also die damit verbundenen Fragen irgendwie reales Interesse bekommen. Das alles führt uns auf das Haus: es ist die natürliche „Gesellschaft“ des Kindes. Nur was es in ihr lebendig, wirksam, anerkannt sieht, dessen Wert, Nutzen und Notwendigkeit es unmittelbar kräftig, wenn auch unbewusst, durch Anschauung inne wird, tritt als wirksame Realität in seine Vorstellungswelt ein. Man klagt viel über die Wirkungslosigkeit des Religionsunterrichts; aber können denn die in ihm erzeugten Vorstellungen in der Kindesseele Kraft gewinnen, wenn die Religion im Hause keine Macht ist, wenn sie nirgends als ein realer Lebensfaktor dem Kinde in seiner Gesellschaft entgegentritt? Was ist aller Unterricht? Der Niederschlag der Kultur unserer heutigen Gesellschaft; von daher ist er inhaltlich abhängig. So wird er durch die Gesellschaft in ihrem jeweiligen Kulturzustand bedingt und hervorgerufen; kein Wunder, dass er ohne ihre Mithilfe auch nicht durchzuführen ist.

Ich fühle sehr wohl, dass diese Andeutungen einer genaueren Ausführung sehr bedürftig sind. Allein das Unwichtigere darf uns nicht länger in Anspruch nehmen, wenn noch so Wichtiges der Besprechung harrt wie die Mitwirkung der Gesellschaft zur Bildung des Willens. Erhebt sich doch gerade an diesem Punkte der Haupteinwand gegen eine Mitwirkung der Gesellschaft bei der Erziehung: „durch Gesellschaft lernt mein Kind nur Schlechtes“. Gemeint ist die Gesellschaft ungezogener Buben, lockerer junger Leute oder auch schlechter Dienstboten. Wenn nur nicht die eigene Gesellschaft dabei oft ganz vergessen würde! was das Kind in sich aufnimmt bei ungezügelten Zornesausbrüchen des Vaters, beim Anblick häuslichen Unfriedens, bei kleinen mütterlichen Lügen, Vertuschungen und Winkelzügen, bei Klatschereien über eben noch ehrenvoll empfangene Persönlichkeiten, bei häuslichen Notlügen, kurz bei jedem Wort und jeder That, die nicht von pädagogischer Selbstbeherrschung regiert werden, das lässt sich schwer feststellen, ist aber jedenfalls sehr tiefgreifend. Die Gefahr ist da und nicht wegzuläugnen, dass die Gesellschaft, aber notabene jede Gesellschaft, einen ungünstigen Einfluss auf die Willensgestaltung des Kindes üben kann. Aber sie ist auch nicht absolut zu vermeiden, sondern nur einzuschränken durch Sorgsamkeit und unschädlich zu machen durch Gegenmittel. Wo freilich die „Gesellschaft“ dominiert, welche fast Tag für Tag Vater oder Mutter oder beide in den Stunden dem Hause entführt, da die Kinder am meisten von ihnen haben könnten und sollten, da sollte man

sich nicht wundern, wenn das unbeaufsichtigte Zusammensein der Kinder mit den Dienstboten bedenkliche Früchte trägt.

Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, dass von der Gesellschaft nicht blos schlechte, sondern auch gute Einflüsse ausgehen. Es ist merkwürdig, mit welch verblendeter Kurzsichtigkeit jeder Einzelne meint, das eigene Kind bringe in die Gesellschaft nur Gutes, aus ihr höchstens Schlechtes mit. Wie oft sind Söhne oder Töchter auch sogenannter besserer Familien nicht etwa blos die Verführten, sondern auch die Verführer! Wer aber behauptet, dass das Schlechte der Gesellschaft auf Kinder sehr nachteilig wirken könne, sollte auch die Kraft des von daher stammenden Einflusses im Guten nicht läugnen, obwohl er nicht immer so deutlich zu erkennen ist. Mir scheint, es gibt kaum einen stärkeren Eindruck auf das kindliche Gemüt, als das Sehen des Guten an nahestehenden Menschen, seien es Erwachsene, seien es Kameraden. Da aber das Gute sehr mannigfach auftritt in verschiedenen Verhältnissen, so bedarf man, um es in seiner Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit zu sehen, einer Fülle verschiedenartiger Eindrücke davon, welche ungesucht und eben dadurch wirksam nur die Gesellschaft wird darbieten können. Denken Sie an Bescheidenheit und Höflichkeit von Gästen, Liebenswürdigkeit von Hausfreunden, Tapferkeit von Kameraden, Verschwiegenheit bei Schulgenossinnen, Entschiedenheit in der Abwehr unverständiger oder ungebührlicher Zumutungen, Pflichttreue in der Arbeit: indem die Schul- und sonstige Gesellschaft derartige Exempel darbietet, muss sie ausserordentlich wirkungskräftig dem freilich immer in erster Linie massgebenden Beispiel von Vater, Mutter und Lehrer zur Seite treten. Hierin ist die Gesellschaft des Kindes ein pädagogisch höchst bedeutungsvolles Abbild der Gesellschaft, darin künftig der Erwachsene sich bewegen soll. Und wie es grenzen- und sinnloser Hochmut wäre, in der letzteren nichts Gutes anerkennen zu wollen, weil ja dann jeweils nur der solche Anerkennung Verweigernde das Gute bei sich zu finden erklärte, so wäre es eine schwere Beeinträchtigung des Kindes in Beziehung auf seine Willensbildung wollte man ihm die sittlich guten Eindrücke der Gesellschaft vorenthalten, und nur die geschichtliche Situation, in der Rousseau seinen Emil schrieb, und die oppositionelle Tendenz seines Erziehungromans machen es erklärlich, dass er die Trennung von der Gesellschaft für eine unumgängliche Voraussetzung seiner Ideal-Erziehung erklären konnte.

Ja, man kann noch weiter gehen und behaupten: gerade weil die Gesellschaft nicht bloss gute, sondern auch schlechte Eindrücke darbietet,

ist sie für die Willensbildung wichtig, ja notwendig. Oder sollte zu dieser letzteren nicht auch die Vorbereitung auf die richtige künftige Stellungnahme solchen Äusserungen eines verkehrten und bösen Willens gegenüber gehören? und sollte diese erreichbar sein, ohne dass das Kind in den Jahren der Erziehung mit derartigen Äusserungen zusammengetroffen wäre? Denken Sie an Äusserungen von Rohheit, Bosheit oder Grausamkeit, oder an die Schlingen der List, die Künste der Verschlagenheit oder der Verführung, die Triumphe der Lüge, die Machinationen der Übervorteilung u. dgl. Allem dem gegenüber erwarten wir von dem charaktervollen Menschen ein bestimmtes, und zwar nicht bloss negativ-verabscheuendes, sondern positiv-reagierendes Verhalten. Sie werden auch nicht der Meinung sein, dass dies dem Kinde durch Moralpredigten oder durch den Katechismus, auch wenn auf das Ethische in ihm mehr Nachdruck als gewöhnlich gelegt würde, beigebracht werden könnte. Nein, derartiges lernt sich nur durch die Erfahrung; und es ist nicht alleiu gut, sondern geradezu notwendig, dass diese Erfahrung dem Kinde schon in der Zeit entgegentrete, während deren die Erläuterung des Erziehers sie fruchtbar machen, seine Mahnung oder Warnung sie nachdrücklich verstärken kann. Charakter besteht ja ebensowohl in der Festigkeit dessen, was man *nicht* als *was* man thun will, und bei wem die negative Seite keine Ausbildung erlangt hat, der wird auch mit der besten Beschaffenheit der positiven nicht weit kommen.

Warum ist es so schwer und so gefährlich, ein einziges Kind zu erziehen? weil ihm bei dem Mangel an natürlicher Gesellschaft Gleichaltriger — und die eigens ausgesuchte wird ja selbstverständlich nur eine möglichst gute sein — die Gelegenheit abgeht, mit derartigen minder erfreulichen Willensäusserungen Anderer zusammenzutreffen und gegen sie die richtige Stellung zu gewinnen; es wird ich möchte sagen *allzu* sehr behütet und dadurch zu weich; es fehlt ihm die Würfelung und Abhärtung, wie sie z. B. eine Geschwisterschaar von selbst mit sich bringt. Leicht verschiebt sich ihm so der richtige Gesichtspunkt der Selbstbeurteilung: es empfindet sich als Mittelpunkt, wenn nicht gar als ganz isoliert, und auch die Massnahmen der Erzieher nehmen leicht, bei aller Gewissenhaftigkeit, diese verkehrte Richtung: statt eins unter vielen ist es ihnen Alles, und dann ist die Kehrseite aller Isolierung, der Hochmut, nicht mehr weit.

Wenn übrigens für Kinder nichts angemessener ist als Thätigkeit und keine Thätigkeit ihnen von Hause aus gemässer als das Spiel, so erhellt auch von hier aus die Notwendigkeit der Gesellschaft für die

Erziehung. Einsames Spielen oder Spiele mit Erwachsenen sind nur mangelhafter Ersatz des Spiels mit Gleichaltrigen. Und gerade hier zeigen sich meist unwillkürlich jene Bethätigungen des Willens in all seinen Spielarten, im Guten und im Bösen, hier lernt der noch weiche Wille ihnen gegenüber seinen Standpunkt einnehmen. Wie wichtig ist, dass auf Unterordnung des Einzelnen unter die allgemein festgesetzte Spielregel fest gehalten, dass Verletzungen derselben streng geahndet, dass der Auszeichnung ihr Lohn, der Widergeselligkeit und Unbrauchbarkeit ihre Strafe nach Gerechtigkeit zugemessen werde, dass aber auch wieder vergeben und vergessen werde, was gesündigt war, um des Friedens und des allgemeinen Wohlbehagens willen, dass jeder sich bescheiden lerne mit dem Teil, das ihm zufällt, wie wichtig ist dies und vieles derart für die Ausbildung eines Willens, der doch einmal später in der grossen Gesellschaft mit all dem ebenfalls wird zu thun haben? Freilich, dass dabei die ordnende Hand der Erziehung walten, ihre Aufsicht Missgriffe verhüten, ihre verständige Erläuterung Fehler verbessern und Schaden wieder gutmachen muss, versteht sich von selbst; um so mehr, je jünger und je unbekannter die Gesellschaft ist.

Der tiefe Sinn in solch kindischem Spiel ist, dass Ideale des Handelns sich bilden und die ersten Versuche ihrer Verwirklichung gemacht werden.

Und woher stammen diese Ideale? Ich denke: ebenfalls aus der Gesellschaft; selten aus der thatsächlich vorhandenen — obwohl auch dies Glück Manchem bescheert ist — meist und hauptsächlich aus der vergangenen, aus der Geschichte. Die Sympathie, die ihre grossen, edeln Gestalten, die Antipathie, die ihre hässlichen und verworfenen in der unbestochenen Kindesseele geweckt haben, sind doch wohl die Grundlage aller sittlichen Beurteilung beim Kinde; zu sein wie jener Held, es nicht zu machen wie jener Elende, wovon die Geschichte erzählt hat, das ist der sicherste Anfang eines Strebens nach Charakter. In der Auswahl und in der pädagogischen Gestaltung solcher geschichtlichen Figuren stellt die Gesellschaft ihre eigenen Ideale vor die Augen des Kindes. Eine weise Erziehung hat dafür zu sorgen, dass ihm der Boden der realen Gesellschaft nicht fehle, auf dem allein sie durch Erfahrung und Übung allmählich zur Wirklichkeit werden können.

Wir sind hier an einem Punkte angelangt, wo ich es wagen darf, auch noch einen anderen Satz Ihrer Zustimmung zu unterbreiten, und hoffen darf, auch für ihn Ihre Billigung zu finden. Ich denke nämlich,

der Schluss sei doch nicht unberechtigt: wer durch die Gesellschaft erzogen wird, der soll auch für die Gesellschaft erzogen werden. In wie hohem Masse das erstere der Fall ist, davon suchte ich bisher in Ihnen eine Vorstellung zu erwecken, der Erhärtung des letzteren sollen die nun noch folgenden Darlegungen gewidmet sein.

Es liegt hier wie mir scheint ebenso ein Recht wie ein Interesse der Gesellschaft vor. Das Recht fusst auf der gewiss nicht unbegründeten Erwägung, dass wer so viel zum Erziehungswerk beigetragen hat, nun auch einen Anspruch auf ihm zugutkommende Früchte dieses Werkes zu erheben in der Lage sei. Das Interesse aber wird am deutlichsten so ausgedrückt: es wäre unsinnig von der Gesellschaft, ein so wirksames Mittel wie die Erziehung, da sie es einmal in der Hand hat, gegen sich, nicht für sich in Bewegung zu setzen.

Freilich bedarf der Satz: es muss für die Gesellschaft erzogen werden, näherer Erklärung und genauerer Bestimmung, um nicht zu bedenklichen Missverständnissen und noch bedenklicheren praktischen Folgerungen Anlass zu geben.

Eines dieser Missverständnisse, allerdings ein grobes, wäre es, wenn hiebei unter Gesellschaft die im engeren Sinne manchmal sogenannte verstanden werden wollte: die Gesellschaft, die sich im Salon zusammenfindet, miteinander diniert oder soupiert, sich amusiert oder ennuyiert und mit Klatschereien oder sonstigen mehr oder minder unnützen Unterhaltungen ihre Zeit hinbringt. Für diese Gesellschaft braucht nicht erzogen zu werden. Was man in ihr nötig hat, lernt sich später durch sie selbst leicht und es verschlägt nichts, wenn einer auf diesem glatten Boden etwa erst durch Schaden klug wird. Wer es aber durchaus nicht lernen könnte, der würde, dünkt mich, davon eher Vorteil als Nachteil haben. Der Gesellschaftsmensch, der ausgezeichnete Gesellschafter oder die Gesellschaftsdame sind wenigstens keine pädagogischen Ideale. Es gehört schon ein recht gefestigter Charakter dazu, um durch diese Art von Gesellschaft nicht verdorben zu werden. Hohlheit der Rede, Verstellung und Zweideutigkeit, Klatschsucht und äusserlichste Eitelkeit, dazu Gewöhnung an üppiges Leben lernt sich nirgends so gut als bei diesen Gelegenheiten; da schiesst so recht der Dünkel und Eigennutz ins Kraut und der allerseits gründlich verzogene Gesellschaftsmensch, die überall gefeierte Gesellschaftsdame sind in der Regel die ungeselligsten und widerwärtigsten Wesen in den gewöhnlichen Verhältnissen des Alltagslebens.

Noch nach einer anderen Seite hin haben wir den Satz, dass für

die Gesellschaft erzogen werden müsse, näher zu bestimmen. Basedow, der Begründer des Dessauer Philanthropins und der Führer der Pädagogik der Aufklärung in Deutschland, hat viel von dem Werte gesprochen und geschrieben, den sein Unternehmen für die menschliche Gesellschaft haben werde. Er versprach, sich dabei von allen Rücksichten auf Politik, Vaterland, Nation und Konfession freizuhalten, und in der That haben reiche Gönner aus aller Herren Länder zu diesem kosmopolitischen und interkonfessionellen Unternehmen reichlich beigesteuert. Was war in diesem Falle „die Gesellschaft“? Es war, wenn man es bei Lichte besieht, eine ziemlich unfassbare Grösse, eine Schar oder eine Klasse von Menschen, zusammengehalten und von Andern unterschieden durch ein gewisses Mass von Verstandesaufklärung oder -Bildung und von Verkehrs- oder Höflichkeitsformen. Es war die höhere Gesellschaft, die ja immer und überall etwas Internationales, Kosmopolitisches an sich hat. Sie für die menschliche Gesellschaft schlechthin auszugeben, war eine von den Täuschungen, welche für die Pädagogik der Aufklärung charakteristisch sind, sie zum Erziehungs*ziele* zu machen ein verhängnisvoller Fehler, der sich nachmals schwer gerächt hat. Wie dieses einerseits zu eng war, sofern es die unteren Volksschichten so gut wie ganz ausser Betracht liess, so war es andererseits zu weit, sofern es über die natürlichen Trennungslinien der Gesellschaft hinaussprang, um eine doch nur in der Abstraktion existierende Gesellschaft aller Nationen, Religionen und Konfessionen zu fördern. Derlei Abstraktionen sind nicht wirksam auf die Dauer. Die Philanthropine waren sehr kurzlebige Institute, und so viel Wertvolles wir auch der Pädagogik der Aufklärung verdanken, sie als Ganzes ist heute ein Stück der Vergangenheit.

Was trennt uns von dieser Vergangenheit? wie mir scheint, vor allem dies, dass wir ein anderes Verständnis von dem Wort Gesellschaft haben. Es ist ja wohl heute etwas mehr von jener internationalen und interreligiösen Gesellschaft wirklich vorhanden als in Basedows Tagen, aber eben diese Gesellschaft können wir Heutige uns doch nicht anders vorstellen als so wie sie ist, gegliedert, geteilt, differenziert und organisiert in verschiedene Gebiete, Abschnitte, Kreise; und weit entfernt, in dieser Gliederung der Gesellschaft ein Hemmnis ihrer Verwirklichung zu sehen, betrachten wir dieselbe vielmehr als die natürliche Grundlage ihrer Existenz. Wer für die Gesellschaft erzieht, erzieht heute für die Familie, die Gemeinde, den Stand, den Staat, die Kirche, d. h. erzieht für die Gemeinschaften, in denen sich die Gesellschaft verwirklicht.

Haus, Heimat, Volk, Vaterland, Landeskirche, das sind für uns die Grössen, in denen das Abstraktum „Gesellschaft" greifbare Gestalt gewinnt. Indem wir sie respektieren, folgen wir auch hierin der Natur, die die Grundlinien dieser Gemeinschaften gezogen, und der Geschichte, die sie im Einzelnen ausgeführt hat. Eine Erziehung für die Gesellschaft wird sich mit Bewusstsein vorsetzen, künftige Glieder dieser natürlichen und geschichtlichen Gemeinschaften zu erziehen, Glieder sage ich, d. h. nicht bloss Nummern, die in den Gemeinschaftslisten geführt werden, sondern Kraftträger, die im Gemeinschaftsleben wirken. Empfangend gehören wir ja ohne weiteres diesen Gemeinschaften an, aber gebend, mitwirkend, fördernd, aktiv sind die Wenigsten. Alle sollten es werden, und werden durch die Erziehung, dass sie sich nicht etwa bloss stumpf, einer unentrinnbaren Notwendigkeit weichend, in diese Kreise einordnen, sondern freudig, einem inneren Triebe folgend an ihrem Wachstum und Wohle mitarbeiten.

Wie werden wir also wünschen, dass ein Mensch in diese Gesellschaftskreise einmal eintritt? Gewiss nicht, wie Rousseau meinte, mit dem Gefühl des Mitleids, des Bedauerns, welches er für das richtigste hält, das ein Mensch seiner Gattung gegenüber haben könne; denn dies müsste ja den krassesten Hochmut, die sinnloseste Einbildung in ihm selbst zur Voraussetzung haben: er, der der Erziehung durch die Gesellschaft alles verdankt, sollte ein Recht haben sich als ein sie Bedauernder von ihr der Bedauernswerten zu isolieren? Was wäre die praktische Folge? dass sie ihm wohl gut genug wäre, sie für seine Zwecke auszubeuten, zu geniessen, was sie bietet, Anteil zu nehmen an allen Gütern, die sie erworben hat, aber keinen Finger zu rühren, um sie weiter zu bringen oder auch nur auf ihrem dermaligen Stande zu erhalten. Nein, wenn eine Einsicht oder ein Gefühl dem Menschen innewohnen muss, der durch die Gesellschaft erzogen worden ist, so ist es das des Dankes für das, was er ihr schuldet, das des hohen Wertes, den er ihr beimisst.

Doch ich höre hier den Einwurf aus den weitreichenden Kreisen, die von der neuesten Philosophie begeistert sind: so willst du Herdenmenschen erziehen, furchtsam, unterwürfig, gehorsam den Formen, in die sie hineingeboren, und den Personen, die diese Formen handhaben? Wird damit nicht alle individuelle Eigenart unterdrückt, jeder frischen Regung selbsteigener Kraft gewehrt, dem ewigen Stillstand geopfert und jeglichem Neuen, allem Fortschritt ein Riegel vorgeschoben? Denn durch Individualitäten nur, die sich selbst gegen das in der Gemeinschaft Bestehende zur Geltung bringen, wird doch diesem der Weg

gebahnt und das Kommen einer besseren Zukunft vorbereitet. — Allerdings stehen wir hier an einem Scheidewege: Erziehung für den Einzelnen oder für die Gesellschaft? liegt das Ziel der Pädagogie im Zögling selbst oder auf seiten des erziehenden Geschlechts (und das heisst eben: der Gemeinschaften, die am Erziehungswerk mitarbeiten)? Auf welche Seite ich mich stelle, kann Ihnen nach allem, was ich ausgeführt habe, nicht zweifelhaft sein. Nur scheint mir hier doch kein schroffes Entweder — Oder vorzuliegen, vielmehr eine Vereinigung des scheinbar so Gegensätzlichen ganz wohl möglich zu sein. Die ganze Geschichte der Pädagogik kann als ein Ringen nach der Lösung dieses Problems betrachtet werden, wie individuelle und — um es mit einem Worte zu bezeichnen — soziale Erziehung zu vereinigen möglich sei. Diese Möglichkeit wird behaupten, wer nur erwägt, dass die Gemeinschaft aus Individuen zusammengesetzt ist; darauf dass viele Individuen von einem Gefühl, einer Stimmung erfüllt, von einer Idee vorherrschend bewegt, von einem Zweck und Streben getrieben sind, beruht die Gemeinschaft. Sollte sie also alle Individualität ausschliessen müssen? Lässt sich nicht sehr wohl ein Geist und eine Gestaltung der Gemeinschaft denken, die anstatt die Individualität zu vernichten, sie vielmehr begünstigt, indem sie sie an die richtige Stelle stellt und dort für ihre Zwecke verwertet? Lässt sich nicht eine derartige Ausbildung des Individuums sehr wohl vorstellen, infolge deren es, ohne sich aufzugeben, sich doch dem Ganzen freudig weiht und mit seiner eigenartigen Kraft freiwillig den Zwecken der Gemeinschaft dienstbar wird?

Als lebendiges, schaffendes Glied einem Ganzen dienen, das ist doch wohl das grösste und befriedigendste Lebensziel, das einem Menschen gesteckt werden kann, und ein besserer Weg zu individueller Grösse ist doch noch nicht gefunden als dieses Dienen, in dem ja zugleich das tiefste Geheimnis alles wahrhaftigen Herrschens liegt. Man kann uns schlechterdings nicht zumuten, dass wir Übermenschen erziehen sollen; denn auch wer selbst vielleicht nicht übel Lust hätte, zu dieser letzteren Klasse zu gehören, wird doch wenig geneigt sein, Andere in den Stand zu setzen, dass sie ihm gegenüber den Übermenschen spielen und herauskehren. Wenn es richtig ist, dass die letzte und entscheidende Probe für die Wahrheit einer Philosophie in der Pädagogik liege, weil nur diejenige Weltanschauung sich als wahr erweist, in der ein Geschlecht auch seine Jugend zu erziehen wagt, so kann die Philosophie Nietzsches diese Probe nicht bestehen. Gewiss, es giebt Individualitäten, die allzu viel Originelles und Neues in sich tragen, als dass sie sich

ohne weiteres in die Gemeinschaft fügen können, die, weil sie die Zukunft in sich vorwegnehmen, von dem gegenwärtigen Geschlechte weder verstanden noch ertragen werden. Soweit es sich also nicht einfach um verdrehte und eigensinnige Köpfe oder dissolute Charaktere handelt, soweit Individualitäten wirklich berufen sind, eine Führerrolle in der Gesellschaft zu übernehmen, wird die Erziehung nichts gegen sie vermögen; sie werden auch ihrer spotten, auch sie überflügeln, aber sie werden vielleicht in ihr doch lernen, an grossen Vorbildern lernen, dass es nur einen Lebensgang für sie giebt, den tragischen, dessen Losung ist „sein Leben geben für viele" und dessen Grösse darin besteht, dass man das Leben zu verlieren weiss, um es zu erhalten.

Fragen wir nun noch nach den Mitteln und Wegen, deren sich eine auf die Gesellschaft abzweckende Erziehung bedienen muss, um ihr Ziel zu erreichen, so wird natürlich schon jene Erziehung durch die Gesellschaft, die wir am Anfang geschildert haben, einen namhaften Beitrag hiezu liefern. Wer in der Erziehung nicht isoliert wird, wer heranwächst nicht als das verhätschelte Centrum eines nur um ihn sich drehenden Kreises, sondern als einfaches Glied einer auch vor seinen Augen sich mannigfach differenzierenden Gesellschaft, bei dem wird schon von vornherein nur wenig Boden sein für den widergeselligen Wahn, ganz für sich allein etwas Besseres zu sein als alle übrigen, und da wird auch ein etwa dennoch sich hervorthuendes Streben nach einem entsprechenden widergeselligen Verhalten ganz von selbst auf einschränkende Hindernisse stossen.

Aber freilich ist damit nicht alles gethan. Es muss mehr, es muss mit Bewusstsein Besonderes und Zweckvolles gethan werden, um das Ziel, Erziehung für die Gesellschaft, in erreichbare Nähe zu rücken. Dahin rechne ich in erster Linie die Einführung desjenigen Gedankenmaterials in den Unterrichtsstoff, welches geeignet ist, Sinn für die verschiedenen Gemeinschaftskreise zu wecken und ein Verständnis ihrer Art, ihrer Notwendigkeit und ihres Wertes zu erzielen. Es handelt sich da um Unterrichtsstoffe, welche vielleicht im übrigen nicht unter die Gesichtspunkte des Nützlichen oder des Geistbildenden gebracht werden können, aber notwendig sind, damit die Jugend sich einlebe in den Anschauungs- und Gedankenkreis der heimatlichen, nationalen, kirchlichen Gemeinschaft und ein gewisses Mass von Verständnis für deren Sein und Wesen erlange. Dass hiefür ganz besonders die Geschichte dienlich sein wird, und zwar eine Geschichte, die ihre Orientierungspunkte

in der Gegenwart hat (ohne deswegen mit der Gegenwart anzufangen!), sei nur nebenbei bemerkt.

Demnächst wird auch die Organisation des Unterrichts- und Schulwesens von der Zweckbestimmung „Erziehung für die Gesellschaft“ beeinflusst werden. Wenn die Gesellschaft eine zwar verschiedentlich gegliederte, aber im letzten Grunde einheitliche ist, so muss sich dies auch in der Schulorganisation ausdrücken. Alles, was geeignet ist, unverwischbare Trennungslinien zu ziehen zwischen den verschiedenen Klassen, Ständen, Schichten und auch zwischen den Geschlechtern, ist vom Übel. Die Grundlage aller Bildung sollte allen Gliedern des Volkes gemeinsam sein, alle höhere Geistes- oder besondere Berufsbildung baue sich auf dieser allgemeinen Grundlage auf und wachse, im Prinzip für Jeden erreichbar, aus ihr heraus. Hier wird die Bedeutung einer obligatorischen allgemeinen Volksschule deutlich als der Grundlage jeder höheren und besonderen Schule; hier erhellt der Segen ihrer interkonfessionellen Gestaltung für das nationale Leben, auch wenn die Kirche mit guten Gründen die konfessionelle vorziehen sollte. — Endlich aber wird der Unterricht auf allen Stufen eine derartige Vielseitigkeit aufweisen müssen, dass was auch von dem einen Teil der Gesellschaft beruflich getrieben werden mag, bei den übrigen Teilen wenigstens eine Anknüpfung irgend eines Interesses, die Ahnung eines Verständnisses und demgemäss irgend ein Mass von Wertschätzung und Berücksichtigung finden könne. Keine zu frühe Ausschliessung allgemein-bildender Fächer, keine zu frühe Scheidung der besonderen Berufsbildung, keine alsbaldige Vereinseitigung aufs Praktische, Berufliche, sondern Wecken und Offenhalten des Interesses für Alles, was berechtigter und notwendiger Weise in der Gesellschaft getrieben wird, damit niemals das Interesse des eigenen Berufes gegen das anderer Krieg führe, niemals das Interesse des Standes über das des Vaterlandes hinauswuchere!

Wendet sich nun das bisher Gesagte vorzugsweise an den Verstand, an die intellektuelle Seite der Seele, so wird nun auch noch auf die Pflege des Gefühls aufmerksam zu machen sein, die durch die Gesellschaftserziehung bedingt ist. Ich halte diese Seite der Sache für fast noch wichtiger als die eben besprochene. Denn es ist wichtiger sich als Glied der Gemeinschaft zu fühlen als sich als solches zu wissen. Das Wissen kann ich umstossen durch neue Einsichten, oder ich kann es ignorieren, mich darüber hinwegsetzen. Dem Gefühl kann ich nicht oder nur sehr schwer entrinnen; dieses reicht vielmehr in die Tiefe der Persönlichkeit hinunter. Wirkliche Glieder einer Gemeinschaft sind wir

erst, wenn wir nicht bloss mit unserer Reflexion, die etwa ihren Nutzen anerkennt, sondern mit unserm Gefühl, oder wie wir sagen, mit unserm Herzen ihr angehören, dass ihr Zustand unser Zustand ist, ihr Ergehen sich in dem unsrigen reflektiert, weil wir innerlich mit ihr zusammengewachsen sind. Sie kennen es, das Familiengefühl, das Heimats-, das Vaterlands-, das Nationalgefühl; Sie wissen wie rätselhaft diese Gefühle sind und — wie schwer auszutilgen. Es giebt auch ein Standesgefühl und sollte auch ein — kirchliches, ja, ein landeskirchliches Gefühl geben. Dies Gefühl in der ganzen Skala von der stillen, treuen Anhänglichkeit bis zum opferfreudigen Enthusiasmus ist die wertvollste Grundlage der Gemeinschaft in den Einzelindividuen, das ist die starke Kette, durch die sie sie unter einander verbindet.

Es leuchtet ein, welch hohen Wert von hier aus alle diejenigen Elemente der Erziehung empfangen, welche nicht sowohl den Verstand ansprechen und die Erkenntnis vermehren als vielmehr das Gefühl erzeugen und beleben. Es sind diejenigen zugleich, die sich in erster Linie an die Phantasie wenden: nächst der Geschichte also die Kunst, die Litteratur, die Poesie, die Musik. Eine Erziehung für die Gemeinschaft wird darauf Bedacht nehmen müssen, diese Gebiete vor allem zu beeinflussen. Das geschieht durch Vorwaltenlassen des Heimatlichen, des Vaterländischen, des Kirchlichen, in allem des Volksmässigen und Volkstümlichen; denn das Volk ist doch der stärkste Träger aller Gemeinschaftsbildung. Und hier ist nicht Lehre am Platz und Auseinandersetzung, sondern Vorführung, Gebrauch, Ausübung: Gefühl entzündet sich nur an Gefühl; dieses muss zur Darstellung kommen, in die Erscheinung treten: Feiern und Feste, Andacht und Kultus, Gefühl dargestellt in den ergreifenden Formen volkstümlicher Kunst, dargestellt im Hause, in der Schule, in der Kirche, im Leben, das ist es, was Gefühl weckt und belebt, daran haftet es, das quillt empor in den Augenblicken der Erregung, das geht mit hinüber weit über den Ocean. Denken Sie an das Weihnachtsfest: Familiäres, Deutsches, Kirchliches, alles was Gemeinschaft heisst fliesst in dieser Feier zusammen; sie scheint mir vorbildlich für alle andern zu sein.

Doch ich muss schliessen, so viel auch noch zu sagen wäre. Die Gemeinschaft liefert die wirksamsten Kräfte zum Werk der Erziehung, die Gemeinschaft steckt ihm das höchste Ziel. Oder giebt es doch ein höheres? ist es vielleicht doch die Gesellschaft als die von jeder Schranke des Volkes, Vaterlandes und Glaubens freie, rein nur auf das allgemein

Menschliche gegründete? In gewissem Sinne wohl; aber wie dies das letzte, fernste Ziel ist, dem die Menschheit nur mit kleinsten Schritten sich nähert, so kann auch der einzelne Mensch diesen Gedanken nur durch eine am Ende einer längeren Entwicklung liegende Reife erreichen, die nicht mehr in das Gebiet der Erziehung fällt. Halte ihm diese immerhin den Weg dazu unverschlossen: wenn er jene Reife erlangt, so wird er ihn finden. Und wie die Menschheit gerade dadurch jenem Allgemeinsten näherrückt, dass sie in den besonderen Gemeinschaften den Gemeinschaftssinn pflegt und die Gemeinschaftskraft entwickelt, so wird derjenige nur der menschlichen Gesellschaft etwas Rechtes sein können, der festwurzelt mit seiner ganzen Individualität in dem natürlichen, realen Boden derjenigen Gemeinschaften, in die er einmal von Hause aus hineingestellt ist. Mache ihn also die Erziehung nur dafür reif, so wird sein Leben, in wie engen Grenzen es auch verlaufe, nicht bloss für ihn selbst sich befriedigend gestalten, sondern auch seinen redlichen Beitrag liefern zur Entwicklung der menschlichen Gesellschaft.

Zur römischen Keramik und Geschichte Südwestdeutschlands.

Von

Karl Schumacher.

Unsere Kenntnis der römischen Keramik hat in den letzten zehn Jahren namentlich auf Grund der Erforschung grösserer Gräberfelder so bedeutende Fortschritte gemacht, dass wir heute im Stande sind, mit Hilfe derselben auch Fragen allgemeinerer Art zu beantworten. Da römische Gefässreste fast in allen römischen Kulturschichten und Bautrümmern vorkommen, so geben sie nicht selten wichtige chronologische und kulturgeschichtliche Anhaltspunkte für diese, während die Bauwerke selbst solche nur zu oft vermissen lassen.

Es sei deshalb einmal der Versuch gemacht, für ein grösseres Gebiet zu ermitteln, ob die durch keramische Funde gegebenen Aufschlüsse den aus Schriftstellernachrichten und Inschriften gewonnenen Anschauungen über die Art der römischen Okkupation jenes Gebietes entsprechen. Diese Betrachtungsweise wird einen Prüfstein abgeben für die Richtigkeit der bisherigen historischen wie der keramischen Aufstellungen und kann für beide Ergänzungen und neue Gesichtspunkte bringen. Als Untersuchungsgebiet ist Südwestdeutschland zwischen Rhein, Main und Donau gewählt.

Was wir durch litterarische und inschriftliche Tradition über die älteste römische Besitzergreifung dieses Landstriches wissen, ist ausserordentlich wenig. Von Westen her bildete seit Cäsar der Rhein die Grenze; die Grenzwacht übernahmen von Basel bis Worms geschlagene Scharen des Ariovist (Mommsen, röm. Gesch. III. S. 258). Auch am rechten Rheinufer sassen Germanen, so an der Neckarmündung die Suebi Nicretes (vgl. Zangemeister, Neue Heidelb. Jahrb. III. S. 1 f.), von den Römern aber nur geduldet als Bewohner eines zu ihrer Interessensphäre gehörigen Vorlandes, wie auch am Niederrhein ein Ödstreifen festgehalten

wurde. Von Süden her wurde durch den Feldzug des Drusus und Tiberius (15 v. Chr.) die Grenze längs des Rheines von Basel bis zum Bodensee und in bis jetzt noch nicht näher bekanntem Verlauf hinüber zur oberen Donau gewonnen [1]) und namentlich durch die Festungen Augusta Rauracorum und Augusta Vindelicorum gesichert. Die Markomannen, welche sich zu keinen Zugeständnissen wie jene Sueben verstehen wollten, wanderten nach Böhmen aus (bald nach 9 v. Chr.); um so zahlreicher nahmen gallische Ansiedler Besitz von dem dubiae possessionis solum.

Das älteste Zeugnis des Auftretens der Römer in der badischen Rheinebene bildet der Offenburger Meilenstein vom Jahre c. 74 n. Chr., welcher nach Zangemeister (Westd. Zeitschr. III. S. 246 f.) eine Strasse von Strassburg über Offenburg in R(aetiam?) erwähnt. Die Strasse wurde wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem vespasianischen Germanenkrieg vom Jahre 73/74 ausgeführt (Zangemeister, Neue Heidelberger Jahrb. III. S. 9 f.), infolge dessen auch Arae Flaviae (Rottweil) gegründet wurde. Domitians Chattenkrieg (83) ermöglichte die Anlage des Limes, dessen Geschichte nunmehr durch die Arbeiten der Reichslimeskommission im Grossen und Ganzen klargestellt ist. Auf das Nähere werden wir später zurückkommen.

Was lehren uns nun die keramischen Funde?

Wir beginnen mit der Besprechung der Fundplätze am Oberrhein zwischen Bodensee und Basel. Konstanz [2]) gilt wegen seines Namens meist als spätrömische Gründung des Constantius Chlorus oder eines seiner Nachfolger. Indessen wiesen schon vereinzelte frühere Gefässfunde auf eine ältere Periode hin, und neuerliche Funde lassen gar keinen Zweifel, dass jene älteren Anlagen eine weit grössere Bedeutung hatten, als man bisher annehmen mochte. Im Jahre 1886--87 kamen nämlich gelegentlich von Neubauten beim Vincentiushaus und im Jahre 1889 beim Vereinshaus St. Johann grosse Massen römischer Scherben zu Tage, welche Herr Leiner und Herr Beyerle für das Rosgarten-Museum retteten, wo sie jetzt von Herrn Leiner mit der bekannten Sorgfalt geordnet und ausgestellt sind (vgl. den kurzen Bericht Beyerles Schr. XIX. (1890) S. 130 f.). Die beim Vincentiushaus erhobenen Scherben beginnen im

1) Vgl. übrigens E. Herzog, Bonner Jahrb. Heft 102 S. 86 f.

2) Entwicklung von Konstanz, Schr. d. Bodenseevereins XI (1882) S. 81 f.; Conrad Beyerle, Zur Geschichte des röm. Konstanz, Schr. XIX (1890) S. 130 f.; K. Christ, Gesammelte Aufsätze über d. rhein. Germanien 1886. Letzterer leitet den Namen Constantia merkwürdiger Weise aus condate (= ostium) und stantia (Gehöft) ab und nimmt ältere Entstehung an.

allgemeinen um die Wende des I.—II. Jahrhunderts und reichen bis zum Ende der Römerherrschaft. Dieser Ansetzung entsprechen auch die mitgefundenen Münzen (Domitian, Hadrian, Claudius II., Constantin I., Constantius II., Julianus Apostata [1]). Die Scherben von St. Johann sind noch älter. Von terra sigillata ist hier sowohl die orangefarbene und mattgelbe wie die hellrotglänzende und siegellackbraune vertreten; sie zeigt dünne Wandungen, scharfe, abgesetzte Profilierungen und die feinen Verzierungen, wie sie nur bis in die Flavierzeit vorkommen. Auch die ächte schwarzglänzende terra nigra begegnet nicht selten, daneben aber noch häufiger graue und geschwärzte Ware, sowie feine graue und gebräunte, die letztere oft papierdünn und durch eingeschmolzene Quarzkörner rauh gemacht. Auch zahlreiche Bruchstücke von Gefässen aus Lafezstein (Talkschiefer) sind vorhanden, namentlich von Deckeln. Von besonderem Interesse sind die polychromen Scherben: sie zeigen ledergelbe und weisse oder ledergelbe und braune (bisweilen auch noch weisse) aufgemalte Bänder oder sie sind braun gemasert oder gelbrot marmoriert [2]). Andere Gefässe waren rot bemalt, offenbar um terra sigillata nachzuahmen. Auch brauner und schwarz glänzender Firniss kommt öfters vor. Die Farbe des Thones ist grau oder weisslich; letztere Farbe zeigen fast ausnahmslos die Krügchen, während die rote Thonfarbe seltener erscheint. Die Verzierungsweise geschieht (abgesehen von der schon erwähnten Bemalung) durch Rillen, eingedrückte Punkt- oder Zickzacklinien, Wellenbänder, Kreuzornamente, Strich- oder Rautenbänder, Knitterornament, erhöhten Warzen- und Blätterschmuck, sowie durch Schlickauftrag (barbotine). Ganze Gefässe kamen keine zum Vorschein, doch lassen sich auch aus den Bruchstücken alle jene Formen erkennen, die für die erste Hälfte des I. Jahrhunderts charakteristisch sind (vgl. Koenen, Gefässkunde S. 68 f.). Die Randprofile der Urnen zeigen horizontale oder wenig schräge Ränder, die meist dünn und spitz zulaufen. Die wenigen Töpferstempel, die bis jetzt gefunden sind (nach Beyerle Silvani, Dassio [oder D(?)assi of?], [Da oder Se]rra), geben bis jetzt keine bestimmten Anhaltspunkte, da Silvani sehr häufig und zu verschiedenen Zeiten erscheint

1) Vgl. Bissinger, Funde röm. Münzen im Grossh. Baden III. (1889) S. 34.

2) Vgl. Hettner, Zur röm. Keramik in Gallien und Germanien (Festschrift für Overbeck) S. 176.

3) Litteratur: F. Keller, Mitt. d. antiq. Ges. in Zürich XII (1860) S. 274 f., J. J. Müller, Anz. f. Schweiz. Altertumskunde VIII (1875) S. 596 f., IX (1876) S. 672 f., Ch. Morel, IX S. 695 und in den Commentationes Mommsenianae, F. Keller, XII (1879) S. 894, Bonner Jahrb. LVIII (1876) (F. Haug), Westd. Zeitschr. III (1884) S. 321, Anm. 2 (Zangemeister), K. Christ, Ges. Aufsätze über d. rhein. Germanien S. 28 f.

vgl. Schuermans, sigles figulins n. 5227 f.), Dassio aber bei Schuermans, Hölder etc. fehlt, falls es nicht Bassi of. zu lesen ist wie z. B. Dragendorff, terra sigill. S. 125 (Trier, Xanten etc.).

Ganz ähnlich den Konstanzer Scherben von St. Johann sind die von Stein bezw. Eschenz, dem alten Tasgaetium, am Ausfluss des Rheins aus dem Bodensee (im Museum zu Schaffhausen und im Rosgartenmuseum zu Konstanz, Litteratur S. 96 Anm. 3). Auch hier begegnet sehr häufig graue und schwarze Spät-La Tène-Ware, die graue öfters mit Barbotineverzierung. Auch Scherben mit brauner Bemalung finden sich (senkrechte Striche und Zickzacklinien), auch gelbrötlich und braunrötlich gefärbte Scherben mit Spuren von Vergoldung. Sehr zahlreich sind hier die Bruchstücke papierdünner, schwarzgefirnisster Gefässchen mit Strahlenbündeln oder mit Blätterschmuck in Relief (letztere auch braun oder schlecht schwarzgefirnisst). Auch flache Deckel aus grauem oder schwärzlichem Lafezstein sind zu verzeichnen. Die Krügchen bestehen wieder meist aus weissem Thon und zeigen scharf abgesetzten Hals und Fuss, stark geschwungene Mündungsränder und mit Längsrillen verzierte, meist ziemlich gestreckte Henkel, wie sie für das I. Jahrhundert charakteristisch sind (vergl. meine Ausführungen Bonner Jahrb. Heft 100, 1896 (S. 105 f.). Die älteste terra sigillata stimmt mit der von St. Johann und dem Vincentius-Haus in Konstanz überein. Die Töpferstempel weisen teils auf das I., teils auf das II. Jahrhundert hin (Ianuarius[1]), Lolli[2]), Sarratus[3]), Cibisus[4]), Uni[o[5]?), Fir[mus[6]). Weitere chronologische Anhaltspunkte geben zahlreiche Münzen (Mitteil. der antiq. Ges. XII S. 278 „eine grosse Anzahl Münzen sowohl aus der früheren und frühsten Kaiserzeit als auch namentlich aus dem III. und IV. Jahrhundert, aus der Zeit Diocletians und der Constantine, ferner des Valens und Valentinians"), sowie eine Anzahl Fibeln des Konstanzer Museums. Die

1) Ianuarius, vgl. Schuermans 2554 (Rheinzabern, Friedberg, Nymwegen), Hölder, die röm. Thongefässe in Rottweil (1889) S. 24, Dragendorff, terra sigillata S. 128, 134 (Saalburg, Speier), Bonner Jahrb. Heft 101 S. 17 n. 32 (Neuss), Harster, Speierer Festschrift 1896 u. s. häufig. Schon aus den verschiedenzeitlichen Gefässformen lässt sich erkennen, dass es mehrere Töpfer dieses Namens gegeben hat. Bevor genaue Facsimiles der einzelnen Töpferstempel vorliegen, wie z. B. in der Limespublikation, ist jede Identifizierung unmöglich.

2) Lolli m., vgl. Schuermans 3014 f. (Augst, Tours etc.).

3) Sarratus, vgl. Sch. 4867 f. (Augst, Rottweil, Rheinzabern).

4) Cibisus, vgl. Sch. 1355 f. (Riegel, Augst, Rottenburg, Rottweil).

5) Uni(o? m?) vgl. Sch. 5895 f. (Augst).

6) Fir[mus], vgl. Sch. 2236 f. (öfters), Bonner Jahrb. 101 n. 120 etc.

Fibeln sind eine richtige Spät-La Tène-Fibel aus Eisen, wie sie so zahlreich in Nauheim gefunden wurden, und fünf Bronzefibeln, teils Weiterentwicklungen der Spät-La Teneformen, teils frühe Charnierfibeln der ersten Hälfte des I. Jahrhunderts, wie sie von Martigny, Xanten, Dahlheim u. s. w. bekannt sind. Thonware, Münzen und Fibeln bestätigen also, dass Eschenz zu jenen ersten Anlagen gehörte, welche nach dem Feldzug des Tiberius und Drusus gegen die Räter und Vindeliker unter Augustus und seinen nächsten Nachfolgern längs des Rheines zwischen Bodensee und Basel als Grenzschutz entstanden, wie Augusta Rauracorum, Vindonissa und Zurzach (Tenedo?).

Demnach wurde auch bei Konstanz damals eine römische Niederlassung gegründet. Dass sie nicht nur civiler, sondern auch militärischer Art war, dürfen wir sowohl wegen der strategisch wichtigen Lage von Konstanz vermuten, als auch deshalb, weil St. Johann in der Nähe des Münsterplatzes, auf dem für eine Kastellanlage günstigsten Punkte, liegt.

Wenn in Konstanz Scherben- und Münzfunde von der Zeit des Constantin I. an sich wieder häufen (namentlich beim Vincentiushaus), so hängt dies wohl mit der erhöhten Bauthätigkeit dieser Zeit zusammen, da von Diocletian ab, wie wir durch Inschriften von Stein, Oberwinterthur, Altenburg und Kaiseraugst wissen, eine Reihe römischer Niederlassungen dieser Gegend wegen der beginnenden Alamanneneinfälle mit Mauern umgeben wurden (Mommsen, Hermes XVI. 488f.). Die nördlich des Münsterplatzes 1872 gefundene, 2 m dicke Mauer und der runde Turm (Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees XI. S. 81, 82) könnten ganz wohl von einem solchen spätrömischen Kastell herrühren, während der neuerdings südlich des Münsters an verschiedenen Stellen angeschnittene Spitzgraben vielleicht noch von der Anlage des I. Jahrhunderts stammt, da eine Umfassungsmauer dahinter fehlen soll.

Aber Scherben und Münzen reichen in Konstanz noch weiter bis gegen das Ende des IV. Jahrhunderts. Es stimmt dies mit der Angabe des Ammianus Marcellinus und der Inschrift von Schwaderloch (Pick, Anz. f. Schweiz. Altertumsk. 1893 S. 269f.), dass durch Kaiser Valentinian (364—375) die ganze Rheingrenze von Rätien bis zum Ocean neuerdings durch Festungswerke aller Art gesichert wurde. Was F. Keller (Mitt. der antiq. Ges. XII. S. 275) von Stein vermutet, dass es wahrscheinlich am Anfang des V. Jahrhunderts unter Honorius von den Lentiensischen Alamannen genommen wurde, wird wohl auch für Konstanz gelten.

Von den römischen Brückenköpfen am badischen Ufer gegenüber Eschenz, Zurzach und Augst, bei Stein, Rheinheim (Mitt. d. ant. Ges. XII. S. 310) und Wyhlen (Burckhardt-Biedermann, Anz. f. Schw. Alt. 1887 S. 471, Wagner, Westd. Ztschr. IX. S. 149 f.), ist mir noch keine Thonware zu Gesicht gekommen, doch werden jene Befestigungen, wie die bei Wyhlen gefundenen Stempel der legio I. Minerva und andere Umstände nahe legen, im III. oder IV. Jahrhundert im Zusammenhang mit den oben erwähnten Verteidigungsanlagen entstanden sein.

Gehen wir zu den nördlich vom Oberrhein in der Richtung gegen Neckar und Donau gemachten Funden über, so beanspruchen zunächst die Ansiedlungen längs der bekannten Strasse der Peutinger Karte unsere Aufmerksamkeit, vor allem Schleitheim und Hüfingen. Bei Schleitheim[1]) (Iuliomagus?) hat gerade in den letzten Jahren der dortige Altertumsverein eine rührige Ausgrabungsthätigkeit geübt, welche reichliches neues Material, auch an Thonware, zu Tage gefördert hat. Die jüngsten Funde sind noch im dortigen Schulhaus, die älteren im Museum zu Schaffhausen aufbewahrt. Die älteste terra sigillata-Ware zeigt ausschliesslich Farbe und Formen flavischer Zeit; es fehlen bis jetzt verschiedene ältere Formen, die noch in Konstanz und Eschenz vertreten sind und an die augusteischen Funde von Neuss und Andernach erinnern (vgl. Bonner Jahrb. Heft 86 und 101), wenn auch einzelne Formen noch aus vorflavischer Zeit stammen mögen. Von Töpfernamen begegnet besonders häufig auf dem Boden kleiner Näpfchen OF Vita[lis][2]), welcher auch in Windisch, Rottweil, Riegel, Baden-Baden, Heidelberg, Speier, Wiesbaden etc. eine Rolle spielt. Ein Stempel Germanus fecit[3]) ist jedenfalls jünger als der Bonner Jahrb. Heft 101 S. 17 n. 143 aus Neuss erwähnte. Ceri(alis?) und Consta ....[4]), die mehrmals begegnen, sind gleichfalls jünger und namentlich aus Speier und Rheinzabern bekannt. Ächte terra nigra kommt öfters vor. Von gewöhnlichem Thon sind, wenn auch nur in Scherben, vertreten rundbauchige, geschwärzte Töpfe mit cylindrischem Halse, ferner schlanke, schwarzbläuliche Urnen

1) Schreiber, Taschenbuch IV (1844) S. 248 f., Wanner, Gesch. d. Klettgaus 1851, Röm. Niederlassung bei Schleitheim 1867 und mehrere kleinere Artikel in verschiedenen Zeitschriften.

2) Vgl. Schuermans 5838, Hölder, Thongefässe in Rottweil S. 25/26, Schreiber, d. röm. Töpferei zu Riegel (1867) S. 30, Dragendorff, terra sigillata S. 133, Harster, Festschrift S. 91 u. s. f.

3) Vgl. Schuermans 1284 f., Harster, Festschrift S. 72, 95.

4) Sch. 1581 f., Harster, Festschrift S. 74, 96.

mit flachem Schrägrande und ähnliche graugelbe Gefässe, alle mit sog. Schachbrettmuster, schliesslich auch graue Töpfe mit Schlickverzierung, kurz alle jene Formen des I. Jahrhunderts, wie sie bei Koenen, Gefässkunde S. 74 f. geschildert sind; die ausgebauchte Form und die kräftigeren Randprofile zeigen allerdings vielfach schon etwas jüngere Entwicklung an. Besonders zu erwähnen sind noch Bruchstücke roher (aus der Hand geformter?) Gefässe von grauem oder schwarzem, dickwandigem und schlecht gebranntem Thon, welche mit Zickzack- und Wellenornament oder mit senkrechten Besenstrichen verziert sind und sich ganz ähnlich in der Spät-La Tène-Keramik z. B. in Nauheim finden. Ihre Randprofile entsprechen aber denjenigen gleichzeitiger, ächt römischer Urnen. Die Münzen setzen in grösserer Anzahl mit den flavischen Kaisern ein, auch einige Charnierfibeln von Bronze weisen auf diese Zeit hin und haben ihre nächsten Parallelen in Rottweil.

Ein ganz ähnliches Bild zeigt uns Hüfingen (Brigobanne?)[1]. Hier wurden in den zwanziger Jahren auf Kosten des Fürsten v. Fürstenberg umfängliche Ausgrabungen vorgenommen und auf dem Galgenberg ein grösseres, gewöhnlich als Tempel bezeichnetes Gebäude und in der Nähe ein Bad aufgedeckt, ebenso wurden im Mühlöschle mehrere kleine Häuschen und zahlreiche Gräber freigelegt. Dabei fanden sich verschiedene Stempel der leg. XI C. P. F. Die in den fürstlichen Sammlungen zu Donaueschingen aufbewahrten Fundgegenstände lassen keinen Zweifel, dass der römischen Niederlassung eine keltische vorausging, welche noch im II. Jahrhundert v. Chr. bestand. Den Beweis liefern sechs keltische Münzen, mehrere Münzen der römischen Republik des II. Jahrhunderts[2], zwei bronzene Mittel-La Tène-Fibeln und verschiedene andere Kleinfunde. Die ältesten römischen Scherben stehen auf der Stufe der ältesten Thonware von Rottweil. Von terra sigillata sind mehrere grössere Bruchstücke vorhanden von Gefässen wie Hölder, die röm. Thongefässe in Rottweil Tafel XXI (die untere Schale mit der Jagdscene). Von Töpferstempeln sind in den Schr. d. bad. Altertumsver. 1848 S. 181 folgende verzeichnet: Suobni . . .[3], off. Fec(undi ?[4]), of. Moi . .[5], of. Patris[6],

1) J. Frick, Freiburger Programm 1824, Fickler, Schr. d. Altver. u. Geschv. z. Baden und Donaueschingen 1846 S. 387, 1848 S. 165 f., Kunstdenkmäler d. Grossherzogtums Baden II S. 32 f. (E. Wagner).

2) Vgl. Bissinger, Funde röm. Münzen I S. 10 n. 44.

3) Suobned of Schuermans 5345 f., Suobni m. od. o. 5347 f.

4) Fec . . ., fraglich.

5) of Moi Sch. 3656 (Windisch).

6) Patri of Sch. 4194, of Patric(i Sch. 4197 f. (Augst, Basel etc.), Drag. S. 127.

Conatius f. [1]), Iberius [2]), und auf einem bei den terra sigillata-Scherben im Museum liegenden Zettel sind noch folgende vermerkt: Nici o(f) [3]), Perri ma(nu) [4]), Feivi m., German . . [5]) Celsi, of. [6]). Mehrere der Namen sind offenbar verlesen — ich selbst konnte leider die Stempel nicht in die Hand bekommen — doch lässt sich erkennen, dass verschiedene der Zeit um die Wende des I.—II. Jahrhundert angehören. Terra nigra ist mehrfach vorhanden, einzelne Scherben tragen Verzierungen von Schlick-Kügelchen oder Blättchen. Ein grösseres Bruchstück einer schwarzen Urne zeigt die Form Koenen Taf. X Fig. 8 mit einer Verzierung wie Fig. 1. Die Ränder der Urnen sind horizontal, schräg oder wulstig abgerundet. Mehrere Gefässe aus rotem Thon mit Schrägrande haben scharfe, horizontale Rillen dicht bei einander, wie sie auch bei Gefässen von Pompeji vorkommen, andere zeigen Zickzackmuster und ein den „Wolfszähnen“ ähnliches Ornament. Auch Scherben der feinen grauen Thonware fehlen nicht, ebensowenig solche mit dünner, gelber Firnissfarbe nach Art der erwähnten Konstanzer Funde. — Weitere chronologische Anhaltspunkte geben 10 Stück Fibeln aus Bronze, meistens Charnierfibeln. Es sind Weiterentwickelungen des Spät-La Tène-Typus mit dreieckigem, geschlossenem Nadelhalter, der öfters durchlocht oder durchbrochen ist und bisweilen in einen Knopf endet. Es begegnen Formen wie Karlsruher Bronzenkatalog Taf. I. 38, Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen Taf. XI 242 (Tischler bei Meyer, Gurina Taf. VI 12), Taf. IV Fig. 67, Wolff, Kastell Hofheim S. 32, 1, Publ. d. Luxembourg IX pl. VIII, 3te Reihe n. 6 u. a., die grösstenteils auch unter den Rottweiler Fibeln vertreten sind. Einzelne stammen noch aus der ersten Hälfte des I. Jahrhunderts und haben sich aus irgend welchen Gründen länger erhalten, die meisten gehören aber dem Ende des I. Jahrhunderts an. Charakteristisch sind auch die Ringschnallen oder Ringfibeln wie bei Lindenschmit, röm.-germ. Centralmuseum Taf. XXI. Fig. 16 und 18, welche auch in Rottweil, Schleitheim und Eschenz erscheinen und dem I. Jahrhundert zuzuschreiben sind [7]).

---

1) Conatius f. Sch. 1568 f. (Rottweil).
2) Ierius? Sch. 2597.
3) Nici o. Sch. 3870 f. (Windisch, Castel, Basel).
4) Perri m. Sch. 4294 (Windisch, Wiesbaden).
5) German. Sch. 2407 f. (vgl. oben).
6) Celsi of. Sch. 1227 f. (Riegel, Windisch etc.).
7) Eine solche Schnallenfibel wurde z. B. in einem Andernacher Grab zusammen mit einer sog. Distelfibel gefunden. Vgl. auch J. Mestorf, Verh. der Berl. Anthr. Ges. 1884 (S. 27), wo mit Recht Entstehung aus Spät-La Tèneformen angenommen wird.

Gelegentlich einer Strassen-Recognoscierung des letzten Sommers gelang es mir, auf dem Plateau des Galgenbergs über dem rechten Ufer der Breg, wo der erwähnte „Tempel“ ausgegraben wurde, etwa 130 m von der vorderen Kante des Plateaus entfernt, einen dieser parallel ziehenden, in den Felsen eingehauenen Spitzgraben von 6—7 m Breite auf ca. 30 m Länge festzustellen. Auch wurden zwischen diesem Graben und der vorderen Kante des Plateaus zahlreiche Gruben gefunden, die wie der Spitzgraben römische Kulturabfälle, Scherben etc. des I. Jahrhunderts enthielten. Da der Punkt für eine militärische Befestigung ausserordentlich günstig gelegen ist, hat hier vielleicht ein Erdkastell vespasianischer Zeit gestanden. Der sog. Tempel wäre dann ein Innengebäude desselben, das in der Nähe freigelegte Bad das Kastellbad; die bürgerliche Niederlassung wäre durch die auf der linken Seite der Breg im Mühlöschle entdeckten Wohnungen bezeichnet. Die Weiterverfolgung dieser Anhaltspunkte wurde leider durch die Bestellung der Felder verhindert. Auch bei Schleitheim befand sich wahrscheinlich ein solches Erdkastell, vermutlich südlich vom Städtchen, unmittelbar neben der Peutinger Strasse[1]), wo eine Menge magazinartige Gebäude aufgedeckt wurden.

Ueber Rottweil, mit welchem wir den oberen Neckar erreicht haben, können wir uns auf wenige Bemerkungen beschränken, da durch die verdienstvollen Publikationen Hölders das dortige keramische Material allgemein zugänglich ist, wenn Hölders Arbeiten auch nach der historischen Seite hin manches zu wünschen übrig lassen[2]). Zusammenfassend bemerkt Hölder (die Formen der römischen Thongefässe S. 13) Folgendes:[3]) „Das grosse Lager daselbst, innerhalb dessen sich deutlich drei Perioden von einander abheben, von denen jede folgende ihre Grenzen enger umschrieben hat, deutet in seinen älteren Teilen auf eine noch vor

1) Die genannte, vielbesprochene Strasse zog meines Erachtens von Zurzach über Bechtersbohl, wo ich sie angeschnitten habe, unter der Landstrasse bis über Trasadingen hinaus, wo überall ein römischer Strassenkörper unter 1—2 neueren nachgewiesen ist, dann den Feldweg entlang bis an die Gächlinger Mühle und weiter wie das „alte Strässchen“ nach Schleitheim und Beggingen. Die Fortsetzung von hier (wohl über das Zollhaus) nach Hüfingen ist noch zweifelhaft, dagegen der Verlauf von Hüfingen über Donaueschingen, Schwenningen nach Rottweil gesichert.

2) O. Hölder, d. röm. Thongefässe der Altertümersammlung in Rottweil 1889 und „die Formen der röm. Thongefässe diesseits und jenseits der Alpen“ 1897. (Einzelnes auch in den Mitteilungen des archäolog. Vereins zu Rottweil).

3) Vgl. die kurze Andeutung von Hettner im Kölner Vortrag (1895) S. 5: „Rottweil scheint ein frühzeitiges, sehr umfangreiches Lager mit Erdumwallung und eine spätzeitliche Ummauerung von unregelmässiger Gestalt besessen zu haben“. Vgl. auch Mettler, Limesbl. Nr. 18 S. 513 f.

dem Jahre 79 (Pompeji!) liegende Zeit. Die meisten Scherben sind aus grauem oder bläulich schwarzem Thon von sehr hartem Brand und durchgehends gerieft" (einige Randprofile Taf. IX. 13—18). Wieweit die übrigen Bauperioden des Kastells durch die keramischen Funde zeitlich bestimmt werden, darüber müssen wir erst die Ergebnisse der Reichslimesuntersuchung abwarten. Bemerkt sei nur noch, dass die zahlreichen Fibeln, welche entschieden eine baldige Publikation verdienen würden, zum grossen Teil dem Ende des I. und Anfang des II. Jahrhunderts angehören und übereinstimmen mit dem Bilde, das die älteste Thonware und die Münzen — besonders häufig Vespasian und Trajan — geben.

Ausser diesen Hauptansiedlungen liegen an oder in der Nähe jener Heerstrasse noch eine Anzahl kleinerer Baureste, die aus verschiedenen Gründen Beachtung erfordern. Bei Bechtersbohl, wo römisches Mauerwerk schon lange bekannt ist (vgl. Schreiber, Taschenbuch IV S. 274, E. Wagner, Kunstd. d. Grossh. Baden II S. 119), fand ich bei einer oberflächlichen Anschürfung Ziegelstempel der coh. XXVI (ohne V. C. R.) und Scherben aus dem Ende des I. Jahrhunderts. Die Gebäulichkeiten, welche beiderseits der römischen Strasse an deren Austritt aus dem hügeligen Gelände in die Ebene liegen und deshalb für eine mansio oder mutatio ganz geeignet wären, gehören indess trotz der Stempel vielleicht doch nur einer ausgedehnteren villa rustica an; wenigstens lässt sich dies für den westlich der Strasse gelegenen Teil ziemlich sicher annehmen.

Als solche mansio gilt ferner allgemein das etwa einen Kilometer davon entfernte, 1795 beim Heidegger Hof ausgegrabene Gebäude („Heidenschlösschen"), wo Stempel der leg. XI C. P. F. und der leg. XXI gefunden sind [1]). Aber auch dieses Gebäude war nach seiner Lage abseits der römischen Strasse an einem sonnigen Berghange, sowie nach seinem Grundrisse ohne jeden Zweifel nur eine villa rustica [2]).

Auch bei Bühl scheint auf einem Hügel nördlich des Dorfes, wo eine Niederlassung der jüngeren Steinzeit und alamannische Gräber festgestellt wurden [3]), ein einfaches ländliches Gebäude gestanden zu haben, in dem Stempel der XXI. Legion gefunden sein sollen (?).

Mehrere villae rusticae lagen ferner bei Hallau, Siblingen und Beringen, deren Funde im naturhistorischen Museum zu Schaffhausen sind.

1) Vgl. Kunstdenkmäler d. Grossh. Baden II S. 124 (E. Wagner).

2) Der Grundriss weicht zwar von dem gewöhnlichen Typus der villae rusticae (Westd. Ztschr. XV S. 1 f.) etwas ab, kommt aber ähnlich auch bei Schleitheim vor.

3) Vgl. E. Wagner, Karlsr. Ztg. 12. April 1896 und Fundberichte aus Schwaben IV (1896) S. 8.

Die villa bei Beringen (Anz. f. Schweiz. Altertumskunde XIX. (1886) S. 332 f. und Taf. XXII) hat den typischen Grundriss der villae rusticae mit vorspringenden Seitenflügeln, den ich Westd. Zeitschr. XV S. 1 f. behandelt habe. In ihr wurden Ziegel der coh. XXVI und der leg. XXI gefunden. Die Scherben der Beringer Villa, namentlich die sigillata-Reste, gehen sicher auf flavische Zeit zurück, bei den andern erwähnten Meierhöfen beginnen sie spätestens mit dem Anfang des II. Jahrhunderts. In dem Gebäude bei Siblingen, welches gleichfalls nur ein ländlicher Meierhof mit besonderem Badegebäude und keine mansio ist, wurde auch eines der oben beschriebenen rohen Thongefässe gefunden[1]).

In all den genannten Villen sind zahlreiche Ziegelstempel der leg. XI C. P. F., der leg. XXI oder der coh. XXVI zum Vorschein gekommen. Es ist damit schlagend bewiesen, dass das Vorkommen von Legions- oder Cohortenstempel allein nicht genügt, um den militärischen Charakter einer Anlage zu beweisen, wie schon F. Keller für einige Gegenden der Schweiz dargethan hat (Mitt. d. ant. Ges. Zürich XII S. 270 f.). Dagegen darf wohl angenommen werden, dass die meisten dieser landwirtschaftlichen Gebäude Veteranen der nächsten Kastelle oder auch principales gehörten, welche die Kastelle und das Hauptquartier, in unserem Falle also Vindonissa, zu verproviantieren halfen[2]). Dass sie ihr Ziegelmaterial, namentlich in den ersten Zeiten, vielfach von der Militärbehörde in Vindonissa bezogen, ist begreiflich.

Auch zwischen Schleitheim und Hüfingen ist die Strasse von einer Reihe solcher Meierhöfe begleitet. Besonders dicht sind sie um Schleitheim selbst, bis hinüber nach Stühlingen im Wutachthal, welches mit Schleitheim durch ein Seitenthälchen in bequemer Verbindung steht. Auch in Stühlingen sollen nach Fechter, Schw. Mus. III. 3 S. 232 Stempel der leg. XXI gefunden sein. H. Meyer (Mitt. d. ant. Ges. Zürich VII S. 134) lehnt dies zwar ab, da in Stühlingen keine römischen Altertümer vorhanden seien, ob aber mit Recht, muss dahin gestellt bleiben. Am Nordende des Städtchens liegt nämlich an einem Wiesenthälchen ausgedehntes römisches Mauerwerk, in welchem der schöne Mosaikboden der Karlsruher Sammlung zum Vorschein kam (vgl. von Bayer, Generalbericht der Direktion des bad. Altertumsv. 1858 S. 19, 63), nach der Lage zweifelsohne von einer villa rustica herrührend. Vielleicht sind

---

1) Das Gebäude beweist also gar nichts für den Zug der Peutinger-Strasse, die Pfarrer Keller wegen desselben durch das Langethal über den Randen führen wollte (Anz. f. Schweiz. Altertumsk. V S. 318 f., VII S. 565 f.).

2) Vgl. jetzt auch E. Herzog, Bonner Jahrb. Heft 102 S. 93 f.

die Legionstempel aber doch aus dem kaum eine Stunde entfernten Schleitheim verschleppt, da derselbe Verdacht für die Münzen von Stühlingen besteht. Diese (Mone, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XX S. 430 f., Bissinger n. 29) gehören nämlich grösstenteils dem II. und I. Jahrhundert v. Chr. an und stammen also wohl wie die Hüfinger aus einer keltischen oder germanischen Ansiedlung des II./I. Jahrhunderts, wie sie bei Schleitheim nach dem Namen Iuliomagus zu schliessen bestanden haben muss. Uebrigens sind jene Münzen bei Mone selbst bezeichnet als „zu Stühlingen und in der Umgegend“ gefunden.

Weitere Meierhöfe wurden festgestellt bei Beggingen[1]), am Schlatterhof[2]), bei Fützen[3]) und am Zollhaus[4]). Am Schlatterhof beginnen die Scherben (Mus. Schaffhausen) mit dem Ende des I. oder Anfang des II. Jahrhunderts. Auch weiterhin fehlen jene Anlagen nicht, so bei Hausen vor Wald[5]), wo z. B. eine dem Ende des I. Jahrhunderts angehörige Urne mit Schrägrand gefunden ist (Mus. Donaueschingen), und eine Reihe anderer zieht hinüber bis Rottweil.

Nach den keramischen Funden von Schleitheim, Hüfingen und den genannten Meierhöfen kann also kein Zweifel sein, dass die Strasse von Zurzach nach Rottweil schon in vespasianischer Zeit existierte und als die eigentliche Operationsbasis Vespasians von Vindonissa nach dem oberen Neckar zu betrachten ist, die durch Erdkastelle bei Schleitheim und Hüfingen geschützt war. Wahrscheinlich wurde sie ziemlich gleichzeitig mit der Strasse Strassburg-Offenburg (also ca. 74 n. Chr.) angelegt, d. h. im Zusammenhang mit dem Kriege des Jahres 73/74.

Wenn einige Fundstücke von Schleitheim, namentlich Fibeln, noch vorvespasianischer Zeit angehören, so könnten sie sich längere Zeit erhalten haben, das gleiche gilt für sechs Münzen von Oberlauchringen (Octavian — Vespasian, vgl. Bissinger, Münzfunde I. S. 12 n. 61) und einige ähnliche Funde. Dagegen beweisen die Stempel der XXI. Legion, die in Schleitheim und in den Villen am rechtsrheinischen Vorlande so zahlreich zum Vorschein kamen, dass die betreffenden Bauten vor dem Jahre 69 errichtet wurden, in welchem Jahre die XXI. Legion in die Rheinlande abrückte (vergl. Meyer, Mitt. der ant. Ges. VII. S. 127 u. 142 und Herzog, Bonner Jahrb. Heft 102 S. 89 Anm. 1), wiewohl auch nach

1) Funde im Museum zu Schaffhausen.

2) Schalch, Anz. f. Schw. Altertumsk. XXII S. 192 f.

3) Leichtlen, Schwaben unter den Römern, S. 89.

4) Schreiber, Taschenbuch IV S. 238. Auch von Epfenhofen befinden sich sigillata-Scherben im Museum zu Donaueschingen.

5) Schr. d. bad. Altertumsver. I. S. 399.

dem Abzug der Legion sicherlich noch eine zeitlang Ziegelmaterial, das ihren Stempel trug, da und dort in Benützung war. Es folgt daraus, dass schon vor Vespasian das fruchtbare rechtsrheinische Vorland gegenüber Zurzach unter dem Schutze der Rheinkastelle zum mindesten eine private Besiedelung erfuhr, wie sich auch von andern Gegenden nachweisen lässt, dass die private Besiedelung der militärischen Besetzung vorausging. Herzog (Bonner Jahrb. Heft 102 S. 86 f.) nimmt sogar an, dass dieser Winkel zwischen der rätischen Provinz und dem Schwarzwald schon von Augustus offiziell dem Reich einverleibt wurde. Beachtenswert ist, dass in Hüfingen (und Rottweil) keine Stempel der XXI. Legion gefunden werden, sondern nur der XI., welche erst im Jahre 70 nach Germanien kam.

Aus dem Gebiete unmittelbar östlich der Peutingerstrasse und nördlich vom Bodensee sind es bis jetzt nur wenige Punkte, welche bemerkenswertes keramisches Material geliefert haben. In Messkirch, wo durch Eitenbenz und Näher in der „Altstadt" eine ausgedehnte villa rustica freigelegt wurde[1]), ist die älteste terra sigillata, soweit sie mir zu Gesicht gekommen ist, namentlich die im Konstanzer Museum aufbewahrte, zwar noch siegellackbraun und glänzend, auch z. T. noch etwas dünnwandig, aber immerhin jünger als die der ältesten Rottweiler Funde, auch zeigt sie schon den Eierstab, der bei der älteren sigillata von Rottweil, Hüfingen etc. fehlt. Die schwarze Ware ist mit Schachbrettmuster, vertieften Tupfen- und Warzenornamenten geschmückt. Besonders bemerkenswert sind eine Anzahl Urnen aus rotem Thon der Form Koenen Tafel X Figur 6. Die ältesten Sachen beginnen um die Wende des I. bis II. Jahrhunderts. Messkirch liegt in der Nähe der römischen Donauthalstrasse, die über Neuhausen, Buchheim, Langenhart, Vilsingen etc. führt, sowie einer zweiten Strasse, welche von Schaffhausen und Singen, wo auch Stempel der XI. Legion gefunden sind, bezw. von Stein in das Donauthal ziehen soll. Die erstere Strasse gehört jedenfalls schon vespasianischer Zeit an.

Gleichfalls sehr alt ist die von der genannten Strasse abzweigende und über Pfullendorf nach Biberach-Augsburg führende Strasse, wie die Gräber von Bittelschiess bei Pfullendorf beweisen, welche mehr als ein Dutzend wohlerhaltene Gefässe verschiedener Art aus dem Ende des I. und Anfang des II. Jahrhunderts ergeben haben[2]). Die Urnen zeigen

1) Eitenbenz, röm. Ansiedlung bei Messkirch 1836, Näher, die baulichen Anlagen der Römer in den Zehntlanden 1883 S. 15 f. (Bonner Jahrb. Heft 79), d. röm. Strassennetz S. 52 f. Die Funde im Museum zu Konstanz und Donaueschingen.

2) Kurz erwähnt von L. Leiner, Schr. des Ver. für Gesch. des Bodensees XI (1882) S. 84.

noch das Schachbrettornament und schräge, wulstförmige, wagrechte oder leicht eingedällte Randprofile. — Eine den genannten Messkircher ähnliche Urne wurde auch in einer Villa bei Bambergen gefunden (Mus. Überlingen), und mehrere andere sind in Sigmaringen.

Diese und andere Funde zeigen, dass auch das Gebiet nordwestlich und nördlich vom Bodensee, durch welches die Verbindung nach dem Donauthal und Augsburg führte, schon unter und bald nach Vespasian von Strassen durchzogen und von römischen Kolonisten besiedelt war. Ob aber namentlich letzteres erst damals geschah oder schon zu Beginn des Jahrhunderts nach Gründung von Augusta Vindelicorum, wollen wir hier dahin gestellt sein lassen, da uns diese Betrachtung über das ins Auge gefasste Gebiet hinausführen würde.

Bevor wir unsere keramischen Studien in nördlicher Richtung fortsetzen, müssen wir uns mit der Gestaltung der Verhältnisse von Westen her beschäftigen. Für die badische Rheinebene fehlte lange Zeit jeder Anhaltspunkt zur Annahme einer vordomitianischen Okkupation, bis Zangemeister durch richtige Lesung des Offenburger Meilensteins den Beweis erbrachte (Westd. Zeitschr. III. S. 246 f.), dass schon um das Jahr 74 eine Strasse von Strassburg nach Offenburg und weiter in R..... (nach Zangemeister in Raetiam) zog, dass also schon unter Vespasian zum mindesten der südliche Teil der Rheinebene römisch war. Diese Erkenntnis hätten uns aber längst die Thongefässe und Scherben geben können, wenn ihnen genügende Beachtung zu Teil geworden wäre. Hauptfundstätten solcher sind Badenweiler, Riegel, Baden-Baden, Heidelberg, Ladenburg.

Die Hauptmasse der Funde von Badenweiler gehört allerdings dem II. und III. Jahrhundert an, namentlich diejenigen des grossen Badegebäudes, darunter auch mehrere interessante Fibeln (Mus. Karlsruhe). Vereinzelte Stücke weisen aber doch auf eine ältere Periode hin, so Bruchstücke rauher Gefässe aus grauem Thon mit Rillen, wie wir sie öfters aus Fundplätzen flavischer Zeit kennen gelernt haben, und Scherben von guter terra nigra. Die Töpferstempel, die Schreiber, röm. Niederlassung zu Riegel, 1825 S. 17 erwähnt: Firmus, Aucus (?), Castus, Vest. m. stammen wohl schon aus dem II. Jahrhundert[1]). Dagegen lassen die Münzen, von denen u. a. drei keltische, vier republi-

1) Zu Firmus vgl. Sch. 2258 (Rheinzabern, Heddernheim, Westerndorf, Köngen); Aucus ist unsicher, Auctus bei Sch. 634; Castus bei Sch. 1139 f., Dragendorff S. 126, 127, 134, Vest. m. bei Sch. 5674 f.

kanische, sechs von Tiberius bis Vespasian bekannt sind (Bissinger n. 81), auf ältere Besiedelung sogar schon in keltischer Zeit, schliessen, was bei der günstigen Lage Badenweilers und seinen warmen Quellen nicht verwundert.

Bei Riegel lag eine namhafte römische Ansiedlung, die besonders durch ihre zahlreichen Töpferöfen bekannt ist[1]). Die Gefässreste, darunter sehr viele mit Töpferstempel, welche Schreiber in seiner Arbeit verzeichnet, sind grösstenteils in der städtischen Sammlung zu Freiburg, einzelnes auch in Riegel und Karlsruhe. In Freiburg und Riegel befinden sich mehrere sigillata-Scherben guter flavischer Zeit, die Mehrzahl derselben beginnt aber erst mit dem Ende des I. Jahrhunderts und steht auf der Stufe der Messkircher Funde.

Von Offenburg habe ich bis jetzt keine Scherben gesehen. Es ist zu vermuten, dass in der Nähe von Offenburg, vielleicht bei Elgersweier an der Ausmündung des Kinzigthales in die Rheinebene ein vespasianisches Erdkastell lag. Der bei Offenburg gefundene Grabstein eines Angehörigen der coh. I Thracum (C. I. Rh. 1684, vgl. Zangemeister, Westd. Zeitschr. III. S. 250 Anm. 2 und XI. S. 281) könnte damit in Zusammenhang stehen.

Zahlreicher sind wieder die Funde von Baden-Baden, dem Vorort der civitas Aquensis[2]). Sie befinden sich teils in der dortigen städtischen Sammlung, teils in Privatbesitz. Die älteren, sehr zahlreichen Gefässformen entsprechen denjenigen, die wir von Schleitheim, Hüfingen und Rottweil kennen gelernt haben: es sind ganze Gefässe und Bruchstücke der bekannten schlankeren Urnen mit Schachbrettmuster, schwarze, bläuliche und gelbbraune, ferner Gefässe, wie Koenen T. X. 6, aus glänzender terra nigra, viele Becher- und Schalenstücke aus grauem, geglättetem und geschwärztem Thon, Bruchstücke roher Gefässe der Spät-La Tèneform mit senkrechten Strichen und horizontalen Rillen, von letzterer Art auch feinere aus hartgebackenem, klingendem Thon. Die Krügchen sind meist weiss oder weissgelb mit scharf abgesetztem Hals und Fuss, doch schliessen die Henkel nicht ganz oben am Mündungsrand an. Die älteste terra sigillata ist hellrot glänzend oder siegellackbraun und dünnwandig, darunter manche mit ganz feinen Mustern, die noch in die erste Hälfte des I. Jahrhunderts gesetzt werden könnten.

---

1) Vgl. H. Schreiber, über d. neuentdeckte röm. Niederlassung zu Riegel, Freiburger Programm 1825 und die röm. Töpferei zu Riegel, Freiburg 1867.

2) Vgl. Rappenegger, Aurelia Aquensis, Mannheimer Programm 1853.

Von Töpferstempeln erscheint öfters auf kleinen Näpfchen of. Calvi und ebenso häufig Vita oder of. Vit[a] (vgl. Dragendorff S. 128, 130 f., Hölder S. 24—26), wie in Rottweil, Schleitheim etc. Von anderen Töpferstempeln erwähne ich C. IN. TVSST (vgl. Sch. 1402 f. Cintusmus?), ferner of. C. N. CE, Germani Ser. (Hölder S. 24, 25 f.), of. Rufini (Drag. S. 132), C. SAL. VS, of. Sar(r . . ., vgl. Hölder, röm. Thongef. S. 25), of. Severi, Silvi patr(ii, vgl. Sch. 5243), T. APIAS, of. Virili(s, vgl. Hölder S. 26) u. a. Auch feine lederfarbene Thonware erscheint, ganz in der Art der terra sigillata, aus weissem Thon, auch gelbbraun gefirnisste mit Reliefblättchen wie Koenen T. XII. 14. 15. 17, auch Formen wie Koenen T. XII. 22 mit feiner Kerbverzierung etc. Spuren gelbbrauner und roter Bemalung finden sich namentlich an den Rändern von Reibschalen. Nach den keramischen Funden besteht also kein Zweifel, dass Baden-Baden zum mindesten schon in vespasianischer Zeit von den Römern bewohnt war. Auch die Münzen lassen dies erkennen, deren aus vorvespasianischer Zeit im ganzen nur acht, von Vespasian allein zehn Stück bei Bissinger n. 127 verzeichnet sind. Auch die in Baden gefundenen Ziegel und Inschriften der coh. XXVI V. C. R., der wir bereits in Vindonissa und bei Zurzach begegnet sind (vgl. oben und Meyer, Mitt. d. ant. Ges. Zürich VII. S. 134 f.), weisen darauf hin, dass die Besetzung Baden-Badens mit dem Vorschieben der römischen Reichsgrenze vom Oberrhein nach dem oberen Neckar zusammenhängt.

Eine Bestätigung dieser Aufstellungen gibt auch eine Anzahl frührömischer Charnierfibeln von Baden, die mehrfach mit Fibeln von Eschenz, Hüfingen und Rottweil übereinstimmen. Ähnliche Fibeln des I. Jahrhunderts sind übrigens auch an andern Orten der Rheinebene gefunden worden (Museum Karlsruhe und Mannheim).

Die besprochenen frühzeitigen Funde sind an verschiedenen Stellen der Stadt, namentlich längs der „Langen Strasse“ und in der Nähe des „Rettich“ erhoben, wo das Kastell der coh. XXVI zu vermuten ist, das hoffentlich bald infolge der Bemühungen des Herrn Architekten Klein gefunden werden wird. Die Häufigkeit der Scherbenfunde, verbunden mit vielfachen Resten der Häuschen selbst, beweist, dass sogleich mit der militärischen Besetzung, wenn nicht schon vor ihr, eine starke Besiedelung statthatte, was besonders den Heilquellen zugeschrieben werden dürfte.

Bei Heidelberg bezw. Neuenheim[1]), wo die Ausmündung des

1) Vgl. K. Christ, d. röm. Militärstation bei Heidelberg, Picks Monatsschrift V S. 299, VI S. 239 f., Hettner, arch. Anzeiger 1896 S. 193.

Neckars in das Rheinthal durch das Kastell der coh. II Cyrenaica gesperrt wurde, kamen im Kastelle selbst nur wenige Scherben zum Vorschein. Unter den von Herrn Baurat Wippermann gesammelten sah ich keinen, der mit Sicherheit noch in vespasianische Zeit datiert werden könnte. Dagegen befinden sich unter den zahlreichen Gefässresten der bürgerlichen Niederlassung, die im ärchäologischen Institut in Heidelberg aufbewahrt werden, einige wenige Stücke, auch sigillata, dieser älteren Zeit. Die Masse der Scherben und ganzen Gefässe, welche letztere aus Gräbern bei Neuenheim und Heidelberg herrühren [1]), beginnt erst mit der Wende des I. bis II. Jahrhunderts. Dagegen zeigen die Stempel der leg. XXI, welche zusammen mit Stempeln der XIV. und XXII. Legion (letztere ohne p. f.) im Kastell und Badegebäude gefunden wurden, dass die Anlage in das Ende des I. Jahrhunderts fällt, vielleicht in die Zeit zwischen 70—89, in welchem letzteren Jahr die XXI. Legion wahrscheinlich die obergermanische Provinz verliess.

Ähnlich wie bei Heidelberg liegen die Verhältnisse in Ladenburg [2]), dem Vorort der civitas Sueborum Nicretum. Die Funde sind meist in Mannheim, vereinzelte auch in Karlsruhe und Donaueschingen. Auch von Ladenburg sind mir nur wenige sigillata-Scherben bekannt, die noch aus vespasianischer Zeit herrühren könnten, die meisten beginnen erst mit der Zeit um Nerva oder Trajan. Es stimmt dies damit, dass diese civitas den Beinamen Ulpia führt (vgl. Zangemeister, Neue Heidelberger Jahrb. III S. 6). Da Kaiser Trajan nach Eutrop 8, 2 urbes (bezw. civitates) trans Rhenum in Germania restituit, müssen aber solche Gemeinden schon vor ihm vorhanden gewesen sein. Nach Zangemeister sind sie wohl in dem bellum Germanicum, dem Aufstand des Antonius Saturninus 88/89 zerstört worden (anders Asbach, Westd. Zeitschr. III S. 12). Eines der ältesten Gefässe von Ladenburg ist eine graue Graburne mit horizontalem Rande in Donaueschingen, in welcher unter anderm auch zwei Bronzefibeln ähnlich Almgren, Tafel I, 19 gefunden wurden. Unter den Töpfernamen, die Stark S. 23 erwähnt: Bitunus, Constas, Florentinus, Hirius, Priscus, Sacianus, Sedatus kann keiner bis jetzt mit Sicherheit auf flavische Zeit zurückgeführt werden. Dass bei Ladenburg übrigens eine keltische Ansiedlung (Lopodunum) der römischen vorausging, ist

1) Einige Gräberfunde auch in der Karlsruher Sammlung, vgl. E. Wagner, Corrbl. d. Westd. Zeitschr. XIII Nr. 2, 12.

2) Vgl. B. Stark, Bonner Jahrb. Heft 44 und Denkmäler der Kunst und Gesch. Badens 1868 („Ladenburg am Neckar und seine römischen Funde").

bekannt und wird namentlich durch Mittel-La Tènefunde bestätigt (Mus. Karlsruhe).

Der nördliche Teil der hessischen Rheinebene, soweit er zum Vorterrain der Festung Mainz gehört, war schon seit Augustus besetzt, wie die Arbeiten G. Wolffs gezeigt haben.

Die angeführten Funde an Thongefässen und Ziegelstempeln, Münzen und Fibeln bestätigen und erweitern also den aus dem Offenburger Meilenstein wenigstens für den südlichen Teil zu entnehmenden Schluss, dass bereits unter Vespasian die ganze badische Rheinebene in römischem Besitz war. Dieser Periode gehört m. E. auch die mitten durch die Rheinebene führende Strasse an, welche Ammon und Kofler von Strassburg über Hügelsheim, Rastatt, Mühlburg, Graben, Heidelberg, Ladenburg, Gernsheim nach Mainz nachgewiesen haben[1]). Das hohe Alter dieser Strasse wird bewiesen durch die ganze Art ihrer Tracierung, sowie durch einzelne Funde, welche in mehreren sie begleitenden Meierhöfen gemacht sind, vor allem auch durch die Stempel der XIV. Legion bei Reilingen-Hockenheim, welche nach Wolff in die Zeit von 70—83 zu setzen sind[2]). Die Bergstrasse von Offenburg über Bühl, Oos, Ettlingen, Heidelberg ist dagegen etwas jünger; sie wurde nach dem Bühler Meilenstein (vgl. Zangemeister, Westd. Zeitschr. III. S. 237 f.) von Trajan im Jahre 100 zur Verbindung von Mainz mit der Donaustrasse angelegt, nach Zangemeisters wahrscheinlicher Vermutung durch die legio I adi. und legio XI C. (vgl. die Inschrift aus Baden-Baden bei Brambach 1666). Bei Wiesloch, wo die römische Strasse wie öfters von dem mittelalterlichen (und keltischen?), mehr am Fusse der Berge sich hinziehenden Wege abweicht und am Hochgestade hinter der Dornmühle entlang führt, fand ich unmittelbar an der Kreuzungsstelle dieser Strasse mit der römischen Querstrasse Speier-Wiesloch-Wimpfen, die beide in den Äckern wohl erhalten sind, zwei römische Häuschen mit Keller und in denselben vielfach Gefässreste, von denen die ältesten ebenso wie ein in der Nähe aufgedecktes römisches Grab der Wende des I. zum II. Jahrhundert angehören (zwei Töpferstempel des Marcellinus und einer des Antiquus (?)). Die Häuschen scheinen also gleichzeitig mit der Strasse errichtet worden zu sein und bestätigen den obigen Zeitansatz.

1) O. Ammon, Korrbl. d. Westd. Zeitschr. IV. 91. VI. 58. VIII. 72, Karlsruher Altertumsverein I. S. 53 f., F. Kofler, Corrbl. d. Westd. Zeitschr. II. 39 [V. 178], VII. 107, vgl. die Karte Westd. Zeitschr. XV. Taf. 2.

2) Westd. Zeitschr. XIV. S. 367 (Fundb. a. Schwaben III. S. 17, K. Baumann).

Für die Annahme, dass die vespasianische Okkupation auch das zwischen Schwarzwald und Odenwald gelegene Neckarhügelland betraf, fehlen bis jetzt in den Funden alle Anhaltspunkte, wiewohl gerade in dieser Gegend viele Meierhöfe ausgegraben sind. Die ältesten Gefässreste, die mir bis jetzt aus diesem Gebiete bekannt sind, stammen aus einer neuerdings von A. Bonnet entdeckten Villa bei Söllingen: eine schwarze Scherbe mit Schachbrettmuster, horizontale Randprofile, geriefte Scherben, ein bemalter Teller, ein sigillata-Teller mit Stempel Justus f., aber auch sie gehen schwerlich über das Jahr 100 hinauf.

Allerdings bezieht Ritterling die Inschrift des Offenburger Meilensteins vom Jahr c. 74 nicht auf die Kinzigthalstrasse, sondern auf eine Strasse über Pforzheim(?)-Cannstatt nach Rätien (Westd. Zeitschr. XII. S. 225). Indess ist in der Richtung Ettlingen-Pforzheim bis jetzt absolut nichts Flavisches gefunden worden, was aber auch auf Zufall beruhen könnte. Allein Ritterlings Hauptbedenken gegen die Kinzigthalstrasse, dass das Gebiet östlich derselben zur Zeit Vespasians noch keine Bedeutung hatte, ist inzwischen durch die Aufdeckung des vespasianischen Kastells Waldmössingen hinfällig geworden. Auch zeigt die Tempelanlage der Diana Abnoba am Schänzle bei Röthenberg[1]), die genau da liegt, wo die römische Strasse die obere Kante des Thalhangs erreicht, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, dass jene Strasse schon vor 89—96 bestand, aus welcher Zeit ein daselbst gefundener Votivstein des Centurionen Silo an Diana Abnoba nach Ritterlings Datierung (Westd. Ztschr. XII. S. 205 f.) stammt[2]). Die auf dem Offenburger Meilenstein erwähnte Strasse hat also ohne Zweifel von Strassburg über Offenburg durch das Kinzigthal an Waldmössingen vorbei nach Rottweil und weiter an die obere Donau geführt[3]) und ist zum grössten Teil ihres Laufes bereits genau nachgewiesen, jetzt auch in ihrem Aufstieg zum „Schänzle" bei Röthenberg.

---

1) Vgl. Naegele, Fundber. aus Schwaben III. S. 6 f., IV S. 50, (Schumacher, Beil. z. allg. Zeitg. 1897 Nr. 279).

2) Ueber eine dort gefundene Goldmünze des Domitian vgl. Nestle, Münzfunde S. 62 n. 98. Uebrigens wäre noch näher zu untersuchen, ob nicht ausserhalb des Tempelbezirks noch ein Gebäude für ein militärisches Detachement vorhanden war. Thatsächlich liegen auch in der Nähe auf badischer Seite noch römische Fundamente, doch können sie ebensowohl von einem Oekonomiegebäude herrühren.

3) Herzog vermutet Bonner Jahrb. Heft 102 S. 90, dass sie von Rottweil quer über die Alb nach Hedingen bei Sigmaringen geführt habe. Aber auch die Strasse Rottweil-Spaichingen-Tuttlingen ist wohl römisch. Sie schliesst an die oben erwähnte Donaustrasse Neuhausen-Buchheim-Vilsingen etc. an, die sich durch sigillata-Funde bei Josephslust (Mus. Sigmaringen) u. a. als vespasianisch erweisen lässt.

Die Frage, ob das Neckarhügelland östlich der badischen Rheinebene schon von Vespasian besetzt wurde, steht natürlich im engsten Zusammenhang mit der andern, zu der wir uns nunmehr wenden wollen, wie weit sich die vespasianische Okkupation am obern Neckar gegen Norden erstreckte.

Durch die Grabungen der Limeskommission ist gesichert, dass die Kastelle Waldmössingen und Sulz noch flavischer Zeit angehören. Das Erdkastell von Waldmössingen [1]) ist nach seinen Funden und als Schutzanlage für die Strasse Offenburg-Schänzle-Rottweil sicherlich noch vespasianisch, Sulz [2]) könnte auch erst domitianisch sein, da es ein Steinkastell ist und auf die vielleicht jüngeren Strassen Sulz-Rottweil und Sulz-Binsdorf etc. Bezug nimmt, wiewohl die Scherbenfunde einer Ansetzung unter Vespasian nicht im Wege sind. In beiden Kastellen fanden sich vielfach Scherben der rohen Urnen mit eingeritzter Verzierung, welche uns wiederholt in Anlagen flavischer Zeit begegnet sind. Beide Kastelle sind nach den Gefässresten und Münzen nur kurze Zeit im Gebrauch gewesen, Sulz vielleicht nur bis oder unter Domitian, Waldmössingen bis etwa Hadrian, da es — nun zum Steinkastell ausgebaut — auch zur Deckung der Strassen nach Sulz und Epfendorf diente. Einige spätere Münzen und Scherben stammen aus der bürgerlichen Niederlassung.

Nach Paulus ist Sulz nur Brückenkopf für das noch einmal so grosse Lager in der Altstadt bei Unter-Iflingen, das er für das vespasianische Arae Flaviae erklärt [3]). „Die der Form des Berges folgende Umfassung, welche einen ovalen Raum von etwa 1000 Fuss Länge und 500 Fuss Breite einschliesst, hat nur wenige römische Scherben aus früherer Zeit ergeben, aber auch keine mittelalterlichen zum Vorschein gebracht". Da ich die Befestigung und die Scherben noch nicht gesehen habe, kann ich kein Urteil über dieselben abgeben, doch scheint mir die Form der Umwallung wie bei Rottenburg eher für spätrömische Zeit zu sprechen.

Als nördliche Grenze der vespasianischen Besitzergreifung nimmt bekanntlich Kallee eine Linie vom Schänzle etwa über Sulz entlang dem Nordhang der Rauhen Alb bis Aalen an [4]) (ähnlich K. Miller, Corrbl. der Westd. Zeitschr. VIII. S. 38), aber ohne zwingende Beweise. Neuerdings

1) Der obergerm-rät. Limes des Römerreichs Nr. 61 b (E. Naegele).

2) O. R. L. Nr. 61 a (R. Herzog).

3) Vgl. zuletzt Fundber. aus Schwaben III S. 60 f. und Schwäbische Chronik 8. Jan. 1898.

4) Württ. Vierteljahrsh. XI (1888) S. 90 f.

hat aber W. Nestle (Würt. Vierteljahrsh. IV. (1895) S. 204) einige Bemerkungen zu dieser Frage vorgebracht, die Beachtung verdienen: „Wenn auch Rottweil später als Operationsbasis und Strassenzentrum ohne den Besitz des mittleren Neckars unhaltbar war, so beweist dies doch wiederum nichts dagegen, dass es zunächst als einzelnes Kastrum am oberen Neckar angelegt wurde. Und gerade die Beschaffenheit des Neckarthales, das gleich unterhalb Rottweil sich bedeutend verengt und erst bei Rottenburg sich in eine breitere Ebene verwandelt, konnte die Verteidigung dieses gewissermassen abgeschlossenen Platzes erleichtern. Bei dem Mangel an Inschriften aus der Zeit der Okkupation sind auch die Münzfunde zu beachten. Dabei ist bemerkenswert, dass die Münzreihe von Rottweil höher hinaufreicht als selbst diejenige von Rottenburg, sowie dass gerade von Vespasian an sich die Münzen in Rottweil in Menge einstellen: 66 allein von diesem Kaiser. Rottweil scheint mir demnach auch unter den Neckarkastellen eine Sonderstellung einzunehmen, die es eben seinem höheren Alter verdanken dürfte“ und S. 207: „Im Jahre 74 wurde an der Stelle des heutigen Rottweil eine römische Militärstation gegründet und von da an wurde die allmähliche Besetzung des Neckarlandes organisiert und zwar in der Weise, dass man den vom westlich gelegenen Rhein her kommenden Legionen von Süden die Hand reichte und so den Rückzug des Feindes verhinderte; das Hauptergebnis dabei war die Einnahme von Sumelocenna unter Domitian.“ E. Herzog vertritt dagegen in seinem jüngst erschienenen, interessanten Aufsatz „Zur Okkupation und Verwaltungsgeschichte des rechtsrheinischen Römerlandes“ (Bonner Jahrb. Heft 102 S. 83 f.) die Ansicht, dass die Strasse von Offenburg über Rottweil nach Rätien ohne vorangegangene oder gleichzeitige Besetzung des oberen Neckargebietes nicht gedacht werden kann und nimmt in unmittelbarem Anschluss an die von Vespasian ausgeführte Expedition auch die Gewinnung der Remsthalstrasse (Cannstatt-Lorch-Aalen) und selbstverständlich auch die Anlegung einer direkten Strasse von Cannstatt in das Rheinthal an. Sehen wir nun, wie sich diesen Aufstellungen gegenüber die Funde und besonders die keramischen von Rottenburg an neckarabwärts verhalten.

Bei Rottenburg[1]), dem Vorort der civitas Sumelocennensis, ist schon längere Zeit eine kastellartige Anlage auf dem rechten Neckarufer

---

1) Vgl. v. Jaumann, Colonia Sumlocenne 1840 und zwei Nachträge 1855 und 1857, Mommsen, Corrbl. d. Westd. Zeitschr. V 197, K. Holzherr, Zur Vorgeschichte der Stadt Rottenburg.

in der „Altstadt" festgestellt[1]), die aber nach Lage und Form offenbar ein spätrömisches refugium ist[2]). Herzog will zwar in einem noch erhaltenen Erddamm den Rest eines Erdkastelles aus der ersten Zeit der Okkupation sehen und bringt damit zwei in der Nähe gefundene Münzen des Otho und Trajan in Zusammenhang, indessen erscheinen diese Anhaltspunkte sehr fraglich, umsomehr als ein Graben fehlt und auch bei Unter-Iflingen Erddamm und Steinwerk verbunden ist. Dagegen ist nicht ausgeschlossen, dass ein älteres Kastell an einer andern Stelle, etwa auf dem linken Ufer in der Nähe der Stadt, noch zu suchen ist. Dass in Rottenburg nicht Stempel der XI. Legion, sondern der VIII. und XXII. gefunden werden, giebt an und für sich natürlich keinen chronologischen Anhalt.

Unter den Resten von Thongefässen, die sich in der Stuttgarter Staatssammlung und in der städtischen Sammlung in Rottenburg befinden (vgl. auch v. Jaumann, Colonia Sumlocenne), sah ich schlechterdings nichts, was sich noch sicher in vespasianische Zeit datieren liesse. Von den in Rottweil so zahlreich vertretenen sigillata-Gefässen wie Hölder, Thongefässe von Rottweil, Taf. XXI [2] trifft man auch kein Scherbchen. Die ältesten hier erscheinenden Typen weisen deutlich auf das Ende des I. Jahrhunderts hin; ausgenommen ist vielleicht ein kleines Näpfchen der Stuttgarter Sammlung, das aber ebensowohl domitianischer als vespasianischer Zeit angehören kann. Unter den Gefässen aus gewöhnlichem Thon könnten allerdings einige Stücke in Stuttgart, namentlich ein schönes, schwarzglänzendes Ürnchen und ein frühzeitiges Krügchen, noch aus dieser Zeit stammen, müssen es aber nicht. Auch unter den von K. Miller, die römischen Begräbnisstätten in Württemberg S. 42 f. aufgeführten Funden, sowie unter dem bei den Reichslimesgrabungen gewonnenen Scherbenmaterial begegnet nach Mettlers Angabe nichts Vespasianisches, wiewohl das letztere Material noch nicht genügend durchgearbeitet ist. — Von römischen Fibeln sind mir nur zwei Weiterentwicklungen von Spät-La Tèneformen mit ausgebildeten Kopfbalken und Sehnenhaken in Stuttgart sowie die bei Jaumann Taf. XXIV. 6 abgebildete Fibel bekannt, die dem Ende des I. Jahrhunderts angehören. Die beiden Fibeln Jaumann, Taf. XXIV. 18 und 19 stammen aus der Früh-La Tènezeit. Die Schnallenfibel Taf. XV. 2 ist uns zwar ähnlich in den Fundstätten vespasianischer Zeit am Oberrhein begegnet, sie hat sich

1) Westd. Zeitschr. III S. 337 f. (Herzog-Kallee), Württ. Vierteljahrsh. IX S. 135 (Kallee), Limesblatt Nr. 18 S. 512 f. (Herzog).

2) Vgl. auch Hettner, Kölner Vortrag S. 5.

aber jedenfalls länger gehalten; auch gleicht die Form nicht ganz der oben besprochenen.

Auch in Köngen[1]) ist nichts gefunden, was auf vespasianische Zeit hinwiese. Wohl mit Recht sagt K. Miller, die römischen Begräbnisstätten in Württemberg: „Die Bedeutung von Köngen als Kulturstätte dürfte etwa in die Zeit zwischen den Jahren 100—250 n. Chr. eingegrenzt sein". Die Funde in Stuttgart, namentlich zahlreiche Töpferstempel (Miller S. 18) stammen allerdings fast ausschliesslich aus Gräbern, aber auch im Kastell scheint nach Mettlers Auskunft nichts in der Art der älteren Rottweiler Funde zum Vorschein gekommen zu sein. Das Kastell ist nach Hettner ein reguläres und hat vielleicht lediglich als Schutz des dortigen Strassenknotenpunktes gedient[2]).

In Cannstatt, wo gleichfalls das Kastell nunmehr durch die Limeskommission untersucht ist[3]), schnellen die Münzen allerdings schon mit Vespasian namhaft empor (Augustus 2, Caligula und Nero je 1, Vespasian 7, Titus 1, Domitian 8, Nerva 3, Trajan 12), und auch unter den Gefässresten aus der bürgerlichen Niederlassung (Mus. Stuttgart) befinden sich zwei gelbrote sigillata-Schalen und eine Scherbe, die wohl noch bis Domitian hinaufreichen. Auch eine schwarze, mit drei horizontalen Rillen verzierte Urne ähnlich Koenen Taf. X. 6 und eine Charnierfibel schliessen sich diesen ältern Funden an, während zwei andere Bronzefibeln im Typus der ältesten „Augenfibeln" und eine emailierte Charnierfibel schon etwas jünger sind. Unter den im Kastell selbst gemachten Funden, soweit sie in der Turnhalle in Cannstatt aufbewahrt werden, sah ich keine älteren Sachen, vielmehr beginnen sigillata- und gewöhnliche Thonware um die Wende des I. Jahrhunderts; die Randstücke sind noch horizontal, schräg oder leicht wulstig. Allerdings befindet sich noch Manches im Privatbesitz, von dem mir nur ein Teil zu Gesicht kam, auch könnte das Fehlen älterer Gefässreste aus dem Kastell auf Zufall beruhen, wie auch vom Neuenheimer Kastell mir keine älteren Scherben bekannt sind, obwohl es nach den Ziegelstempeln noch vor Trajan angelegt wurde. Unter den ältesten Töpferstempeln begegnet öfters Satto, der sich auch in Neckarburken findet.

---

1) Vgl. Kallee, Württ. Vierteljahrsh. IX S. 140 f., K. Miller, d. röm. Kastelle in Württemberg 1892 S. 13 f.

2) Kölner Vortrag S. 5, Arch. Anz. 1896 S. 190.

3) Hettner, Arch. Anz. 1894 S. 6, Kapff-Haug in der Oberamtsbeschreibung 1895, Kapff, Limesblatt S. 418 n. 112.

Ist einmal der Anschluss des rätischen Limes älterer Zeit an die Neckarlinie gefunden, so werden sich dadurch noch sicherere Anhaltspunkte für Cannstatt ergeben. Die bis jetzt vorliegenden Funde nötigen indess nicht mit der zeitlichen Ansetzung über Domitian hinaufzugehen, trotz der sieben Vespasian-Münzen.

Ueberblicken wir noch einmal die Funde von Sulz bis Cannstatt, so machen sie im einzelnen und in ihrer Gesamtheit einen entschieden etwas jüngeren Eindruck als diejenigen der Linie Rottweil bis Zurzach, ein Unterschied, welcher bei der im Ganzen gleich starken Ausgrabungsthätigkeit auf beiden Strecken wohl kaum auf Zufall zurückzuführen sein dürfte. Auch der Einwand, dass im nördlichen Teile die älteren Spuren mehr verwischt sein könnten durch spätere intensivere Bewohnung, hält kaum Stand, da die Münzreihen von Rottweil, Hüfingen und Schleitheim auch für die späteren Perioden der römischen Herrschaft reges Leben an diesen Orten voraussetzen lassen. Dazu kommt noch der Umstand, dass aus dem ganzen Landstrich westlich der Linie Sulz-Cannstatt bis an den Schwarzwald m. W. kein römischer Fund vespasianischer Zeit gemacht wurde, während doch im südlichen Teil auch abseits der Peutinger-Strasse[1]) solche nachgewiesen werden konnten. So ist es wohl auch kein Zufall, dass wir nicht im Stande waren, auf der Linie Ettlingen-Pforzheim-Cannstatt und weiter nördlich im Neckarhügelland Spuren vespasianischer Zeit zu entdecken.

Sprechen so die bisher vorliegenden Erscheinungen dafür, dass die Okkupation des Gebietes von Sulz neckarabwärts bis Cannstatt erst unter Domitian erfolgte, so gemahnen doch einige der erwähnten älteren Cannstatter Funde zur Vorsicht und erheischen weitere Beobachtungen in dieser Richtung. Dagegen dürfen wir mit aller Bestimmtheit sagen, dass die neuerdings allgemeiner auftretende Ansicht, dass bereits Vespasian die Reichsgrenze von Süden zum mindesten bis in die Linie Cannstatt-Lorch vorgeschoben habe, durch die Funde sich bis *jetzt* nicht beweisen lässt.

Dem Einwande, dass die Strasse von Rottweil nach Rätien die Eroberung des obern Neckargebietes auch nördlich von Sulz voraussetze, stellen wir die Frage entgegen, wie war dann die Remsthalstrasse in vespasianischer Zeit möglich, da der Neckar von Cannstatt abwärts sicher erst nach Vespasian besetzt wurde?

---

1) Vgl. auch den Stempel der leg. XI von Fischbach (E. Wagner, Fundber. aus Schwaben IV S. 10).

Diese letztere Thatsache ergiebt sich aus der Betrachtung der Funde aus den Limeskastellen von Cannstatt bis Wörth am Main, von welchen Wahlheim, Neckarburken, Oberscheidenthal sowie die meisten kleinen Odenwaldkastelle im Limeswerk bereits publiziert sind.

Bei den ältesten Gefässen von Wahlheim (O. R. L. Nr. 57, A. Mettler) ist hervorgehoben, dass sie dem Ende des I. oder der Wende vom I.—II. Jahrhundert angehören (S. 15). Besonders deutlich zeigt dies auch eine Urne aus gelbrotem Thon mit horizontalem Rande sowie ein Krügchen mit stark geriefter Mündung, beide in der Stuttgarter Sammlung. Sigillata vespasianischer oder domitianischer Zeit fehlt.

In Neckarburken[1]), wo ziemlich viel Scherbenmaterial gewonnen wurde, fand sich durchaus nichts Vespasianisches, nicht einmal die erwähnte, noch etwas ältere sigillata, der wir in Rottenburg und Cannstatt begegnet sind. Die ältesten Gefässreste von Neckarburken sind schwarze Urnenscherben mit Schachbrettmuster oder solche mit aufgesetzter Thonschlickverzierung (vgl. Kastell Neckarburken S. 33 und Tafel IV). Wurden diese auch ausserhalb des älteren Kastelles gefunden, so kamen doch auch innerhalb desselben mehrfach Randstücke gleicher Urnen zum Vorschein (vgl. Tafel IV), die das gleichzeitige Vorkommen derselben im Kastelle sichern. Am Rheine würde man diese Urnen mit Schachbrettmuster und Schlickverzierung im allgemeinen um die Mitte des I. Jahrhunderts ansetzen, hier im Dekumatenland geht dies aber schlechterdings nicht, wie datierbare Funde beweisen.

Am zahlreichsten finden sich Gefässe mit jener Verzierung in der Rheinebene. Auf dem Atzelberg[2]) bei Ilvesheim wurde in einer schwarzen Urne mit senkrechtem Rande etwa der Form Koenen T. XVI. 8 eine eiserne Spät-La Tène-Fibel des Nauheimer Typus und eine wenig abgegriffene Münze des Hadrian gefunden. Die Technik der wohl geglätteten Urne, besonders auch die Ausführung der quadratischen Schraffierungen ist noch so vorzüglich, dass ich kaum an so späte Zeit glauben würde, wenn nicht in den benachbarten Gräbern mehrfach graurötliche Urnen mit wagrechten oder leicht aufgebogenen Rändern (gleichfalls mit Hadriansmünzen) zum Vorschein gekommen wären, die auch anderwärts zusammen mit ersteren Urnen beobachtet wurden. Natürlich wird ein älteres Stück auch öfters länger im Gebrauch gewesen sein. Aus Gräbern von Walldorf befinden sich gleichfalls in Mannheim eine

1) O. R. L. Nr. 53 und 53[1] (K. Schumacher).

2) Vgl. Corrbl. 3. Westd. Zeitschr. XI S. 243 und Westd. Zeitschr. IV S. 367, Fundber. aus Schwaben III S. 17 (K. Baumann), Funde in Mannheim.

schwarze, geglättete Urne etwa der Form Koenen T. X. 10 (aber mit wagrechtem Rande) und eine graue Urne mit schwarzen Bändern etwa der Form Koenen T. X. 22 mit Schrägrand, ebenso ein Krügchen und Napf, die sämtlich mit dem Schachbrettmuster, wenn auch in weniger sorgfältiger Weise, verziert sind. Nach den sonstigen Thongefässen und einer Charnierfibel beginnt das Gräberfeld mit dem Ende des I. Jahrhunderts. Von Dossenheim an der Bergstrasse besitzt das Mannheimer Museum eine schwarze Urne ähnlich Koenen T. XVI. 8 mit halbkreisförmig aufgesetzter, weisser Schlickverzierung und ein ganz ähnliches Gefäss aus einem Grabe bei Mainz. Auch in Heidelberg-Neuenheim sind henkellose, aus Spät-La Tèneformen entstandene Krügchen mit jener Verzierung gefunden; sie zeigen einen schlechten schwarzen Überzug. Eine Scherbe aus einer Villa des Neckarhügellandes ist schon oben erwähnt, weitere Bruchstücke sind verzeichnet bei E. Wagner, Veröffentl. d. Karlsruher Sammlungen und des Altertumsvereins II T. IV von Wössingen. Fundstücke mit gleicher Verzierung lieferte auch eine villa in der Nähe von Neckarzimmern (vgl. Westd. Ztschr. XV. S. 9 f.): eine schmutzig gelbe Urne der Form Koenen T. X. 3, nur etwas plumper und mit wulstigem Schrägrand, und einen ziemlich grossen Krug von rotem Thon mit weissem Überzug. Auf derartigen Krügen scheint sich jenes Ornament besonders lange gehalten zu haben, denn ich fand sie in zahlreichen Bauten des badischen Limesgebietes, auch aus jüngerer Zeit. An der äusseren Linie ist eine schwarze, schlecht gefirnisste Scherbe aus Osterburken (Mus. Karlsruhe), eine Scherbe aus Öhringen (Kastell Öhringen S. 24 T. IV C [2]), sowie ein kleiner, schmutzig grauer Topf in Jagsthausen (Sammlung im Schloss) zu erwähnen, die alle jene (wenn auch weniger sorgfältig gearbeitete) Verzierung haben. Diese Beispiele, namentlich aber die drei Stücke von der vorderen Limeslinie, zeigen deutlich, dass die Gefässe mit Schachbrettornament sich wenigstens in Süddeutschland länger gehalten haben, als für ihre eigentliche Heimat, die Rheinlande, meist angenommen wird. Doch sind auch aus den Rheinlanden eine Anzahl Funde bekannt, die für jene Gegenden ein längeres Bestehen dieses Typus wahrscheinlich machen (vgl. Hettner, zur römischen Keramik in Gallien und Germanien S. 172 f., Koenen, Gefässkunde S. 76, 151). Die spätere Zeit giebt sich natürlich durch Veränderungen der Form kund. Die älteren Urnen der badischen Rheinebene kommen den älteren rheinischen noch ziemlich nahe an Schlankheit der Form, der eigentümlichen Glättung, der bläulich schwarzen Färbung etc., die späteren Urnen werden dagegen immer mehr bauchig und nähern sich den Formen der anto-

ninischen Zeit. Dieser Wechsel lässt sich deutlich auch an den Randprofilen verfolgen: die älteren sind schräg und gegen das Ende oft etwas zugespitzt, allmählich werden sie aber mehr horizontal, schräg wulstig oder leicht eingedällt. Auch die Technik wird immer schlechter und die Verzierung roher, die Glättung begegnet seltener und die Schwärzung geschieht oft durch einen schlecht anhaftenden Firniss. Die Neckarburkener Stücke gehören noch nicht zu den spätesten Erscheinungen dieser Art, doch werden sie ganz in das Ende des I. Jahrhunderts oder in den Anfang des II. Jahrhunderts zu setzen sein.

Auf gleicher Entwicklungsstufe stehen die aus einem Keller stammenden Funde eines Meierhofes bei Neckarzimmern: eine schmutzig gelbe Urne wie Koenen T. X. 1, auch mit ähnlicher Verzierung, aber etwas plumper (mit wulstigem Schrägrand), ferner mehrere Urnen, deren Formen schon mehr denen der antoninischen Zeit gleichen, mit wulstigem Schrägrande oder eingedälltem Rande, der aber noch nicht herzförmigen Querschnitt zeigt, ferner eine ziemlich gut erhaltene sigillata-Schale und verschiedene Scherben. Sie beweisen, dass auch in diesem Gebiete die Meierhöfe den militärischen Anlagen auf dem Fusse folgten, wahrscheinlich gleichfalls vielfach von Veteranen angelegt, da auch in einer Villa bei Neckarmühlbach und Oedheim Militärziegel zur Verwendung kamen.

Nicht ohne Interesse sind auch die Gefässreste aus einem Häuschen bei Duttenberg a. d. Jagst[1]); es liegt wenige Schritte vom Beginn der römischen Jagstbrücke entfernt, unmittelbar am Kolonnenweg und dürfte wohl aus der ersten Zeit der Erstellung dieser Linie herrühren. Die ältesten Gefässformen stimmen vollständig überein mit den oben beschriebenen aus einem Kellerchen bei Wiesloch, das an der im Jahre 100 von Trajan angelegten Bergstrasse liegt. Das Scherbenmaterial von Oberscheidenthal (O. R. L. Nr. 52) ist zwar etwas dürftiger, führt aber zu den gleichen Ergebnissen wie das von Neckarburken. Terra sigillata und terra nigra vespasianischer oder domitianischer Zeit fehlt vollständig. Die ältesten Randprofile der Urnen (vgl. Taf. I Fig. 6) stimmen mit den besprochenen ältesten Typen von Neckarburken überein. Das gleiche gilt von den zahlreichen Ziegelstempeln der VIII. Legion (vgl. auch Kastell Wahlheim Taf. III. 23, 24).

Die Thonware der kleinen Odenwaldkastelle (Schlossau, Hesselbach, Würzberg etc.) gehört im wesentlichen späterer Zeit an, da die meisten oder alle derselben erst unter Antoninus Pius erbaut wurden, wie die

1) Vgl. Fundber. a. Schwaben V. S. 30 f.

Bauinschriften des Ostkastells von Neckarburken und des Kastellchens bei Trienz zeigen. In dem Kastellchen Hainhaus (O. R. L. Nr. 47, F. Kofler) fand sich allerdings „ein sehr interessantes Randstück einer frühzeitigen Urne aus terra nigra, innen hellgrau, aussen graublau, an der noch ein kleiner Rest der bekannten schachbrettartigen Verzierung erhalten ist“ (Taf. 1 Fig. 14). Es stimmt durchaus mit den erwähnten ältesten Scherben von Neckarburken überein und giebt, da das ausgegrabene Kastellchen nach der Analogie von Neckarburken-Ost wohl antoninisch ist, vielleicht einen Fingerzeig, dass beim Hainhaus ausser diesem antoninischen Numeruskastell noch eine ältere Befestigung anzunehmen ist. Die weite Entfernung von Oberscheidenthal bis Wörth verlangte auch in der mit Zwischenkastellen in dieser Gegend etwas sparsameren vorantoninischen Zeit wohl noch 1—2 Stationen[1]).

Das Resultat, zu dem die Durchmusterung der keramischen Funde führte, dass die Kastelle von Cannstatt bis Wörth erst ganz am Ende des I. oder Anfang des II. Jahrhunderts, also wohl unter Trajan, angelegt wurden, wird auch durch die eigenartige Konstruktion der älteren Wachtürme dieser Linie bestätigt. Nur auf dieser Linie finden sich nämlich Türme aus Trockenmauerwerk mit ausgesparten Ecken, in welchen die Eckpfosten eines Holzgerüstes eingefügt waren[2]), während am rätischen Limes, im Taunus und am Rhein für die älteste Periode nur Blockhäuser oder Holztürme ohne Trockenmauer nachgewiesen sind. Da sich aber für den rätischen und rheinischen Limes aus Schriftstellernachrichten und Scherbenfunden erschliessen lässt, dass sie unter Domitian erbaut wurden, ergiebt sich also für den Odenwaldlimes wegen Verschiedenartigkeit bezw. Verbesserung der Turmkonstruktion mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachdomitianische Entstehung.

Keine präzisen Anhaltspunkte für Datierung dieser Linie geben die Grabsteine mit Darstellung von Totenmahlen von Obernburg (Westd. Zeitschr. IX Taf. X) und Schlossau (Westd. Zeitschr. XV Taf. 9 Fig. 1), da die ähnlichen Funde von Waldmühlbach (Corrbl. d. Westd. Zeitschr.

---

1) Kofler nimmt im Limesblatt Nr. 19 an, dass genau an der Stelle der späteren Steinkastelle ursprünglich Erdkastelle lagen, deren Barackenschutt sich noch vielfach unter dem späteren Erdwall finde, doch wäre ein genauerer Nachweis wünschenswert.

2) Vgl. Anthes-Soldan, Limesblatt Nr. 17, 125 und Jakobi, Westd. Zeitschr. XIV S. 147 f. Im Taunus kommen allerdings beide Arten von Türmen, die einfachen Holztürme und die mit Trockenmauerfundament versehenen vor. Es hat also hier in nachdomitianischer Zeit im Anschluss an die Errichtung der Main-Neckarlinie auch ein Ausbau oder eine Erneuerung eines Teiles der Taunuslinie stattgefunden.

III n. 146) und Murrhardt (O. R. L. Nr. 44 S. 11) zeigen, dass dieser Typus auch nach Errichtung der vorderen Linie im Dekumatenland noch vorkam, also vielleicht länger als am Rheine, wiewohl er sich schwerlich über die Zeit der Antonine erstreckte [1]).

Die Vorschiebung der Main-Neckargrenze in die Linie Miltenberg-Lorch hat noch in der ersten Hälfte des II. Jahrhunderts, wohl schon unter Hadrian, stattgefunden. Dafür sprechen die bereits erwähnten Gefässreste mit Schachbrettmuster von Osterburken, Jagsthausen, Öhringen und die beiden Totenmahle von Waldmühlbach und Murrhardt. Ferner finden sich unter den Scherben von Osterburken, Öhringen etc. noch ziemlich zahlreich Randprofile von Urnen mit horizontalem [2]) oder aufwärts gebogenem und leicht eingedälltem Rande, welche in der Antoninenzeit immer mehr dem herzförmigen Profile weichen, wie die zahlreichen Scherben des Ostkastells von Neckarburken zeigen (vgl. Taf. V). Auch unter den Töpfernamen lässt sich bereits eine ganze Reihe als vorwiegend der I. Hälfte des II. Jahrhunderts angehörig erweisen. Die älteste datierte Inschrift dieser Linie von Jagsthausen stammt allerdings erst aus der Zeit des Antoninus Pius.

Eine Bestätigung dieser Datierung giebt die jetzt auf der ganzen Linie Miltenberg-Lorch geglückte Auffindung von Holztürmen unter oder neben den jüngeren Steintürmen [3]). Wenn dabei auffällt, dass diese Türme nur aus Holz bestehen, während die etwas älteren an der Odenwaldlinie bereits auf einem Trockenmauerfundament ruhen, so lässt sich diese Erscheinung vielleicht mit dem guten Sandsteinmaterial des Odenwalds erklären, während an der vorderen Linie meist Kalkstein vorkommt. Da die Holztürme der Odenwaldlinie nach mehreren Inschriften bereits unter Antoninus Pius durch massive steinerne Türme ersetzt wurden, möchte man diesen Zeitpunkt auch für die Errichtung der Steintürme der vorderen Linie annehmen, indessen lassen die in diesen Türmen gemachten Scherbenfunde, soweit sie mir bekannt sind, auch eine Ansetzung unter Marc Aurel und selbst noch unter Commodus zu. Vielleicht ist es kein Zufall, dass in der untersten Kulturschicht eines Stein-

1) Vgl. d. Untersuchungen Hammerans, Westd. Zeitschr. IX. S. 190.

2) Bei den geradlinigen Randprofilen ist zu unterscheiden, ob sie Urnen oder sog. Kumpen (Näpfen) angehören. Die der ersteren verschwinden im allgemeinen mit der Antoninenzeit, die der letzteren halten sich noch lange, wie die zahlreichen Funde von Neckarburken-Ost und aus dem Anbau des Kastells Osterburken zeigen. Die Angabe „geradlinige Randprofile“ allein giebt also keinen chronologischen Anhalt.

3) Vgl. Limesblatt Nr. 19 S. 534 f. (Schumacher) und Nr. 26 S. 740 f. (Sixt).

turms bei Osterburken eine Commodusmünze gefunden wurde. Der genaue Vergleich der Scherbenfunde von verschiedenen Strecken dürfte wohl auch hierüber noch sichereren Aufschluss bringen.

Dass unter Commodus an der vorderen Linie wieder gebaut wurde, zeigen mehrere Inschriften des Kastell-Anbaus von Osterburken (Limesbl. Nr. 24 S. 667), welche diesen in die Jahre 185—192 datieren. Es kann diese Erweiterung des Kastelles auf lokalen Vorgängen beruhen, ebensowohl aber auch mit einer allgemeineren Truppenverschiebung zusammenhängen. Ein eigentümliches Zusammentreffen ist es jedenfalls, dass die Scherben und Münzen des Ost- oder Numeruskastells Neckarburken mit dem Ende des II. Jahrhunderts aufhören, wie ich Kastell Neckarburken S. 33 namentlich durch Vergleich mit den Scherben des datierten Anbaus von Osterburken nachgewiesen habe, und dass auch in den anderen kleinen Odenwaldkastellen keine späteren Funde vorkommen [1]). Es wird dies schwerlich Zufall sein, lässt sich vielmehr am besten damit erklären, dass die Brittonen um diese Zeit an die vordere Linie vorgezogen wurden, wo sie für verschiedene Kastelle (Miltenberg, Öhringen, Welzheim) inschriftlich bezeugt sind. Klarheit darüber werden wir erhalten, wenn es gelingt, für Öhringen und Welzheim die ungefähre Erbauungszeit der dortigen jüngeren Kastelle aus den Gefässresten festzustellen. Doch hatte ich bis jetzt keine Gelegenheit, diese Scherben daraufhin anzusehen.

Wie lange der Limes in unserer Gegend dem Andrange der Germanen Stand gehalten hat, wissen wir noch nicht genau, doch scheint bald nach der Mitte des dritten Jahrhunderts eine Unterbrechung eingetreten zu sein, wie namentlich die Münzen und Fibeln erkennen lassen (vgl. Kastell Osterburken S. 5 und S. 34). Wenn späterhin die römischen Münzfunde sich wieder mehren, so kann dies mit vereinzelten, auch litterarisch überlieferten Vorstössen der Römer zusammenhängen. Herzog vermutet sogar (Limesblatt 18 S. 513), dass die Umwallung von Rottenburg erst aus dem Ende des III. Jahrhunderts stammt nnd dass damals vielleicht zugleich mit der Befestigung der Rheinlinie von Basel bis zum Bodensee auch der obere Neckar wieder besetzt wurde. Auch hierüber wird das Scherbenmaterial noch manchen Aufschluss geben können.

---

1) Abgesehen von einzelnen, nichts beweisenden Münzen, die von bürgerlichen Niederlassungen herrühren können. Ueberhaupt sind die Funde in diesen kleinen Odenwaldkastellen im Vergleich zu ihrer oft noch recht guten Erhaltung ziemlich dürftig und machen nicht den Eindruck längerer Besetzung.

Ich hoffe, dass unsere Darlegungen gezeigt haben, eine wie wichtige Ergänzung unseres litterarischen und epigraphischen Materials die Gefässreste bilden. Vereinzelte Scherben beweisen natürlich im allgemeinen auch nicht viel mehr wie vereinzelte Münzen, in grösserer Menge aber und namentlich von auseinanderliegenden Stellen gesammelt, vermögen sie uns oft ein zuverlässiges Bild der geschichtlichen Entwicklung des betreffenden Ortes zu geben. Mögen sie deshalb allenthalben bei Ausgrabungen und Gelegenheitsfunden die gebührende Aufmerksamkeit finden und nicht wegen ihrer Unscheinbarkeit auf die Seite geworfen werden.

NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VIII HEFT 2

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1898

Inhalt der erschienenen Bände.

I.

	Seite
Programm	3
Chronik des Vereins	5
M. Cantor, A. Dürer als Schriftsteller	17
R. Schröder, Die Landeshoheit über die Trave	32
K. Hartfelder, Das Katharinenfest der Heidelberger Artistenfakultät	52
A. Hausrath, Arnold von Brescia	72
F. v. Duhn, Heinrich Schliemann	145
O. Karlowa, Die Rangklassen des Ordo salutationis sportularumque provinciae Numidiae, insbesondere die coronati	165
A. v. Domaszewski, Beiträge zur Geschichte der Perserkriege	181
— Die Entwicklung der Provinz Moesia	190
J. v. Pflugk-Harttung, Keltische Bauwerke	201
A. v. Gutschmid †, Die Heidelberger Handschrift der Paradoxographen (Pal. Gr. 398)	227
A. C. Clark, Die Handschriften des Graevius	[illegible]
A. v. Oechelhäuser, Philipp Hainhofers Bericht über die Stuttgarter Kindtaufe im Jahre 1616	[illegible]
G. Meyer, Die Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses über den Erlass von Stempelsteuern für Fideikommisse	[illegible]
B. Erdmannsdörffer, Zur Geschichte der Heidelberger Bibliotheca Palatina	[illegible]
A. Hausrath, Festrede gehalten bei der Enthüllung des Scheffel-Denkmals zu Heidelberg am 11. Juli 1891	[illegible]

II.

K. Zangemeister, Zur Geographie des römischen Galliens und Germaniens nach den Tironischen Noten	1
F. Schöll, Risse und Brüche in der Urhandschrift Plautinischer Komödien	37
F. v. Duhn, Die Benutzung der Alpenpässe im Altertum	[illegible]
K. Schumacher, Über den Stand und die Aufgaben der prähistor. Forschung am Oberrhein und besonders in Baden	93
O. Karlowa, Zur Inschrift von Skaptoparene	141
J. Haller, Die Verhandlungen von Mouzon (1119). Zur Vorgeschichte des Wormser Konkordats	147
R. Schröder, Arno, Erzbischof von Salzburg und das Urkundenwesen seiner Zeit	165
H. Bassermann, Johann Amos Comenius. Festrede, gehalten bei der Comenius-Feier in Heidelberg	172
M. Cantor, Zeit und Zeitrechnung	[illegible]
L. Lemme, Shaksperes König Lear	[illegible]
J. v. Pflugk-Harttung, Die Druiden Irlands	[illegible]
H. Buhl, Hugo Donellus in Heidelberg (1573—1579)	[illegible]

III.

K. Zangemeister, Zur Geschichte der Neckarländer in römischer Zeit	1
Friedr. v. Weech, Ein Projekt zur Reform der Reichsjustiz aus dem 16. Jahrhundert	17
J. v. Pflugk-Harttung, Die Schriften S. Patricks	71
Fr. v. Duhn, Eine Bronze der früheren Sammlung Ancona	[illegible]
Ed. Heyck, Über die Entstehung des germanischen Verfassungslebens	[illegible]
G. Jellinek, Adam in der Staatslehre	[illegible]
A. v. Oechelhäuser, Zur Entstehung der Manesse-Handschrift	[illegible]
A. v. Domaszewski, Das deutsche Wort Braut in lateinischen Inschriften	[illegible]
R. Heinze, Magister Conrad Schades Streithändel mit der Stadt Heidelberg	[illegible]
Ferd. Gerhard, Vom Hussenkriege	[illegible]
Ed. Heyck, Zur Entstehungsgeschichte des germanischen Verfassungslebens	[illegible]
Herm. Wunderlich, Zur Sprache des neuesten deutschen Schauspiels	[illegible]
Max Freiherr von Waldberg, Das Jaufner Liederbuch	[illegible]

NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VIII

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1898

INHALT.

Seite

H. Lämmerhirt, Rosalien und Pasqua Rosa 1
Fr. Ed. Schneegans, Frederi Mistral 38
A. Hausrath, Luther als Dichter 58
H. Bassermann, Erziehung und Gesellschaft 78
Karl Schumacher, Zur römischen Keramik u. Geschichte Südwestdeutschlands 94
Anton Baumstark, Zur Chronologie des Bakchylides 125
Fr. Ed. Schneegans, Die Abtei Thélème in Rabelais' Gargantua . . . 143
K. Vossler, Giuseppe Gioachino Belli und die römische Dialektdichtung . . 160
A. Hausrath, Luthers Thesenstreit 181
Richard Schröder, Germanische Rechtssymbolik auf der Marcussäule . . 248
Karl Schumacher, Zur ältesten Besiedelungsgeschichte Badens 256
Alexander Cartellieri, Die Machtstellung Heinrichs II. von England . . 269

Zur Chronologie des Bakchylides.

Von

Anton Baumstark.

Die neugefundenen Gedichte des Bakchylides sind naturgemäss in erster Linie ein Gegenstand textkritischer Bearbeitung. Daneben bieten sie der Erforschung der *μέτρα* und der *μῦθοι*, in der die alte *γραμματική* das fundamentale Geschäft des Erklärers poetischer Texte sah, einen reichen Stoff. Endlich wird auch zur ästhetischen Würdigung des wiedererstandenen hellenischen Sängers noch manches Wort hin und her gesprochen werden. Schon haben sich ja, Gott Lob, gegen eine frostige Ueberkritik, die jede warme Herzensfreude an der *μελίγλωσσος Κηΐα ἀηδών* im Keime zu ersticken drohte, bemerkenswerte Stimmen aufrichtiger und liebevoller Anerkennung erhoben[1]).

An keine dieser Hauptaufgaben der werdenden Bakchylides-„Philologie" wagen sich die folgenden Blätter. Sie bescheiden sich, das junge Geschenk der aegyptischen Erde unter dem Gesichtspunkte der Frage zu behandeln, ob irgend etwas und was wir aus ihm für die Chronologie des Dichters und seiner Gedichte lernen können. Wir müssen uns allerdings von vornherein auf einen sehr geringen positiven Ertrag der Erwägungen gefasst machen, die sich nach dieser Richtung hin anstellen lassen. Die Worte des Dichters enthalten keine — uns verständlichen — Anspielungen auf Ereignisse der Zeitgeschichte. Das unschätzbare Hilfsmittel, das ihm hier und dort ein paar Brocken auf das *ὑπόμνημα* des Didymos zurückgehender Scholiastenweisheit sein würden, muss der Erklärer des Bakchylides entbehren — in einer Art zum Glück, damit wir's wieder einmal recht tief empfinden, was wir

1) Vgl. Blass, *Praefatio* S. XVI ff. Inama, *Rendiconti del R. Ist. Lomb. di sc. e lett. Ser.* II vol. XXXI S. 20. Jurenka S. VIII—XIV seiner Ausgabe, etwa. auch Weil, *Journal des Savants* 1898, 13 und T. R(einach), *Revue des ét. gr* XI, no. 41, 20.

an dem letzten Nachhall antiker Gelehrsamkeit doch immer haben verglichen mit aller selbstgefälligen Schlauheit der Neueren. Die Ansätze der Chronographie endlich bedürfen, wie es ja die Regel ist, weit mehr der Aufklärung durch die Texte, als dass sie uns über die Texte aufklärten. Aber schon die Grenzen unseres Wissens abzustecken, so enge sie sein mögen, hat seinen eigenen Reiz und seinen eigenen Wert. Est quaedam etiam nesciendi ars. — Ja, selbst wo uns die Erkenntnis von Thatsachen bereits versagt ist, mag es noch nicht nutzlos sein, wenigstens die Möglichkeiten zu überdenken.

Wir beginnen mit der „Ueberlieferung", mit den drei *ἀκμαί*-Daten des Eusebios.

Der früheste Ansatz, auf Ol. 78 [1]) —, 1 nach Hieronymus, 2 nach der armenischen Uebersetzung — ist in der Hauptsache heute vollkommen durchsichtig. Er beruht auf Gedicht III, das den olympischen Wagensieg Hierons feiert. Dieser fällt in Ol. 78, 1. Im darauf folgenden Jahre starb Hieron. Möglich, dass einfach der letzte und zugleich der conventionellen Wertschätzung nach glänzendste Sieg des königlichen Gönners der Datierung des Clienten zur Grundlage diente. Möglich auch, dass es das Todesjahr Hierons war, in das man die *ἀκμή* des Bakchylides setzte. An den vom Schatten der ewigen Nacht schon Berührten wendet sich ja des Sängers Lied. Den mit Gewalt am Leben Hängenden, dessen stolzes, von tückischer Hoffnung betrogenes Herz sich gegen das allgemeine Menschenloos aufbäumt, soll es trösten, eine Antwort geben auf die schmerzliche Frage, die sich in der Seele des von qualvoller Krankheit gepeinigten treuen Verehrers der Götter regen mochte: *ὑπέρβιε δαῖμον, ποῦ θεῶν ἐστιν χάρις*; Die Kroisosgeschichte mit ihrem lauten Preis des göttlichen Erbarmens, das noch keinen Frommen je ganz im Stiche liess, und ihrer versteckten Hindeutung auf die heroischen Ehren, die im Tode den Herrn von Syrakus erwarteten, wie sie nach Diodoros XI 53, 2 dem Herrn von Akragas thatsächlich zu Teil wurden, Apollons ernste Mahnung (v. 78 ff.):

---

1) Ein Abklatsch dieses Ansatzes ist es, wenn Suidas sagt (I 550): *ὁ δὲ* (nämlich *Διαγόρας*) *καὶ τῇ λυρικῇ ἐπέθετο, τοῖς χρόνοις ὢν κατὰ* (corr. Bernhardy aus *μετὰ*) *Πίνδαρον καὶ Βακχυλίδην, Μελανιππίδου δὲ πρεσβύτερος. ἤκμαζε τοίνυν οη' ὀλυμπιάδι.* Die Zeitbestimmung nach Olympias 78 hat sogar womöglich erst Hesychios Illustrios aus seinem Eusebios beigefügt. Auch das quid pro quo des *Chronicon Paschale* S. 304 ist aus diesem Ansatz entstanden. Das lehrt die Nachbarschaft der Angabe *Ἡρόδοτος ἱστοριογράφος ἐγνωρίζετο*, die gleichfalls aus Ol. 78 nach Ol. 74 verschlagen ist. Vgl. *Eusebii chronic. libri duo ed.* Schöne II 102 f.

θνατὸν εὖντα χρὴ διδύμους ἀέξειν
γνώμας ὅτι τ'αὔριον ὄψεαι μοῦνον ἁλίου φάος
χὤτι πεντήκοντ' ἔτεα ζωὰν βαθύπλουτον τελεῖς

und die an sie geknüpften Betrachtungen, die emphatische Versicherung (v. 92 f.): Ἱέρων, σὺ δ'ὄλβου κάλλιστ' ἐπεδ⟨είξ⟩αο θνατοῖς ἄνθεα, — das alles lässt über die Absicht des Dichters keinen Zweifel. Es wäre sehr wohl denkbar, dass diese Absicht irgendwo in der späteren Litteratur eine Art novellistischen Spiegelbildes gefunden hätte, an das sich dann die chronologische Bestimmung anknüpfen konnte. Schon die Thatsache, dass der Papyrus d. h. die alexandrinische διόρθωσις gerade das jüngste Gedicht an die Spitze der drei Hieronoden stellte, giebt zu denken und ist vielleicht aus einer besonderen litterarischen Celebrität dieses Poëms zu erklären. Im Dialog des 4. Jahrhunderts haben Hieron und der Kreis von Dichtern und Schöngeistern, denen sein Hof eine zweite Heimat gewährte, eine gewisse Rolle gespielt.[1]) Wäre es unwahrscheinlich, dass in dieser Sphäre irgend einer den Leser auch an das Schmerzenslager des Totkranken geführt und gleichzeitig — der Himmel weiss, in welchem Zusammenhange — des letzten Liedes gedacht hätte, das ihm einer seiner poetischen Lobredner widmen durfte? — Die Behandlung, die der ἐπίνικος des Simonides auf Skopas im platonischen Protagoras findet, war gewiss nicht das einzige Beispiel von Bezugnahme auf die lyrische Dichtung in einem Dialog. Wenn sie, was man für wahrscheinlich halten mag, das erste war, so ist sie doch sicher nicht das letzte geblieben. Συμπόσιον und ἀπολογία Xenophons und noch manches Andere lässt erkennen, wie man die Treffer platonischer Kunst zu kopieren suchte.[2])

Die zweite Angabe des Eusebios setzte Bakchylides in Ol. 82, 2 zusammen mit Telesilla, Praxilla und Kleobulina. Von vornherein wahrscheinlich ist es, dass zwei dieser Dichterinnen nur um der dritten Willen gerade in dieses Jahr gesetzt wurden. Welches ist Diejenige, auf die der Ansatz ursprünglich zielt? — Kleobulina d. h. die πατρόθεν genannte Eumetis, die Tochter des Kleobulos aus

1) Vgl. Hirzel, *Dialog* I 170 und mit Bezug auf Bakchylides Crusius bei Pauly-Wissowa II 2794. Ergänzend verweise ich auf Stellen wie Cicero de nat. deor. I 22, 60 (Hieron und Simonides), Athen. XIV 656 c (dieselben bei einem δεῖπνον), Plutarch apophtegm. reg. et imper. Hieron 4 (H. und Xenophanes von Kolophon). Vielleicht nehmen sogar schon Aristoteles περὶ ῥητορικῆς II 16 und Ps.-Platon ep. II (an Dionysios) 311 a auf diese Litteraturschicht Bezug.

2) Vgl. das Verhältnis der Anterastai zum Charmides oder des Theages zum Laches, in gewissem Sinn etwa auch das des Kleitophon zum „Staate."

Lindos, der unter die *ἑπτὰ σοφοί* gezählt wurde, und dem das 5. Jahrhundert das Epigramm auf der Grabstele des Midas zuschrieb, [1]) gehört in eine weit ältere Zeit. Daran kann gar nicht gezweifelt werden. Die Sikyonierin Praxilla aber scheint den — allerdings dürftigen — Resten ihrer Dichtungen nach frühestens ins 4. Jahrhundert gehören zu können. [2]) So bleibt neben Bakchylides als ernsthaft zu nehmende Prätendentin für die *ἀκμή* in der Mitte des 5. Jahrhunderts Telesilla übrig und sie mag in der That eine jüngere Zeitgenossin des Keërs gewesen sein. Denn was Pausanias II 20, 8, Plutarchos *γυναικῶν ἀρεταί* 8 und Polyainos VIII 22 von der Heldenrolle zu berichten wissen, die sie im spartanisch-argeïschen Kriege des Kleomenes gespielt hätte, ist schon darum sehr verdächtig, weil Herodotos VI 76 ff. davon noch nichts weiss. Aber selbst gesetzt den Fall, es habe in Argos eine Ueberlieferung gegeben, der zu Folge in den Kämpfen mit Sparta die Frauen unter Führung einer Telesilla die Verteidigung der Stadt übernommen hätten, und gesetzt den Fall, dieser Ueberlieferung habe eine historische Thatsache zu Grunde gelegen, — immer war die Gleichsetzung der Heldin jenes Kriegsabenteuers mit der Dichterin gewiss eine junge Combination. Wer möchte dafür bürgen, dass sie, ins Blaue hinein ratend, das Richtige getroffen habe? — Und jetzt eröffnen die neuen Gedichte wieder eine interessante Perspektive, allerdings nur mittelbar, so fern sie einen Irrtum bezüglich der politischen Gesinnung des Bakchylides unmöglich machen, der früher nahe genug lag. Plutarchos *περὶ φυγῆς* 14 berichtet bekanntlich, dass Bakchylides, aus der Heimat verbannt, in der Peloponnes gelebt und gedichtet habe. Er berichtet eine zweifellose Thatsache. Denn, wie die Bemerkung lehrt, dass die Musen gleich anderen auch dem keïschen Dichter gerade *τὰ κάλλιστα τῶν συνταγμάτων ..... φυγὴν λαβοῦσαι σύνεργον ἐπετέλεσαν*, hing die Tradition von seiner Verbannung mit einem bestimmten und zwar einem von der ästhetischen *κρίσις* besonders geschätzten Gedichte des Bakchylides zusammen, in dem dieser sich als aus dem Vaterlande verwiesen und in der Peloponnes

1) Das ist gesichert durch Simonides frgm. 57: *τίς κεν αἰνήσειε νόῳ πίσυνος Λίνδου ναέταν Κλεόβουλον* u. s. w.

2) Der *Adonis* (frgm. 2) war ein hexametrisches *ἐπύλλιον* ganz in der Art der Alexandriner. Das Gleiche hat vielleicht von *Achilleus* (frgm. 1) zu gelten, wo *τὸν* für *τέον* höchst wahrscheinlich ist. Die Citationsweise Hephaistions *ἐν διθυράμβοις ἐν ᾠδῇ ἐπιγραφομένῃ Ἀ.* stünde nicht im Wege, wäre aber freilich interessant. Auch der Klang der *παροίνια* ist jung, besonders in dem frgm. 3 (in Asklepiadeen). Allerdings giebt andererseits auch das vorsichtige *ἐκ τῶν εἰς Πράξιλλαν ἀναφερομένων* in *schol. Rav. Aristoph. Thesmoph.* 529 zu denken.

lebend einführte, — etwa einer Dichtung zum Preise seiner neuen Heimat, in welcher der Verbannte deren gastfreundlichen Sinn erheben mochte, den er selbst erfahren habe. Weshalb aber hatte der Dichter Keos verlassen müssen? Die Insel war ein treues Mitglied des attischen Bundes. Wer, von ihr vertrieben, in der Peloponnes ein Asyl suchte, konnte sein Schicksal durch *λακωνισμός* verdient zu haben scheinen und wirklich hat Wilamowitz vor Jahren[1]) den Schluss gezogen, der Dichter sei ein Feind Athens gewesen. Heute wissen wir, dass dieser Schluss falsch ist. In Gedicht XVII (XVI, Blass) erscheint Bakchylides als der eigentliche *προφάτας* der philathenischen Gesinnung seiner Heimat. Ein Glanzpunkt in der Kretafahrt des attischen Nationalhelden ist es, wovon die *χοροὶ Κηίων* zum Preise des Apollon — vielleicht bei seinem Tempel in Karthaia an dem dort begangenen Fest der Pythien[2]) — singen. Gedicht X (IX) feiert einen athenischen Sieger. Gedicht XII (XIII) gedenkt v. 160 ff. (193 ff.) der Verdienste Athens als Erzieherin zu athletischer Tüchtigkeit. Gedicht XIX (XVIII) endlich ist geradezu für Athen gedichtet und nicht mit innerem Widerstreben: das lehrt die herzliche Wärme, mit der von den *πολυήρατοι ὄλβιαι Ἀθᾶναι* gesprochen wird, denen ein besonders herrliches Gewebe des Lieds gebühre. Was immer es sei, das den Dichter von der Heimatinsel vertrieb, nicht, weil er ein Feind, sondern obgleich er ein Freund Athens war, hat er sie verlassen. Der *φιλαθήναιος* aber, der als Verbannter im zweiten Drittel des 5. Jahrhunderts in der Peloponnes eine Zufluchtsstätte suchte, kann sie füglich nur in Argos gefunden haben, — in der Stadt der Telesilla. Lag hier etwa der Ausgangspunkt für die chronologische Verbindung des Dichters und der Dichterin? Liess man die Argiverin Telesilla den Unterricht des in ihrer Vaterstadt als Verbannter weilenden Bakchylides geniessen, wie man die Thebanerinnen Korinna und Myrtis zu Lehrerinnen ihres grossen Landsmannes Pindaros machte?

Freilich eine zweifelnde Frage ist wieder das Aeusserste, bis zu dem wir kommen. Vollends mit dem dritten Ansatze auf Ol. 87, 3 ist gar nichts anzufangen. Er geht wie der erste auf Bakchylides allein und immerhin möglich ist es ja, dass hinter der angeblichen *ἀκμή* das Todesjahr versteckt ist. Aber es ist gewiss nicht wahrscheinlich.

1) *Hermes* XX, 68 f.

2) Vgl. Athen. X 456 f. Antonin. Liber. 1. Pridik, *De Cei insulae rebus.* 124 f. 133. Auch an Vortrag durch einen keïschen Chor auf Delos liesse sich besonders wegen der Epiklese *Δάλιε* denken. Vgl. den *Ἀριστοπείθης Ἐρασικλείους χορηγήσας παισὶν εἰς Δῆλον* in der Inschrift Pridik 14 Ab 34 f., a. a. O. 87, 124.

Gedicht V — nächst dem ersten Theseuslied entschieden die Perle des Papyrus — geht, wie wir sehen werden, auf einen Sieg in Ol. 76; es könnte spätestens auch auf einen solchen in Ol. 77 bezogen werden. Gleichviel! Nach dem was der Muse des Bakchylides überhaupt zu erreichen vergönnt war, ist das nicht die Arbeit eines Anfängers. Und wem — mit Recht — ästhetische Beurteilung eine schlechte Grundlage für chronologische Folgerungen zu sein scheint, der lese v. 9 ff.

ἢ σὺν χαρίτεσσι βαθυζώνοις ὑφάνας ὕμνον ἀπὸ ζαθέας
νάσου ξένος ὑμετέραν πέμ- πει κλεεννὰν ἐς πόλιν.

Wollte man auch *ἀπὸ ζαθέας νάσου ξένος* mit einander verbinden, immer würde doch *πέμπει* jeder anderen Erklärung unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen als der einfachsten und einzig natürlichen, dass der Dichter das Lied von anderswoher nach Syrakus sendet, dass er sich nicht am Hofe Hierons aufhielt, als er es dichtete, und doch war er bereits *ξένος* dieses Hofes. Er ist nicht unter der Schaar derer gewesen, von denen Pindaros Ol. 76 oder 77 sang (Olymp. I 16 f.):

οἷα παίζομεν φίλαν
ἄνδρες ἀμφὶ θαμὰ τραπέζαν.

Aber er hatte schon früher die Gastfreundschaft des sikelischen Herrschers genossen. Wer schon vor 476, spätestens vor 472 in die engsten Beziehungen zum glänzendsten Fürstensitze in Hellas getreten war und erst 431 gestorben wäre, der hätte ein gutes Recht in den Listen der *μακρόβιοι* zu figurieren, an denen die Curiositätenkrämerei griechischer Spätzeit ihr kindliches Vergnügen hatte. Aber Bakchylides' Name hatte hier keine Stelle. Mag man über argumenta ex silentio noch so geringschätzig denken, hier, wo eine Lieblingsspielerei späterer Halbwissenschaft in Frage kommt, muss das vollständige Schweigen der Ueberlieferung uns wenigstens vorsichtig machen.

Von den chronographischen Ansätzen wenden wir uns zu den Gedichten selbst. Unter ihnen sind nur vier, die unmittelbar — oder, richtiger gesagt, durch Vermittelung des Pindaros und seiner alten Erklärer — eine Datierung zulassen, die Pytheasode XIII (XII) und die Hieronoden III—V.

Der von Bakchylides verherrlichte Sieg des Pytheas aus Aigina im *παγκράτιον* zu Nemea hat auch durch Pindaros in *Nem.* V eine dichterische Verklärung gefunden. Nach der conventionellen Chronologie der pindarischen Gedichte könnte er spätestens der nemeïschen Feier von Ol. 74, 2 = 483 angehören. Denn — so pflegt man zu

rechnen — auf den nemeïschen Sieg des Pytheas folgten zwei isthmische Siege seines jüngeren Bruders Phylaikidas, von Pindaros *Isthm.* V und VI besungen, von denen erst der zweite frühestens bei der nächsten isthmischen Feier nach der Schlacht bei Salamis d. h. Ol. 75, 2 = 479 errungen sein kann, weil nur das auf ihn bezügliche Lied *Isthm.* V v. 48 ff. dieser Schlacht rühmend gedenkt. Das Missliche einer solchen mehr bequemen als bestechenden Logik fällt in die Augen. Ich muss gestehen, dass mir weit eher die neuerdings durch Blass[1]) vertretene Ansicht plausibel erscheint, es sei ganz im Gegenteil mit Rücksicht darauf, dass der *μέγιστος πόλεμος* zwischen Athen und Aigina nach Herodotos VII 145 erst unmittelbar vor dem Einbruch des Xerxes in Hellas durch die gemeinsame Gefahr aller erstickt wurde, schon der Sieg des Pytheas. zu dem der junge Aiginete durch einen athenischen Lehrer ausgebildet wurde, nach 480 zu setzen. Mag es selbst denkbar erscheinen, dass noch vor Beendigung des Kriegszustandes jener Unterricht stattgefunden oder doch begonnen habe, schlechthin unglaublich ist es, dass während der Dauer offener Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten in Aigina das Lob gesungen worden sei, das sowohl Pindaros v. 49 als auch Bakchylides v. 160 (193) ff. der Stadt der Athene spendet. Zu mehr als einem ungefähren Ansatze kommen wir freilich bei der einen wie bei der anderen Erwägung nicht.

Auf bestimmte Jahre lassen sich dagegen die Gedichte für Hieron fixieren, obwohl Einmütigkeit in der chronologischen Behandlung selbst dieser vorläufig nicht zu erwarten ist. Ueber jeden Zweifel erhaben ist auch hier nur das bereits als Ausgangspunkt weitergehender Vermutungen benützte Datum des III. Gedichtes, Ol. 78.

Schon die Datierung von V stösst auf Schwierigkeiten. Hieron hat in Olympia dreimal gesiegt,

τεθρίππῳ μὲν ἅπαξ, μουνοκέλητι δὲ δίς.

Das ist gesichert durch das von Pausanias VIII 42, 9 erhaltene Epigramm des Siegesdenkmals, das nach dem *ἅρματι*-Siege Ol. 78 die Meisterhand des Onatas und Kalamis für den inzwischen aus dem Leben abgerufenen Fürsten schuf. Die beiden *κέλητι*-Siege werden in den Scholien zu *Olymp.* I. auf Ol. 73 und 77 fixiert. Auf den ersten derselben bezog die antike Erklärung das von Aristophanes an die Spitze der pindarischen *ἐπίνικοι* gestellte Lied. Dass hier etwas nicht richtig ist, hat man von jeher sehen müssen. *Olymp.* I feiert den König

1) *Praefatio* S. LIV f.

Hieron, ist also erst nach Ol. 75,3 entstanden, in welchem Jahre, wie wir durch Diodoros XI 38 d. h. Timaios wissen, Hieron seinem Bruder Gelon in der Herrschaft folgte. Zwei Wege lassen sich einschlagen, um aus der Zwickmühle der Pseudoüberlieferung heraus zu kommen, und beide sind in der That eingeschlagen worden. Entweder man hält an dem Datum Ol. 73 für Hierons ersten olympischen Sieg fest, bezieht aber *Olymp.* I auf den zweiten in Ol. 77, oder man lässt die Verbindung von *Olymp.* I mit dem ersten Siege unangetastet, ändert dagegen das Datum dieses Sieges, indem man mit OF für *oγ'* herstellt *oς'*, so dass die olympischen Siege des syrakusanischen Fürsten auf drei Olympienfeiern unmittelbar nacheinander fallen, Ol. 76, 77, 78. Was ist das Richtige? — Ich dächte, wir sollten keinen Augenblick schwanken. Wer Ol. 76 für Ol. 73 setzt, der verbessert einen Abschreiberfehler, der Art sich Tausende und mehr finden. Wer *Olymp.* I auf Ol. 77 verschiebt, der zeiht die alexandrinische Philologie einer unverantwortlichen Dummheit oder eines unverantwortlichen Leichtsinns. Denn soviel, als heute ein Student im ersten Semester, hätte auch ein Aristophanes oder Didymos noch sehen sollen: dass Ol. 73 für das von ihnen als *κάλλιστον τῶν ᾀσμάτων ἁπάντων*[1]) eingeschätzte Werk des grössten hellenischen Lyrikers ein um rund 10 Jahre zu früher Ansatz ist. Entweder irgend ein librarius hat sich in einer Zahl verschrieben oder die antike Erklärung der pindarischen Gedichte ist keine Bohne wert. — Die Wahl kann nicht schwer fallen, um so weniger als auch inhaltlich *Olymp.* I selbst für Ol. 77 übel passen würde. Ol. 76, 1 gründete nach Diodoros XI 49 Hieron Aitna. Es war kein Ereignis von alltäglicher Bedeutung, als die dorische Tyrannis ihre Hand auf Katane legte, die Stadt der jonischen Chalkidier, die aus der Heimat nach Leontinoi verpflanzt wurden, und man empfand es auch nicht als ein solches. Aischylos und, wie es scheint, noch ein zweiter Dichter brachte in einer Tragödie der neuen Gründung seine Glückwünsche dar[2]). Hieron selbst liess sich, um sie zu ehren, noch lange Jahre nachher in Delphoi an heiliger Stätte als aitnaischen Bürger bezeichnen und damals verfehlte auch Pindaros nicht die Schöpfung des Königs durch *Pyth.* I im Liede zu erheben — 470 wie sich zeigen wird. Zwei Jahre früher

1) Vgl. Lucian. Gall. 7.

2) *Αἰτναῖαι* und *Αἰτναῖαι νόθοι.* Vgl. *vita Aeschyli* 8: *ἐλθὼν τοίνυν εἰς Σικελίαν Ἱέρωνος τότε τὴν Αἴτναν κτίζοντος ἐπεδείξατο τὰς Αἰτναίας οἰωνιζόμενος βίον ἀγαθὸν τοῖς συνοικίζουσι τὴν πόλιν.*

sollte er ihrer mit keinem Worte gedacht haben? — So unglaublich es ist, es muss jeder daran glauben, der *Olymp.* I erst auf den Sieg von Ol. 77 bezieht. Und mehr! Ol. 76,3 erfocht Hieron nach Diodoros XI. 51 seinen glänzenden Sieg über die Etrusker bei Kyme. Pindaros müsste die herrlichste Ruhmesthat seines Helden schon zwei Jahre, nachdem sie vollbracht war, totgeschwiegen haben, wenn *Olymp.* I nicht dem ersten olympischen Erfolge Hierons gelten soll. Ist aber das pindarische Gedicht Ol. 76,1 zwischen der olympischen Feier und den Gründungsfestlichkeiten von Aitna-Katane entstanden, so bleibt freilich noch immer die Frage offen, ob das V. Gedicht des Bakchylides gleichfalls auf den ersten oder ob es seinerseits nun auf den zweiten κέλητι-Sieg Hierons in Olympia geht.

Bleibt sie wirklich offen? Kaum. Auch Bakchylides erwähnt weder die Gründung von Aitna noch die Schlacht bei Kyme. Selbst wenn man sagen wollte, der jonische Dichter habe kaum Grund gehabt, der dorischen Colonisation auf alt jonischer Landmark zuzujubeln, selbst wenn man den Keër Bakchylides für empfindlicher halten wollte als den Athener Aischylos, das Schweigen über die Rettung des vorgeschobensten hellenischen Postens in Italien vor der Vernichtung durch die βάρβαροι bliebe unverständlich. Anderes kommt hinzu. Bakchylides sagt ausdrücklich (v. 40 f.), dass das siegreiche Rennpferd Φερένικος bereits früher Πυθῶνι ἐν ἀγαθέᾳ gesiegt habe. Er würde einen früheren olympischen Sieg also gewiss auch erwähnt haben. Ein solcher müsste aber angenommen werden, wenn hier der Sieg von Ol. 77 gefeiert sein sollte. Denn, dass Φερένικος bereits Ol. 76 in Olympia mit Erfolg lief, bezeugt *Olymp.* I v. 18. Das ist durchschlagend und wir brauchen nicht noch die Frage zu erörtern, ob das Pferd, das spätestens schon 478 in Delphoi gesiegt hatte, füglich noch 472 imstande gewesen wäre, seinem Herrn das γλαυκὸν Αἰτωλίδος ἄνδημ' ἐλαίας zu erwerben. Auf die Homonymie zweier verschiedener Pferde wird man sich im Ernst nicht herausreden wollen, und so bleibt es schliesslich gewiss dabei, dass Bakchylides V wie *Olymp.* I auf Hierons ersten olympischen Sieg Ol. 76 geht, mag auch hier und dort vorläufig noch anders gerechnet werden.

Wahrscheinlich wird eine allgemein anerkannte Datierung für Gedicht V sogar noch früher erreicht als für Gedicht IV. Denn bei diesem ragt die unglückliche Frage der Pythiadenzählung in die Chronologie des Bakchylides herein. Freilich im Grunde sollte es nachgerade keine Frage mehr sein, dass die „*correctio*“ Boeckhs ein verfehltes Unternehmen war. Pausanias X 7,3, sagt man, beruht auf der monumen-

talen *ἀναγραφή* der pythischen Siege in Delphoi, und darum stösst man das übereinstimmende Zeugnis der Pindarexegese und der Chronographie über den Haufen. Die litterarische Bearbeitung jener *ἀναγραφή* galt nach Diogenes Laërtios V 26 d. h. nach Hermippos[1]) in Alexandreia als ein Werk des Aristoteles, — genau mit ebensoviel Recht und Unrecht natürlich als die Bearbeitung der olympischen *ἀναγραφή* oder der attischen *διδασκαλίαι*. Ein Werk der aristotelischen Schule war sie sicher. Nach den aristotelischen *διδασκαλίαι*, *νῖκαι Διονυσιακαί* oder, wie immer der genaue Titel des Buches gewesen sein mag, datierte die alexandrinische Philologie die Stücke der Dramatiker. Daran zweifelt niemand. Billigerweise sollte auch niemand daran zweifeln, dass sie nach den aristotelischen *Πυθιονῖκαι* oder *Πυθιονικῶν ἔλεγχοι* die pythischen *ἐπίνικοι* der Lyriker datiert habe[2]). Auf „Aristoteles" geht die Rechnung der Pindarscholien zurück. Nach ihm richtete sich zweifelsohne auch die Chronographie, im 3. Jahrhundert v. Chr. im *Marmor Parium*, wie im 3. Jahrhundert n. Chr. bei Sextus Julius Africanus, dem Eusebios sein Agonistisches verdankt, wie man von der *Ὀλυμπιάδων ἀναγραφή* her weiss. Ist es wahrscheinlicher, dass „Aristoteles" oder dass Pausanias nach dem monumentalen Material arbeitete? Darüber hat man sich zu entscheiden, und die Arbeitsweise des älteren *περίπατος* einerseits, die Arbeitsweise des Pseudo-Reisenden in seiner Studierstube andererseits ist uns genügend bekannt, um die Entscheidung zu einer leichten Sache zu machen. Schon diese litteraturgeschichtliche Erwägung hätte verhindern sollen, dem Periegeten eine Quelle anzusinnen, auf die sich nicht einmal der sonst nicht allzu bescheidene alte Sünder selbst beruft.

Aber auch wer die Sache unter dem historischen Gesichtspunkt der Geschichte des ersten heiligen Krieges betrachtet, muss Pausanias Unrecht geben. Es verlohnt sich kaum mehr der Mühe nach den Ausführungen O. Schroeders[3]) nochmals hierauf zurückzukommen. Gleichwohl mag es mit einigen wenigen Worten geschehen. Die Feier der Pythien war ursprünglich eine ennaëterische; später ist sie eine penteterische geworden. Das Anfangsjahr der jüngeren Penteteris ist das dritte Jahr einer Olympiade, als Anfangsjahr der älteren Ennaëteris haben wir das

---

1) Vgl. Susemihl, *Aristoteles über die Dichtkunst* S. 17 f. Heitz, *Die verlorenen Schriften des Aristoteles* S. 44—52.

2) Um so weniger als sich auch noch wenigstens drei namentliche Citate erhalten haben: schol. Olymp. II 87. Pyth. VI inscr. Isthm. II inscr.

3) *Philologus* LIII, 716—728.

dritte Jahr einer ungeradzahligen Olympiade zu unterstellen[1]). Die erste schon nach vollendetem vierten Jahre abgehaltene Festfeier muss also in das dritte Jahr einer geradzahligen gefallen sein. Denn naturgemäss vollzog sich der Uebergang von der älteren zur jüngeren Sitte so, dass man bei einer ennaëterischen Feier den Beschluss fasste, zum nächsten grossen Feste sich nicht erst nach acht, sondern schon nach vier Jahren zu versammeln. Nun stimmen in einem Pausanias, die chronographische und die Ueberlieferung der Pindarscholien offenbar überein, darin, dass seit Ol. 49, 3 die Feier eine penteterische war. Die Frage kann nur sein, ob das Fest von Ol. 49, 3 selbst bereits nach dem penteterischen, oder ob es noch nach dem ennaëterischen Cyklus berechnet war. Haben wir das Letztere anzunehmen, so fiel die nächstfrühere Pythienfeier in Ol. 47, 3 und die Feier von Ol. 48, 3, an die Pausanias glauben machen will, gehört ins Land der Fabel. Die im letzten Grunde gewiss auf die aristotelischen *Πυθιονῖκαι* zurückgehende Ueberlieferung in der *ὑπόθεσις Πυθίων* das *Marmor Parium* und Strabon IX 3 § 10, der natürlich nur sich versehen und vom *ἀγὼν στεφανίτης* das berichtet hat, was er vom *χρηματίτης* hätte berichten sollen, kennen eine besonders denkwürdige Pythienfeier vor Ol. 49, 3. Es ist diejenige, welche die Amphiktyonen unter Führung des Thessaliers Eurylochos nach der Eroberung von Kirrha veranstalteten. Sie muss nach dem *Marmor Parium* auf Ol. 47, 2 angesetzt werden. Sie war also eine ausserordentliche, eine *instauratio ludorum*, wie Schröder zweifellos richtig erkannte. Mögen nun die Feiern damals ennaëterische oder penteterische gewesen sein, in jedem Falle war das unmittelbar folgende Jahr dasjenige eines ordentlichen Festes. Also noch im letzten Jahre eines Cyklus, an dessen Anfang die Feier nicht oder doch nicht ungestört und in der dem Gotte willkommenen Weise begangen worden war, erheischte frommer Sinn die Nachholung des Versäumten. Das ist in hohem Grade lehrreich. Nach Schröders einleuchtender Erklärung der zwei sich scheinbar widersprechenden Scholiastenangaben in der *ὑπόθεσις Πυθίων* folgte auf die Eroberung Kirrha's noch ein Guerrillaskrieg von sechsjähriger Dauer (*μετὰ δὲ χρόνον ἑξαετῆ καταγωνισαμένων τῶν μετὰ τοῦ Ἱππίου τοὺς ὑπολελειμμένους τῶν Κιρραίων*) und einige Jahre nach dessen Beendigung (*ὕστερον* verdorben aus *Χ ἔτεσιν ὕστερον*) der *στεφανίτης ἀγών*. Wer die Worte des Scholiasten aufmerksam liest, erkennt sofort, dass dieser die Siegesfeier des Hippiaskrieges bildete,

1) Vgl. A. Mommsen, *Delphika* S. 125. 151.

wie der *χρηματίτης* von Ol. 47, 2 die Siegesfeier des Eurylochoskrieges. Wenn man mit dieser Siegesfeier bis Ol. 49, 3 = *Δαμασίου ἄρχοντος* wartete — eine Zeitbestimmung, bezüglich deren wieder alle unsere Quellen mit Einschluss des Pausanias übereinstimmen — dann ist klar, dass es diesmal einer *instauratio ludorum* nicht bedurfte, nicht für die sicher Ol. 47, 3 fällige und nicht für eine in Ol. 48, 3 zu unterstellende Feier. Und doch muss der Guerrillaskrieg, den Hippias beendigte, noch einmal den Frieden des Heiligtums gestört haben. Denn wozu sonst überhaupt die Siegesfeier beim Heiligtum? Nach Ol. 48, 3 kann diese Störung nicht erst stattgefunden haben, denn in diesem oder dem folgenden Jahre — je nachdem man den *ἑξαετὴς χρόνος* versteht — erreichte der Krieg sein Ende. Hätte sie aber vor Ol. 48, 3 stattgefunden, so hätte das gerettete Heiligtum schon in diesem Jahre seine Dankes- und Siegesfeier zu begehen gehabt, wenn anders in es überhaupt ein pythisches Fest fiel. Die Erzählung, wie sie in der *ὑπόθεσις Πυθίων* nach Aristoteles vorliegt, hat zur unerlässlichen Voraussetzung, dass dies nicht der Fall, dass erst Ol. 49, 3 die letzte ennaëterische und damit nach unten hin die erste penteterische Feier begangen wurde. Wir müssen sie oder wir müssen die „erste *πυθιάς*“ des Pausanias verwerfen.

Wir müssen das Letztere thun, weil auf der einen Seite schlechterdings nicht ersichtlich ist, wie die Erzählung der *ὑπόθεσις* hätte entstehen sollen, wenn sie nicht auf gesunder historischer Tradition beruht, und auf der anderen jeder, der nur will, sich überzeugen kann, ja muss, was den Irrtum des Pausanias erklärt. Es ist die Eigentümlichkeit seiner Quellen. Ich beschränke mich darauf es kurz auszusprechen, was mir der Sachverhalt zu sein scheint. Mögen dann andere nachrechnen, wie viele Wahrscheinlichkeit meine Hypothese hat.

Die Darstellung, die der Perieget von der Geschichte des pythischen Festes giebt, lässt deutlich zwei grundverschiedene Stücke unterscheiden. Das eine ist eine Sammlung ausnahmslos undatierter Notizen über sagenhafte Ereignisse aus der frühesten Periode des *ἀγὼν μουσικός* in Delphoi, von der angeblichen Begründung durch Apollon bis in das Homerisch-Hesiodeische Zeitalter (VII 2. 3). Das andere giebt unter Anführung der jeweiligen ersten Sieger eine auf Pythiaden ausgerechnete chronologische Uebersicht der seit Ol. 49,3 in den *ἀγὼν γυμνικός* neu aufgenommenen Kampfesformen (VII 6 Ende — 8). Dass beide Stücke verschiedener Quelle entstammen, liegt zumal bei dem einschneidenden Unterschied des ganzen Tones auf der Hand. Dort bildet eine litteratur- oder richtiger gesagt — musikgeschichtliche, hier eine chronographische Quelle

die Grundlage.[1]) In einem Mittelstück (VII 4—6) sind die beiden Quellenauszüge ineinander verbohlt. Der — ziemlich ausschliesslich — musikgeschichtliche Inhalt weist nach der einen, die chronologische Fixierung nach der anderen Seite hin. Denn eine strenge Datierung gab die musikgeschichtliche Quelle für die hier berührten geschichtlichen Siege zweifellos ebensowenig als für die ihrer Natur nach zeitlosen sagenhaften. Etwas wie ein unbestimmtes ὅτε χρηματίτην (beziehungsweise πρῶτον στεφανίτην) τὸν ἀγῶνα ἔθεσαν οἱ Ἀμφικτυόνες und das erhaltene ebenso vage δύο τὰς ἐφεξῆς ταύτης πυθιάδας, das war alles, was sich von dieser Seite Pausanias an chronologischem Material darbot. Die genaue Zeitangabe τῆς δὲ τεσσαρακοστῆς ὀλυμπιάδος καὶ ὀγδόης, ἣν Γλαυκίας ὁ Κροτωνιάτης ἐνίκησε u. s. w. gehört mit den Auszügen aus der chronographischen Quelle zusammen, in denen sie an den Worten ὀλυμπιάσιν ὕστερον πέντε ἢ Δαμάρετος Ἡραιεὺς ἐνίκησεν eine schlagende Parallele findet. Beide Daten zusammengenommen beleuchten nun aber sofort hell die Anlage dieser zweiten Quelle. Es war ein nach Olympiaden die Ereignisse zusammenstellendes Handbuch, den Ὀλυμπιάδες Phlegons nahe verwandt, nicht notwendig mit ihnen identisch, aber auch nicht notwendig von ihnen verschieden. Dass in einem solchen die von Pausanias ausgeschnittenen Angaben über die Entwickelung des pythischen ἀγών füglich unmittelbar zu den dritten Jahren der betreffenden Olympiaden gemacht sein könnten ohne Erwähnung der Pythiadennummer, ist unbestreitbar. Dass sie in der That so und nicht anders gemacht waren, wurde die Veranlassung zu dem Irrtum des Periegeten und wird umgekehrt jetzt durch diesen bewiesen. Um ein Beispiel anzuführen: Pausanias las zu Ol. 70, 3 — d. h. 5 Olympiaden nach dem Siege des Damaretos — zwar allerdings registriert, dass in diesem Jahre in Delphoi zuerst im ὁπλίτης δρόμος certiert worden sei und dass ἐπ' αὐτῷ Τιμαίνετος ἐκ Φλιοῦντος ἀνείλετο τὴν δάφνην; dass aber Ol. 70, 3 gerade mit Pyth. 23, 1 zusammenfalle, ist lediglich seine Kombination, die auf dem beruhte, was er zu Ol. 49, 3 gefunden hatte. Was dies war, können wir aus den Worten des *Marmor Parium* entnehmen: ἀφ' οὗ στεφανίτης ἀγὼν πάλιν ἐτέθη u. s. w. Wie wir heute auf der Marmortafel des dritten Jahrhunderts v. Chr., las Pausanias in seinem chronographischen Handbuch die Feier von Ol. 49, 3 als ein πάλιν τεθῆναι des ἀγών bezeichnet. Was

1) Das Musikgeschichtliche stammt im letzten Grunde vielleicht aus Semos von Delos περὶ παιάνων. Als παιᾶνες bezeichnet ja Strabon a. a. O. ausdrücklich die von den κιθαρῳδοί beim ἀγὼν ὁ ἀρχαῖος vorgetragenen Lieder.

diese Ausdrucksweise will und wollte, lehren die Abschreiber der Eusebioschronik.[1]) *Ἴσθμια καὶ Πύθια πρώτως ἤχθη μετὰ Μελικέρτην* beziehungsweise *Νεμέα πρῶτον ἤχθη ἀγὼν ὑπ᾽ Ἀργείων μετὰ τὸν ἐπ᾽ Ἀρχεμόρῳ* sagt Synkellos und genau entsprechend drücken sich Hieronymus und der armenische Uebersetzer aus. Das *πάλιν* entspricht dem *πρῶτον . . . μετά*. Die historische Begründung des *ἀγών* d. h. seine erste von einer *ἀναγραφή* der Sieger festgehaltene Feier erschien gegenüber seiner mythischen Begründung als eine Wiederaufnahme. Auch Schröder hat das nicht erkannt und deshalb hinter dem *πάλιν* den Nachhall einer *instauratio ludorum* gesucht. Pausanias hat es nicht erkannt und deshalb, was auf seinem Standpunkt um keinen Deut schlimmer war, aus der Pythias, in der *στεφανίτης ἀγὼν πάλιν ἐτέθη*, eine *δευτέρα πυθιάς* gemacht. Von der Ersetzung des ennaëterischen durch den penteterischen Cyklus hatte er ebensowenig eine Ahnung als, wie der Augenschein lehrt, von dem Uebergang der Festleitung von den Delphiern an die Amphiktyonen. War die *δευτέρα πυθιάς* Ol. 49, 3 fixiert, so musste er die *πρώτη*, die, wie er annahm, dem *χρηματίτης ἀγών* seiner musikgeschichtlichen Quelle gleichzusetzen war, mit Notwendigkeit vier Jahre früher legen, nach Ol. 48, 3, d. h. in die Olympiade, *ἣν Γλαυκίας ὁ Κροτωνιάτης ἐνίκησε*, wie er wieder dem chronographischen Handbuch entnahm. Er that es und rechnete von dem so erschlossenen Ausgangspunkte der Zählung alle späteren Pythiaden aus, mit anderen Worten, er setzte alle nach Ol. 49, 3 von der chronographischen Quelle ihm gebotenen Ereignisse zwar mit dieser in die richtigen Olympiaden, aber um eine Pythiade zu spät an. Darum war es ein Kampf gegen Windmühlen, wenn Böckh[2]), um die Auctorität des Periegeten zu stützen, auf die Thatsache der Uebereinstimmung seiner Pythiadenrechnung mit der Olympiadenrechnung hinwies. Denn in der That hat — um auf das frühere Beispiel zuückzukommen — Pausanias nicht die 23ste Pythiade mit dem Siege des Timainetos in eine falsche Olympiade, wohl jedoch Ol. 70, 3 mit jenem Siege in eine falsche Pythiade gesetzt.

Man wende nicht gegen diese ganze Deduction ein, schon das chronographische Handbuch müsse die *πρώτη πυθιάς* in Ol. 48, 3 gekannt haben, weil, was Pausanias über die Gestaltung des *ἀγὼν γυμνικός* im *χρηματίτης* zu sagen habe, nicht aus seiner musikgeschichtlichen Quelle abgeleitet werden könne. Gewiss ist es nicht aus dieser, aber es ist auch nicht unmittelbar aus der anderen abzuleiten. Es ist mit billiger

---

1) *Eusebii chronic. libri duo* ed. Schöne II 94 f.

2) *Pindari opera* II 2 S. 207.

Mühe erschlossen. War einmal Ol. 49, 3, in welchem Jahre der ἵππων δρόμος in den ἀγὼν γυμνικός eingeführt wurde, die δευτέρα πυθιάς, so konnte Pausanias diejenigen Kampfesarten, die zu seiner Zeit in Delphoi üblich und ihm nicht als nach Ol. 49, 3 eingeführt bezeugt waren, kaum anders denn als eine Errungenschaft der πρώτη betrachten.

Auf einem langen und — ich gestehe — mir selbst unerquicklichen Umwege, gelangen wir zu dem kurzen, doch jetzt wohl fundamentierten Satze: Gedicht IV des Bakchylides feiert den Pyth. 29 = Ol. 77, 3 davongetragenen Sieg Hierons. Denn dass es jedenfalls auf den letzten der drei pythischen Siege des Herrn von Syrakus gehe, sagt es selbst v. 4 ff.:

Τρίτον γὰρ παρ' ὀμφα⟩λὸν ὑψιδείρου χθονὸς
Πυθιόνικ⟨ος ἀείδε⟩ται ὠκυπόδ⟨ων ἀρετᾷ⟩ σὺν ἵππων.

Jener Satz bezeichnet eine Grenze für die Bakchylideschronologie, die Grenze zwischen der Ueberlieferung, die wir nur richtig zu verstehen haben, und der Vermutung. Sie ist hier um so entscheidender, weil es für Vermutungen fast völlig an Anhaltspunkten fehlt.

Vor allem wird man sich davor hüten müssen, auf Grund aesthetischer Beurteilung eine Chronologie der Gedichte aufbauen zu wollen. Von Gedicht XV (Blass XIV) freilich mag man leicht den Eindruck mitnehmen, die lyrische Mythenerzählung im altmodischen Stile des Stesichoros, die ohne rechten Anfang eine Weile zwischen platter Nüchternheit und hohlem Bombast hin und her schwankt und dann plötzlich auch ohne rechtes Ende abbricht, zeige den Dichter eher als Anfänger, denn auf der Höhe seines Könnens. Aber welcher Verständige wird einen derartigen Eindruck zur Grundlage ernsthafter Schlüsse machen?

Noch mit grösserer Bestimmtheit könnte man sich vielleicht versucht fühlen, in Gedicht XIV (XIII) die Arbeit eines wenig Geübten und wenig Bekannten zu erblicken. Bakchylides, der fleissig von den τεμάχη des Epos zehrende Jonier, beginnt seine ἐπίνικοι regelmässig mit einer an epische Weise erinnernden Anrufung[1]). Ausser unserer Dichtung machen nur die drei kleinen Stückchen II, IV, VI, deren zwei auch der ἐπῳδός entbehren, eine Ausnahme von der Regel. Aber ganz allein in Gedicht XIV (XIII) beginnt Bakchylides mit einem sententiösen Ab-

1) Kleio wird angerufen III nnd XII (XI), Phema X (IX), Nika XI (X), die Charitinen IX (VIII) und so gut als sicher Hemera VII. In Gedicht V ist mit echt höfischer Wendung Hieron selbst an die Stelle gerückt, die sonst Unsterbliche einnehmen. Von I und XIII (XII) fehlt der Anfang, Man wird aber nach der Regel zu ergänzen haben.

schnitt wie das häufiger Pindaros thut[1]), zuweilen vielleicht auch Simonides that[2]). Der Uebergang zum eigentlichen Thema des Liedes, v. 19 ff. fällt dann überaus hölzern und gezwungen aus, just als ob der Dichter seine eigenste Art noch nicht endeckt hätte und unselbständig in dem ihm wenig bequemen Gleise nachgeahmter fremder Kunst einherginge. Und zu dem aesthetischen Eindruck kommt hier Anderes hinzu. Der gefeierte Sieger hat nicht an einem der grossen panhellenischen Feste, sondern in den obskuren thessalischen Lokalspielen der *Πετραῖα* gesiegt. Sein Sieg war auch kein besonders glänzender. Nur ein wettgemachter früherer Misserfolg kann gepriesen werden[3]) und es bedarf des Trostes bescheidener Gemüter: *τιμὰν ⟨δ' ἄλ⟩λος ἀλλοίαν ἔχει.* Schon die Veranlassung des Gedichtes scheint wenig geeignet, einen bereits berühmten Meister zu bemühen. Endlich weist beinahe auch das Metrum in eine möglichst frühe Zeit. Denn strenger und schlichter als hier hat der Dichter die von ihm so bevorzugten Daktylo-Epitriten nie gebaut. *Προσοδιακά*, epitritische *δίμετρα* und die organische Verbindung des *προσοδιακόν* mit einzelnen epitritischen *μέτρα* sind die einfachen Elemente, die sich in nicht weniger einfacher Weise zu Versen von einem bis drei *κῶλα* verbinden[4]). Je drei solcher Verse bilden die *στροφή*, vier die *ἐπῳδός*. Aber ich gestehe, dass alles dies zusammengenommen doch immer noch nichts ergiebt, das nur entfernt einer Gewissheit ähnlich sähe. Wenn etwa der Besteller besonders gut zahlte oder ihm persönlich nahe stand, konnte ja auch ein schon renommierter Dichter sich einmal zu einer weniger bedeutenden Feier mit einem Liede einstellen. Der Amtsantritt des Aristagoras als *πρυτανεύς* in Tenedos war gewiss kein Ereignis von besonderer Bedeutung und doch hat ihm Pindaros zweifellos schon in seinem vorgerückteren Alter ein Gedicht gewidmet. Und warum sollte nicht Bakchylides auch nach

1) Hierher gehören mehr oder weniger *Olymp.* I. XI. *Pyth.* V. *Nem.* II. IV. VI. *Isthm.* II. III. Einen verwandten Klang hat es, wenn wie *Olymp.* VI. VII. *Nem.* V. VI. der Dichter mit einem Vergleich beginnt.

2) Denn frgm. 5 könnte wohl der Anfang des Gedichtes auf Skopas sein.

3) Vgl. Jurenka zu v. 1 ff. (S. 102 der Ausgabe).

4) Das vierte *κῶλον* der *ἐπῳδός* ist ein *προσοδιακὸν τρίμετρον ἀπὸ τροχαίου*; der erste Vers der *στροφαί*, den der Papyrus mit Unrecht und jedenfalls an falscher Stelle in zwei *κῶλα* zerschneidet, zeigt die mit katalektischem Ausgang auch von der strengen Kunst des Aischylos angewandte Einschliessung des *προσοδιακόν* zwischen zwei epitritische *μονόμετρα*. Vgl. *Prometh.* v. 890 = 894. Störend sind allerdings v. 17 (Choriambus für Epitrit) und v. 22 (Ditrochäus statt Epitrit). Aber an der ersten Stelle ist leicht zu bessern und die Freiheit der zweiten ist die denkbar massvollste.

seiner Anfängerzeit es gelegentlich mit einer ihm ferner liegenden Weise versucht und, eben weil er sich nicht in seinem eigentlichen Element fühlte, sich steif und unbeholfen bewegt haben? Die Schlichtheit der aufgewandten metrischen Kunstmittel vollends würde durch die geringe Bedeutung des Gegenstandes reichlich erklärt.

Und ebenso wenig als aesthetische Erwägungen fördern uns die kargen Nachrichten über die Lebensschicksale des Dichters. Die Thatsache seiner Verbannung wäre allenfalls noch das Einzige, was zur chronologischen Fixierung einiger Gedichte herangezogen werden könnte. Denn freilich, wäre gewiss, was nach den Worten des Plutarchos wenigstens wahrscheinlich ist, dass der Verbannte nicht wieder in die Heimat zurückkehrte, dann hätten wir wohl die für Keos bestimmten und dort aufgeführten Gesänge in die Zeit vor der Verbannung zu setzen. Zwar bezüglich der *ἐπίνικοι* auf Argeios und Lachon wäre selbst dann der Schluss eigentlich nicht zwingend. Denn mit einzelnen Mitbürgern konnte der verbannte Dichter ja nach wie vor die freundlichsten Beziehungen unterhalten. Aber dass bei den Götterfesten der Insel, deren Veranstaltung Sache des Staates war, seine Lieder gesungen worden wären, ist sicher kaum glaublich. Für ein solches Fest ist nun schlechthin zweifellos Gedicht XVII (XVI) bestimmt gewesen, ein *ὑπόρχημα* — wie es scheint — zum Preise Apollons, der entweder als *Πύθιος* oder als *Σμινθαῖος* in jeder der vier keïschen Städte seinen Kult hatte[1]): Mit dem Gebetswort

Δάλιε, χοροῖσι Κηΐων
φρένα ἰανθεὶς
ὄπαζε θεόπομπον ἐσθλῶν τύχαν

schliesst der Chor ja seine Erzählung des Theseusabenteuers. Aber noch drei andere der von den Alexandrinern als *διθύραμβοι* eingeschätzten Dichtungen scheinen für Keos bestimmt zu sein, zwei wirkliche Dithyramben und das *προοίμιον* eines Paians. Zu den Gedichten XIX (XVIII) und XX (XIX) hat die alte Gelehrsamkeit beim Titel notiert, für welche *πόλις* das Stück geliefert war: *Ἰώ. Ἀθηναίοις* bezw. *Ἴδας. Λακεδαιμονίοις.* Zu den vier ersten Gedichten cultischer Veranlassung wurde eine ähnliche Angabe nicht gemacht. Weshalb? — Man wird sagen, dass es bei diesen Nummern den Alexandrinern an Anhaltspunkten gefehlt habe, um die Gemeinde zu bestimmen, für die der Dichter thätig war. Die Antwort liegt nahe, aber sie ist falsch. Wir sahen ja eben, dass gerade

1) Die Nachweise bei **Pridik** S. 132.

eines dieser Lieder den Ort, für den es bestimmt war, — Keos — mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit bezeichnet. Wer XIX (XVIII) v. 8 ff. zu deuten wusste, konnte bei XVII (XVI) v. 130 ff. nicht im Unklaren bleiben. Man muss den Bestimmungsort dieser Lieder gekannt, aber es für überflüssig gehalten haben, ihn anzugeben. Ueberflüssig war die Angabe aber nur dann, wenn der Bestimmungsort der denkbar nächstliegende, wenn er, so zu sagen, selbstverständlich war. Das war die Heimat des Dichters. Die vier ersten der von Apollonios *ὁ εἰδογράφος* oder wem sonst für Dithyramben erklärten Gedichte sind für Keos bestimmt.

Aber in welche Zeit haben wir die Verbannung des Dichters selbst zu setzen? — Zu einer relativen chronologischen Fixierung der keïschen Lieder könnte im Grunde nur allenfalls ein *terminus ante quem* helfen. Was wir haben, ist ein — noch dazu unsicherer — *terminus post quem*. Das Gedicht auf Hierons olympischen Rennsieg sendet Bakchylides, wie er (v. 10 ff.) sich ausdrückt *ἀπὸ ζαθέας νάσου*. In Gedicht II v. 7 f. ist *ζαθέα Εὔξαντὶς νᾶσος* Keos und in X (IX) v. 10 bezeichnet der Dichter sich selbst schlechthin als *νασιῶτις μέλισσα*. Hat er auch an der dritten Stelle an die Heimatinsel gedacht? — Man sollte es meinen. Dann hatte er sie aber noch Ol. 76, 1 nicht verlassen. Und gleichwohl musste ich auch diesen zeitlichen Ansatz unsicher nennen. Denn V. v. 42—49 redet Bakchylides wie ein Augenzeuge des Sieges in Olympia. Er schwört *γᾷ ἐπισκήπτων* einen heiligen Eid, dass keines Pferdes Huf den Staub vor Pherenikos aufwirbelte. War er aber zur Zeit der Spiele in Olympia anwesend, dann bleibt es immerhin möglich, dass auch sein Festlied von dort her nach dem syrakusanischen Hofe geschickt wurde, dass wir unter der „heiligen Insel" vielmehr die *Πέλοπος νᾶσος* zu verstehen hätten[1]), und damit sinken wir wieder ins Bodenlose.

Es ist so — und nicht auf dem Gebiete der Chronologie allein —: je genauer wir uns mit dem neuen griechischen Dichter beschäftigen, um so entschiedener fühlen wir uns der demütig vorsichtigen *ἐποχή* Pyrrhons und der Seinigen geneigt.

1) Man könnte dann etwa frgm. 28 (Blass) zum Vergleich heranziehen: *ὦ Πέλοπος λιπαρᾶς νάσου θεόδματοι πύλαι.*

Die Abtei Thélème in Rabelais' Gargantua.

Von

F. Ed. Schneegans.

Gesunde, übersprudelnde Sinnlichkeit, unverwüstliche Lebensfreudigkeit, scharfe Beobachtungsgabe, unermessliches Wissen, reiche Erfahrung und Menschenkenntnis, mit diesen Gaben ausgestattet unternahm es Meister François Rabelais in seinen satirischen Abenteuerromanen Gargantua und Pantagruel die untergehende Welt des Mittelalters, die Zeit der „gothischen Finsternis", der hoffnungsvollen, von der aufgehenden Sonne der Renaissance bestrahlten Gegenwart gegenüberzustellen.[1]) Rabelais wäre ein Satiriker und Menschenbeobachter in der Art Molière's oder La Bruyère's geworden, hätte ihm nicht die Natur die seltene Gabe der schaffensfreudigen Phantasie geschenkt. In einer Litteratur, die seit den ältesten Zeiten den Menschen und reinmenschliche Verhältnisse zu ihrem Objekte wählt, sich nur ungern über die Sphäre des Menschlichen hinauswagt und auch da, wo ihr die übersinnlichen Gestalten der antiken Mythologie oder keltischen Sage begegnen, sie vermenschlicht, nimmt Rabelais eine eigenartige Stellung ein. Sind auch seine Werke reich an feinen Beobachtungen der Wirklichkeit, an realistischen Komödienszenen, die an Molière erinnern, so sehen wir ihn doch gerade in den ihm eigensten Teilen seiner Werke dem stolzen Fluge der Phantasie über unsern beschränkten Horizont hinaus folgend kühne Ausblicke in die fernste Zukunft thun oder unbekümmert um Wahrscheinlichkeit und unsere kleinlichen menschlichen Verhältnisse das Riesengeschlecht Grandgousier's und seiner Nachkommen auf den heimatlichen Fluren der Touraine sich bewegen und übermenschliche Thaten vollführen lassen. Aber auch in diesen Schöpfungen seiner Phantasie bleibt er dem nationalen Genius treu: scharfe Beobachtung der Wirklichkeit liegt ihnen zu Grunde. Gargantua, Pantagruel, der geniale Schurke

1) Vergl. Heinr. Schneegans: Geschichte der grotesken Satire. Strassburg 1894.

Panurge, sind keine sagenhaften, mythischen Wesen, sie sind trotz ihrer riesenhaften Gestalt so menschlich gedacht, dass die moderne Kritik in ihnen Zeitgenossen Rabelais' wiederzuerkennen glaubte. Die kühnsten Schöpfungen seiner Phantasie knüpfen an naturwissenschaftliche Beobachtungen an, die konsequent über das Mögliche und Wahrscheinliche hinaus weiterentwickelt werden. Von der Thatsache ausgehend, dass der Hanf und die aus ihm gedrehten Stricke dem Menschen unentbehrliche Hilfsmittel in seinem Kampfe gegen die Mächte der Natur geworden sind, führt Rabelais den Menschen von Sieg zu Sieg über die Errungenschaften der Gegenwart hinaus zu den Tagen einer fernen Zukunft, wo er mit Hilfe des Hanfes frei von den Banden der Materie sich zu den Sitzen der Götter erheben wird: das bescheidene Gewächs unserer Fluren wird dem phantasievollen Dichter zum Pantagruelion, der heiligen Pflanze, die der Held Pantagruel entdeckt und den Menschen als köstliche Gabe geschenkt hat. In der Beschreibung der Abtei Thélème hat er es unternommen den mittelalterlichen Klöstern, den von der Welt abgewandten Vorschulen zum jenseitigen Leben, einen weltlichen Prachtbau entgegenzustellen, als Vorschule zu einem freien Dasein im Sinne der Renaissance. Auch hier ging er von der Wirklichkeit aus, von den Schlössern der Touraine, die für lebensfrohe, kunstliebende Menschen gebaut waren. Seine Phantasie malte dieses eigenartige Klosterleben zu einem Bilde aus von gewaltiger Kühnheit, wenn wir es mit den Augen der Zeitgenossen betrachten. Fassen wir kurz die Ereignisse zusammen, die der Gründung von Thélème vorausgehen.

Rabelais hatte sich 1532 in Lyon als Arzt niedergelassen, nachdem er etwa 14 Jahre in einem Franziskaner-Kloster zugebracht, 6 Jahre lang in unregelmässiger Stellung als Priester und Arzt ein Wanderleben geführt hatte und 1530 in Montpellier seine medizinischen Studien fortgesetzt und als Baccalaureus zum Abschluss gebracht. In Lyon beginnt seine schriftstellerische Thätigkeit. Er gab 1532 einen kleinen anonymen Roman heraus, die „Grandes et inestimables cronicques du grant et enorme geant Gargantua". In der Art der mittelalterlichen Abenteuerromane wurden in den „grandes et inestimables cronicques" die Geburt, die Jugendthaten und Abenteuer des Riesen Gargantua, einer Gestalt der Volkssage des Mittelalters, erzählt, in schlichter, kunstloser Darstellung, aber vielleicht schon mit der Absicht, in der Gestalt des ungeschlachten Riesen die Ritter der höfischen Romane des Mittelalters und ihre masslose Kraftentfaltung zu verspotten, so dass wir die Entstehung des Büchleins in den Kreisen der Humanisten zu suchen

hätten. Der gewaltige Erfolg des Buches, von dem „in zwei Monaten mehr Exemplare verkauft wurden, als man Bibeln in neun Jahren verkaufen wird" nach Rabelais' eigener Aussage[1]), bewog ihn zunächst in seinen „Horribles et espouvantables faictz et prouesses du tres renommé Pantagruel, roy des Dipsodes, filz du grant geant Gargantua", unter dem Pseudonym Alcofribas die Thaten Pantagruels, des Sohnes von Gargantua, zu erzählen. Als Fortsetzung der Chronik konnte dieses erste Buch Pantagruel nicht gelten: erzählte die Chronik trocken, objektiv in der Art der damaligen Volksbücher, so trat schon in dem ersten Buch Pantagruel das rein sachliche Interesse an den Abenteuern des Helden zurück, die Charaktere waren vertieft; Pantagruel war nicht mehr ein plumper Riese, sondern wurde im Geiste der humanistischen Bildung auferzogen und kämpfte als Vertreter der neuen Zeit gegen die Mächte der Finsternis. Die groteske Komik, die nicht leicht karrikierend die lächerlichen Züge an den Menschen und Dingen hervorhebt, sondern sich in masslosen Uebertreibungen gefällt[2]), brachte in die Darstellung ein neues Element eigentümlicher phantastischer Poesie hinein. Die künstlerische Gestaltungskraft Rabelais' offenbarte sich in der Schöpfung des Panurge, in dem die List und Erfindungsgabe eines modernen Ulysses, aber auch alle niederen Triebe des Menschen verkörpert sind. Erst nach diesem ersten Buch Pantagruel verfasste Rabelais seinen Gargantua, der bestimmt war die alte Chronik zu ersetzen. Mit diesem Buch und den folgenden Büchern des Pantagruel hat Rabelais, wie die epischen Dichter des Mittelalters, einen Epencyclus geschaffen, der zwar ursprünglich eine Parodie der mittelalterlichen Romane sein sollte, aber selbst ein Geschlecht von lebenskräftigen, wahrhaft epischen Figuren hervorbrachte. Im Gargantua ist das stoffliche Interesse noch geringer als im Pantagruel. Die Thaten Gargantua's geben Rabelais den Anlass, in lebensvollen Bildern von unverwüstlicher Komik die alte Zeit der neuen gegenüberzustellen. Die geistlosen Pedanten mit ihrer rein formalen, äusserlichen Auffassung der Wissenschaft und Religion, denen der junge Gargantua zunächst anvertraut wird, werden durch feingebildete Humanisten ersetzt, dem scholastischen Unterricht folgt eine bis ins Einzelne weise geregelte Erziehung, welche die Kräfte des Geistes und Körpers harmonisch ausbildet, das Gemüt des Knaben veredelt, seinen religiösen Sinn vertieft. Ein Aufenthalt Gargantua's in

1) Prolog zu Buch II.

2) Vgl. Heinrich Schneegans: Geschichte der grotesken Satire. Einleitung.

Paris, wo er seine Studien fortsetzt, wird durch den Krieg gewaltsam unterbrochen, mit dem ein streitsüchtiger Nachbar, König Picrochole, das Reich Grandgousier's, Gargantua's Vaters, überzieht. Wiederum versteht es Rabelais der Erzählung dieses Krieges eine tiefere Bedeutung zu geben. Picrochole ist der gewaltthätige mittelalterliche Eroberer, der einen geringfügigen Anlass benutzt, um den milden friedliebenden Grandgousier anzugreifen, während Grandgousier, der dem Wohle seiner Unterthanen seinen persönlichen Ehrgeiz unterwirft und umsonst den Zorn des Nachbars zu beschwichtigen sucht, der aufgeklärte moderne Herrscher ist, der das Schwert nur zieht, um sein Volk zu beschützen und auch nachdem der Krieg notwendig geworden, die rohe Gewalt durch kühnes, wohlberechnetes Vorgehen ersetzt und unnötiges Blutvergiessen nach Kräften vermeidet. Rabelais giebt seinem Helden einen neuen Kampfgenossen, Bruder Jean des Entommeures, eine der originellsten Schöpfungen des Dichters. Der Krieg, in dem gewaltige Heermassen zusammentreffen, die Riesen Grandgousier und Gargantua kämpfen, wird mit liebenswürdigem Humor von Rabelais in die Umgegend seines Heimatsorts, des Städtchens Chinon, in der Touraine, verlegt. Hier liegt die Abtei Seuillé, in der Rabelais seinen ersten Unterricht genossen hat. und die von den rohen Söldnern Picrochole's angegriffen wird. Die Mönche flüchten kleinmütig in die Kirche, beten und singen, während Bruder Johann allein mit wuchtigen Hieben in gewaltigem Ringen die Feinde auseinandertreibt und das Kloster rettet. Zur Belohnung für seine Tapferkeit will ihn Gargantua zum Abte von Seuillé ernennen. Jean antwortet, „que de moynes il ne vouloit charge ny gouvernement. Car comment, disoit-il, pourrays-je gouverner aultruy, qui moy mesme gouverner ne sçauroys“? Er bittet Gargantua eine Abtei nach seinen eigenen Ideen gründen zu dürfen. So entsteht die Abtei Thélème, die Abtei des „freien Willens“, in deren eingehende Beschreibung Rabelais seine eigene Lebensphilosophie, seine Ansichten über die Bestimmung des Menschen, über Religion und Moral niedergelegt hat.

Rabelais schildert naiv nach Art der mittelalterlichen Schriftsteller. Er sucht nicht durch das Wort, durch Vergleiche und Bilder den beschriebenen Gegenstand vor unser geistiges Auge zu zaubern, durch kunstvolle Gruppierung der einzelnen Teile einen Gesamteindruck des Ganzen zu geben. Die Schilderung ist trocken genau, der Künstler zeigt sich nur in der glücklichen Wahl des Ausdruckes, dem verständnisvollen Erfassen der Prinzipien der Baukunst. Die Beschreibung ist so ausführlich, dass man versuchen konnte, Rabelais' Traum wenigstens

auf dem Papier zu verwirklichen [1]). Die herrlichen Königsschlösser der Renaissance, mit ihrer kunstvollen Verbindung gothischer Burganlagen und der reichen Ornamentik der Renaissance, sind die Vorbilder, nach denen Rabelais sein Kloster beschrieben hat. Thélème erinnert an das Schloss Chambord in der ursprünglich geplanten Anlage mit seinen gewaltigen Ecktürmen und dem Innenhof und noch mehr an das vom Minister Ludwigs XII dem Kardinal d'Amboise bei Rouen erbaute Schloss Gaillon, in dem wir ausser den Ecktürmen, den mehrstöckigen Façaden auch den Innenhof mit dem Springbrunnen und den offenen Hallen finden [2]). Der Idealbau Thélème's erhebt sich auf dem Ufer der Loire, mitten im „Garten Frankreichs", der Touraine, die mit ihrem milden Klima, ihrem üppigen Reichtum zu freiem, heiterem Lebensgenuss einläd. Er bildet ein gewaltiges Sechseck mit Ecktürmen und einem Innenhof. Jeder der sechs Flügel ist 312 Schritte lang und hat sechs Stockwerke mit den Kellerräumen. Drei Flügel im Osten werden von Frauen bewohnt, zwei im Westen von Männern; 9332 Zimmer, in kleine Wohnungen verteilt, die auf grössere gemeinsame Säle münden, stehen den Thelemiten zur Verfügung. Ein Flügel enthält die „librairie", die Bibliothek, die in fünf Abteilungen die Werke der sechs Litteratursprachen der Zeit, Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch und Spanisch so vereinigen, dass wohl die italienischen und spanischen Bücher zusammen eines der Stockwerke füllen. Ein anderer Flügel enthält Bildergalerien mit Darstellungen aus der Geschichte und „descriptions de la terre", womit höchst wahrscheinlich künstlerisch ausgeführte geographische Karten gemeint sind, die durch figürliche Darstellungen belebt waren. Zwei breite Eingänge führen zu den Wendeltreppen des Galerie- und des Bibliothekbaues, während eine besondere Treppe in jedem der übrigen Flügel den Zugang zu den Zimmern ermöglicht. Offene Säulenhallen [3]) mit Gemälden und Hörnern von Hirschen, Nilpferden und andern Merkwürdigkeiten umgeben den Innenhof, in

1) s. die sehr schönen Zeichnungen und Pläne in Heulhard, Rabelais, ses voyages en Italie, son exil à Metz. Paris 1891. Ausserdem die Werke von Gebhart, Stapfer, René Millet (Rabelais in der Sammlung Les grands écrivains français 1892) der Kommentar von Regis zu seiner Uebersetzung der Werke Rabelais' Leipzig 1839.

2) La France artistique et monumentale ouvrage publié sous la direction de M. Henry Havard. Bd. IV, S. 161 ff. — Wilh. Lübke: Geschichte der Renaissance in Frankreich. Stuttgart 1885, S. 69 ff.

3) Auch in dem Schlosse Blois finden sich nach italienischem Vorbilde solche offene Säulenhallen (s. Havard: La France artistique et monumentale, Bd. III, S. 1), auch in Chambord (s. ib. S. 169).

dessen Mitte ein kunstvoller Brunnen sich erhebt, den eine Gruppe der drei Grazien schmückt.

Bei der Beurteilung dieser interessanten Kapitel muss man berücksichtigen, dass Rabelais das Gegenstück zu einem mittelalterlichen Kloster, ein „anti-monastère“, beschrieben hat. Manche Eigentümlichkeiten des Baues und der Klosterregel sind nur als scherzhafte Antithesen aufzufassen, so folgende Bestimmung: „Dadventaige, veu qu'en certains convens de ce monde est en usance, que si femme aulcune y entre (i'entendz des preudes et des pudicques), on nettoye la place par laquelle elles ont passé, feut ordonné que si religieux ou religieuse y entroit en cas fortuit, on nettoyeroit curieusement tous les lieux par lesquelz auroyent passé“. Zunächst fällt die Pracht des Baues auf. „Besagter Bau war hundertmal prächtiger als Bonivet“ schreibt Rabelais und schliesst in den späteren Ausgaben Chambourg (j. Chambord) und Chantilly, die jüngst errichteten z. T. noch im Entstehen begriffenen Lustschlösser des Königs und des Herzogs von Montmorency an. Thélème liegt frei, zwar in der Ebene, aber doch mit seinen fünf Stockwerken einen weiten Ausblick gewährend; keine den Blick und die Seele beengende Klostermauer schliesst die Bewohner von der Aussenwelt ab, denn „ou mur y ha, et devant et derriere, y ha force murmur, envie et conspiration mutue“. Die weissgetünchten Wände der Klöster sind durch farbenprächtigen Marmor und kostbares Gestein ersetzt. Die Dachfirste sind mit vergoldeten Figuren geschmückt, „figures de petits manequins et animaulx bien assortiz et dorez“, die Decken der Zimmer sind korbhenkelförmig gewölbt oder mit feiner Stuckarbeit verziert, die Hallen ruhen auf Säulen von Porphyr. Liegt es im Geiste der mittelalterlichen Mönchsorden übertriebene Bequemlichkeit ängstlich zu vermeiden, so bemerken wir im schroffen Gegensatz dazu in der Architektur und den Inneneinrichtungen Thélème's einen bemerkenswerten Sinn für das, was wir heute Komfort nennen, dem selbst in den prächtigsten Bauten der Renaissance nur selten Rechnung getragen wurde. Die Wasserspeier, die wir nach mittelalterlicher Weise noch in dem Königsschlosse Blois[1]) finden, sind durch bunt bemalte Dachtraufen ersetzt, welche das Regenwasser in die nahe Loire leiten und zugleich durch ihren Farbenschmuck, Gold und Azurblau, die Façade beleben. Die Haupteingänge sind auffallend breit, mit prächtigen Thorbögen geschmückt, während in Blois z. B. das Hauptthor mit der Reiterstatue Ludwig XII[2]) unter gothischem

1) s. Havard: La France artistique et monumentale, Bd. III, S. 13, 16.
2) ib. S. 13.

Baldachin trotz der Schönheit der Einzelheiten eng und gedrückt erscheint. Die Haupttreppe ist so geräumig „que six hommes d'armes la lance sur la cuisse pouvoient de front ensemble monter iusques au dessus de tout le bastiment“. Die Stufen sind 22 Fuss breit aus Porphyr und numidischem Stein und grünem Marmor, nur drei Finger hoch, zwischen je zwölf Stufen sind Absätze, die dem Aufsteigenden gestatten auszuruhen; breite Fenster erhellen das Treppenhaus, dessen oberer Abschluss durch eine Laterne[1]) gebildet ist, und gewähren Ausblicke auf die umliegende Landschaft. Die engen Klosterzellen sind durch kleine Wohnungen ersetzt, jede mit eigener Kapelle und einem Ausgang auf die gemeinsamen Räume. Die Zimmer selbst sind mit ausgesuchter Pracht und zugleich wohnlich eingerichtet: je nach der Jahreszeit werden die Wandtapeten gewechselt, grüne Teppiche bedecken den Fussboden, Stickereien die Betten. In den Hinterkammern stehen Spiegel in schönen mit Perlen verzierten Rahmen „so gross, dass man sich drinn in Lebensgrösse von Kopf zu Fuss beschauen konnte“. Im Gegensatz zur mittelalterlichen Askese herrscht hier die peinlichste, raffinierteste Sauberkeit und Pflege des Körpers. Vor den Zimmern der Frauen stehen Haaraufputzer und Parfümeure „durch deren Hände die Männer gingen, wann sie die Frauen besuchen wollten“, und die zugleich die Zimmer mit wohlriechenden Essenzen alle Morgen besprengen Noch schroffer ist der Gegensatz zwischen den Bewohnern eines mittelalterlichen Klosters und den Thelemiten. Sind die Klöster in jener Zeit des Verfalls zu Zufluchtsorten für Menschen, die wegen ihrer Hässlichkeit und körperlicher Gebrechen oder ihrer Armut in der Welt unbrauchbar waren, so birgt Thélème nur schöne Menschen, Frauen und Männer, die zwar getrennt wohnen, aber sich täglich in freier ungezwungener Weise treffen. Keine Klostergelübde binden sie, sie sind reich, frei und können heiraten. Mit 10—15 Jahren werden die Mädchen zugelassen, mit 12—13 Jahren die Jünglinge. Wann er will, kann Jeder das Kloster verlassen und heiratet dann die, die ihn zu ihrem „dévot“, ihrem Getreuen, auserkoren. Das Kloster ist eine Zufluchtstätte für Lebensmüde, die die Last und die Sündhaftigkeit der Welt nicht ertragen können und den Blick von der Erde nach Oben wenden. Thélème soll edle, tugendhafte Menschen erziehen, nicht etwa zum egoistischen Genuss, sondern zur Bethätigung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte, als Vorschule zum Leben. Weil sie gelernt haben

1) Eine berühmte „Laterne“ überragt das Schloss Chambord.

einander zu dienen so „fuhren sie, sagt Rabelais, im Ehestand noch besser damit fort und liebten einander am letzten Tage ihres Lebens wie an dem ersten Hochzeittage“. Womit die Thelemiten die Mussestunden des Klosterlebens füllen, das lehrt uns ein Blick auf Thélème und die Umgebung der Abtei. Das Studium der alten und modernen Litteraturen in der Klosterbücherei, Musik, die Unterhaltung, die in den höfischen und humanistisch gebildeten Kreisen des 16. Jahrhunderts und später in den Salons des 17. Jahrhunderts zu einer Kunst wurde, der freie, ungezwungene Verkehr beider Geschlechter, bilden und adeln den Geist. Die Thelemiten lesen, schreiben, singen, spielen wohllautende Instrumente, sprechen fünf oder sechs Sprachen und verstehen es in ihnen zu dichten in Liedform oder ungebundener Rede: „Jamais ne feurent veuz chevaliers tant preux, tant gualans, tant dextres à pied et à cheval, plus verdz (kräftiger), mieulx remuans, mieulx maniant tous bastons, que la estoyent. Jamais ne feurent veues dames tant propres, tant mignonnes, moins fascheuses, plus doctes à la main, à l'agueille, a tout acte muliebre honneste et libre, que la estoyent“. Dass sich in dieser Schilderung eines vollkommenen, edelsten Lebensgenuss erstrebenden Daseins das Leben verklärt wiederspiegelt, das an den Höfen der italienischen Fürsten der Renaissance herrschte, sucht Zumbini in einem geistvollen Essai über die Abtei Thélème nachzuweisen (Studi di letterature straniere. Firenze 1893 p. 217 ff.); er möchte in der Darstellung Rabelais' direkte Anklänge an die Schilderung der „Isola di Alcina“ in Ariosto's Orlando Furioso erkennen. Allerdings bietet das Hofleben der mittelalterlichen Fürsten Frankreichs keine Vorbilder zu der von ganz neuem Geiste beseelten Schilderung Rabelais. Aber in Frankreich selbst hatte sich unter dem Einfluss der italienischen Renaissance in dem Kreise des weltlichen und geistlichen Adels eine höhere, Wissenschaft und Kunst in sich vereinigende Lebensauffassung ausgebildet, und hier konnte Rabelais Anregungen finden. Nach seiner Flucht aus dem Kloster Fontenay besuchte er seinen hochgebildeten Freund, den Bischof von Maillezais, der auf dem prächtigen Schlosse Ligugé einen Kreis von Humanisten versammelte. Später kamen dann die Erfahrungen in Italien hinzu, und aus allen den Eindrücken bildete sich in Rabelais' Seele das Traumbild Thélème. Ariosto's Schilderung fehlt der ernste Hintergrund und die tiefere Bedeutung, die aus Thélème gleichsam eine Hochschule zum Leben machen, so dass ich an einen direkten Zusammenhang Rabelais' und Ariosto's nicht denken möchte.

Ein Lustgarten mit einem Labyrinth, eine Rennbahn, ein Hippodrom,

ein Theater, Badeanlagen, Spielplätze, ein Wildpark geben den Thelemiten reichlich Gelegenheit, sich in allen ritterlichen Künsten zu üben. Hier liegt der tiefste Gegensatz zwischen dem mittelalterlichen Kloster und Rabelais' Thélème. Im Kloster unterliegt die Freiheit des Individuums einer strengen Regel, der Wille wird gebrochen, der Geist soll von den Banden des Fleisches befreit werden; Thélème, das Kloster des „freien Willens“, erstrebt harmonische Ausbildung des Geistes und Körpers, will das durch die mittelalterliche Askese gestörte Gleichgewicht der Kräfte im Menschen wiederherstellen, ganz im Sinne der Renaissance das Individuum sich frei entfalten lassen. Jeder soll seine Zeit einteilen, wie es ihm passt; keine Uhr, keine Glocke soll, die Freiheit des Einzelnen störend, in Thélème ertönen. Rabelais, der im Kloster seine Zeit mit wissenschaftlichen Studien zugebracht hatte, mochte oft die Störung durch das Glockengeläute schmerzlich empfunden haben. Gargantua lässt er sagen: „la plus vraye perte du temps qu'il scenst estoit de compter les heures. Quel bien en vient il? et la plus grande resverie du monde estoit soy gouverner au son d'une cloche, et non au dicté de bon sens et entendement“. Damit war alles Mechanische, Gewohnheitsmässige aus dem Leben der Thelemiten entfernt. Waren die Anlagen, die grössere Klostergemeinden umgeben, Mühlen, Vorratskammern, Schuster-, Schneiderwerkstätten dazu bestimmt die Mönche von der Aussenwelt zu trennen, so ist auch Thélème mit ähnlichen Bauten umgeben, die die Bewohner mit Nahrung, Kleidung, allen Luxusgegenständen versorgen und ihnen auch die materielle Freiheit und Unabhängigkeit von den Zufälligkeiten der Welt und des Handels sichern.

Thélème ist der Traum eines Humanisten, eines gelehrten Mönches, der sich von den Fesseln der Vergangenheit freigemacht hat, und sich eine Welt ausmalt, in der die Anschauungen, künstlerischen Bestrebungen, die Prachtliebe, die Ruhmsucht, der „gran disio d'eccellenza“, der Individualismus der Renaissance zur vollen, ungestörten, rücksichtslosen Entfaltung kommen. Thélème ist nicht ein Kapitel eines Staatsromans in der Art der Utopia von Thomas Morus, der von der Beobachtung der Wirklichkeit ausgehend und mit stetem Hinweis auf wirkliche Zustände, eine auf Vernunft und Gerechtigkeit gegründete Staatstheorie entwickelt. Auch wenn die Träumereien Rabelais' ausführbar wären, so würde Thélème doch nur eine Art Akademie, in der eine Schaar Auserlesener „καλοκάγαθοί“ in den Ideen der Renaissance erzogen würden. Und trotzdem bleibt Thélème eines der interessantesten Documente der aufstrebenden Renaissance in Frankreich, jener kurzen, an

Hoffnungen reichen Zeit, in der die humanistische und die religiöse Bewegung Hand in Hand gingen und Männer wie Rabelais daran denken konnten innerhalb der bestehenden Kirche und Gesellschaft die Reform durchzuführen. Erst als Calvin und die Reformatoren die neue Kirche gründeten, ihr ein festes Dogma gaben, da trat der prinzipielle Gegensatz des Humanismus und der Reform klar zu Tage[1]). Beide Bewegungen stimmten darin überein, dass sie über das Mittelalter zurück auf die Urquellen, die antiken Schriftsteller einerseits, die Bibel andererseits, zurückgingen, die philologische Kritik wurde das unentbehrliche Hilfsmittel der theologischen Studien. Aber beide Bewegungen gingen von einer verschiedenen Auffassung der menschlichen Natur aus: waren die Humanisten von der heidnischen Idee erfüllt, dass der Mensch von Natur gut ist und das Recht und die Pflicht hat, die ihm von der Natur geschenkten Kräfte des Geistes und Körpers frei zu entfalten und zur Beglückung des Einzelnen und der Gesamtheit zu gebrauchen, so gingen die Reformierten auf die strengste Form des christlichen Dogmas zurück, die Unfähigkeit des sündigen Menschen ohne die Hilfe der göttlichen Gnade selig zu werden, die Nichtigkeit der guten Werke. Vor die Wahl gestellt, sich von der Kirche zu trennen und sich einem noch strengeren Kirchenregiment zu unterwerfen oder im Schosse der Kirche zu bleiben und sich auf das Gebiet der Kunst und Wissenschaft zurückzuziehen, gaben die meisten Humanisten den Kampf auf: Ronsard, du Bellay und die anderen Dichter der Plejade sind treue Anhänger der bestehenden Kirche, trotz des heidnischen Charakters ihrer Werke. Rabelais öffnet noch die Thore Thélème's den Reformierten, den Anhängern der „foy profonde", vermeidet aber in den späteren Büchern des Pantagruel Ketzereien und wird schliesslich ein Gegner Calvins. Entdecken seine Feinde Heresien in seinen Werken, so sind es keine protestantischen Ideen sondern heidnische, platonische oder epicureische Ansichten. Die Beschreibung Thélème's ist vor dem Bruch zwischen dem Humanismus und der Reform entstanden; sie vereinigt Gegensätze, die sich ausschliessen. Rabelais konnte nicht wie die italienischen Humanisten, mit denen ihn Zumbini in der oben erwähnten Abhandlung vergleichen möchte, in poetischer aber im Grunde frivoler Weise das christliche Dogma mit epicureischer Lebensauffassung verbinden und wie Laurentius Valla in seinem „de voluptate ac de vero

---

1) s. H. Hauser: De l'humanisme et de la Réforme en France in Revue historique LXIV, S. 258.

bono" in der Auferstehung des Leibes ein mit „immensam voluptatem" verbundenes Aufstreben zu einem paradiesischen Dasein sehen, in dem der auf Erden unvollkommene und nur erträumte Lebensgenuss zur Wirklichkeit wird. Rabelais ist zu tief in die strenge Lehre der Reformierten eingedrungen; nichts hilft ihm über die Kluft hinüber, er gibt bald den Kampf auf und bildet sich eine von Dogmen freie natürliche Religion, die in dem Glauben an einen gütigen, die Natur, die sein Werk ist, nicht verleugnenden Gott gipfelt und den religiösen Vorstellungen in Rousseau's Profession de foi du vicaire savoyard nahe steht. An diesen Zwiespalt zwischen dem freien aufstrebenden Gedanken, der antiken auf Lebensgenuss und Entfaltung des Individuums ausgehenden Lebensauffassung und der mittelalterlichen Form krankt die Litteratur der französischen Renaissance und die geistige Entwicklung Frankreichs in den folgenden Jahrhunderten. Es war ein Verhängnis, dass die Formen, in denen eine Reform der Kirche versucht wurde, der Calvinismus im 16. Jahrhundert, der Jansenismus im 17. Jahrhundert, durch ihre dogmatische Strenge und ihren engherzigen Rigorismus die nach Freiheit strebende Elite und die Menge der Gläubigen gleich abstiessen, sodass eine Einigung auf dem Gebiet der Religion und der Moral nicht möglich wurde, und der verhängnisvolle Zwiespalt zwischen der libre pensée und der bestehenden offiziellen Kirche zu der Isolierung der auf der klassischen Kultur beruhenden Litteratur innerhalb der Nation hinzutrat. Weder in ihrem Leben noch in ihren Werken erreichten die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts jene wohlthuende Harmonie, welche die Grundlage klassischer Schönheit bildet. Ronsard schwankt zwischen heidnischer Naturverehrung und katholischem Fanatismus; Bonaventure Despériers endet in geistiger Umnachtung; Etienne Dolet stirbt auf dem Scheiterhaufen, ein Opfer der Zeitumstände, kein Märtyrer; die edle Königin Margaretha von Navarra findet weder im alten noch im neuen Glauben die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse und sucht auf den einsamen Pfaden der Mystik die Vereinigung mit Gott, nach der sie mit fast sinnlicher Leidenschaft strebt. Auf Rabelais selbst, der trotz seiner dem weltlichen zugewandten Gesinnung das Priestergewand von den Schultern nicht abzuwerfen wagt, lasten die Fesseln der Tradition. Seinen Frère Jean des Entommeures, den Gründer Thélème's, will er den egoistischen und unwissenden Mönchen der Zeit als Ideal gegenüberstellen und schafft in dieser kraftstrotzenden Gestalt das gerade Gegenstück zu einem Mönch, die verkörperte Negation des Mönchtums. Thélème selbst ist wie das Symbol jenes Zeitalters der Renaissance, das

umsonst nach einer harmonischen Verbindung des Alten mit der Fülle neuer Gedanken rang. Schon die äussere Anlage des Klosters zeigt die Vereinigung mittelalterlicher gothischer Elemente mit den antiken Formen: der ganze Bau mit den sechs Ecktürmen, die wir noch an dem Schlosse Chambord z. B. wiederfinden, seinen sechs Flügeln, der gewaltigen Höhe der fünf Stockwerke erinnert noch an die für die Verteidigung zweckmässige, hier aber für ein Lustschloss wie Thélème zwecklose Burganlage des Mittelalters, während es im Geist der Architektur der Renaissance lag den Grundriss der Paläste einfach, übersichtlich, die Façaden breit und imposant anzulegen. Trotz seines Widerwillens gegen das Klosterleben ist Rabelais noch so sehr in den Ideen des Mittelalters befangen, dass er den mittelalterlichen Rahmen beibehält, das Zusammenleben in demselben Bau, während die consequente Durchführung seiner Ideen ihn dazu geführt hätte, für seine freien, modernen Menschen entsprechende Wohnstätten zu finden, die dem Einzelnen seine Freiheit bewahrt hätten, ohne das Band zu lösen, das sie vereinigen sollte, etwa Anlagen, wie wir sie in den Beguinenklöstern noch jetzt in Belgien finden. Aber Rabelais war selbst Mönch gewesen und hatte offenbar neben den Unbequemlichkeiten des Klosterlebens die Wohlthaten der klösterlichen Gemeinschaft genossen, die Befreiung von den materiellen Sorgen des Daseins, und konnte sich daher das Zusammleben einer Gemeinde wie die der Thelemiten nicht anders denken als in einem Kloster. Auch in der Tracht seiner Thelemiten behält Rabelais mittelalterliche Ideen bei: die Thelemiten kleiden sich zwar mit der ganzen verschwenderischen Pracht der Renaissance, sieben Schiffe führen ihnen jährlich aus den neuentdeckten Erdteilen Ladungen von Gold, Seide, Perlen und Edelsteinen zu; anfangs war auch jeder frei sich zu kleiden, wie es ihm gefiel; später aber wird eine nach den Jahreszeiten wechselnde Ordenstracht eingeführt und täglich nach der Wahl der Frauen die Farben der Bänder und Schleifen bestimmt. Zu welchen Excessen der „disio d'eccellenza“ schöne, weltfrohe Menschen geführt hätte ohne diese Regelung der Tracht, sah Rabelais ein; wie er sich aber die Möglichkeit der Uniformierung seiner Thelemiten gedacht hat, ist nicht zu begreifen; welchen unerträglichen Zwang er damit den Einzelnen auferlegte, hat er ganz übersehen. Neben diesen Resten mittelalterlicher Denkweise offenbart sich das moderne, humanistische Ideal schon in Aeusserlichkeiten: auf die Bequemlichkeit und Zweckmässigkeit des Baues der Thore, Treppen, der Zimmereinrichtungen haben wir bereits hingewiesen. Viel wichtiger ist die Thatsache, dass die Kirche in

Thélème fehlt und dass sie durch kleine Kapellen ersetzt ist. Man hat ein Zeichen der religiösen Indifferenz Rabelais' in dem Fehlen einer gemeinsamen Kirche erblicken wollen, oder eine versteckte Anspielung auf die protestantischen Andachten, wie sie z. B. in den Zimmern der Königin Margaretha von Navarra abgehalten wurden. Zahlreiche Stellen des Romanes Pantagruel widerlegen den Rabelais gemachten Vorwurf der religiösen Indifferenz oder des Atheïsmus: mag er auch die Mönche, die mittelalterliche Theologie und ihre Hüter, die Sorbonnisten, mit der ganzen Gewalt seines vernichtenden Witzes verfolgen und in den letzten Büchern sich auch an Calvin wegen der Verurteilung seines Romans gerächt haben, so bekennt er an vielen Stellen seiner Werke sein schlichtes, aufrichtiges Vertrauen auf Gottes Hilfe. Weder Gargantua noch Pantagruel versäumen es vor jedem wichtigeren Unternehmen Gottes Hilfe anzurufen. Der Gesandte, den Grandgousier zu Picrochole schickt, um ihn zu überreden den ungerecht unternommenen Krieg aufzugeben, findet seinen Herrn „knieend, barhäuptig, in einer Ecke seines Arbeitszimmers niedergebeugt, zu Gott flehend, er möge den Zorn Picrochole's erweichen und ihn zur Vernunft zurückführen, ohne Anwendung der Gewalt" (Buch I Kap. 32). Die Lektüre und Interpretation der Bibel bildet einen Hauptgegenstand des Unterrichts des jungen Gargantua (Buch I Kap. 23); vor der Ausfahrt der Flotte, die Pantagruel und seine Begleiter zu dem Orakel der göttlichen Flasche führen sollte, hält Pantagruel auf dem Admiralsschiffe eine „kurze und fromme Ansprache, ganz gegründet auf Sprüchen aus der heiligen Schrift, betreffend die Schiffahrt. Und als diese zu Ende war, da wurde laut und deutlich zu Gott gebetet und alle Bürger und Städter von Thalasse, die auf der Werfte zusammengelaufen waren, um der Ausfahrt beizuwohnen, sahen und hörten es. Nach dem Gebet wurde der Psalm des heiligen Königs David, der anfängt: „Als Israel aus Egypten zog", melodiös gesungen." Darauf erst wird ein feierliches Mahl veranstaltet (Buch IV Kap. 1). Auch während eines schrecklichen Sturmes verläugnet Pantagruel seine Gottesfurcht nicht: er kämpft mutig gegen die Gewalt der Fluten und unterwirft sich demütig unter den Willen Gottes (Buch V Kap. 19). Das Fehlen der Kirche in Thélème, die Verlegung der religiösen Andacht in das „Kämmerlein" der einzelnen Thelemiten scheint vielmehr anzudeuten, dass Rabelais von einer Religion träumte, die nicht mehr Sache des Staates oder einer offiziellen Kirche gewesen wäre, einer innerlichen, persönlichen Religion. Auf den Thoren Thélème's steht eine Inschrift in Versen, die den Eintritt in das Kloster den Dunkelmännern verbietet,

den „hypocrites, bigotz, vieulx matagotz", so gut wie den blutdürstigen, ungerechten Richtern, den Wucherern, den Verläumdern und Wüstlingen, und alle edlen, schönen Menschen zum Eintritte auffordert, wobei auch die evangelischen Prediger erwähnt werden:

Cy entrez, vous, qui le sainct Evangile
En sens agile annoncez, quoy qu'on gronde,
Ceans aurez ung refuge et bastille
Contre l'hostile erreur, qui tant postille
Par son faulx style empoisonner le munde:
Entrez, qu'on fonde icy la foy profonde.
Puys qu'on confonde, et par voix et par rolle,
Les ennemis de la saincte parolle.

La parolle saincte
Ja ne soit exteincte
En ce lieu tressainct.
Chascun en soit ceinct
Chascune ait enceincte
La parolle saincte.

Bei dem Bau Thélème's wird eine Metalltafel mit einer rätselhaften Inschrift entdeckt, einer „Enigme en prophétie". Dieses Rätselgedicht, ursprünglich das Werk des Hofdichters Melin de St. Gelais, verkündigt in absichtlich dunkler Sprache für die nächste Zeit (cest hyver prochain, sans plus attendre, — Voyre plustost . . . .) das Auftreten von Verführern, die zwischen Freunden, zwischen Eltern und Kindern Unfrieden säen werden; die ganze Welt wird in Aufruhr sein, Erdbeben und Hochfluten, Sonnenfinsternis werden eintreten bis „l'aspre chaleur d'une grand flamme esprinse" sich in der Luft zeigen und Frieden bringen wird. Mögen dann die Auserlesenen mit Himmelsmanna gesättigt werden und die „Andern" darben, damit ein jeder „ayt son sort prédestiné". Selig ist der „qui en fin pourra perseverer!" Der Sinn des ganzen Gedichtes wird klarer, wenn man es mit den offenbar vorbildlichen Prophezeiungen Jesu im Evangelium Matthaei XXIV v. 4 ff. zusammenhält, wo Jesu vor den Verführern warnt, die Unfrieden stiften werden, von den Blitzen und Erdbeben und der Finsternis spricht, die seine Ankunft verkünden werden, von dem „Zeichen des Menschensohns", das am Himmel erscheinen wird. Der Schlussvers des Gedichtes „O qu'est a reverer — Cil qui en fin pourra perseverer" ist die wörtliche Übersetzung von Matth. XXIV, v. 13: „Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig werden". Rabelais bezieht aber die Prophezeiung nicht auf das Jüngste Gericht, sondern auf den Triumph des wahren Evangeliums der Liebe (l'aspre chaleur d'une grand flamme

esprinse) und Gargantua seufzt bei der Lektüre über die Verfolgungen, die den „gens reduictz (wörtlich „zurückgeführt") a la creance evangelicque" bevorstehen und preist die glücklich, die an ihrem Glauben nicht irre werden. Rabelais beeilt sich durch den Mund Bruder Johanns, der das ganze Gedicht auf einen harmlosen Wettkampf zwischen Ballspielern bezieht, seine gefährliche Erklärung unschädlich zu machen. Wir aber finden hier das Bekenntnis seines evangelischen Glaubens. Die Worte „sort prédestiné" (die aus späteren Ausgaben verschwinden) sind sogar reformiert im Sinne Calvins. Wie konnte aber Rabelais von Prädestination sprechen, nachdem er eben die Abtei des „freien Willens" geschildert? Nichts ist bezeichnender für den Seelenzustand Rabelais' in jener Zeit, als diese schwankende Stellung der wichtigsten und schwierigsten religiösen Frage gegenüber. Im Geiste sah er furchtbare Religionskämpfe voraus und verspricht denen, die in dem Streben nach der Wahrheit treu ausharren, den endlichen Sieg, eine Zeit der Duldsamkeit, wo Jeder, wie in Thélème, wie und wann er will, seine religiösen Bedürfnisse befriedigen wird. Diese „foy profonde", deren Vertreter noch zu keiner Kirchengemeinschaft vereinigt waren, sollte Herzenssache des Einzelnen sein. Eine so gefährliche, ketzerische Auffassung der Religion konnte Rabelais nur andeuten, daher wohl diese kurze, aber für uns bedeutungsvolle Erwähnung der Privatkapellen der Thelemiten. — Dass von Küchen und Weinkellern nicht die Rede ist, ist bemerkenswert und stimmt wenig zu dem traditionellen Bilde Rabelais', den man sich gern als einen weinseligen Epicureer vorstellt. Dass diese Auffassung falsch oder zum mindesten einseitig ist und im Widerspruch steht zu den Urteilen der Zeitgenossen, ist heute erwiesen. Rabelais hat die Küchen in Thélème nicht erwähnt, sie scherzhaft durch die gewaltigen Büchereien ersetzt zunächst im Hinblick auf die von ihm und den Zeitgenossen oft verspottete Genussucht der Mönche; wir dürfen aber in dieser offenbar nicht zufälligen Unterdrückung der materiellen Genüsse des Lebens einen Beweis erblicken für den Idealismus, zu dem sich Rabelais in jenen Kapiteln seines Romans bekennt, in denen er das dem Studium, edler Geselligkeit, ritterlichen Übungen gewidmete Leben der Thelemiten beschreibt.

Die Worte „FAY CE QUE VOULDRAS" bilden den einzigen Satz der Klosterregel Thélème's und zugleich scheinbar die Negation jeder Regel, die Proklamation absoluter Anarchie. Aber man würde Rabelais missverstehen, wenn man Thélème als eine Stätte des zügellosen Genusses und der Pflege eines selbstsüchtigen Individualismus auffassen wollte.

Auch der Utopist, als welcher der Realist Rabelais in diesen Kapiteln erscheint, konnte nicht übersehen, dass ein friedliches Zusammenleben wie das der Thelemiten nur möglich ist, wenn alle Glieder der Gemeinde sich unter eine strenge Regel unterwerfen in einer die Persönlichkeit vernichtenden Gleichheit, oder aber, wenn sie aus freiem Antrieb in aufopfernder Freundschaft einander dienen. Wie lässt sich aber diese letztere Forderung, die allein für Thélème's Bewohner denkbar ist, mit jenem der ganzen Gründung zu Grunde liegenden Prinzip der unbeschränkten Freiheit des Einzelnen verbinden, der nur den eigenen Willen als Norm seines Handelns anerkennt? „Par ceste liberté entrerent en louable emulation de faire tous ce qu'a ung seul voyoyent plaire. Si quelqu'ung ou quelqu'une disoit beuvons, tous beuvoyent. S'il disoit jouons, tous jouoyent. S'il disoit allons à l'esbat es champs, tous y alloyent. Si c'estoit pour voller (auf die Falkenjagd) ou chasser, les dames montées sus belles hacquenées, avecques leur palefroy guorrier (Paradepferd), sus le poing mignonnement enguantelé portoyent chascune ou ung esparvier ou ung laneret ou ung esmerillon: les hommes portoyent les aultres oyseaulx". Was in der hochentwickelten Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts durch strenge Selbsterziehung erreicht wurde, die Unterwerfung des Einzelnen unter eine allgemeine Norm, das Aufgehen der Persönlichkeit in der Gesellschaft, das sollten die Thelemiten aus freiem Antriebe thun und Rabelais schreibt den folgeschweren Gedanken, dessen ganze Tragweite er selbst nicht erkennen konnte: „Gens liberes, bien nayz, bien instruictz, conversans en compaignies honnestes, ont par nature ung instinct et aguillon qui tousjours les poulse a faictz vertueux, et retire de vice: lequel ilz nommoyent honneur. Iceulx, quand par vile subjection et contraincte sont deprimez et asserviz, destournent la noble affection par laquelle a vertu franchement tendoyent, a deposer et enfraindre ce joug de servitude. Car nous entreprenons tousjours choses défendues et convoitons ce que nous est denié". Ohne Hilfe der göttlichen Gnade, allein dem angeborenen Instinkte, der Stimme des Herzens und der Sinne folgend, vermag es also der Mensch, wenn er nur richtig geleitet wird und die Natur in ihm nicht erstickt wird, rechtschaffen, edel zu handeln und selbst den schwersten Versuchungen des Fleisches zu widerstehen. Damit ist aber das christliche Dogma der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur geleugnet und durch den antiken, naiven Glauben an die Reinheit der Natur ersetzt, der auch die Grundlage der religiösen Ideen Rabelais' bildet. Aber auch in diesem Punkte verbinden sich die antiken Ideen der Renaissance mit mittelalterlichen

Vorstellungen. Die Stimme der Natur, die den Thelemiten die Vorschriften der Moral ohne Zuthun der religiösen Erziehung eingeben soll, nennen die Thelemiten „honneur". Wir kennen den Begriff aus den allegorischen Dichtungen des Mittelalters, in denen Honneur als Träger der ritterlichen Tugenden den Helden im Kampfe gegen die Sünde und ihre Lockungen beisteht; „honneur" ist im Mittelalter die Frucht der ritterlichen Erziehung, die den Menschen befähigt, seinen eigenen Vorteil einer Idee oder auch dem Ruhme, der Liebe zu opfern. In der Vorstellung des Gründers von Thélème ist dagegen honneur ein dem Menschen angeborener Trieb. Auf der Überzeugung, dass dieses Bewusstsein des eigenen Wertes, dieser Ehrbegriff, göttlichen Ursprungs ist und den Menschen daher nur zum Guten und Schönen antreiben kann, beruht die Moral der Thelemiten. Wir haben hier keine willenlose Hingabe an die Stimme der Natur, keine krankhafte Sehnsucht nach der verlorenen Unschuld; Kultur, Wissenschaft und Kunst sind für Rabelais nicht die Quellen des Unglücks und des Lasters. Er hat nicht in einer Zeit der staatlichen Zersetzung, der Übersättigung geschrieben wie J. J. Rousseau, sondern in einer kühn aufstrebenden, kampflustigen Zeit. In der Pflege der Wissenschaft und der Kunst sieht er die Waffen, die die Fesseln des Mittelalters sprengen und die Unwissenheit und ihre Folgen, den Autoritätsglauben, den Fanatismus, aus der Welt schaffen sollen. So kann er seine Thelemiten mit Pracht, allen Errungenschaften der Kultur, in verschwenderischer Weise umgeben. Honneur wird sie vor Abwegen schützen. Das Gefühl des persönlichen Wertes, der Ehrbegriff, der in der Renaissance die rücksichtslose Pflege des Individuums zur Folge hatte und neben den herrlichsten Früchten auch den schrankenlosen Egoismus hervorgebracht hat, wird hier der Urquell aller Tugend, der Moral überhaupt. Die Beschreibung Thélème's ist der Hymnus eines enthusiastischen Humanisten, der von dem Trunke an der Quelle antiker Weisheit berauscht, in der Befreiung des Menschen von den Banden kirchlicher Moral, der Proklamation seines stolzen „FAY CE QUE VOULDRAS" für eine Elite geistig und körperlich hervorragender Menschen den Weg zur Tugend, zu einem menschenwürdigen Dasein erblickte.

Giuseppe Gioachino Belli und die römische Dialektdichtung.

Von

K. Vossler.

Kaum ein anderes Volk ist mit einem so kräftigen und natürlichen Realismus gesegnet wie das italienische. Wer die Kunst- und Litteraturgeschichte Italiens nur oberflächlich kennt, dem wird allerdings zunächst bloss der feine Sinn für Formschönheit, die Neigung zum abgerundeten und abgedämpften Klassicismus und ein gewisses Streben nach Schönmacherei ins Auge fallen, und er wird geneigt sein, den Sinn für das Wahre, Charakteristische, Individuelle und Realistische in der Kunst als ein patentiertes Erbteil der nordischen, speziell der germanischen Völker zu reklamieren. Und doch hat es gerade in der italienischen Litteratur zu keiner Zeit an derben Realisten gefehlt, nicht einmal in dem hochklassischen Cinquecento und ebensowenig im Jahrhundert des Marinismus und der Akademiker. Freilich muss zugegeben werden, dass in solchen Zeiten der Realismus nicht spontan auftritt, sondern meist nur als Reaktion, als Widerspruch, als Satire gegen die klassicierende Kunst. So nur erklärt sich das üppige Wuchern der burchiellesken und bernesken Poesie im 16. und das Aufblühen der Satire im 17. Jahrhundert, deren typischer Vertreter Alessandro Tassoni sein dürfte mit seinem komischen Heldengedicht vom geraubten Kübel (La secchia rapita). Die Rückkehr zum naiven und objektiven Realismus bahnt sich erst ganz langsam wieder an unter der Führung des Venezianers Carlo Goldoni, in dem wir zugleich einen der ersten bedeutenderen Dialektdichter Italiens kennen lernen. Goldoni hat zahlreiche Nachahmer gefunden, der würdigste und originellste Parteigänger seines Kunstideals ist ihm aber erst etwa 100 Jahre später erstanden in Giuseppe Belli. So unabhängig und verschieden an Begabung und künstlerischer Methode

die beiden immer von einander sein mögen, als Dialektdichter haben sie etwa dasselbe Programm verfolgt: das Völkchen ihrer Heimat mit seinen Sitten und Gebräuchen, mit seiner Art zu sprechen und zu denken in möglichster Reinheit und Treue vorzuführen.

Man kann nicht energisch genug auftreten gegen eine Auffassung, die seitdem Belli in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, immer noch als die landläufige gilt: nämlich dass er vorzugsweise und in erster Linie Satiriker sei. Der vielverdiente Verkündiger des litterarischen Ruhms und Herausgeber der Werke unseres Dichters, Luigi Morandi ist ohne es zu wollen und zu ahnen der Vater dieses eigentümlichen Vorurteils geworden: er hat in seiner geistreichen Einleitung zu Bellis Sonetten[1]) des längeren und breiteren von dem Hang und der Begabung des römischen Volks zur Satire gesprochen, und hat die Gelegenheit benützt, eine Geschichte des weltberühmten Meisters Pasquino[2]) zu versuchen, wobei er beim Gros der Leser unsern Giuseppe Belli in den Geruch eines Fortsetzers und Lehrlings des bösen Pasquino gebracht hat. Grundbedingung aller Satire aber ist die Subjektivität, und Belli ist einer der objektivesten Dichter, die es giebt. Die Bekanntschaft mit seinem Werk wird das zur Genüge bestätigen. Doch vorher einiges über sein Leben.

Giuseppe Gioachino Belli wurde geboren am 7. September 1791 in Rom als Sohn eines Subalternbeamten. Seine Mutter Luigia Mazio war die Tochter eines Bankiers. Die Familie Belli, dem päpstlichen Regiment und dem König von Neapel treu ergeben, hatte viel zu leiden unter der französischen Invasion, und als im Jahr 1803 der Vater starb, und sich die Mutter mit vier Kindern in Not und Armut allein sah, da begannen für den kleinen Giuseppe schlimme Tage und mit dem Tod der Mutter, der vier Jahre später erfolgte, verschärfte sich das Elend. Von den Verwandten spärlich gehalten und lieblos erzogen, gelang es ihm endlich, einen kleinen Posten als Buchhalter zu bekommen, aber schon im Jahr 1810 befand er sich wieder ohne Stellung. Dank der Empfehlung eines Freundes wurde er Sekretär im Dienst des Fürsten

---

1) I Sonetti Romaneschi di G.-G. Belli pubblicati dal nipote Giacomo a cura di Luigi Morandi. Unica edizione, fatta, sugli autografi. 6 Bände. Città di Castello. S. Lapi 1886—89 (2. Aufl. 1896) vol. I prefaz. p. CXXXV—CCXXVIII.

2) Ueber die Streitfragen, die sich daran knüpfen, orientiert in Kürze E. Bovet, le peuple de Rome vers 1840 d'après les sonnets en dialecte transtévérin de G. G. Belli, vol. I. Neuchâtel, Rome 1898 p. 14 ff. Vergl. auch die bibliogr. Übersicht ebenda, p. 406 ff., und die Recension von Cesareo im Giorn. stor. della lett. it. 1898, p. 400—415.

Stanislaus Poniatowski, wo er reichlich Gelegenheit fand, die Corruption der adeligen Kreise kennen zu lernen.

Früh schon hatte sich in dem Jüngling ein Hang zu Melancholie und Nachdenklichkeit bemerkbar gemacht, der in der Lektüre der Bibel, der Nebelgesänge des Ossian und der Nachtgedanken Young's seine reichliche Nahrung fand. Aber er müsste andererseits kein Italiener gewesen sein, wenn ihm der Geschmack an lärmender und ausgelassener Gesellschaft gefehlt hätte. Seine Melancholie wurde hier zum Sarcasmus, und die in der Einsamkeit gesammelten Beobachtungen entluden sich in Witzen, in Pantomimen und im Nachäffen aller Personen, die ihm in den Wurf kamen. Sein staunenswertes mimisches Talent und sein behender Witz machten ihn in kurzer Zeit bekannt und beliebt bei allen Spassvögeln von Rom. — Unseeliger Weise aber war er indessen auf das klassische Dichten verfallen, hatte schon einige religiöse und historische Gesänge verbrochen, und im Jahr 1813 veröffentlichte er gar ein langes Poem über die Florentiner Pest von 1348; und da er einer jener schlimmen Dichterakademien angehörte, der sog. Tiberina — die übrigens heute noch in Rom ihr Dasein fristet — so fehlte es ihm auch nicht an Beifall. Ja vielleicht ist es sogar diese akademische Muse gewesen, die ihm seine Ehefrau zugeführt hat. Maria Conti nämlich, eine reiche aber nicht mehr ganz junge Wittwe, verliebte sich in den geistreichen und bereits berühmt gewordenen jungen Mann. Belli hat ihre Neigung wohl nie ernstlich erwidert, und da er sich eben wieder stellungslos befand, nachdem er den Dienst des polnischen Fürsten verlassen hatte, so widerstrebte es seinem Stolz, eine Ehe einzugehen, wo er vom Geld der Frau hätte leben müssen. Als ihm diese aber ein kleines Amt verschaffte, gab er nach, und liess sich heiraten. In der That, er l i e s s sich heiraten. Der Vorwurf moralischer Schwäche und Indolenz kann ihm kaum erspart bleiben. Immerhin war nun auf lange Jahre hinaus seine Existenz gesichert, er hatte reichlich Gelegenheit zu reisen und sich zu bilden, und benützte sie. Von besonderem Einfluss auf seine weitere Entwickelung wurden Voltaire und Rousseau.

Im Jahre 1827, nachdem er bereits einige Sonette in romanesker Mundart verfasst hatte, lernte er die Dialektgedichte des berühmten und vielbewunderten Mailänders Carlo Porta kennen. Zweifellos hat ihn das Beispiel des Porta ermuntert in seinem Beginnen fortzufahren, und hat ihm vielleicht auch auf den richtigen Weg geholfen. Leider ist bis jetzt noch keiner von den Forschern, die sich mit Belli beschäftigt haben, der Frage näher getreten, in wie weit Belli von Porta abhängig

ist. Soviel steht aber fest, dass die Sonette, in denen der römische Dichter den lombardischen direkt nachahmt, von verschwindend kleiner Zahl sind. Ausserdem sind die beiden in ihrem ganzen Charakter und in ihrer künstlerischen Methode so verschieden von einander, als es nur ein Mailänder von einem Römer sein kann; und gerade das, was wir an Belli bewundern: seine absolute Objektivität würden wir vergebens suchen bei Porta.

Mit dem Jahr 1830, also im Alter von 39 Jahren, beginnt für Belli die Zeit der fruchtbarsten, rapidesten und genialsten Produktion. Von 1830—37 schuf er durchschnittlich 200 romaneske Sonette pro Jahr, und nach fünfjähriger Pause setzt eine neue Periode des Schaffens ein, die von 1843—47 dauert; dann schliessen ihm die politischen Ereignisse für immer den Mund. Wir besitzen von ihm im ganzen die schöne Zahl von ca. 2200 Sonetten. Um uns einen Begriff zu machen von der Grösse und Einheitlichkeit dieses imposanten Werkes, geben wir dem Dichter selbst das Wort — denn er war sich der eigenen litterarischen Bedeutung sehr wohl bewusst — und hören wir, wie er im Jahr 1831, also am Beginn seines Schaffens, sein künstlerisches Programm formuliert.

„Ich habe mir vorgenommen, ein Denkmal zu hinterlassen von der sogenannten „plebe di Roma.“ Dieser Plebs wohnt sicherlich eine gewisse typische Originalität inne. Ihre Sprache, ihre Ideen, ihre Seele, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Anschauungen, ihre Vorurteile, ihr Glaube und Aberglaube, kurz alles, was ihr eigen ist, trägt ein Gepräge, das sich stark abhebt von jedem anderen Volkscharakter. Diese Plebs konstituiert eben doch einen Teil jenes gewaltigen Roms voll feierlicher, ewiger Erinnerungen. Ausserdem schmeichle ich mir, dass meine Idee neu ist. Ein so farbenreiches Bild, wie ich es gebe, mag man über das Sujet denken, wie man will, hat bisher seines Gleichen noch nicht.

Unser Völkchen besitzt so wenig als jede andere Plebs weder eine rhetorische noch eine poetische Kunst. Alles entquillt spontan seiner lebhaften und kräftigen Natur, wie sie in ihrer Echtheit sich hat frei entwickeln können. Von ihren Anschauungen, ihren Sitten und ihrer Sprache gilt etwa dasselbe was von ihren Physiognomieen. Warum sind diese beim niederen Volke so verschieden von den Pysiognomieen der höheren Klassen in ein und derselben Stadt? Deshalb weil die Gesichtsmuskeln, von Erziehung und Anstand zur Bewegungslosigkeit verdammt, hier ungehindert der Gewalt der Leidenschaften und den Regungen des Affekts sich überlassen, und darum eine andere Entwicke-

lung nehmen, meist in der Weise, dass die Physiognomie sich dem Geist anpasst, der im Körper lebt, und Formen giebt. So wird das Antlitz zum Spiegel der Seele. . . . . Das niedere Volk hat also keine Kunst, und somit auch keine Poesie. Wenn es je eine solche anstrebt, so ist das ein forcierter Versuch, die Kunstpoesie nachzuahmen, und dann ist der Plebejer nicht mehr er selbst, er wird zu einer schlecht und tölpisch verkappten Gliederpuppe. Eine ihm eigene Poesie besitzt er nicht. Das haben alle diejenigen verkannt, die bisher in romanesken Gedichten sich versuchten. In ihren Leistungen offenbart sich das ganze Ringen der Kunst gegen die Natur und die schliessliche Niederlage der ersteren.

Die tägliche Umgangssprache des Römers ganz so, wie sie aus seinem Munde kommt darzustellen, ohne Schmuck, ohne die geringste Änderung, ohne auch nur eine syntaktische Inversion, oder eine Apokope, die dem Römer nicht geläufig wäre, kurz, aus dem einzelnen Fall eine Regel, aus dem Sprachgebrauch heraus eine Grammatik aufzustellen — das ist mein Ziel. Ich will nicht etwa eine Poesie des Volks, sondern die Konversation des Volks in meinen Sonetten geben. Rhythmus und Reim müssen sich gleichsam zufällig ergeben aus einem scheinbar natürlichen Zusammentreffen unstudierter Phrasen und alltäglicher Ausdrücke. Nichts korrigiertes, nichts modelliertes, nichts, was uns nicht schon im Ohr läge. Verse, die mit solchem Kunstgriff gegossen sind, müssen uns vorkommen, als erweckten sie statt neuer Eindrücke nur alte Erinnerungen. Und sollte es mir gelingen, mit diesen Mitteln des heimischen Colorits die Moral und das bürgerliche und religiöse Leben unseres Volks von Rom darzustellen, dann glaube ich ein Bild geschaffen zu haben, das dem vorurteilsfreien Auge nicht ganz wertlos erscheinen wird.

Nicht züchtig und nicht immer fromm, sondern eher bigott und abergläubisch wird Inhalt und Form sich zeigen. Aber so ist das Volk und dieses kopiere ich; weit entfernt ein Muster aufstellen zu wollen, entwerfe ich nur ein getreues Bild von etwas Bestehendem, das obendrein ohne Hoffnung auf Besserung dahin gegeben ist.“ [1])

Dies die Worte des Dichters. Und was er damals privatim sich und seinem Freund gelobte, hat er in glänzender Weise bis auf den letzten Buchstaben gehalten.

Zunächst in der Form: eine sozial und lokal so engbegrenzte Mundart wie die des transteverinischen Stadtviertels konnte ihrer ganzen

1) Das italienische Original findet sich abgedruckt in I Sonetti Romaneschi u. s. w. vol. I p. CCLXXXIX ff.

Beschaffenheit nach zu litterarischer Verwertung nur dann gelangen, wenn der Dichter auf die Darstellung eigener, ich möchte sagen ausser-transteverinischer Gedanken von vornherein verzichtete. Mit Schriftstellern wie Fritz Reuter oder Frederi Mistral, deren Bestreben es ist, aus einer ganzen Gruppe von Mundarten eine Litteratursprache herauszuarbeiten, hat unser Belli somit absolut nichts zu schaffen. Bei ihm spricht immer nur der Transteveriner, all seine Sonette sind Monologe oder Dialoge, und oft sprechen gar fünf und sechs und mehr Personen durcheinander. Jedes Gedicht ist eine kleine dramatische Scene voll unmittelbaren Lebens, wobei der eingeweihte Leser sich unwillkürlich die Handlungen und Gesten vorgezaubert sieht. Hugo Schuchardt in seinem Aufsatz über Belli [1]) macht dazu die folgende feine Beobachtung: „Welcher Deutsche hätte für ähnlichen Zweck durch soviel hundert Gedichte hindurch den Dialog gewählt? Wir sind reflexiv, die Romanen impulsiv; wir lieben es einsam, jene in Gesellschaft zu denken .... daher Schweigsamkeit bei uns fast, bei jenen durchaus nicht eine Empfehlung ist. Kurz die Bedeutung des Gesprächs, oder wenn wir den romanischen Ausdruck vorziehen, der Konversation ist eine verschiedene; während bei uns im Gespräch die Früchte des Nachdenkens an den Tag zu treten pflegen, pflegt den Romanen vielmehr als Frucht des Gesprächs das Nachdenken zu erwachsen.“

Auch die Wahl der metrischen Form konnte nicht glücklicher sein: das Sonett ist die populärste von allen, ganz besonders in Rom und entspricht vortrefflich dem Geist des Volks. [2]) Belli selbst hat sich darüber folgendermassen ausgesprochen: „Beim Charakter unseres Volks der zum Sarkasmus, zum Epigramm, zu kurzem sprichwörtlichem Ausdruck neigt, bei seiner raschen schlagfertigen Art braucht es keine langen, regelmässig expositiven Diskurse. Ein eindringlicher, rascher und energischer Dialog, eine abgerissene und scharfe Exposition, alle Augenblicke ein paar Zweideutigkeiten und Amphibologien, klare Bilder nur lose aneinandergereiht dienen weit besser unserem Zweck. ... Jede Seite ist der Anfang des Buchs, iede Seite das Ende.“ [3]) Und mit welcher

1) Romanisches nnd Keltisches. Berlin 1886, p. 155 f.

2) Wo je der Stoff zu gross ist, um in dem knappen Rahmen des 14 zeiligen Sonetts Platz zu finden, hilft sich der Dichter, indem er das Sonetto ritornellato (oder caudato) zur Anwendung bringt, welches schon seit dem 14. Jahrhundert eine Lieblingsform der burlesken Dichter geworden war, oder — und das ist der häufigere Fall — er reiht mehrere einfache Sonette aneinander.

3) I son. rom. p. CCXCIII.

Treue giebt Belli die tägliche Umgangssprache des Römers wieder! In den über zweitausend Sonetten findet sich kaum ein einziger Vers, der durch Flickwörter, oder durch Konzession an den Reim die geringste sprachliche oder prosodische Unsicherheit verriete. Wie innig die Form mit dem Inhalt verschmilzt, mag man aus der unten folgenden Probe ersehen.

Doch vorher nur wenige Worte über den romanesken Dialekt. Er gehört zu e i n e r Gruppe mit dem Umbrischen, der Mundart der Marche und der Provincia romana zusammen. Die Sprachgrenze deckt sich also ziemlich mit der des alten Kirchenstaats. Die Hauptabweichungen vom toskanischen beschränken sich auf den Konsonantismus. Zu nennen ist die Assimilation von ld > ll, nd > nn, mb > mm: caldo > callo, mondo > monno, piombo > piommo; lj (gli) > jj: figlia > fijja. l vor Konsonant > r: qualche volta > quarche vorta; ebenso l hinter dem Konsonant: afflitto > affritto. Das s, das meist scharf, d. h. tonlos artikuliert wird (rosa nicht roṣa) wird nach n und r nur zu einem ausgesprochenen scharfen z: persona > perzona, penso > penzo, il sangue > er zangue. Ganz besonders charakteristisch für das romaneske ist seine ausserordentliche Neigung zur Doppelkonsonanz. Die meisten intervokalischen Konsonanten, sofern sie im toskanischen einfach sind, werden gedoppelt; cuggino, piascere (piacere), debbitore, la bbella u. s. w. Auch ist der konsonantische Einsatz am Anfang der Wörter sehr stark. All diese Lauterscheinungen geben dem Dialekt einen kräftigen und im Verhältnis zum toskanischen fast rauhen Charakter. Ausserdem ist die Satzmelodie ziemlich viel variierter und voll starker chromatischer Nuancen. Meinem Geschmack nach möchte ich das romaneske nicht mit Dante als den hässlichsten, sondern als den sonorsten und einen der schönsten aller italienischen Dialekte erklären, und die Italiener selbst mit ihrem Sprichwort: lingua toscana in bocca romana, scheinen mir Recht zu geben. Syntaktisch freilich und lexikologisch bleibt das romaneske unendlich hinter dem toskanischen zurück. Der Transteveriner ist arm an Ausdrücken und Wendungen. Die wenigen, die er hat, sind dafür um so gesalzener. Eine grosse Zahl von Begriffen werden durch Termini aus dem sexuellen Gebiet metaphorisch bezeichnet. In jedem Satz kann man sagen, sind ca. zwei oder drei schmutzige Worte. Lapi, der Verleger der Sonette des Belli hat in guter Absicht die obscönen Gedichte alle in einen Band zusammengesteckt, und wer diesen sich einzeln kaufen will, muss ihn dreimal so teuer bezahlen als die andern. Damit ist aber wenig erreicht, denn auch die übrigen fünf Bände sind alles, nur keine Lektüre für höhere Töchter. — Eine gewisse Komik,

die Komik des Ignoranten, und eine gewisse Satire liegt im römischen Dialekt gleichsam versteinert. Belli hat selbst darauf hingewiesen; als man ihm eines Tages zumutet, das Evangelium Matthei ins Romaneske zu übertragen, antwortet er: „Diese niederträchtige und lächerliche Sprache der untern Klassen würde im besten Fall eine frivole Satire auf die heilige Schrift abgeben.“ [1])

Er war sich bewusst, dass die beschränkten sprachlichen Mittel nichts anderes sind, als eine Folge des beschränkten Gedankenkreises. Das Studium der Form fruchtete ihm zugleich die Kenntnis der Gedankenwelt seiner Landsleute. Ueberall wo er ging und stand, immer war er auf der Lauer nnd hatte Notizbuch und Bleistift bereit, um jeden Einfall festzuhalten, jede Beobachtung, jedes Schlagwort, jeden Witz, den er im Vorbeigehn erhaschte. Der kurze Auszug aus seinen Aufzeichnungen, den uns Morandi (a. a. O. CCXXXII f.) mitteilt, legt ein klares Zeugnis davon ab, wie sich ihm immer schon im Augenblick der ersten künstlerischen Konzeption Form und Gedanke aufs innigste vereinen. Und wer vermöchte zu unterscheiden, wo in seinen Sonetten die Beobachtung und das Selbsterlebte aufhört und wo die Erfindung einsetzt? Jedem, der einige Zeit in Rom sich aufgehalten hat, wird es z. B. schon begegnet sein, von einem armen zerlumpten Weib durch die Gässchen der Altstadt verfolgt zu werden und sich etwa die folgenden Worte in beschleunigtem flehentlichem Tone nachgerufen zu hören:

Bbenefattore mio, che la Madonna
L'accompagni e lo scampi d'ogni male,
Dia quarche ccosa a sta provera donna
Co' ttre ffijji e 'r marito a lo spedale.

Me la dà? me la dà? ddica, eh? rrisponna:
Ste crature [2]) so' ignude tal e cquale
Ch' er Bambino [3]) la notte de Natale:
Dormìmo sott' a un banco a la Ritonna. [4])

Anime sante! se movessi un cane
A ppietà! ar meno ce se movi lei,
Me facci prenne un bocconcin de pane.

---

1) I son. rom. p. CCXXIX.

2) queste creature, d. h. die drei Kinder, die sie bei sich hat.

3) Das Christuskind.

4) Rotonda ist der Platz vor dem Pantheon.

Signore mio, ma pproprio me la merito,
Sinnò, davero, nu' lo seccherei . . .[1])
Dio lo conzoli e jje ne renni merito.[2])

Der Stoff dieser Sonette, der Umfang des Werks ist unendlich. Es entrollt sich uns das ganze Leben eines Volks nach allen Richtungen hin. Kein Typus, kein Stand, keine Alters- und Menschenklasse, die uns nicht vorgeführt würde mit ihrer Lebensphilosophie, ihren Gewohnheiten, ihren Lastern und Tugenden. Vom zartesten Genrebildchen intimsten Kleinlebens durchläuft Belli die ganze unendliche Scala der menschlichen Komödie bis zur erschütternden Greuelscene, wo wilde Leidenschaften aufeinanderprallen. Und ich wage nicht zu entscheiden, welche von den zahllosen Gattungen dem Dichter am besten gelungen sei. Soviel aber ist sicher, dass eine pessimistisch sarkastische Note fast überall durchklingt. Begreiflicherweise: denn das ganze Leben dieses transteverinischen Völkchens spielt sich ab auf dem dunklen, unheimlichen Hintergrund der allertraurigsten politischen Zustände. Wir stehen auf päpstlichem Territorium und befinden uns am Vorabend der Revolution. Die Misswirtschaft des Klerus, die Erbitterung und das Elend des Volks, die moralische Verworfenheit der Unterdrückten und der Unterdrücker hat ihren höchsten Punkt erreicht. Ein Künstler, der sich anschickt, ein derartiges Milieu zu schildern, wird naturgemäss ungleich mehr dunkle als helle Farben zu seinem Bilde nötig haben.

Ein junger Historiker, Ernest Bovet hat es dieser Tage unternommen, eine eingehende Kultur- und Sittengeschichte der Stadt Rom um die Vierziger Jahre zu schreiben[3]) und zwar ausschliesslich auf Grund der bellischen Dialektsonette. Man sieht, wie reich das Material sein muss, das uns der Dichter liefert, um eine derartige Arbeit überhaupt möglich zu machen. Wir betrachten, indem wir uns im grossen Ganzen an die von Bovet aufgestellte Reihenfolge anschliessen, zunächst das Familienleben des Transteveriners. Wenn auch dieses in der Hauptsache sich kaum unterscheidet von dem der übrigen Mittel- und Süditaliener, so versteht es der Dichter dennoch durch idiomatische Wendungen, durch tausend Kleinigkeiten vorwiegend formeller Natur, diesen allgemein menschlichen Scenen eine intime Lokalfarbe zu verleihen.

---

1) In diesem Augenblick empfängt sie das Almosen.

2) a. a. O. II, 116. Dieses Sonett wird von Morandi als eines der formvollendetsen bezeichnet und wurde vom Verf. mehrmals durchkorrigiert und überarbeitet.

3) Titel cf. oben.

Man weiss, dass die Auffassung der Frau im niederen italienischen Volk noch heute eine barbarische fast orientalische ist. Ueber die Jungfernschaft des jungen Mädchens wird mit eifersüchtiger Angst gewacht bis zum Tage der Heirat, und nötigenfalls wird ihre Ehre vom Vater oder Bruder mit dem Messer gerächt. Hören wir die Worte eines zum Tode verurteilten Vaters, der den Verführer seiner Tochter, einen jungen Grafen, ermordet hat.

L'impinitente.

Confesamme![1] e de che? per che ppeccato?
Perché ho spidito all' infernaccio un Conte?
Perché ho vvorzùto[2]) scancellà l'impronte
De l'onor de mi' fijja svergognato?

Bbe',[3]) una vorta che mm' hanno condannato,
Nun je rest' antro[4]) che pportamme a Pponte.[5])
È mejjo de morì ddecapitato,
Che avé la testa co' una macchia in fronte.

Ma ssi[6]) ddoppo er morì cc'è un antro monno,[7])
No, sti[8]) ggiudisci infami e sto governo
Nun dormiranno più ttranquillo un zonno;

Perché oggni[9]) notte che jje lassi Iddio,
Je verrò avanti co' la testa in mano,
A cchiédeje raggion der zangue mio.[10])

Und belauschen wir eine heitere Scene: Zwei junge Verlobte, die von der Mutter bewacht sind. löschen gleichsam aus Unachtsamkeit das Licht aus beim Putzen, und benützen den Augenblick sich im Dunkeln zu küssen.

La luscerna.

Pio, fa' er zervizzio[11]), attizza un po' quer lume,
Ché nun ce vedo ppiù mmanco er lavore.
Me pare de stà in grotta a sto bbarlume:
Me sce viè[12]) un male: me se serra er core.

Ooh, llaudata la lusce der Ziggnore!
Via, nu' l'arzà ppoi tanto, ché ffa ffume . . .
Bbona notte, sor Pio. Dar fosso ar fiume:
Sém' arimasti[13]) tutti d'un colore.

---

1) confessar mi. 2) voluto. 3) Ebbene. 4) altro. 5) Ponte S. Angelo, wo die Todesurteile vollstreckt wurden. 6) se. 7) mondo. 8) questi. 9) sprich: ónnji. 10) i son. rom. III, 427. 11) il servizio. 12) mi ci viene. 13) siamo rimasti.

Tuta,[1]) va' a ccercà un zorfarolo,[2]) lesta,
Che ll' appicciamo cqui ddrent' ar marito.[3])
Fa' cco' ggiudizzio, veh: bbada alla testa.

Indóve sei? . . . da' cqua . . . Ma, Ttuta, Pio,
Che vve fate llagiù? Bbe' bbe', ho ccapito:
Da cqui avanti però smoccolo io.[4])

Weiterhin bietet uns der Dichter eine Fülle heiterer und ernster Scenen aus dem Eheleben, das leider nur zu oft durch die Leidenschaftschaftlichkeit des Mannes oder durch die Eingriffe der Geistlichkeit gestört erscheint. In mehreren Sonetten wird die Mutterliebe verherrlicht. Besonders eines davon verdient hier angeführt zu werden, welches das unübersetzbare Kauderwelsch wiedergiebt, in dem die Mutter ihrem kleinen Kinde zuredet.

Le smammate.[5])

Dillo, visscere mie de ste pupille:
Di', ccore, chi vò bene a mámma sua?
Uh fijjo d'oro! E cquanti sacchi?[6]) Dua?
Du' sacchi? E mmamma sua je ne vò mmille.

No, bbello mio, nu' le toccà le spille:
Sta' attento, sciscio,[7]) che tte fai la bbua.[8])
Oh ddio sinnòe! Oh pòvea catùa![9])
S'è ppuncicato la manina Achille!

Guarda, guarda er tettè,[10]) ccocco mio caro . . .
Bbe', er, purcinella,[11]) sì . . . Nno, er barettone[12]) . . .
Ecco la bbumba,[13]) tiè . . . Vvòi er cucchiaro?

---

1) Gertrude.
2) zolfanello.
3) = scaldino, der Aschentopf, der zum Wärmen der Hände und Füsse dient.
4) In Zukunft putz ich das Licht selber. IV, 340.
5) Der Ausdruck ist nicht zu übersetzen. Er bezeichnet jene unvollkommene Sprache, welche die Mutter dem Kinde ablernt und in der sie ihrer Zärtlichkeit Ausdruck verleiht.
6) Wie viele Säcke voll Liebe hegst du zu Mama?
7) ist ein Schmeichelwort ohne bestimmte Bedeutung.
8) entspricht etwa dem „Weweh" unserer Mütter.
9) Oh Dio Signore! Oh povera creatura! Bekanntlich macht die Artikulation des Zungen-R den Kindern viel Mühe. In Deutschland haben es sogar die Erwachsenen verlernt.
10) Der Hund, unser „Wauwau."
11) Pulcinella, der napolitanische Spassmacher, eine Maske.
12) berettone.
13) bumba heisst bei den Kindern alles, was man trinkt.

Oh, zzitto llì, cché mmo cchiamo barbone,
E vve fo portà vvia dar carbonaro
Che ve metti in ner zacco der carbone.

Da sich das Leben in italienischen Städten grossenteils in der Öffentlichkeit, auf der Strasse abspielt, so ist naturgemäss die Berührung mit dem Nachbar und mit den Bewohnern derselben Gasse eine viel häufigere und engere, als sie bei uns zu sein pflegt, abgesehen davon, dass die grössere Lebhaftigkeit und Expansivität den Italiener treibt, ein Gespräch anzuknüpfen mit jedem, der ihm gerade geschickt kommt. Um so leichter entstehen auch Streitigkeiten und heftige Wortwechsel. Von der derben und kräftigen Sprache die bei solchen Gelegenheiten zur Anwendung kommt, möge das folgende Zeugnis ablegen. Zwei Weiber auf der Strasse geraten hart aneinander, weil die eine die Tochter der anderen geschlagen hat.

Le donne litichine.[1]

Indóv' èlla, indov' èlla[2] sta carogna
Ch' ha la ruganza[3] de menà a mmi' fijja?
Essce[4] fòra, animaccia de cunijja,[5]
E vvederai si cciò[6] arrotate l'óggna.[7]

No, llassateme stà, ssora Sciscijja:[8]
Nun me tené, Mmaria, ch' oggi bbisoggna
Ch' a quella bbrutta sfrizzola d'assogna[9]
Me je dii[10] du 'rinnacci a la mantijja.

Va', vva', ppuzzona da quattro bbajocchi:[11]
Bbrava, sérrete drento, mmonnezzara[12]
De scimisce,[13] de piattole[14] e ppidocchi.

Ma aritórnesce, sai, facciaccia amara?
Ché cquant' è vver' Iddio te caccio l'occhi[15]
E li fo rruzzolà[16] ppe' la Longara.[17]

Die Antwort der Bedrohten im folgenden Sonett ist sogar noch saftiger. Ueberhaupt sind Hohn- und Schimpfworte von ganz elementarer Kraft in Rom. Körperliche Gebrechen und Krankheiten wirft man sich vor in der abscheulichsten Weise. Jede Uebersetzung muss eine

1) = litigiose. 2) dov'è ella? 3) l'arroganza, von der Volksetymologie richtig in Zusammenhang gebracht mit dem Verbum rugare. 4) esci. 5) Hasenherz. 6) se ci ho. 7) le unghie. 8) Signora Cecilia. 9) Diese schmutzige Schmalzgrübe. 10) le dia. 11) Heller. 12) Kotfass, femin. von immondezzajo. 13) cimici, Wanzen. 14) Filzläuse. 15) ich hacke dir die Augen aus. 16) rotolare. 17) la Lungara, eine Gegend im Transtevere. IV, 431.

Verwässerung werden, und ich verzichte darauf, weitere Proben zu geben aus diesem Gebiet, das Belli mit besonders reichlichen Belegen bedacht hat.

In der Religion ist der Transteveriner ein absoluter Heide. Der krasseste Anthropomorphismus feiert hier seine Orgien. So wird z. B. von einem nachdenklichen Kopf aus dem Volk die Verkündigung Mariä etwa dermassen veranschaulicht, dass die heilige Jungfrau in durchaus transteverinischer Häuslichkeit daheim sitzt und einen Teller Suppe isst, als plötzlich der Engel des Herrn vor sie tritt. Er ist durch ein zerbrochenes Fenster ins Zimmer hereingeflogen und entledigt sich nun seines Auftrags in der denkbar banalsten Weise, worauf Maria in nicht eben decenten Worten ihrem Erstaunen Ausdruck giebt über das Wunder, das mit ihr vorgegangen sein sòll.[1])

Auf ähnliche Weise werden noch verschiedene Ereignisse der biblischen Geschichte paraphrasiert: Die Beschneidung Jesu, die Flucht nach Ägypten, die Schöpfung, das jüngste Gericht, Himmel, Hölle, Fegfeuer u. s. w.

Belli hatte in der That Recht, wenn er sagte, dass es klinge wie eine frivole Satire und Travestie der heiligen Schrift. Aber, ich glaube, man muss sich hüten, dem Dichter selbst eine derartig satirische Absicht unterzuschieben, er ist nichts anderes als der treue Interpret der Vorstellungen eines ignoranten, aber scharfsinnigen Volks. Einer seiner jüngsten Nachahmer, Zanazzo, der Begründer und Herausgeber des romanesken Journals „Rugantino e Casandrino“ hat nun dieses Thema freilich bis zum Eckel breit getreten. Warum sollen wir aber gerade diejenigen Sonette, in denen sich die naive Kritik des Volks an heiligen Dingen übt für subjektiv satirisch halten, wo wir doch eine ganz analoge Behandlungsweise finden bei Dingen, die der Dichter sicher nicht im Sinn hatte zu persiflieren. Der Wissenschaft, den Erfindungen (z. B. dem Blitzableiter), Taschenspielern, Bauchrednern u. s. w. kurz Allem gegenüber, was er nicht begreift, verhält sich der Transteveriner in derselben Weise halb gläubig halb kritisch.

Nicht viel besser als mit den religiösen Begriffen steht es mit der christlichen Moral. Der ganze Sittencodex wird in unvergleichlicher Kürze und Schärfe zusammengefasst in einem Sonett, betitelt: „Der Ehrenmann“ (er galantomo)[2]), etwa dahin, dass wer nur immer dem

1) VI, 121.

2) II, 113.

religiösen Ceremoniell, das ihm die Kirche auferlegt, hübsch pünktlich nachkommt, sich im übrigen erlauben kann, soviel er will, ohne im Diesseits oder im Jenseits irgendwelche Strafe zu gewärtigen zu haben.

Das Nebeneinander tiefster sittlicher Verworfenheit und religiöser Frömmigkeit oder sagen wir besser: devozione, ist in einem Sonett dargestellt, das an Naturalismus und künstlerischer Kraft seines Gleichen sucht. Eine Prostituierte, begriffen in der Ausübung ihres traurigen Gewerbes, wird jählings unterbrochen durch einen Kanonenschuss vom Castel St. Angelo her, der sie mahnt, wenigstens aus der Ferne sich mit einem kurzen Gebet zu beteiligen an der religiösen Feier, die zu dieser Stunde in S. Pietro begangen wird.[1]) Eine andere glaubt sich zu immunisieren gegen die Gefahren der Ansteckung, indem sie von Zeit zu Zeit eine Wachskerze für das Madonnenbild stiftet u. s. w.

Und nun lernen wir die Erzieher und Regenten dieses unglücklichen und verwahrlosten Volkes kennen. Wir kommen zu derjenigen Gruppe der Bellischen Sonette, die ihm den Titel eines der gewaltigsten politischen Satiriker eingetragen hat. So wäre Belli also doch ein Satiriker? In gewissem Sinne ja! Er ist der Interpret der Entrüstung und des verzweifelten Hohnes seiner geknechteten Landsleute, aber immer hält er sich streng innerhalb ihrer Form und innerhalb ihres Gedankenkreises. Bovet hat das sehr feinsinnig erkannt und ausgesprochen, wenn er gelegenheitlich der künstlerischen Einheit und Einheitlichkeit des Werkes bemerkt: „Eine Einheit, die übrigens nicht verhindert, dass ein Theil dieser Sonette, nämlich diejenigen, die gegen den Papst und die Priester und die Religion gerichtet sind, sozusagen einen doppelten Grundboden haben: sie spiegeln nämlich nicht nur das Gefühl des kleinen Volks wieder, sondern auch die persönliche Meinung des Dichters. Sie sind subjektiv mit einer ganz wunderbaren Kunst, denn sie bleiben dabei durchaus populär in Gedanken und Form, Die weitaus grösste Anzahl dieser Sonette sind rein objektiv, und nur in indirekter Weise löst sich aus ihnen die Satire heraus.“ [2]) Schuchard hat, glaube ich, auch heute noch recht,

1) VI, 219. Der Wortlaut ist so drastisch und derb, dass auf eine Wiedergabe an dieser Stelle verzichtet werden muss. Wir Deutsche machen uns kaum einen Begriff von der realistischen Gewalt dieser düsteren Sittenbilder. Wer sich aus litterarhistorischen Gründen dafür interessiert, wird die Mühe nicht scheuen, sich in die Originale einzulesen, aber es ist nicht meine Absicht, derartige Dinge auf dem Präsentierteller zu bieten.

2) a. a. O. p. 71.

wenn er betont, Belli habe die Satire gegen Papst und Kirche nicht planmässig, nicht systematisch betrieben, nein, die Aufgabe selbst, die er sich gestellt hatte, Leben und Denken des römischen Volkes darzustellen, musste ihn dazu verführen. Das unbändige künstlerische Vergnügen an der Satire, das dem Römer seit Urzeiten angeboren ist, das ist das Hauptagens gewesen; und wir haben Unrecht, wenn wir beim Italiener immer eine sittliche Entrüstung, einen ethischen Hass vermuten, so oft er satirisiert. Es ist darum auch kein blosser Zufall, wenn es bei Belli fast vollständig fehlt an Sonetten die sich prinzipiell gegen das Papsttum und gegen die Hierarchie als solche wenden.[1] Die Vertreter der Kirche werden angegriffen, ihre Missbräuche werden gegeisselt, aber das Prinzip bleibt verschont.

Die Päpste der ersten drei Decennien unseres Jahrhunderts, Pius VII. und Leo XII., werden nur gelegentlich gestreift von der Satire Bellis. Pius VIII., ein alter kranker Mann, inspirierte dem Dichter sein erstes wahrhaft populäres Sonett. Das Volk machte sich über das gebrechliche Aussehen des heiligen Vaters lustig; zu anderer Satire gab die kurze, kaum einjährige Regierung dieses Papstes wenig Gelegenheit; und das erwähnte Sonett läuft aus in die folgende, ziemlich rohe Beschimpfung: „Die Magd des Goldschmieds hatte wohl recht zu sagen, als sie ihn in der Kirche sah: „O da haben Sie eine recht hässliche Schindmähre[2]) zum Papst gemacht.“ [3])

Am schlimmsten mitgenommen aber wird Gregor XVI., dessen Regierung bekanntlich von den Jahren 31—46 dauerte. Die Lebensgeschichte und Laufbahn des Don Mauro Cappellari, dies der Familienname Gregors, erzählt ein Römer dem aufmerksam lauschenden Kreis seiner Genossen in summarischen und sarkastischen Ausdrücken. Der refrainartig wiederkehrende Hauptgedanke ist etwa der, dass jedes Avancement in der geistlichen Laufbahn für Gregor nichts anderes bedeutet habe als eine Erhöhung seiner Einkünfte und zwar immer auf Kosten des armen Volks.[4])

Gregor stand im Ruf eines gewaltigen Trinkers und schnupfte Tabak, und seine übergrosse Nase bekam dadurch eine rötliche Farbe, er selbst aber zog sich den unübersetzbaren Spitznamen brutto pidicozzo

1) Es sind nur wenige Sonette, alle aus dem Jahr 1834, die hier in Betracht kommen können.

2) un gran brutto strucchione.

3) I, 19.

4) IV, 20.

de naso a ppeperone[1]) zu. Ausserdem bekam der Papst einen Nasenkrebs und musste sich einer Operation unterziehen. Das Volk lässt sich solche Gelegenheiten zu Spott und Witz natürlich nicht entgehen.

O pp' er troppo tabbacco, oppuro a ccaso,
O ppe cquarche mmotivo ppiù ppeggiore,
Fatt' è ch' è un anno ch' a Nnostro Siggnore
Je s'è appollato[2]) un canchero in ner naso.

Lui sce teneva un cerotin de raso;[3])
Ma mmo[4]) Ssu' Maestà l'Imperatore
J' ha spidito da Vienna un professore,
Che nun ne pare troppo apperzuaso.

Sto scirusico novo, ch'è un todesco,
J' ha ddetto: „Padre Santo, pe' sti mali
Ce vò aria, riposo e vvino fresco.“

Sentite ch' ebbe er Papa ste parole,
Rrispose: „Bbravo, de tanti animali
Lei solo sci tocco ddove sci dole.“[5]).

In mehreren Sonetten wird das müssige Wohlleben des Papstes gegeisselt. Die misslungene Apologie eines seiner Anhänger, eines sogenannten Papalino hat eine gewandte und treue Nachdichtung erfahren von Paul Heyse, der 59 Sonette Bellis übersetzt und in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht hat. Wer sich die Mühe nimmt, das in Frage stehende Gedicht (Die Arbeiten des Papstes, oder ein Hundeleben“)[6]) zu vergleichen mit dem Original[7]), wird ohne weiteres sehen, wie sehr sogar ein so vollendeter Meister in der Uebersetzungskunst wie Heyse hinter der Kraft und Lebhaftigkeit des römischen Dialekts zurückbleiben musste.

Gregor hat aber auch seine schlimmen Stunden, und der Genuss seiner hübschen Stellung wird ihm oft herzlich versalzen. Er wittert

1) peperone ist die Pfefferfrucht und der pidicozzo ist der fleischige Stil daran. Die Figur Gregors wird dadurch als unverhältnismässig klein im Vergleich zu seiner Nase karikiert. Ob Belli den Spitznamen selbst erfunden, oder ob er ihn gehört hat, ist kaum zu entscheiden.

2) appollaiato.

3) ein Rasierpflästerchen.

4) jetzt.

5) Dass diese ganze Anektode nur eine bösartige Erfindung des Volkswitzes ist, braucht wohl kaum erst bewiesen zu werden. V, 21.

6) Heft vom Oktober 1878, andere im Heft vom September 1893.

7) V, 294.

immer so etwas wie Revolution in der Luft und lebt in steten Ängsten. Im Frühjahr 1837 setzte es verschiedene Aufstände infolge der Hungersnot, und Belli verfasste folgendes Sonett, das von Mund zu Mund eilte und sich rasch einer ausserordentlichen Popularität erfreute.

Notte addietro, ar quartier de la Reale
De San Pietro, le scento sintinelle
Strillòrno: all' arme! e a lo strillà de quelle
Er tammurro batté la ggenerale.

Pénzete er Papa! Bbutta l'urinale,
E in camiscia, e ssì e nno cco' le sciafrelle[1])
Va a li vetri; e cche vvede, Raffaelle?
Passà immezz' a ddu torce er Prencipale.[2])

Cor naso mezzo drento e mmezzo fòra,
Ché tanto inzin' a cqui lluì sce s'arrischia,
Fà allora: „Eh bbuggiarà! pproprio a cquest' ora!"

Povero frate! è ttanto scacarcione,
Che ssi una rondinella passa e ffischia,
La pijja pe' 'na palla de cannone.[3])

Als Gregor stirbt, giebt sogar sein Testament noch Anlass zu allgemeiner Entrüstung, und Belli verleiht ihr folgendermassen Ausdruck. „Papst Gregor ist wohl ein bischen mürrisch gewesen, aber was sein Innerstes, sein gutes Herz betrifft, da hat er uns mit seinem Testament gezeigt, was er für ein kaiserliches Herz in der Brust trägt. Hört ihr nicht, der arme Herr! was für eine lumpige Bagatelle an Gold und Silber er ins Trockene gebracht hat für seinen Neffen und sich zur eigenen Ehre? Und dann noch die paar elenden tausend Batzen die er dem lieben Gaetano[4]) hinterlassen hat, und der Kredenzmeister — ah, das ist nicht aufgeschnitten! — der hat 26000 Thaler gewonnen allein am Glas von den leeren Flaschen." [5])

Aber nicht allein die Päpste, nein der gesammte Clerus ist Zielscheibe des Hasses und des Hohns der Römer. Uralt ist das römische Witzwort, das aus cardinali durch Umstellung der Buchstaben ladri cani macht, und in einem Sonett Bellis heisst es: „Der Purpur der

1) Mit nur einem Pantoffel.

2) Das viaticum, das einem Sterbenden gebracht wird.

3) V, 99.

4) Gaetano Moroni, ein Günstling des Papstes.

5) Anspielung auf Gregors Trinkbarkeit. V, 343.

Cardinäle, was bedeutet der? Etwa das Blut Christi? Nein! er bedeutet das Blut der Christen.“ Und so geht es herunter über Bischöfe und Prälaten bis zum kleinen Pfarrer. Mit fürchterlichem und grausamem Hohn, wie ihn eigentlich nur der Italiener zu handhaben versteht, werden sie alle durchgepeitscht. Kaum ein Missbrauch, kaum ein politisches Tagesereignis, kaum eine Klasse von Mönchen, Beamten, päpstlichen Günstlingen, Spionen oder Soldaten, die nicht ihr Teil abbekämen. Andererseits aber lässt Belli auch die Anhänger des geistlichen Regiments in ihrer Weise zu Worte kommen. Allgemein gefürchtet und sogar vom unterdrückten Volk mit Misstrauen betrachtet und verabscheut sind die deklarierten Liberalen, die allesammt mit dem Namen giaccobini oder carbonari bezeichnet werden.

Doch es mag genug sein an diesen wenigen Proben aus dem Überfluss der mannigfaltigsten Meisterwerke. Ich wiederhole: man darf sich nicht täuschen über die Intensionen Bellis. Er war ein echtes Kind seines Volks, und wie dieses vermochte er sich kein Schmähwort, keinen Fluch, keinen Witz zu verkneifen. Seine hervorragende Begabung zur Satire hat ihn weiter gerissen als ihm selber lieb war, und hat ihn Dinge verspotten lassen, die er im Grund seiner Seele verehrte. Noch heute verlästert der Römer Staat und Kirche und alle Autoritäten seines Landes in den zügellosesten Ausdrücken, aber wehe! wenn ein Fremder sie anzutasten sich erlaubt.

Als im Jahre 1846 Pius IX ans Ruder kam, hat ihm mit allen andern auch Belli begeistert zugejubelt, aber bald erkennt er mit politischem Scharfblick das gewagte Spiel des politischen Neuerers, dessen Massregeln die ganze alte Tradition ins Wanken bringen, er wird ängstlich und mahnt ihn mit den Worten: „Pius trägt wie Christus die Dornenkrone und spielt den Ecce homo auf seiner Loggia vor einem Haufen verrückter Jakobiner. Möge er diesem Sturm von Beifall und diesem Blumenregen nicht zu sehr trauen. Erinnere er sich an die Palmen und ans Kreuz.“ [1]) Das folgende Jahr brachte denn auch schon die ersten Enttäuschungen für die Liberalen, und unser Dichter schweigt als vorsichtiger und im Grund der Seele furchtsamer Bürger und sorglicher Familienvater, der er unterdessen geworden war. Das Jahr 48 jagte ihm einen Höllenschrecken ein mit den Stürmen, die er doch selber so fleissig geholfen hatte heraufzubeschwören. Hätte er wenigstens nur geschwiegen, aber er redete der Reaktion das Wort in langen Oden und

1) V, 364.

pathetischen Gesängen. Ob dieser Umschwung wirklich eine Folge aufrichtiger Ueberzeugung war, wer mag das entscheiden? Am Anfang mag's Furcht und Reue gewesen sein und Sorge um dieZukunft seines einzigen heissgeliebten Sohnes aber mit den Jahren, scheint mir, ist's Überzeugung geworden. Belli wurde alt und begann an den Tod zu denken, und wie er als Knabe und Jüngling ein frommer Katholik gewesen war, so wollte er es als Greis wieder werden. Die Revolution mit ihren blutigen Excessen konnte nur dazu beitragen, ihm die Umkehr zu erleichtern. Er wurde ein laudator temporis acti, ein Reaktionär gegen Wissenschaft und Gedankenfreiheit und verleugnete das Werk seines gewaltigen Genius, der freilich jetzt in ihm erstorben war. „Ich weigere mich," sagt er von seinen romanesken Sonetten, „Arbeiten als die meinigen anzuerkennen, die ich in Augenblicken der Laune und in Zeiten der Verrücktheit verfasst habe, und die dem innersten und aufrichtigsten Gefühl meines Herzens widersprechen." [1]) Er hat sogar seinem Freund dem Kardinal Tizzani aufgetragen, sie sammt und sonders zu verbrennen. In den letzten Jahren lebte er ganz zurückgezogen und menschenscheu. Nur die Kirche besuchte er noch. Am 21. Dezember 1863 im Alter von 72 Jahren starb er eines leichten und raschen Todes. — Wenn sein Charakter auch nicht geeignet ist, uns Bewunderung einzuflössen, so können wir ihm eine tiefe Sympathie für sein edles, gefühlvolles Herz, ein warmes Mitleid mit seiner armen geängsteten Seele nicht versagen.

Die Sonette Bellis sind Gelegenheitsgedichte im besten Sinn, entstanden immer nur im Augenblick der Inspiration; unterwegs, in der Kutsche, im Omnibus, im Café und oft zu Hause mitten in der Nacht schrieb der Dichter seine Sonette nieder, und wie sie ihm aus der Feder geflossen waren, so wurden sie auch verbreitet: gelegenheitlich. Meist trug er sie selbst vor in Gesellschaft und rasch flogen sie dann von Mund zu Mund; in ein paar Tagen kannte sie ganz Rom; das Publikum dichtete sozusagen daran mit; es entstanden Varianten, Verbesserungen und Verschlimmerungen. Diese Art, die Satire zu lancieren erinnert freilich einigermassen an die Pasquinate. Aber ein anderer Modus der Veröffentlichung war damals nicht denkbar in Rom. Erst nach dem Tod des Dichters fing man an, seine Manuskripte in Druck zu geben. — Der unmittelbare Einfluss der bellischen Sonette auf die öffentliche Meinung wird, glaube ich, gerne überschätzt. Er lässt sich

1) Dom. Gnoli, Studi letterari, Bologna 1883, p. 164.

doch wohl nicht vergleichen mit der Propaganda der Satiren eines Parini oder Giusti, denn diese hatten ganz Italien zum Publikum, Belli aber, der in einer nicht ohne weiteres für jeden Italiener verständlichen Mundart schrieb, und sich der Veröffentlichung durch den Druck nicht bedienen konnte, Belli hatte naturgemäss ein weit engeres Wirkungsfeld. Und jetzt da er in ganz Italien, und auch ausserhalb Italiens zahllose Leser und Bewunderer gefunden hat, jetzt haben gerade seine politischen Sonette doch nur noch ein historisches und künstlerisches Interesse.

Um so bedeutender ist sein Einfluss auf die Entwickelung der italienischen Dialektdichtung geworden. Die ersten Nachahmer hat er in Rom im Kreise seiner Freunde und Verwandten gefunden. Der bedeutendste unter ihnen ist der Bruder seiner Schwiegertochter, Luigi Ferretti. Von ihm haben wir eine Reihe zusammenhängender dialogisierter Sonette, betitelt: La Duttrinella,[1]) in denen uns der Dichter einen Priester vorführt, wie er den zwei Knaben Peppo und Pippo (Joseph und Philipp) den Katechismus erklärt, wobei ihn die beiden Jungen alle Augenblicke in die Enge treiben mit ihren naivkritischen Kreuz- und Querfragen.

Ausserdem veröffentlichte Ferretti noch eine reiche Auswahl unzusammenhängender Sonette in denen er uns mit viel Feinheit und Gemüt meist kleine Genrebildchen entwirft aus dem römischen Volksleben. Mit weniger Formvollendung, aber mit scharfer Satire hat Augusto Marini das Werk Bellis fortgesetzt in seinen Cento Sonetti in vernacolo romanesco[2]). Unter den neueren ist hauptsächlich zu nennen neben dem allzufruchtbaren Zanazzo der feinere und begabtere Cesare Pascarella, der besonders mit den 50 Sonetten, in denen ein Transteveriner in der Weinkneipe seinen Kameraden die Entdeckung Amerikas erzählt, einen wahren Beifallssturm in Rom hervorgerufen hat.[3]) — Die Schule Bellis ist aber auch über die Mauern Roms hinausgedrungen. Vielleicht der erste, jedenfalls aber der begabteste unter ihren nicht römischen Anhängern ist Renato Fucini, welcher unter dem Pseudonym Neri Tanfucio nunmehr 150 Sonette veröffentlicht hat im Dialekt von Pisa.[4])

1) Roma 1877. Duttrinella (die kleine Doctrin) nannten die Römer einen Auszug aus dem Katechismus ihrer Diöcese, verfasst von Bellarmino.

2) Roma 1877.

3) La scoperta de l'America. Roma. Von demselben Verfasser ist noch zu nennen: Er morto de campagna, La serenata, und Villa Gloria. Über die letzten Erscheinungen der römischen Dialektdichtung bin ich leider nicht unterrichtet.

4) Poesie in vernacolo Pisano. 11a Ed. Pistoia 1898.

Italienische Dialektdichtung hat es ja wohl zu jeder Zeit gegeben, aber seit dem Bekanntwerden Bellis hat das allgemeine Interesse des ganzen Publikums an der Dialektlit eratur sich in hervorragendem Masse gesteigert. Belli war zu allem hin auch ein tüchtiger Philologe. Schuchardt giebt ihm das Zeugnis, dass vor der Schöpfung eines wissenschaftlichen phonetischen Transscriptionssystems — wie sie später durch Ascoli erfolgte — man sich kaum eine vollkommenere Orthographie vorstellen könne, als diejenige Bellis. Dem Laien bietet sie freilich manche Schwierigkeiten, aber sie gründet sich auf die feinsten phonetischen Beobachtungen, wie sie nur ein ausserordentlich geschultes Ohr zu machen vermag, und es ist sehr zu bedauern, dass die Nachahmer Bellis dieses System verlassen haben, um sich der gewöhnlichen Orthographie wieder mehr zu nähern.

Zum Schluss bleibt noch auf einen Umstand hinzuweisen, der geeignet ist, das Verdienst Bellis in den Augen des Kultur- und Sprachhistorikers ziemlich zu erhöhen: die eigenartigen Sitten und Gebräuche des päpstlichen Roms sind grossenteils schon geschwunden, und mit jedem Tag verwischt sich im Getriebe der modernen italienischen Metropole ein Teil jener Originalität des Transteveriners. Auch die kraftvolle romaneske Mundart liegt in den letzten Zügen; und es ist ein schönes Zusammentreffen, dass der Mann, der mitgeholfen hat, die alten Zustände in Trümmer zu schlagen, derselbe gewesen ist, der dem alten Volk seiner Heimat das schönste und unvergänglichste Denkmal errichtet hat.

Luthers Thesenstreit.

Von

Adolf Hausrath.

Es giebt Partieen der Universalgeschichte, die dem Namen nach jeder Gebildete kennt und von denen doch die allermeisten, näher besehen, recht unzutreffende Vorstellungen aus der Schule ins Leben mitbekommen haben. Wer hätte nicht von Luthers 95 Thesen gehört und selbst rühmend von ihnen geredet, aber wie viele ihrer Verehrer haben sie auch wirklich gelesen? Man könnte auf sie mit leichter Namensveränderung Lessings bekanntes Epigramm anwenden: „Wer wird nicht Luthers Thesen loben? Doch wird sie jeder lesen? — nein. Wir wollen weniger erhoben und fleissiger gelesen sein.“ Sie wollen wirklich weniger erhoben sein als die thun, die sie nie gelesen haben, denn ihr Verfasser selbst sagt bei einem späteren Abdruck: „Ich lass geschehen und gut sein, dass meine Disputationen und Propositionen, die ich im Anfang meiner Sache wider den Ablass gehandelt habe, an den Tag kommen und ausgehen .... denn durch dieselben Propositiones wird öffentlich angezeigt meine Schande, d. i. meine Schwachheit und Unwissenheit.“ In der That hat man von diesen Thesen eine ganz falsche Vorstellung, wenn man in ihnen die Grundsätze in einiger Reinheit und Vollständigkeit sucht, auf die Luther später seine Kirche gegründet hat, oder sie gar als eine Proklamation kirchlicher Freiheit oder als eine Aufforderung zum Abfall vom Papsttum auffasst. Das sind sie nicht und wollten sie nicht sein, vielmehr hat ihnen sogar der Bischof von Brandenburg, der Hirte der Wittenberger Gemeinde, bezeugt, sie seien katholisch und er vermöge nichts unkatholisches in ihnen zu entdecken. Die katholischen Vorstellungen des Fegfeuers, des Schatzes der Kirche, der Schlüsselgewalt werden in ihnen nicht bestritten, sondern näher begründet und es ist im Wesentlichen der Standpunkt der mittelalterlichen Mystik, von dem aus Luther den dürr gewordenen scholastischen Begriffen neuen religiösen Lebenssaft zuzuführen strebt.

Eine stärkere Beschneidung erleidet nur der Begriff des Ablasses, aber gerade hier durfte Luther sich der Meinung hingeben, dass er das alte Kirchenrecht und die Meinungen der besten Väter auch der lateinischen Kirche auf seiner Seite habe. Er gestand später, dass er die scholastischen Doktrinen vom Ablass damals nur unvollkommen gekannt habe, aber er wusste, dass Ablass ursprünglich nichts gewesen sei als Nachlass von Kirchenstrafen. Die älteste Kirche hatte nur eine Art von Strafen gekannt, den Ausschluss aus der Kirche. Als dann die Kirche Weltkirche geworden war und es ein Draussen in dem alten Sinne nicht mehr gab, trat an die Stelle der Exkommunikation eine Reihe von Kirchenstrafen, Fasten, Geisselungen, Abstinenzen und Wallfahrten, die der Sünder über sich nehmen musste, ehe ihm Absolution und das Recht der Teilnahme an den Sakramenten wieder zu Teil wurde. Die Bussansätze einer strengen, barbarischen Zeit erwiesen sich aber für spätere, weichere Geschlechter nicht mehr durchführbar und so liess man Bussumwandlungen, Redemtionen zu, in denen man lange Strafen in kürzerer Form, harte in ungefährlicherer Weise absolvieren konnte. Mit dem Eindringen der germanischen Rechtsgewohnheiten wurde die gewöhnlichste Form der Redemtion die Umwandlung der Kirchenstrafe in eine Geldstrafe. Damit aber bemächtigte sich die Habsucht der Bischöfe dieses Instituts und schon Abälard klagt, dass manche Hirten mit Kirchweihen und anderen Festen marktschreierische Ablässe ausböten, die mit einem Geldopfer verbunden waren, und grosse Summen einbrachten. Unmerklich hatte sich dabei die Meinung eingeschlichen, die Geldstrafe löse nicht sowohl die Kirchenstrafen ab, also die Fasten, Geisselungen, Wallfahrten, Paternoster, sondern tilge die Sünde selbst und Gottes Zorn. Seit nun Bonifacius VIII. für das Jahr 1300, unter Berufung auf das alttestamentliche Erlassjahr, jedem völlige Vergebung der Sünden versprochen hatte, der an den Gräbern der Apostel zu Rom seine Gebete und Opfer darbringen werde, wurden die Ablassgelder eine Haupteinnahme des päpstlichen Stuhls. Die Jubelablässe kamen nicht nur in immer kürzeren Fristen, sondern sie wurden jetzt auch durch Kommissäre in jeder Stadt an Ort und Stelle angeboten, so dass die Reise nach Rom erspart werden konnte. Die Begründung, mit der die Scholastik diese Art der Sündenvergebung gegen Geld rechtfertigte, war sehr weitläufig und distinguierte subtil zwischen dem Nachlass von Sündenschuld und Sündenstrafe, zwischen den Sünden, die in der Hölle und denen, die im Fegfeuer gebüsst werden, zwischen der Absolution, die der Priester im Beichtstuhl kraft des Schlüsselamts spendet und dem Ablass, den der

Papst als Verwalter des Schatzes der Heiligen gewährt, indem er die überflüssigen Verdienste der Heiligen, die diese zu ihrer Rechtfertigung nicht bedürfen, den Bedürftigen überlässt; sie unterschied zwischen dem Verdienste Christi, das durch die Gewalt der Schlüssel zugewendet wird und dem thesaurus superogationis, der durch Ablass gespendet wird, zwischen dem Ablass durch Zuwendung der kirchlichen Fürbitte und der Sündenvergebung kraft der Absolution des Papstes als des Stellvertreters Christi. Der Scharfsinn der Doktoren feierte gerade hier seine höchsten Triumphe. Um das Alles aber handelte es sich für Martin Luther nicht. Er hatte es einfach mit der Instruktion zu thun, die die römische Kurie und der Mainzer Erzbischof, der das Ablassgeschäft an sich gebracht hatte, ihren Kommissären ausstellten, und um die Anweisungen, die diese ihren Subkommissären und den Pfarrern zugehen liessen. Diese Instruktionen waren es, denen Luther Volksbetrug und Gotteslästerung vorwarf. Den Anstoss zu diesem Auftreten hatte ihm sein Studium des eben erschienenen griechischen Neuen Testaments in Erasmus' Ausgabe gegeben, das ihm die Grundbedeutung der biblischen Begriffe aufschloss, die er bis dahin nur in der lateinischen Terminologie der Scholastiker gekannt hatte.[1]) In dem Begleitschreiben, das er für Staupitz den Resolutionen zu seinen 95 Thesen voranstellte, giebt er über diese Genesis seines Auftretens gegen Tetzel klare Auskunft. Er geht zurück auf den grossen Augenblick, in dem er „von den gelehrten Männern, die uns griechisch und hebräisch genau übersetzen," erfuhr, dass poenitentia im Urtexte metanoia, das heisst Sinnesänderung, heisse. Das Wort also schon besage, dass an die Stelle des alten Sinns ein neuer zu treten habe, was ohne Änderung unserer Neigungen und Lüste nicht möglich sei. Damit aber reime sich Jesu Lehre und die Predigt Pauli von der Wiedergeburt erst recht vollständig, denn nun sei die poenitentia eine innere Wiedergeburt, eine transmutatio mentis.[2]) Die Busse ist eine Wandlung des ganzen Sinnes des Menschen und die Scholastiker irren, wenn sie meinen, sie bestehe in Beichte und äusserlichen Satisfaktionen. Hätte die lateinische Übersetzung das Wort Jesu genau wiedergegeben, so würde die Kirche auf eine so äusserliche Auffassung der Busse nie gekommen sein. „Da," fährt er fort, „mir eben das Herz von solchen Gedanken brannte, siehe da fingen an um uns zu rauschen und zu tönen neue Posaunen und Drommeten von Ablass und Sündenvergebung," die nicht für

1) Vergl. den Brief an Staupitz vom 20. Mai 1518. Ausg. von de Wette 1, 116 f.
2) D. W. 1, 117.

Sinnesänderung, sondern für Geld, also den geringsten Teil der sogenannten Satisfaktionen, gegeben werde. Nicht bloss gottlos, sondern falsch und ketzerisch war ihre Lehre „und da ich ihrer Unsinnigkeit nicht steuern kann, fasste ich den Beschluss, sie bescheidentlich anzufechten.[1])

1.

Es war schon auf einer Visitationsreise, die Luther 1516 gemeinsam mit Staupitz machte, dass bei einem Konvente zu Grimma die Rede darauf kam, welcher Unfug in dem benachbarten Wurzen von den Ablasskommissären des Leipziger Dominikanerpriors Tetzel getrieben wurde. Wieder einmal war durch Leo X. ein Ablass ausgeschrieben worden zur Deckung der Kosten des Baues der Peterskirche in Rom. Es war das bereits der fünfte volle Ablass für alle Sünden, die diese Generation erlebte und in den kirchlichen Kreisen, die die römische Praxis kannten, glaubte niemand, dass der Ertrag wirklich dazu bestimmt sei, wie die Ablassprediger sagten, „die Gebeine der Märtyrer gegen die Unbilden der Witterung zu schützen.“ Luther selbst hatte bei seinem Aufenthalte in Rom Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, dass es damit keine Not habe, und dass man die ehrwürdigste Basilika der Christenheit nur der Baulust Julius' II. geopfert hatte. Der Kurfürst von Sachsen war darum auch dem Beispiel vieler europäischer Fürsten gefolgt und hatte die Vertreibung des Ablasses im Kurstaat einfach verboten. Da aber der Erzbischof von Magdeburg und Mainz, Albrecht von Brandenburg, mit dem Ablasshandel betraut war, standen die benachbarten bischöflichen und brandenburgischen Gebiete den Ablasspredigern offen und das Geld der kurfürstlichen Unterthanen ging nun doch auf hundert Wegen über die Grenze. Die Verschlechterung der kirchlichen Praxis, wie sie Luther auch bei seinen Visitationsreisen auf vielen Punkten entgegen getreten war, sprang hier ganz besonders verletzend in die Augen. In der päpstlichen Ablassbulle, die die Unterschrift des grossen Stilisten und Humanisten Sadoletus trägt, bietet Leo X. als Nachfolger Petri, der den Schlüssel zur Himmelsthüre führt, seinen Ablass auch denen, die wegen der Weite der Örter nicht zu den Gräbern der Apostel kommen können, indem Leo nach dem Exempel unseres Heilands, der seine Apostel in die verschiedenen Gegenden der Welt ausgesendet hat, eigene Nuntii und Commissarii entsendet, um jedem Christen Gelegenheit zu geben, sich an dem Verdienste des Baues von S. Peter Anteil zu erwerben. Wer

1) D. W. Briefe, 1, 117.

in den Kasten der gedachten Commissarii und Subcommissarii die näher bezeichneten Gaben einlegt, soll völlige Vergebung aller seiner Sünden und so viel und dergleichen Ablass haben, als wenn er alle Tage die sämtlichen Kirchen der Stadt Rom besuchte, um daselbst die Stationsgebete zu sprechen. Ausserdem haben die Kommissarien Vollmacht, Beichtbriefe auszustellen, durch welche der Käufer das Recht erhält, sich einen Beichtvater selbst zu wählen, der den Käufer von allen Übertretungen und Missethaten, so hoch und schrecklich sie auch sein mögen, auch von den dem heiligen Stuhle vorbehaltenen Fällen, sowie von der Exkommunikation freisprechen darf. Der Käufer eines solchen Beichtbriefs ist also von der Parochialordnung dispensiert und kann die Absolution da holen, wo sie am leichtesten zu haben ist. Die Kommissäre dürfen ferner die darum Nachsuchenden von gelobten Wallfahrten jenseits des Meeres und von andern Gelübden gegen Geld entbinden und Dispensationen jeder Art erteilen. Sie können Ablass verkaufen für die Gräuel der Simonie und sonstige Sünden, so dass der kirchlich infam Gewordene wieder in den Stand gesetzt wird, alle Ämter zu übernehmen und Beneficia zu geniessen, indem der Ablass alle Flecken, Schande und Unfähigkeit tilgt. Güter, die durch Wucher oder sonstiges Unrecht erworben sind, oder die der jetzige Inhaber ohne Ermächtiguug an sich genommen hat, können sie gegen einen passenden Anteil für legitimes Eigentum des jetzigen Inhabers erklären. Alles, was man res nullius nennt, herrenloses Gut, zweifelhafte Legate, unsichere Besitztitel, angefochtene oder nicht erhobene Erbschaften oder Eigentum, das zu Unrecht besessen wird, sollen sie für den Ablasskasten an sich nehmen, da der Herr Papst es für besagten Kirchenbau bestimmt hat. Ferner können die Kommissäre solchen Personen, die vor Vollendung des gesetzlichen Alters in das Kloster oder den Klerus eingetreten sind, Dispensationen nachträglich bewilligen und von geistlichen Hindernissen und verbotenen Ehegraden lossprechen. Für solche, die ohne Absolution gestorben sind, können sie die Beerdigung in geweihter Erde verwilligen. Sie können den Adeligen tragbare Altäre verstatten, die auch an ungeweihten Orten aufgestellt werden dürfen, und ihnen das Recht erteilen, selbst während des Interdikts an denselben Messe lesen zu lassen. Ingleichen können sie gegen Beitrag zum Bau von S. Peter jedem gestatten, in den Fasten und andern verbotenen Zeiten Eier, Butter, Käse und andere Milchspeise, ja sogar Fleisch zu geniessen, ohne Gewissenskrupel, in aller Freiheit. Ingleichen sind sie befugt, alle Eidschwüre, es sei in Handelsschlüssen, Instrumenten, Verzeichnissen oder Verschreibungen, der Wirkung nach

zu erlassen und von allem Meineid, doch ohne eines Dritten Schaden, lossprechen, ferner ungerechte Vorbehalte aufzuheben und jede Art von Ablass, die die Bettelorden oder sonstige Bevollmächtigte erteilen, können auch sie erteilen. Alle aber, die irgend einer dieser Vollmachten widersprechen oder Widerstand leisten, sollen sie zu 500 Goldgulden Strafe verurteilen und das Geld sofort zu Nutzen ihres Kastens einziehen.

Ist so den Lebenden eine Fülle von Ablass zugedacht, so sind auch die Toten nicht vergessen. „Dass der Seelen Heil desto mehr befördert werde, so wollen und vergönnen wir," sagt die Bulle, „den Seelen, die im Fegfeuer sind, dass auch ihnen solche Hilfe zu statten käme, weil wir solchen Seelen, so viel wir mit Gott können, gerne mitleidig helfen wollen aus göttlicher Gnade und voller apostolischer Macht." Für diese armen Seelen sollen ihre Eltern, Kinder, Freunde und sonstigen Gläubige steuern, damit dieselben Anteil erhalten an allem Gebet, allen Messen, kanonischen Stunden, Geisselungen, Wallfahrten und andern guten Werken, durch die die Kirche stündlich Gottes Zorn versöhnt und den Schatz der Verdienste mehrt.

Der Schluss endlich ist der aller solcher Bullen, dass diejenigen, die dieser Willensmeinung des Stellvertrers Gottes widerstehen, oder an den eingehenden Geldern Unterschleif treiben, den Ablasskommissären Übles nachreden, oder vorwenden, sie hätten bereits genug Ablass gekauft, oder sich mit dem Papste oder sonst jemand darüber anders verglichen, dass solche übelwollende Menschen durch die That selbst dem Banne verfallen und von diesem Banne durch keinen andern als durch den Kommissär selbst oder den heiligen Stuhl gelöst werden können.

Diese Drohung hat freilich den grösseren Teil der christlichen Staaten nicht gehindert, den Ablass zu verbieten. Minister-Cardinäle wie Wolsey und Ximenes so gut wie der streng katholische Herzog Georg trugen in dieser Beziehung nicht das geringste Bedenken. Aber trotz der längst gegen die römische Ausbeutung erregten Stimmung, die noch jüngst Hutten in seinen Schriften gegen Julius II. geschürt hatte, war es doch gerade Huttens damaliger Gönner, Albrecht von Mainz, dessen Kanzlei die neue römische Anleihe für Deutschland übernahm. Albrecht schuldete dem Hause Fugger noch seine Palliengelder im Betrag von 30,000 fl. Die Kurie schloss nun mit ihm einen für beide Teile vorteilhaften Vertrag. Der Kurfürst, der sich selbst zu dem Geschäfte angetragen hatte, wollte den Ablass in Deutschland vertreiben, wenn die Hälfte des Ertrags ihm, die andere Hälfte der Kurie zufliessen würde. Da die Fugger, denen daran liegen musste, dass der

Erzbischof seine Schulden tilgen könne, in dieser Finanzfrage ein gewichtiges Wort mitsprachen, kam der Vertrag nach einigen Winkelzügen der Kurie, die anfänglich bestimmte Zusicherungen vermied, schliesslich auf Halbpart zu Stande. Der Kurmainzische Hof war einer der aufgeklärtesten in ganz Deutschland. Huttens antirömische Schriften wurden in Mainz gedruckt und die kurfürstlichen Räte waren zum Teil Huttens nahe Freunde, schlimmer als Luther nennt sie der Nuntius Aleander 1521, aber man war nun einmal an diese Art der Gelderhebung gewöhnt. Albrecht hatte vor seiner Wahl versprochen, das Stift mit den Palliengeldern nicht zu beschweren; dann war er ohnehin verschuldet; statt also ihn vollends zu ruinieren oder den Unterthanen neue Lasten aufzubürden, verkaufte man Loose für die himmlische Lotterie. Alle die, die sich vor dem Fegfeuer fürchteten, mochten die Palliengelder aufbringen. Eine solche Sündensteuer, bei der jeder sich selbst einschätzte, drückte am wenigsten. Jedenfalls schonte man so die eigenen Finanzen, deshalb konnten auch Huttens aufgeklärte Freunde dieses Verfahren ebenso klug wie patriotisch finden. Der Kurfürst, der seinen Vergnügungen nachging, und daneben ein Freund der Künste und Wissenschaften war, wird mit Unrecht als der „Ablasshändler Albrecht“ bezeichnet; seine Verwaltung besorgte das und er kümmerte sich darum so wenig wie um die übrigen Geschäfte, die das Kapitel und seine Hofräte angingen. Dass der Ablass dann fachgemäss vertrieben werden musste, lag in der Natur des Geschäfts. Zu loben ist dabei doch, dass die erzbischöfliche Instruktion, die im Namen und unter Voranstellung sämtlicher Titel des Erzbischofs von Mainz und Halberstadt, Magdeburg und Markgrafen von Brandenburg, Herzogs der Cassuben und Wenden und Burggrafen zu Nürnberg hinausging, zu Eingang wenigstens den seelsorgerlichen Gesichtspunkt voranstellt. Es wird als Regel aufgestellt, dass derjenige, der an dem öffentlichen Ablassakte Anteil verlangt, zuvor gebeichtet habe und reuigen Herzens sei. Fünf Kirchen oder Altäre sind mit dem Wappen des Papstes zu bezeichnen und an ihnen haben die Ablasskäufer ihre Gebete zu verrichten, als ob sie die Stationen der römischen Pfarrkirchen durchbeteten. Die Beichtstühle sind mit dem päpstlichen Wappen zu versehen; ein Ablasskreuz ist aufzurichten, an dem sich am Abend nach der Vesper die Kleriker um die mit weissen Stäben ausgezeichneten Pönitenziare zu einer öffentlichen Andacht versammeln. An drei Tagen der Woche soll über die Ablassbulle gepredigt und die durch sie angebotenen Gnaden der Gemeinde erläutert werden. Anstössig war dabei Luther besonders der Satz der

Instruktion, dass zu der Stunde, in der diese Ablasspredigt gehalten wurde, kein anderer Gottesdienst irgendwo gehalten werden dürfe. Zum Schluss muss das Volk jedesmal ein Vaterunser und ein Ave Maria für das Wohl des heiligen Vaters sprechen. Als Zweck des Ablasses wird von der erzbischöflichen Instruktion ausser der Sorge für die Seelen die Erbauung der Peterskirche bezeichnet, die ihres gleichen in der Welt nicht haben darf, weil sie das Haupt aller Kirchen ist und dort die Körper Petri und Pauli und unzähliger anderer Märtyrer und Heiligen liegen. Da diese Gräber schutzlos vom Regen und Hagel beständig verunehrt werden, so würde es der ganzen Kirche zur Schmach gereichen, wenn sie die Bauruine so belassen wollte. Da aber zum Ausbau alle Schätze der Kirche Roms nicht ausreichen, so ist es Pflicht der Gesamtkirche hier einzutreten. Wie das zu geschehen habe, wird sodann mit trockener Geschäftsmässigkeit angeordnet. Die Beichtväter sollen im Beichtstuhl die Beichtenden fragen, „vor wieviel Geld oder andere zeitliche Güter sie die Erleichterung ihres Gewissens entbehren wollten? Antworten sie dann, wie zu erwarten, nicht um alles Geld der Welt, „so kann man dieselben hernach desto leichter zum Beitrag bringen.“ Nach der Beichte ist der Beitrag in den Kasten bei dem Kreuze und dem päpstlichen Wappen einzuwerfen und zwar haben zu zahlen: Könige und Königinnen und ihre Prinzen, Erzbischöfe, Bischöfe und Fürsten 25 rheinische Goldgulden. Aebte, Prälaten, Grafen, Barone 10 Goldgulden. Bessergestellte Adelige und Bürger, die 500 Goldgulden im Jahre einnehmen, sollen 6 Gulden bezahlen, die folgende Klasse einen Gulden und geringe Leute einen halben bis viertel Gulden, doch kann der Pönitenziar nach Lage des Falls auch noch weiter herabgehn. Von ihrem Weibergut können Frauen auch gegen den Willen ihres Mannes Ablass kaufen. Können Frauen und Unmündige das Geld nicht erlangen, so sollen sie die nötige Summe durch Betteln zusammenbringen. Bezeugt wird der Kauf des Ablasses durch einen Ablasszettel „voll von den grössten ungemein erquickenden und vorher unerhörten Vollmachten, der auch, wenn die 8 Jahre unserer Bulle gleich zu Ende sind, allzeit seine Kraft behält.“ Auch den Inhalt dieser Ablasszettel soll der Prediger der Gemeinde erläutern. Dazu wird angeordnet, „dass auf die Beichtbriefe nur eine Person geschrieben werde, es wäre denn Mann und Weib, so zwei in einem Fleisch sind.“ — Die Personen müssen auch zur Kontrolle in ein besonderes Buch eingetragen werden und muss jeder Beichtbrief von dem Kommissär unterzeichnet sein, damit kein betrüglicher Irrtum verborgen werden könne. Die mit

dem Ablass verbundene Gnade ist, dass der Käufer und seine verstorbenen Eltern von nun an in Ewigkeit Teil haben an allen Bitten, Fürbitten, Almosen, Gebeten, an allen Wallfahrten, auch an denen ins heilige Land; ferner an den Stationen, in Rom, an den Messen, Kasteiungen und allen übrigen geistlichen Gütern, welche in der katholischen Kirche und an allen ihren Gliedern geschehen und geschehen können. Dieser Dinge werden die Gläubigen alsdann teilhaftig, wenn sie Ablassbriefe kaufen. Wir deklarieren auch, dass zur Erlangung dieser Gnaden nicht nötig sei zu beichten, sondern nur den Ablassbrief zu kaufen". Noch einfacher ist der Ablass für die Seelen im Fegfeuer zu haben. Hier sagt die Instruktion ausdrücklich: „Auch ist nicht nötig, dass die Personen, welche für die Seelen in den Kasten legen, in dem Herzen zerknirscht sind und mit dem Munde gebeichtet haben, indem sich diese Gnade nur auf die Liebe gründet, in der die Verstorbenen abgeschieden sind und auf die Einlegung der Legenden, wie aus dem Texte der Bulle ersichtlich ist." Bei der Umwandlung der Gelübde ist im allgemeinen der Geldwert der erlassenen Leistung, also einer Wallfahrt nach Rom, eines Eintritts in's Kloster, eines Dispensationsgesuches, der Betrag des Betrugs einer ungerechten Besitzergreifung u. s. w. zu Grunde zu legen. Denn bei allen diesen letzteren Fällen sollte die Wiedererstattung geschehen, für die nun die Kirche in der Weise eintritt, dass der Schuldige sich mit den Subkommissariis gegen einen billigen Teil verträgt, womit er von der gänzlichen Bezahlung befreit wird. „Bei dieser Gnade sollen die Pönitentiarii und Beichtväter sich nicht einlassen, ausser nur bei denen, die ein böses Gewissen wegen zwanzig rheinischen Gulden hätten. Wo aber das Gewissen mit einer grösseren Summe beschwert wäre, alsdann sollen sie es denen Subkommissariis anzeigen, und mit ihnen über eine gewisse Taxe schliessen." Auch für die Art, wie Gefangenen, Kranken, abwesenden Personen der Ablass zugewendet werden kann, ist umsichtig Sorge getragen. Für solche Verbrecher, die ihre ganze Nachbarschaft geärgert haben, ist durch den Ablass gleichfalls Gelegenheit gegeben, wieder ehrlich zu werden, indem sie sich von den Kommissarien den nackten Rücken mit der Rute öffentlich züchtigen lassen, worauf dieselben das miserere und oremus über sie sprechen und sie dann für restituiert erklären. Den Weibern aber soll bei diesem Akt „wegen der Ehrerbietigkeit gegen dieses Geschlecht nur der Schuh ausgezogen werden." Schliesslich bestimmt die Instruktion auch die Form der Ablasszettel, deren noch zahlreiche im Original vorhanden sind. Es ist auf denselben ein Dominikanermönch abgebildet mit Kreuz,

Dornenkrone und feurigem Herzen. Oberhalb an den Ecken ist je eine genagelte Hand des Erlösers, unten ebenso ein angenagelter Fuss. Auf der Vorderseite stehen die Worte: „Papst Leo X. 1517. Gebet. Das ist die Länge und Weite der Wunden Christi der heiligen Seiten. So oft sie einer küsset, hat er 7 Jahre Ablass.“ Auf der Rückseite „das Kreuz zu 40 Mal gemessen, macht die Länge Christi an seine Menschheit. Der es küsset, der ist 7 Tage befreit von dem jähen Tode, auch hinfallender Krankheit, wie auch vom Schlage.“ Aus einem Erlasse des Erzbischofs an die Administratoren seines Stifts zu Halle geht hervor, dass an der Form mehrmals gebessert wurde, um die Ablassscheine noch verkäuflicher auszustatten. „Das Uebrige,“ heisst es dann, „wird der Subkommissarien, Prediger und Pönitentiare Urteil und Sorgfalt ersetzen, welche von unserem Herrgott und denen heiligen Aposteln Petro und Paulo ewige Belohnung für ein so glückliches Werk erlangen werden.“

Nachdem die Vorarbeiten in dieser Weise erledigt waren, verhandelte die erzbischöfliche Kanzlei wegen der Predigt des Ablasses mit den beiden Bettelorden. Die Verhandlungen mit den Franziskanern zerschlugen sich, da ihre Guardiane der Meinung waren, ihre Konvente brächten schon jetzt für ihren eigenen Unterhalt kaum die notdürftigen Gaben zusammen, kämen sie auch noch mit dem Ablass, so grüben sie sich selbst das Wasser ab.[1]) So übertrug der Erzbischof die Predigt des Ablasses den Dominikanern. Sie spielten in Mainz eine vorwaltende Rolle und ihrer hatten sich die beiden Hohenzollern schon bei der Gründung ihrer Universität Frankfurt a. O. in erster Reihe bedient. Auch besass der Orden diejenige Persönlichkeit, die in dem Ablassgeschäfte am meisten Erfahrung hatte, den Leipziger Dominikanerprior Johann Tezel, der schon im Jahre 1502 dem Kardinal Raymund Peraldus, dem Gönner Wimpina's, des Frankfurter Professors, bei dessen Türken und Tatarenpredigt als Gnadenprediger gute Dienste geleistet und schöne Einnahmen erzielt hatte. In gleicher Eigenschaft diente er seit dem Jahre 1504 dem Deutschorden unter dem Ablassprediger Arcimboldi[2]) „wider die Rewssen und Lifflände“. Wo irgend ein kirchliches Unternehmen durch Ablasspredigt gefördert werden sollte, wendete man sich gern an ihn. So finden wir ihn 1507 in Freiburg, Zwickau und Dresden, 1508 in Annaberg und Bautzen und in Görlitz, wo er zum

1) Mykonius 17.

2) Belege bei Kirner, Tezel, S. 6.

Besten eines neuen Kupferdachs für die Kirche 45,000 Gulden zusammengebracht haben soll. In Görlitz kam er 1508 selbst in Kollision mit der Ablasspredigt für S. Peter, indem der Rat zwei Ablässe nicht zulassen wollte, und damals erklärte Tezel dem Rate, dass seine Gnade, d. h. der Ablass für den Deutschorden, viel besser begründet sei als die Not des Gebäudes in Rom. Uebrigens meint er mit Selbstgefühl, dass die Görlitzer mit zwei Ablasspredigern darum nicht zu rechnen hätten, denn wo er gewesen sei, komme so bald kein Anderer. In der That behauptete er das Feld und Bürgermeister Johann Hess gedenkt in seinen Görlitzer Annalen Tezels Ablasspredigt mit folgenden Worten: „Im Jahre 1509 ist allhier gestanden eine römische Gnade durch die deutschen Herren in Lievland zu Widerstand den Ungläubigen aufgebracht, und durch Johann Tetzeln, einen Mönch Predigerordens geführt worden. War seines Leibes ein gross stark Mann, seiner Sprache beredt und sehr kunn, ziemlich gelart und seines Lebens also hin. Er sagte, er wäre mehr denn die Mutter Gottes zur Vergebung und zur Behaltung der Sunde. Sobald der Pfennige ins Becken geworfen und klünge, sobald were die Seele, dafür er geleget, gen Himmel. Er wäre ein Ketzermeister, alle, die wider seine Predigt und den Ablass redeten, wolle er die Köpfe abreissen lassen und so blutig in die Hölle verstossen, die Ketzer brennen lassen, dass der Rauch über die Mauern aufschlagen sollte Und der torstigen (verwegenen) und unzweifhelig unchristlichen Worte und Meinung überaus viel, wie die sagen, die ihn mehr denn ich gehört haben.“

Dennoch darf man sich den Leipziger Prior nicht bloss als geistlichen Marktschreier und gewöhnlichen Bettelmönch vorstellen. Wie es auch mit seiner persönlichen Würdigkeit stehen mochte, die würdevollen Formen eines höheren Prälaten hatte er sich mit Glück angeeignet; man rühmte an ihm, dass er Ernst mit Freundlichkeit zu vereinigen wisse; die Bevölkerung nahm ihn überall als päpstlichen Kommissär und bevollmächtigten Ketzerrichter mit Ehrfurcht auf. Nachdem er so lang und mit solchem Erfolge in diesem Geschäftszweige gearbeitet hatte, galt er als eine Autorität, deren Rat die Fürsten gern in solchen Fragen einholten. So bat ihn im Jahr 1516 Herzog Georg um sein Gutachten, wie es zu machen sei, um Annaberg, das der Herzog in die Höhe bringen wollte, mit einer Wallfahrtskirche auszustatten. Der Herzog hatte dort für seine Bergknappen eine schöne Kirche gebaut, für die er alle die Ablassprivilegien wünschte, durch die die Jubelablässe eine solche Goldquelle geworden waren. Auch brauchte Annaberg Ablass

für die Sonn- und Feiertagsarbeit, deren die Bergleute nicht entraten konnten. Als man dem Herzog sagte, die Kurie werde schwerlich Privilegien erteilen, die ihre Jubiläumsablässe beeinträchtigen könnten, wurde Tezel ersucht, ein Gutachten zu erstatten, welche Erfordernisse zur Errichtung eines solchen Gnadenortes nötig seien und wie man am ehesten die päpstlichen Verleihungen erlangen könne[1]). Tezel stellte demgemäss im Oktober 1516 in einem barbarischen Latein die Erfordernisse zusammen, die für die Errichtung einer solchen Heilanstalt zu Nutzen der sündigen „christifideles“ unentbehrlich seien und giebt die Gründe an die Hand, mit denen man das erforderliche Gesuch in Rom zu unterstützen habe. Der Papst muss denen, die in der Woche des Annenfestes nach Annaberg wallfahrten, und dort ihre Opfergaben niederlegen, volle Vergebung ihrer Sünden bewilligen. Er muss ferner Pönitentiare aufstellen, die Vollmacht haben, den darum Nachsuchenden eigene Beichtväter zu bewilligen, Gelübde gegen Geld zu lösen, unrechtmässigen Besitz gegen passenden Anteil des Annaberger Kastens in legitimen zu verwandeln, Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien, kurz alle jene Gnadenakte an Lebenden und Toten zu üben, zu denen die päpstlichen Ablassprediger bevollmächtigt sind. Da durch eine solche Konkurrenzanstalt der Jubelablass in seinem Ertrage stark beeinträchtigt wird, ist ein Drittel des Ertrags an die Kirchenfabrik von S. Peter abzuführen und der Kasten darf nur in Gegenwart eines Prokuristen des Hauses Fugger geöffnet werden, das die Geldgeschäfte der Kurie besorgt. Auf Grund dieses und anderer Gutachten kompetenter geistlicher Stellen verhandelte nun Herzog Georg durch seinen Gesandten Nikolaus von Hermestorff in Rom und wurde dabei von dem Domherrn Karl von Miltiz unterstützt, der dort in Geschäften der sächsichen Herzöge thätig war und namentlich den Ankauf von Reliquien für Friedrich den Weisen besorgte. Die Kurie verlangte für eine Bulle, die der Kirche zu Annaberg die Vollmacht gab, die Lebenden von Sünden und die Toten aus dem Fegfeuer zu befreien, nicht weniger als zweitausend Goldgulden und jede weitere Gnade sollte noch ausserdem mit Bergen Goldes erkauft werden. Die Verhandlungen wurden von dem sparsamen Herzog und den habgierigen Beamten der Dataria mit erstaunlicher Zähigkeit geführt. Der Herzog hätte namentlich gern das päpstliche Drittel durch eine bestimmte Zahlung in zwei Raten abgelöst, aber die Dataria erklärte, darüber erst verhandeln zu können, wenn nach einigen Jahren

1) Vergl. Gess, ein Gutachten Tetzels. Zeitschrift für K.-G. 12, 550 f.

übersehen werden könne, welchen Ertrag der neue Gnadenort jährlich abwerfe; auch sollte die Bulle nur für fünfundzwanzig Jahre gelten. Der Gesandte klagt namentlich, dass das Haus Fugger die ganze Verwilligung zu verhindern suche, da die Augsburger Bank trotz ihres Anteils Schaden an dem Hauptgeschäft fürchtete. An dem festen Glauben, dass nur Rom seiner Annaberger Kirche diese Macht der Sündenvergebung verleihen könne, lässt sich der Herzog auch dadurch nicht beirren, dass sein Gesandter ihm während der Verhandlungen meldet, eine Verschwörung der Kardinäle habe den Papst vergiften wollen, drei Kardinäle lägen in der Engelsburg in Ketten und würden gefoltert, mehrere seien entflohen, der Papst habe auf einen Tag 32 neue Kardinäle ernannt, was selbst der Frankfurter Domdechant Cochläus, der damals gerade in Bologna war, eine monströse Massregel nannte. An der Notwendigkeit einer päpstlichen Gnadenverwilligung änderte das aber nichts und alles, was der Bote des Herzogs erreichte, war, dass die Bulle statt für 2000 Dukaten schliesslich für 1600 abgelassen wurde. Für die Beförderung derselben nach Deutschland musste der Herzog den Fuggers dann nochmals 30 Dukaten bezahlen. Auch bekam Georg die Ausfertigung erst, nachdem sich Miltiz und andere sichere Leute für rechtzeitige Zahlung verbürgt hatten und eine Konventionalstrafe von jährlich 500 Dukaten für diesen Fall noch ausserdem zugestanden war. Nachdem nun aber der Herzog diesen Jubelablass für Annaberg erworben hatte, beeilte er sich, sein Land für alle anderen Ablässe zu schliessen und als Tezel sich beikommen liess, den Ablass für S. Peter in Leipzig auszubieten, fuhr der Herzog mit einem scharfen Edikte dazwischen und sequestrierte die eingegangenen Gelder.[1]) So erwies sich die Operation als kluge Wirtschaftspolitik des sächsischen Fürsten, der den Abfluss des Geldes aus seinem Lande verhinderte, indem er der inländischen Bezugsquelle ein Monopol gab, wofür er freilich ein Drittel des Ertrags dem heiligen Vater abgeben muss. Während Tezel bis dahin den Bau von S. Peter, gegenüber den seither von ihm vertretenen Deutschordensangelegenheiten als minderdringlich bezeichnet hatte, vertrat er den entgegengesetzten Standpunkt seit seinem Orden diese Ablasspredigt übertragen worden war. Nach Mykonius hatte er sich dem Erzbischof selbst angeboten, „gab sich an, wu man ihn brauchen wolt, so wolt er den Ablass umführen; und also herausstreichen, dass er verhofft, es solt etwas redlichs tragen.“ [2]) Diesem Versprechen gemäss nahm er

1) Die Urkunden bei Gess a. a. O. 547.
2) Myconius, Hist. Reform. Ausgabe von Cyprian, S. 20.

die Vertreibung mit Energie in die Hand. Zunächst erliess er an die Priester der Bezirke, in denen er mit der Ablasspredigt beginnen wollte, eine Instruktion, in welcher Weise die Pfarrherrn ihre Gemeinde vorzubereiten hätten für die ihnen bevorstehende Gnade. Die Predigtentwürfe, die er zu diesem Zwecke an die Pfarrer versendete, liegen vor und geben ein gutes Bild jener Beredsamkeit Tezels, die den Bürgermeister von Görlitz, wie wir hörten, so wenig erbaute. Ein erster Entwurf gibt eine Übersicht über die Fälle, in denen die Prediger nach der Ablassbulle Leo's und der Instruktion Albrechts ermächtigt sind, an Stelle des Papstes Gnade zu üben. In der zweiten Predigt soll der Priester seinen Gläubigen zu Gemüt führen, welchen grossen Schatz die Heiligen für sie erworben, dass der heilige Laurentius sein Leib zu braten gegeben hat, S. Bartholomäus seine eigene Haut in grausamer Todespein, Stephanus gesteinigt und alle Märtyrer getötet und zerschlagen worden sind, um diesen Schatz zu erwerben. Der so martervoll erworbene Schatz, soll der Priester sagen, sei nun in der eigenen Stadt zu haben. „Deine Kirche ist die Kirche S. Petri zu Rom und deine Priester sind apostolische Beichtiger geworden. Die Kirchen sind die sieben zu Rom, die zur Vergebung aller Sünden verordnet sind. Die sieben Altäre sind wie jene sieben, die zu S. Petri sind, wo völlige Vergebung gefunden wird. Was denkst du denn also? Was säumest du dich zu bekehren? Warum vergiessest du jetzt in dieser Zeit nicht Thränen für deine Sünden? Warum beichtest du nicht vor den Vikarien unseres allerheiligsten Herrn Papstes? Hast du nicht ein Exempel an Laurentio, nimmst du dir nicht ein Beispiel an Bartholomäo? u. s. w. Nachdrücklich wendet sich die Predigt dann an die einzelnen Stände und Lebensalter. „Schämst du dich, das Kreuz mit einem Lichte zu besuchen und schämest du dich nicht in das Trinkhaus zu gehn? Du schämst Dich zu den apostolischen Beichtigern zu gehn aber nicht zum Tanz. Bedenke, dass du auf dem tobenden Meere dieser Welt in so viel Sturm und Gefahr bist, und nicht weisst, ob du zum Hafen des Heils kommen könnest.“ Mit besonderem Nachdrucke ist das Thema behandelt, dass jeder Hinterbliebene nach der Grösse seiner Trauer für den gestorbenen Gatten, oder Vater oder die Kinder Ablass kaufen solle, um den Geschiedenen die Qual im Fegfeuer zu kürzen. Wer bedenkt, wie weiche Elternherzen, zumal Mutterherzen, gestimmt sind nach dem Tod ihrer Kinder, der begreift, wie leicht ihnen in dieser Stimmung Ablass aufzudringen war, damit sie über die Seele ihres Lieblings beruhigt sein konnten. „Höret ihr nicht,“ so ruft Tezel,

„die Stimme euerer schreienden toten Eltern und anderer, die da sagen: Erbarmet euch doch mein, weil die Hand Gottes uns gerühret hat. Wir sind in schweren Strafen und Pein, davon ihr uns mit wenigen Almosen retten könnt, und doch nicht wollt. . . . Warum seid ihr denn so grausam und hart, dass, da ihr uns mit leichter Mühe erretten könntet, ihr doch nicht wollt und lasset uns in Flammen liegen.“ In einer weiteren Predigt wird erörtert, welch wichtige Gelegenheit, unendliche Qualen abzukaufen, hier den Gläubigen gegeben ist. „Sie sollen wissen, dass man für jede Todsünde sieben Jahre lang nach der Beichte und Reue büssen muss, entweder in diesem Leben oder im Fegfeuer. Wie viele Todsünden werden des Tags wohl begangen, wie viele des Monats, wie viele des Jahrs, wie viele im ganzen Leben? . . . Und ihr wollet nicht für einen Vierteil eines Gulden diesen Brief haben, kraft dessen ihr die göttliche und unsterbliche Seele sicher und frei zum Vaterlande des Paradieses bringen könnt? Darum rathe, ermahne und so viel es ein Hirte thun mag, befehle ich, dass sie zugleich mit mir und andern Priestern den köstlichen Schatz annehmen.“ . . . Bequemer werden sie ja dieses unentbehrliche Mittel zur Seligkeit niemals haben. „Oh ihr Mörder, ihr Wucherer, ihr Räuber, ihr Lasterhaften, jetzt ist es Zeit Gottes Stimme zu hören, der nicht will den Tod des Sünders sondern dass er sich bekehre und lebe. So bekehre dich Jerusalem zu dem Herrn deinem Gotte.“ Dieser Missbrauch der schönen Schriftworte, die unbarmherzig hineingezogen werden in den Pfuhl der gemeinsten Geldmacherei, ist vielleicht noch empörender als die bekannten viel angefochtenen Äusserungen der Kommissarien, die Luther doch wohl verbürgt erschienen sind, sonst würde er sie nicht in seinen Thesen öffentlich gerügt haben.

Immerhin zeugen diese Entwürfe von einer gewissen volkstümlichen Beredsamkeit. In dieser Form wurden sie an alle Priester in Stadt und Land hinausgegeben, damit diese vor dem Erscheinen der Mission ihre Gemeinden nach Anweisung bearbeiten sollten, worauf dann Tezel mit seinem mächtigen Worte die Herzen vollends erschüttern und die Beutel öffnen will. Zu seinen Massregeln gehörte auch das, dass er „das heilige Negotium“ mit solchem Prunk umgab, dass die erzbischöfliche Kanzlei bald selbst die grossen Ausgaben beanstandete. Mykonius erzählt als Augenzeuge,[1]) dass „wenn man den Commissarium in eine Stadt einführte, trug man die Bulle auf einem sammten oder gülden Tuch daher, und gingen alle Priester, Mönch, der Rath, Schulmeister, Schüler, Mann,

1) Cyprians Ausgabe 15.

Weib, Jungfrauen und Kinder mit Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Procession entgegen. Da läutet man mit allen Glocken, schlug alle Orgel: beleitet ihn in die Kirchen, richtet ein roth Creutz mitten in der Kirchen auf, do hängt man des Papsts Panner an und in Summa, man hätte nicht wohl Gott selbst schöner empfangen können."

Zunächst liess der Erzbischof den Ablass in seinen eigenen Bistümern Magdeburg und Halberstadt predigen und von dort rückte er in die Mark vor, während Sachsen dem Ablasse verschlossen blieb. Bald war denn alles voll Gerede über die wunderbaren Predigten, die man von den Subkommissarien zu hören bekam, welche Tezel sich nach seinem Geschmacke ausgesucht hatte. Er selbst soll gepredigt haben: „er habe solche Gnade und Gewalt vom Papst, wenn einer gleich die h. Jungfrau geschwächt, so könne er's vergeben, wenn derselbe in den Kasten lege, was sich gebühre. Item, das rothe Ablasskreuz mit des Papstes Wappen, in den Kirchen aufgerichtet, wäre ebenso kräftig als das Kreuz Christi. Item, wenn St. Peter jetzt hier wäre, hätte er nicht grössere Gewalt noch Gnade, denn er hätte. Item, er wolle im Himmel mit St. Peter nicht beuten, denn er habe mehr Seelen erlöst als St. Peter mit seinen Predigten. Item, wenn einer Geld in den Kasten lege für eine Seele im Fegfeuer, sobald der Pfennig auf den Boden fiele und klinge, so führe die Seele gen Himmel." Auch das wird berichtet, einer der Klamanten habe oft die umherstehende Menge aufgefordert, die Ablassfahne mit dem roten Kreuze starr anzusehen, so würden sie bald gewahren, wie das Blut Christi minniglich von dem roten Kreuze herabfliesse, eine Halluzination der Sinne, die ja leicht hervorzurufen war. Um den Andrang der Käufer rascher bewältigen zu können, gab der Kommissär Tarife heraus, nach denen jeder sich selbst einschätzen konnte. Die Strafe für unnatürliche Laster konnte man abkaufen für 12 Dukaten, Eltern und Geschwistermord für 9, Hexerei für 7 u. s. w. In einem Atem verkünden diese Zettel Lossprechung der Lebenden und Toten und weisen auf die Taxe hin, die in baarem Gelde erlegt werden muss. In ihrer Art sind das doch merkwürdige Dokumente, denn welche Macht des Priesters setzt dieses Verfahren voraus, welche Finsternis im Volke und welch freches Vertrauen auf die Geduld der Einsichtigen und Obrigkeiten. Kam es doch vor, dass Tezel den Ablasszetteln hinzufügte, besagter Totschläger, Mörder u. s. w. dürfe bei Strafe des Banns auch von der weltlichen Obrigkeit nicht weiter behelligt werden, als ob Befreiung von der Kirchenstrafe auch vor Rad und Galgen schützte.

So sah sich denn Luther veranlasst, erst mild und ernst, bald aber schärfer und entschiedener gegen diesen Unfug zu protestieren. Nach seinem ernsten Bewusstsein von der schweren Schuld der Sünde und nach seiner unendlichen Dankbarkeit gegen das Verdienst Christi war es Luther eine innerste Notwendigkeit seines Herzens, gegen den Missbrauch des kirchlichen Ablasses, den er vor sich sah, Verwahrung einzulegen und er that es nicht, um Lärm, sondern um seinem Gewissen Luft zu machen. Nach ihm erlässt uns Gott die Strafen, um unseres Vertrauens auf das Verdienst Christi willen, hier aber verlangt und pflegt man unter seinen Augen einen Werkdienst, der im Küssen von Ablasszetteln bestand. Dem gemeinen Volke freilich war ein solches Mittel zur Seligkeit eben recht. Dass es die Wunderarznei im Lande nicht haben konnte, steigerte sein Verlangen, auf einer Wallfahrt jenseits der Grenze sich in den Besitz derselben zu setzen. So wurde Luther schrittweise in diese widrige Sache hineingezogen. Zuerst im Frühjahre 1516, als Tezel, damals noch im Dienste des Deutschordens und Unterkommissär des Arcimboldi, im Bistum Meissen den Ablass ausschrie, war Luther auf sein Treiben aufmerksam gemacht worden. Angeblich soll er schon bei einer Klostervisitation zu Grimma im Frühling 1516 gedroht haben, er wolle der Pauke ein Loch machen.[1]) In der That predigte er in Wittenberg selbst am 10. Sonntag nach Trinitatis 1516 gegen die habsüchtigen Missbräuche, die mit den Ablässen getrieben würden. Die Macht des Papstes, durch die kirchliche Fürbitte den Seelen im Fegfeuer beizuspringen, bezweifelt er damals noch nicht, wenn er aber seine Unwissenheit bekennt, ob diese Seelen entlassen werden, ehe sie völlige Reue empfunden haben und ob der Ablass etwas hilft, wenn sie doch durch ihre eigene Reue ihre Sünde tilgen müssen, so waren solche Reflexionen sehr geeignet, die Gemeinde am Ablass irr zu machen und jedenfalls den Eindruck der Tezel'schen Marktschreierei zu verwischen, indem Luther an das Nachdenken jedes Christenmenschen appellierte. In ähnlichem Sinn sprach er sich am 31. Oktober 1516 bei Auslegung der Geschichte des Zachäus gegen die aus, die die Busse abkaufen wollen, statt sie zu leisten. Kurz vor der Reliquienausstellung im Stifte am 24. Februar 1517 wiederholte er diese Warnungen und ebenso in einer Predigt in der Burg, mit der er sich aber schlechten Dank beim Kurfürsten verdiente. Ueber die Warnung, sich auf den Ablass allein zu verlassen, und so Reue und Besserung zu versäumen, gingen

---

1) Über die Grimmaer Chronik vergl. Lösche, Luthers Reisegeschichte, S. 27.

indessen diese Angriffe noch nicht hinaus. Inzwischen war Tezel in den Dienst des Erzbischofs als oberster Kommissär übergetreten und arbeitete nunmehr mit vordoppelten Kräften. Während er in Jüterbogk und Zerbst sein Kreuz aufgerichtet hatte, strömte ihm auch aus Wittenberg viel Volks zu und nach Mykonius erlebte es Luther im Beichtstuhl, dass solche Käufer von Ablasszetteln auf seine Forderung, ihren unsittlichen Verhältnissen abzusagen, ehe er sie absolviere, erwiderten, dafür hätten sie Ablass. Verweigerte er ihnen die Absolution, so verklagten sie ihn bei Tezel oder drohten wenigstens damit. Mündlich und brieflich wurde Luther auch sonst angefragt, was er zu dem Tezel'schen Spektakel meine, und so entschloss er sich, die Frage des Ablasses einmal einer gründlichen akademischen Erörterung zu unterziehen. Wieder nahte mit dem 31. Oktober 1517 der Tag, an dem das Stift, das mit der Universität so vielfach verwachsen war, seinen Ablass austeilte. Da die 5005 Stück Reliquien, die der Kurfürst in der Stiftskirche untergebracht hatte, von allen möglichen Heiligen herrührten, so war das Allerheiligenfest der angezeigte Tag, die überschüssigen Verdienste dieser Heiligen den bussfertigen Sündern zuzuwenden. Das veranlasste Luther, an der Thüre der Stiftskirche 95 Thesen anzuschlagen, in denen er aussprach, was nach seiner Meinung der Ablass bedeute und was er nicht bedeute. Die Zahl von 95 Thesen hat Luther wohl gewählt im Hinblicke auf die 94 §§ der erzbischöflichen Instruktion für die Ablasskommissäre. Diesen 94 Paragraphen setzt Luther 94 Thesen entgegen und darüber eine, um sie noch zu übertrumpfen.

2.

Auch in seinen fünfundneunzig Sätzen zur Erläuterung der Kraft des Ablasses geht Luther von der grossen Entdeckung aus, die ihn so tief bewegt hatte, dass der neutestamentliche Ausdruck für Busse, metanoia, nichts anderes sei als Sinnesänderung. Dass wir an Stelle unseres alten fleischlichen Sinnes einen neuen heiligen und bussfertigen Sinn setzen, verlangt Christus von uns, nicht äussere Pönitenzen. Diese Busse aber muss nach Jesu Willen bis zum Ende unseres Lebens währen. Jesus dachte also nicht an ein Bussakrament, das man von Zeit zu Zeit mit Beichte und Satisfaktion abthut und erledigt. Die wahre Busse und Pein, der Hass auf unsere eigene Selbstsucht (odium sui), der Kummer über unsere Sündhaftigkeit soll währen bis zu unserem Eingang ins Himmelreich. Diese wahre Strafe der Sünde, das Gefühl

unserer Unwürdigkeit, kann uns der Papst nicht erlassen, ja er müsste diese Strafe im Gegenteil, so führen die Resolutionen zu den Thesen aus, für uns erflehen, da sie die Bedingung unserer Besserung ist. Neben dieser ordentlichen Strafe unserer Sünde stehn dann die ausserordentlichen Züchtigungen, die Gott über einzelne und über ganze Völker verhängt, um sie zur Busse zu wecken. Auch sie kann der Papst nicht abwenden. „Andergestalt", heisst es in den Resolutionen, „wofern ein Priester der Kirche, es sei der oberste oder unterste, diese Strafe kraft der Gewalt der Schlüssel aufheben kann, so mag er doch Pestilenz, Krieg, Aufruhr, Erdbeben, Feuersbrünste, Mord und Totschlag, Räubereien, ingleichen Türken und Barbaren vertreiben." Er thut es nicht, weil er es nicht kann. So bleiben für den Ablass des Papstes nur die Kirchenstrafen übrig, und selbst diese kann er nicht alle erlassen, wie z. B. für den Bruch der Klostergelübde oder die widerrechtliche Nötigung zum Kloster kein Ablass gegeben werden soll. Auch die bürgerlichen Strafen kann er nicht nachlassen, sonst hätten seine Ablässe längst alle Galgen und Marterkammern abgethan. Wenn nun aber der Papst weder die natürlichen Folgen der Sünde, noch die ausserordentlichen Züchtigungen Gottes, weder die bürgerlichen Strafen noch alle kanonischen nachlassen kann, so bleiben eben nur Kirchenstrafen übrig, die er durch seine Kanones nach eigenem Ermessen, den göttlichen Strafen hinzugefügt hat; diese kann er natürlich auch nach eigenem Ermessen nachlassen. Sündenschuld aber kann der Papst nur in so fern erlassen, als er der bussfertigen Seele versichert und bestätigt, dass Gott nach der trostreichen Lehre des Evangeliums dem wahrhaft Bussfertigen seine Schuld erlässt. So weit also ständen die ersten Thesen Luthers ganz auf evangelischem Standpunkte. Allein neben der neuen evangelischen Erkenntnis ist auch noch der katholische Respekt vor den kirchlichen Ordnungen in ihm mächtig und so fügt er sofort die Einschränkung hinzu, dass Gott nicht nur Busse, sondern auch Gehorsam gegen die kirchlichen Ordnungen verlange. „Gott vergiebt keinem seine Schuld, ohne ihn zugleich wohl gedemütigt dem Priester, seinem Statthalter, zu unterwerfen," wesshalb auch in den sogenannten reservierten Fällen, keiner seiner Schuld ledig wird, der es verschmäht, des Papstes Vergebung einzuholen. Eine Mittlerrolle zwischen dem Menschen und seinem Gotte schreibt der Augustinerpater also auch seinerseits dem Priestertum zu und er begründet diese Mittlerrolle in den Resolutionen damit, dass Christus seinen Aposteln gesagt habe: „wer euch verachtet, verachtet mich." Die Vergebung der Sünden ist

davon abhängig, dass wir das Institut Gottes auf Erden, die Kirche ehren. „Es kann niemand mit Gott versöhnt werden, er sei denn zuvor mit der Kirche ausgesöhnt, zum wenigsten dem Wunsche und Verlangen nach.“ Wer also die Absolution der Kirche nicht begehrt, Papst und Priester verachtet, dem vergibt auch Gott seine Sünden nicht, denn es hat ihm nun einmal beliebt, dass sich der Sünder auf diese Weise seine Absolution erbitte. Gott aber hat diese Heilsvermittlung durch die Kirche geordnet, um die Seelen seiner Gnade gewiss zu machen und sie vor Angst und Verzweiflung zu bewahren.

Die Gründe, die Luther in den Resolutionen für die Notwendigkeit des Amtes der Schlüssel geltend macht, sind alle aus seinen persönlichen Erfahrungen geschöpft, wie er sie in den Zeiten seiner Anfechtung gemacht hat. Weil ihm in seinen innern Kämpfen die Absolution durch den Priester ein Trost und Halt gewesen ist, ist er geneigt, diese Absolution für notwendig und für eine unumstössliche göttliche Ordnung anzusehen. Es sind im Grunde lauter Selbstgeständnisse, die Luther in den Resolutionen für die Notwendigkeit der Schlüsselgewalt geltend macht. Er kennt die Schrecken des Gewissens, mit denen Gott seine Arbeit an der Seele beginnt. „Wenn Gott den Menschen anfängt gerecht zu machen, so verdammt er ihn vorher; und wenn er will erbauen, so reisst er vorher ein. Wenn er will heilen, dann schlägt er erstlich und wenn er will lebendig machen, dann tötet er.“ — Mit dergleichen Beunruhigung fängt die Seligkeit an. Diese Zerknirschung des Herzens ist Gott die wahre Genugthuung. Aber der Sünder, dem in diesen inneren Stürmen der Morgenstern aufgeht, weiss zu der Zeit so gar nichts von dieser Weise seiner Rechtfertigung, dass er meint, er sei der Verdammniss am nächsten, nicht Gottes Gnade, sondern seinen Zorn fühlt er über sich ausgegossen. „So lange diese Betrübniss währt, hat er keinen Frieden noch Trost, wo er nicht seine Zuflucht zur Gewalt der Kirche nimmt, denn er wird sich nicht durch seinen Rat oder Hilfe beruhigen können; ja er würde endlich aus der zunehmenden Traurigkeit in Verzweiflung verfallen.“ Dazu eben bedarf er des Priesters. Die innere Not muss zum Ziel kommen, indem der Sünder Sünde und Elend bekennt und sein Verlangen nach göttlicher Vergebung bezeugt. Der Priester aber soll ihn kraft seines Amtes der Schlüssel von seinen Sünden entbinden und ihm also den Frieden des Gewissens schenken. Der aber, der absolviert ist, soll nicht zweifeln, dass ihm seine Sünde vergeben sei und soll in seinem Herzen ruhig sein, und auf Gottes Verheissung trauen. Christus spricht: „Alles

was ihr auf Erden löset, soll im Himmel los sein.“ Wenn der Absolvierte diesem Worte glaubt, wird der Friede kommen. Glaubt er ihm nicht, so wird der Friede ausbleiben, auch wenn er vom Papste selbst absolviert würde und der ganzen Welt beichtete. Weil er selbst diese Erfahrung gemacht hat, als sein Beichtvater in Erfurt und sein Vikar im Orden ihn so tröstlich absolvierten, darum preist er in den Resolutionen diese überaus liebliche und tröstliche Gewalt des Beichtvaters, „die der einzige Trost für die Sünden und Sünder und für die unglückseligen Gewissen ist, wenn sie nur glauben mögen, dass Christi Verheissungen wahrhaftig sind.“ Sollten wir dagegen uns selbst absolvieren, so hätten wir statt einer Unruhe zwei, die des Beichtvaters und die des Beichtkinds. Darum ist der am besten daran, der wie der gemeine Mann an die Gewalt der Schlüssel glaubt und in einfältigem Glauben die Absolution sucht und annimmt. Er selbst aber weiss es, wie es „den Gelehrten“ ergeht, die bemüht sind, durch ihre eigene viele Zerknirschung, durch ihre eigenen Werke und öfteres Beichten sich zu beruhigen — „sie thun nichts anderes als dass sie von einer Unruhe zur andern gehen, weil sie ihr Vertrauen auf sich selbst und ihr eigenes Thun setzen.“

Wer die Geschichte von Luthers Erfurter Kämpfen kennt, wird nicht ohne Rührung diese Auseinandersetzungen lesen. These 6 und 7 sind zwei Ehrensteine und Denksteine für den Erfurter Beichtvater, der diesem selbständigen Geist eine solche Dankbarkeit für die Wohlthaten des Beichtstuhls eingeflösst hat, und noch viele innere Kämpfe hat es Luther gekostet, bis er sich entschloss, die Beichte wenigstens als Sakrament fahren zu lassen. Aber gerade weil er das Bussakrament so hoch hielt, verwarf er die Vermengung von Absolution und Ablass, die die Ablassprediger für ihr Geschäft vorteilhaft fanden. Im Bussakrament wurde dem Absolvierten seine ganze Schuld erlassen, so dass er die ewigen Höllenstrafen nicht zu fürchten brauchte.[1]) Allein damit erschliessen sich ihm noch nicht die Pforten des Himmelreichs, denn da er doch noch die irdischen Schlacken mit hinüberbringt in das Jenseits, müssen ihm diese im Fegfeuer erst hinweg geläutert werden. Die ewige Strafe ist dem Sünder geschenkt, nicht aber die zeitliche des Fegfeuers. Auf diese also konnten die Ablassprediger ihren Ablass beziehen, ohne mit den Voraussetzungen des Bussakraments in Widerspruch zu geraten.

---

1) Brieger, Das Wesen des Ablasses am Ausgang des Mittelalters. Leipzig, bei Edelmann. 1897. S. 22.

Gott hat gnädig gestattet, dass wir durch irdische Satisfaktionen diese jenseitige Qual abkürzen können und nicht nur für uns, sondern auch für die, die bereits in das Fegfeuer hinübergegangen sind. Als solche Satisfaktion gilt neben dem Gebet und guten Werken auch das Kaufen der Indulgenzbriefe, die der Ablassprediger für Lebende und Tote feil bietet. Da Luther den Ablass nur auf die Kirchenstrafen bezieht, so könnte der päpstliche Ablass sich auf das Fegfeuer nur dann erstrecken, wenn ein Gestorbener seine Kirchenstrafen, die er auf Erden nicht gelöst, nun im Fegfeuer zu absolvieren hätte. Allein gegen diese Annahme macht Luther geltend, dass alle Kirchenstrafen mit dem Tode des Sünders von selbst erlöschen. Sage doch der Apostel, Römer 7, 1 das Gesetz herrsche über den Menschen so lange er lebt. Gilt das sogar von Gottes Gesetzen, um wie viel mehr von denen des Papsts. Nur von Christi Wort heisse es, es bleibe ewiglich. Wer sagt, auch den Toten bleiben ihre kanonischen Auflagen behalten, der müsste auch sagen, eine zerstörte Stadt habe die gleichen Auflagen zu entrichten, die sie entrichtete, als sie noch stand. Diese Auflagen bestanden für den Absolvierten in Fasten, Wachen, Arbeiten, aber diese Dinge gehören offenbarlich in dieses Leben, nicht in jenes, in dem der Mensch weder fastet, noch weint, noch isst, noch schläft, da er keinen Leib hat. Man frage den Papst, ob er diese Auflagen den Lebenden oder den Toten gemacht habe, so wird er antworten: „freilich den Lebenden, denn was kann ich mit den Verstorbenen machen, die aus meinem Gerichte gegangen sind?“ Würden die canones poenitentiales wirklich den Toten aufbehalten, so müssten ihre Seelen dem Gottesdienst beiwohnen, Festtage, Fasten und Vigilien halten, die Horen beten, sie dürften keine Eier, keine Milch, kein Fleisch essen, müssten bald schwarze, bald weisse Kleider anziehen. Alle Kirchenordnungen würden dann so gut für sie gelten wie die Bussordnung, denn es ist nicht ersichtlich, warum die einen Ordnungen erlöschen sollen, wenn andere fortdauern. Aber schon im Falle der Krankheit lässt das Kirchenrecht die Strafe nach, um wie viel mehr im Falle des Todes? Gälten doch die Kirchenstrafen für gelöscht, wenn ein Laie Priester, ein Priester Bischof werde, wie sollte jene grösste Wandlung des Übergangs von dieser Welt in jene nicht die gleiche Löschung der Kirchenstrafe bewirken? Der Papst selbst gebe das auch zu, indem seine canones vorschreiben, dass in schwerer Lebensgefahr und in extremis stets voller Nachlass der Kirchenstrafen zu gewähren sei. Wer anders lehrt, der macht Gott zu einem Wechsler oder Kaufmann, der ohne Entgelt keine Schuld erlässt. Hätte man an dem Brauche der alten Kirche fest-

gehalten, die Absolution erst zu erteilen, nachdem die Satisfaktionen geleistet waren, so gäbe es überhaupt keine absolvierten Seelen mit ungelösten Kirchenstrafen. Nun die Priester aber die Absolutionen, weil es ihnen bequemer ist, sofort nach der Beichte erteilen, geschieht es, dass sie zur Beschimpfung ihrer eigenen Absolution den Sterbenden mit noch zu absolvierenden Strafen ins Jenseits schicken. Indem sie ihn absolvieren, absolvieren sie ihn nicht und binden ihn mit denselben Worten, mit denen sie ihn lossprechen.

Aber wie steht es denn überhaupt mit der Befugnis der Ablassprediger, die Fegfeuerstrafen zu erlassen? Luther läugnet das Fegfeuer nicht. „Bei mir," sagt er in den Resolutionen, „ist es eine gewisse Sache, dass ein Fegfeuer sei, und ich kehre mich nicht viel daran, was die Ketzer dawider plaudern." Aber er definiert das Fegfeuer als eine durchaus geistige Sache. Immer bleibt vom alten Menschen etwas zurück, Spuren des alten Adam, immer also wird der Sterbende Furcht in jenes Leben mit hinüber nehmen und um so grössere Furcht, je kleiner sein Glaube ist. Diese Furcht und dieses Grauen ist, um des Andern zu geschweigen, genug, um die Qual des Fegfeuers auszumachen. „Auch ich kenne einen Menschen," sagt er, „der es versichert hat, er habe diese Strafe öfter erlitten, sie wäre aber so gross und so höllisch gewesen, dass deren Grösse keine Zunge aussprechen, keine Feder beschreiben kann." . . . Seine eigenen Anfechtungen sind es, in denen er alle Qual des Fegfeuers gekostet hat. Auch unterscheidet sich diese Strafe des Fegfeuers nicht der Art nach von der der Hölle, sondern nur der Dauer nach. „Wie wir glauben, dass im Himmel Friede, Freude und Sicherheit im Lichte Gottes regiere, so glauben wir im Gegentheil, dass in der Hölle Verzweiflung, Schmerz und eine erschreckliche Flucht in den äussersten Finsternissen herrscht. Das Fegfeuer aber mag das mittlere zwischen beiden sein, doch also, dass es der Hölle näher sei als dem Himmel." Aber es ist nicht ein Straffeuer, sondern ein Fegfeuer und sobald es an den Seelen seine Arbeit vollbracht hat, sind diese fähig, Gottes Antlitz zu schauen, d. h. reif zum Eintritt ins Himmelreich. Die ungläubigen Seelen dagegen hassen Gott und ihr Hass ist die Hölle, die kleingläubigen fürchten ihn und diese Furcht ist das Fegfeuer, die Gläubigen lieben Gott und diese Liebe ist Seligkeit. Wie jeder glaubt, so geschieht ihm. So scheinen sich Hölle, Fegfeuer und Himmel zu unterscheiden wie Verzweiflung, Kleinglaube und Sicherheit sich unterscheiden, aber die Liebe nimmt bei den Seelen im Fegfeuer zu, denn wo sie ist, wächst sie auch, und darum ist das Fegfeuer der Weg der

Liebe, die zu Gott wallet. Die Verdammten lästern Gott in wildem Hasse, die Seelen im Feuer der Läuterung haben dagegen eine blosse Klage und ein unaussprechliches Seufzen, indem ihnen der Geist aushilft. Über diese rein geistigen Zustände hat aber der Papst nichts zu verfügen. Trotz des Ablasses stirbt der grösste Teil der Menschen ohne die rechte Reue und den vollen Glauben und geht in das Feuer der Läuterung, wo sie bleiben, bis sie sich zum vollen Glauben aufgerichtet haben. Will man eine Gewalt des Papstes über die Seelen im Fegfeuer annehmen, so ist es die, dass er Gebete der Christenheit für sie anordnen kann, um die Seelen in ihrem Kampfe zu unterstützen und zu ermutigen. In der Hand des Papstes steht die Fürbitte der Christenheit und der Augustinerpater läugnet die Wirkung dieses Kirchengebets nicht. Wenn alle Glocken der Kathedralen und Dome in den Städten, alle Glöckchen der Dorfkirchen und Bergkapellen zusammenläuten, so dringt das gemeinsame Geschrei der Christenheit sicher zu Gottes Gehör, aber ob Gott in seiner Weisheit alle diese Gebete erhören kann und will — das steht in Gottes Ermessen. So ist es nur eine Täuschung der Gläubigen, wenn man ihnen predigt, sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt, denn die Seelen verlassen das Feuer der Läuterung nicht, bevor sie völlig geheilt sind. Auch sei nicht einmal sicher, ob alle Seelen auf diese Weise erlöst sein wollten, selbst wenn die Kirche es vermöchte. Habe man doch die Gemeinde gelehrt, dass der heilige Severinus und Paschalis freiwillig noch im Fegfeuer verblieben, um sich einen um so höheren Grad der Seligkeit zu verdienen. Haben Paulus und Moses aus Liebe zu ihrem Volke schon in diesem Leben auf ihren Anteil an der Seligkeit verzichten wollen, so können andere auch im Fegfeuer das Gleiche thun, wie Tauler in seinen Predigten von einer frommen Jungfrau erzähle, die aus Liebe dort zurückblieb, um andern beizustehen. Um diese seltsamen Legenden zu verstehen, muss man sich vergegenwärtigen, dass manche Lehrer noch anschaulicher als Luther das Fegfeuer als einen Ort der Besserung beschrieben haben, in dem das Bewusstsein, durch diese Läuterung besser zu werden, über die Qual hinweghilft. So weiss Dante, wie in dem einen Raum die schwachen Seelen durch den majestätischen Hymnus salve regina ermutigt werden, sich aufzurichten, wie Maria's Wort der Liebe: „Wein haben sie nicht,“ die Zagen an ihre fürbittende Liebe erinnert, wie den tyrannischen Seelen die Bilder der furchtbaren Tyrannen Busiris, Nimrod u. A. als abschreckende Beispiele gezeigt werden. Denen, die der Augenlust fröhnten, sind die Augen mit Haken geschlossen gleich den Jagdfalken, damit ihnen die

innere Anschauung aufgehe. Die Wollüstigen sehen die Sirenen in ihrer wahren Gestalt, Andern werden im Dunkeln passende Sprüche zugerufen, andere durch Visionen erweckt. Umgeben von solchen Anstalten der Förderung, mochten deshalb Paschalis und Severinus wohl vorziehen, noch eine Weile auf das Schauen Gottes zu verzichten, bis sie alles gelernt hatten, was hier zu lernen war. Und dennoch schildert Dante die Hitze des Fegfeuers als so gross, dass wenn ein Glasofen in der Nähe gewesen wäre, so hätte er sich in das flüssige Glas geworfen, um sich abzukühlen. Es ist aber auch gar nicht nötig, dass die Ablassprediger mit ihren Ablasszetteln „ins Fegfeuer rauschen," da die Seelen auch dort sich selbst helfen können. Das Fegfeuer ist die Furcht, die die Seelen ängstet, wie die Liebe sie über alles tröstet, auch über die Strafe. Der Liebe aber ist es eigen, dass sie wächst, denn sie fliesst aus Gott. Der Furcht dagegen ist es eigen, dass sie abnimmt, denn vollkommene Liebe treibt die Furcht aus. Wer das Fegfeuer zu einer „Werkstatt macht, darinnen man Strafen bezahlt," verwechselt es mit der Hölle. Das Fegfeuer ist ein Ort der Besserung und diese Besserung besteht eben darin, dass die Seele die Furcht ablegt und der Liebe sich hingiebt. Es ist also Lüge, wenn die Ablassprediger ausschreien, die Seelen seien ausser Stande, sich Verdienst zu erwerben; man predigt das nur, um Ablasszettel für die angeblich hilflosen Seelen an den Mann zu bringen. Wenn Tezel ferner behauptet, die Seelen riefen die Lebenden an um Kürzung ihrer Qual, so wird vorausgesetzt, dass die Seelen wüssten, dass sie nach einer Weile erlöst würden, und nicht für ewig verdammt seien. Vielleicht aber ist das gar nicht bei allen der Fall, da das Fegfeuer eben in Furcht und Mangel an solcher Zuversicht der endlichen Erlösung besteht. „So wollen wir für die armen Seelen beten, dass sie ausdauern und im Vertrauen nicht matt werden; das Gebet der Kirche für sie ist recht und billig, aber durch den Ablass ihnen helfen, ist Täuschung und Trug."

Hat der Ablass mithin nur die Bedeutung, dass der Papst die Kirchenstrafe in eine Geldstrafe verwandelt, so frägt es sich, wie diese Leistung des Bussgelds sich verhalte zu jenen anderen Leistungen, die dafür erlassen werden? Die Kirchenstrafen bestehen einerseits in Gebeten und asketischen Uebungen, anderseits in Werken der Liebe gegen den Nächsten. Sollen wir nun diese abkaufen? Da kann Luther nur raten: „lasse die faulen und schläfrigen Christen Ablass kaufen, du aber thue die Werke." Hier kommt denn in der Begründung gerade dieser praktischen Thesen sein Unmut über die materielle Schädigung des

armen Mannes durch die Habgier der Welschen zum ersten Mal zu scharfem Ausdruck und auch er giebt nun eine Anweisung, wie die Pfarrherrn ihre Gemeinde belehren sollen. Wenn die Leute sich nun doch einmal durch Geld mit dem lieben Gott abfinden wollen, meint er, würde er seinerseits also zu dem Volke sagen: „Sehet lieben Brüder, ihr müsset wissen, dass es eine dreifache Art von guten Werken giebt, welche mit Geldausgaben geschehen können. Die erste Art, und die den andern allen vorzuziehen, ist diese, wenn einer den Armen etwas schenket oder dem dürftigen Nächsten etwas leihet. Die zweite Art, die aber der ersten nachsteht, ist, dass man zu den Kirchen und Hospitälern in unseren Landen und zu andern öffentlichen, nützlichen Gebäuden etwas beiträgt. Nachdem aber auch dieses geschehen, so könnet ihr alsdann, wenn es Euch gefällt, zum dritten auch für Lösung des Ablasses etwas ausgeben, denn von dem Ersten haben wir einen Befehl Christi, vom Ablass haben wir keinen Befehl." Sollten nun aber die Gegner erwidern: „Wenn man so predigen wollte, so würde man wenig Geld durch Ablass sammeln", so erwidert Luther nicht ohne Spott: „Ich glaube es auch, aber die Päpste suchen ja, wie sie versichern, nicht das Geld, sondern der Seelen Seeligkeit."

Ohne Zweifel sind es gerade diese praktischen Sätze, durch die die ganze Disputation solches Aufsehen gemacht hat, wie denn auch in ihnen sein lang verhaltener Unwille sich mit unerwarteter Gewalt entlädt. Dem dumpfen Grollen der einleitenden Thesen folgt hier Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Was lehrt denn Tezel als fromme Selbstsucht, die sich gegen die Not des Nächsten verhärtet, um sich selbst in den Himmel einzukaufen? „Es sind ihrer viel," sagt er in den Resolutionen, „die kaum das liebe Brot und nicht ein gutes Kleid haben, und sich dennoch durch das Lärmen der Ablassprediger dahin verleiten lassen, dass sie es ihrem Maule und Leibe abdarben und sich in die äusserste Armut setzen, damit sie jenen ihren Überfluss vermehren mögen." Die Instruktion des Erzbischofs erlaubt den Weibern gegen den Willen ihrer Männer betteln zu gehn, um sich Ablass kaufen zu können. „So sage ich, dass dergleichen Lehre wert sei, dass man sie verfluche und dass sie wider Gottes Gebot sei. Denn ein Weib soll unter der Gewalt ihres Mannes sein und nichts wider dessen Willen thun." „Man soll die Christen lehren," sagt darum die 45. These, „dass der seinen Nächsten siehet darben und Ablass löst, der kauft sich nicht des Papstes Ablass, sondern Gottes Zorn. Man soll die Christen lehren, dass der Papst, so er wüsste der Ablassprediger Schin-

derei, lieber wollte, dass S. Peters Münster zu Pulver verbrennet würde, denn dass es sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe verbauet werden. Man soll die Christen lehren, dass der Papst wie er schuldig ist, also auch seines eigenen Geldes, wenn auch schon S. Peters Münster dazu sollte verkauft werden, den Leuten austeilen würde, welche doch etliche Ablassprediger jetzund selbst um's Geld bringen." In summa: „durch Ablassbriefe vertrauen selig zu werden, ist nichtig und erlogen Ding," und nicht ohne Vergnügen erzählt er in den Resolutionen als Exempel dazu „die Sage", wie ein Verstorbener mit dem Ablassbriefe vor die Hölle kam und dem Teufel seinen Ablassbrief vorwies. Aber als der Teufel den Brief in die Hand nahm, schmolz von der Hitze das Wachs des Siegels und der Brief verbrannte in seinen heissen Händen. Da war der Brief dahin und der Teufel ergriff den Mann und warf ihn gleich in die Hölle. Darum ist das Vertrauen auf Ablass nichtig, auch wenn der Papst selbst wollte seine Seele zum Pfand setzen. Andern Gottesdienst, wie die Instruktion verlangt, aussetzen, damit die Ablasskirche voll werde, das Wort Gottes nicht auslegen, damit Zeit für die Ablasspredigt übrig bleibe, zum Ablass alle Glocken läuten, zur Predigt nur eine, das alles zieme den Feinden Christi, nicht aber den Kommissarien des Papstes. „Denn in der Kirche soll man nichts mit grösserer Sorgfalt handeln als das heilige Evangelium, indem die Kirche nichts köstlicheres und heilsameres hat; denn ohne Evangelium lebet der Mensch nicht im Geiste, ohne Messe aber lebet er." Und lebhaft stellt der Mönch sich vor, welch schönes Schauspiel es doch für den Teufel sein müsse, wenn er sehe, wie der Ablassprediger, der ihm selbst verfallen ist, denen Ablass erteilt, die dessen nicht bedürfen. Ist es mit dem Ablass nichts, so frägt es sich aber auch, wie steht es denn mit dem Rechtstitel, auf den ihn die Kirche gründet, dem Schatze der überflüssigen Verdienste der Heiligen? Nach der Meinung der Scholastiker haben die Heiligen, die nicht bloss die zehn Gebote, sondern auch die evangelischen Ratschläge befolgt haben, sich damit mehr Verdienste erworben als sie zu ihrer eigenen Rechtfertigung bedürfen. Da nun aber die Kirche ein Leib ist, kann das Haupt dieses Leibes, der Papst, die überflüssigen Verdienste eines überreichen Glieds den anderen Gliedern zuwenden, die daran Mangel haben und eben das thut er im Ablass. So wenig nun Luther das Fegfeuer geleugnet hat, so wenig leugnet er den Schatz der Kirche. Vielmehr bestätigt er, dass die Verdienste der Heiligen (freilich ohne Zuthun des Papstes) allezeit wirken Gnade des innerlichen und Kreuz, Tod und

Hölle des sündigen Menschen. Mit anderen Worten, dieser Schatz ist das Beispiel der Heiligen, an dem unser innerer Mensch sich aufrichtet, und es ist wiederum ihr Beispiel, das uns sagt: es wäre doch gut, wenn du auch so wärest. Insofern sind ihre Verdienste, Kreuz, Tod und Hölle für unsern sündigen Menschen, weil sie ihm stündlich vorhalten, was wir hätten werden sollen und nicht geworden sind. Der Schatz der Heiligen, der ohne des Papstes Zuthun fortwirkt, und an dem jeder Christenmensch geheimnisvollen Anteil hat, ist also der Segen der Vergangenheit, der auf die Gegenwart mündet, das aneifernde und strafende Vorbild der Heiligen, das uns ansporut, die Gemeinsamkeit grosser Erinnerungen, von der unser besserer Mensch lebt. „Die Verdienste Christi und seiner Heiligen“, sagen die Resolutionen, „wirken ein eigenes und fremdes Werk. Ein eigenes, das ist Gnade, Gerechtigkeit, Wahrheit, Geduld, Gütigkeit im Geiste des auserwählten Menschen, ein fremdes, Kreuz, Mühe, Arbeit, allerlei Strafen, damit der sündige Leib aufhöre. Alle diese Schätze aber wirken von sich, verteilen lassen sie sich nicht und sind nicht in der Hand des Papstes, sondern kommen jedem zu, denn Gott hat alle berufen. Mit nichten aber bestehen diese Schätze aus überschüssigen Verdiensten der Heiligen, denn solche giebt es nicht. Gott vergilt einem jeden über sein Verdienst und kein Menschenkind hat mehr Verdienst, als es für sich braucht. Selbst die klugen Jungfrauen hatten kein Oel übrig für die andern und die Apostel sollten sprechen: „Wir sind unnütze Knechte!“ Sagt doch auch der heilige Johannes: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst.“ „Wir müssten denn den Träumen etlicher sehr abgeschmackten Leute folgen, die da schwatzen, Christus habe damit gewollt, seine Christen sollten also sagen aus Demut, nicht aber, als ob es wahr wäre.“ Wenn die Lehrer zugeben, dass die Heiligen lässliche Sünden begangen haben, aber dessen ungeachtet ihnen einen Überschuss von Verdiensten herausrechnen, so kann Luther nur erwidern: mit diesen dummen Köpfen ist schwer etwas zu handeln.“ Überhaupt sind seine Sätze über diesen Punkt spitz uud ironisch. Er meint, was die Schätze der Kirche seien, sei der Gemeinde nicht genugsam bekannt, nur eines sei klar, dass es keine zeitlichen Schätze seien, denn diese würden die Ablassprediger für sich behalten und nicht so freigebig ausschütten wie sie thun. „Dieser Schluss ist aus der Erfahrung klar genug,“ sagen die Resolutionen mit spöttischer Kürze. Auch die Armen der Kirche sind Tezels Schatz nicht, darin unterscheidet er sich von dem heiligen Laurentius. Sogar die boshafte An-

tithese des heiligen Bernhard nimmt Luther als eigene These auf, dass Petrus mit seinem Netze die Leute des Reichtums gefischt habe, seine Nachfolger aber fischen den Reichtum der Leute. Doch sei dem wie ihm wolle, das Eine steht fest: „Es gibt keine überschüssigen Verdienste der Heiligen, die uns zugerechnet werden könnten. Nur einer hat ein Verdienst erworben über seine Schuldigkeit hinaus, das ist Christus; aber dieses Verdienst wird nicht durch Ablass zugeteilt, sondern kraft ihrer Schlüsselgewalt kann die Kirche verkünden, dass es dem Bussfertigen zu gut komme unter der Bedingung wahrer Reue. Auch die Liebe Gottes, die die Heiligen der Menschheit durch ihren Gehorsam immer mehr zugewendet haben, mag man zu diesem Schatze rechnen. Der wahre Schatz aber ist das heilige Evangelium, das zu predigen mehr not thäte als die Verkündigung lügenhaften Ablasses. So sucht Luther im Sinne der mittelalterlichen Mystik allen diesen Vorstellungen von der Schlüsselgewalt, dem Fegfeuer und dem Schatze der Kirche eine tiefere religiöse Bedeutung abzugewinnen und hätte man ihn in Frieden gewähren lassen, so wäre er der Mann gewesen, diesen Vorstellungen noch einmal religiöses Leben einzuhauchen. Nicht um ihre Beseitigung, sondern um ihre Läuterung war es ihm zu thun. Und ebenso wenig hatte man ein Recht ihn zu beschuldigen, dass er Ungehorsam gegen den römischen Stuhl lehre, vielmehr wahrt er auch in dieser Beziehung vorsichtig seine Stellung. „Es sind die Bischöfe und Seelsorger schuldig," sagt er, „des apostolischen Ablasses Commissarien mit aller Ehrfurcht zuzulassen. Aber viel mehr sind sie schuldig, mit Augen und Ohren aufzusehen, dass dieselben Commissarien nicht anstatt päpstlichen Befehls ihre eigenen Träume predigen. Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei ein Fluch und vermaledeit, wer aber wider des Ablasspredigers muthwillige und freche Worte Sorge trägt oder sich bekümmert, der sei gebenedeit." Wenn freilich die Wahrheit des päpstlichen Ablasses nur darin besteht, dass der Papst Kirchenstrafen erlassen darf, wird von diesem Fluche niemand getroffen, denn diese Wahrheit läugnet niemand, und so hat dieses Anathema nur die Bedeutung, festzustellen, dass Luther dem Papste nicht den Ablass an sich bestreite, sondern nur den Missbrauch, der mit diesem Ablass getrieben wird.

3.

Luthers Widerspruch gegen die Missbräuche der Ablassprediger war sicher unbequem, aber zur Erhebung eines Ketzergeschreis lag kein

Anlass vor. Seine Unterscheidung der rechtfertigenden innern Busse und des Busssakraments war so lang nicht unkatholisch, als er ausdrücklich betonte, die innere Busse müsse sich auch in äusseren Busswerken (variae mortificationes carnis) erweisen und der Reuige habe für reservierte Fälle die Absolution des Papstes nötig, auch sei keinem seine Sünde erlassen, der sich nicht wohl gedemütigt dem Priester als Gottes Statthalter unterwirft. Die geistige Deutung des Fegfeuers und des Schatzes der Kirche konnte dem Augustiner nicht als Heterodoxie angerechnet werden, so lange er auch die üblichen sinnlichen Vorstellungen mit einem ut alia taceam vorbehielt, davon gar nicht zu reden, dass er alle seine Aufstellungen als Thesen zum Disputieren bezeichnete, nicht als Wahrheiten, über die sich nicht mehr streiten lasse. Auch hatte es durchaus nicht in der Absicht Luthers gelegen, die Frage an das Volk zu bringen. Er versichert das nicht nur den Klostergenossen und Vorgesetzten, sondern auch solchen Freunden, die ihm von aussen zustimmten, wie Scheurl in Nürnberg, der ihm mit seinem Dank eine künstlerische Gabe und Grüsse Albrecht Dürers übersendete.[1]) Luthers Absicht war gewesen, durch seine Thesen eine Verhandlung über die ihm bedenkliche Lehre in Gang zu bringen und ein kirchliches Einschreiten gegen Tezel zu veranlassen. Eben darum hatte er ein Exemplar seiner Thesen sofort an den Erzbischof Albrecht gesendet mit der Bitte, einer Predigt zu steuern, die das Volk nicht zur Seligkeit, sondern zum Tode unterweise. Der Form nach war dieses Schreiben[2]) im demütigsten Mönchsstile gehalten, dem Inhalte nach war es eine kurze Darlegung seiner Meinung, dass der Ablass sich überhaupt nicht auf die göttlichen Strafen beziehe und es zudem dem Menschen besser sei, die kirchlichen Satisfaktionen zu leisten als sie abzukaufen. Darum ersucht er den Erzbischof, seine Instruktion zurückzuziehen und den Kommissären eine andere Form der Predigt zu befehlen. Ähnliche Schreiben richtete er an die Bischöfe von Meissen, Zeitz, Brandenburg und Merseburg.[3]) Das demütige Schreiben war der Angstruf eines tief betrübten und beleidigten Gewissens, aber keineswegs eine Drohung mit Abfall oder Aufruhr. Auch blieb in seiner Umgebung alles still. In Wittenberg mochte man abwarten, was der Erzbischof und Tezel antworten würde; wenigstens nahm niemand zur Sache das Wort. Wie sehr aber Luthers Auftreten der Bevölkerung gefiel, zeigte sich darin, dass eine Auflage der Thesen nach der andern verkauft wurde

1) Luthers Briefe, D. W. 1, 95.
2) D. W. 1, 65 f.
3) Myconius, Hist. ref. S. 22.

und auch von aussen zahlreiche Erklärungen der Zustimmung einliefen. Bekannt ist die Erzählung des Mykonius, dass die Thesen in 14 Tagen in ganz Deutschland bekannt geworden seien, als ob die Engel selbst die Botenläufer machten. „Es glaubt kein Mensch, wie ein Gered davon wurd: wurden bald geteutscht und gefiel dieser Handel jedermann sehr wohl ausgenommen den Predigermönchen.“ [1]) Selbst Herzog Georg, sonst Luthers Feind, da ihn Emser verhetzt hatte, verhandelte mit dem Bischof von Merseburg, wie dem Tezel'schen Betrug zu steuern sei, verbot die Vertreibung des Ablasses in der Paulinerkirche zu Leipzig und schlug noch in Worms vor, man solle Luthers Thesen überall anschlagen, wo der Unfug noch fortgesetzt werde.[2]) Aber Luther selbst erzählt später[3]): „der Ruhm war mir nicht lieb, denn ich wusste selbst nicht, was der Ablass wäre und das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden.“ Auf die Briefe der Freunde konnte er darum nur erwidern, dass er eine solche Verbreitung seiner Sätze weder vorausgesehen noch gewünscht habe, sonst würde er nicht diese Form der Mitteilung gewählt und teilweise Sätze aufgestellt haben, die er als der Erörterung wert, aber keineswegs als bereits erwiesen ansehe.[4]) Nicht ohne Unbehagen gewahrte er, dass aus der amtlichen und akademischen Verhandlung sofort eine öffentliche geworden war.

Die grosse Resonanz, die seine Sätze fanden, war aber auch den Kollegen an der Universität bedenklich. „Es ging in der erste gar schwächlich.“ Sogar Karlstadt fand jetzt plötzlich, dass Luther zu weit gehe. [5]) „Bald nach dem Allerheiligenfest machte Luther mit seinem Freunde Hieronymus Schurff einen Ausflug nach Kemberg [6]). „Wollt Ihr gegen den Papst schreiben,“ sagte der Kanonist ironisch zu dem Mönche: „Was wollt ihr machen? Man wird's nicht leiden.“ Dr. Martinus aber erwiderte: „Wie, wenn man's müsste leiden?“ Auch im Konvente begegnete er sorgenvollen, bedenklichen Mienen. Der in Wittenberg damals studierende Priester Oldekop berichtet, als 1516 Luther mit seinen Angriffen auf den Ablass begann, „do horde ich zu Wittenberg von dem Magistro Balthasar Vach, der datsmal de Bursen Sophie bewohnte, also von dem Luther sagen: de Mönnich wart den

1) Myconius, S. 23. Ebenso Luther „Wieder Hans Wurst.“ E. A. 26, 53.

2) Gess, Zeitschr. für K.-G. 9, 590 f.

3) E. A. 26, 53.

4) D. W. 1, 96. An Trutvetter, 9. Mai 1518. D. W. 1, 108. An Leo X. D. W. 1, 121.

5) Tischreden 2, 421. D. W. 1, 92.

6) Lauterbachs Tagebuch ed. Seidemann S. 18.

Duvel vor einen Abt setten, und wart es endlich nit gut machen. Dieser Vach was ein alt und verstandig Mann und plag opera Ciceronis et Virgilii to lesen.“ Selbst von Pollich will Oldekop wissen, er sei der Meinung gewesen: „dat de Duvel wollt Abt werden, wenn Luthers Geist die Veränderungen bringen werde.“ Aber es lag bereits ausserhalb der Macht des Wittenberger Mönchs, der Bewegung Stillstand zu gebieten, zumal Tezel selbst das Seine that, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die Sache zu lenken. Sobald er in Jüterbogk hörte, Luther weigere sich Leute zu absolvieren, die diese Absolution aui Grund seiner Ablasszettel begehrten, wütete er, wie Mykonius berichtet, [1]) auf dem Predigtstuhl, „kätzerte, schrie und tobete feindlich,“ und liess etliche Male in der Woche auf dem Markte vor seiner Ablasskirche ein Feuer anzünden, um daran zu erinnern, dass er auch mit der Ketzerverfolgung betraut sei. Sobald sich so herausstellte, dass der Angriff auf Tezel eine Bewegung des gesamten Predigerordens herbeiführen werde, wünschten Luthers Klosterbrüder, er möge die Sache beilegen. „Da alle Welt die Augen aufsperrte,“ berichtet Luther selbst [2]), „und sich liess dünken, es wäre zu hoch angehoben, kamen zu mir mein Prior und Subprior, aus dem Zetergeschrei bewegt, und fürchten sich sehr, baten mich, ich sollt den Orden nicht in Schanden führen, denn die andern Orden hüpften schon fur Freuden, sonderlich die Prediger, dass sie nicht allein in Schanden stecken; die Augustiner mussten nu auch brennen (wie Savonarola) und Schandträger sein.“ Da antwortet ich: „Lieben Väter, ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so lasst denselbigen machen.“ Da schwiegen sie. Doch niemand stimmte zu. Weder Orden noch Universität erklärten sich gegen ihn, aber er konnte sich bald nicht mehr verhehlen, dass er einsam stehe, „wie eine Feldblume.“ Noch ablehnender als die Brüder des Wittenberger Konvents verhielten sich die Erfurter, die ihm schon seine Angriffe auf Aristoteles schwer verdacht hatten. Luther wusste wohl, was er von dort zu erwarten habe, und sagt, als er Lang seine neuen Thesen übersendet, indem er sich als Martinus Eleutherius, der Befreier, unterzeichnet, ihn kümmere es nicht, was den Leuten gefalle oder nicht gefalle [3]) und ob sie ihn bescheiden oder unbescheiden fänden, denn seine Sätze würden durch Bescheidenheit nicht wahrer und durch Unbescheidenheit nicht falscher.

---

1) Cyprians Ausgabe S. 22. 24.
2) Das schöne Confitemini E. A. 41, 37.
3) Enders 1, 125.

Wer etwas Neues bringe, erscheine den Anhängern des Alten immer hochmütig. Selbst Christus wurde gekreuzigt, weil er so hochmütig war, das Alte zu verachten. Dennoch sieht er die Lage keineswegs so ernst an, dass er etwa den Schutz des Kurfürsten angerufen hätte. Er schrieb in jenen Tagen an Friedrich den Weisen [1]), um ihn an eine versprochene neue Kutte zu mahnen, mit deren Lieferung ihn der Rat Pfeffinger immer wieder hin halte. „Er kann fast gute Worte spinnen, wird aber nit gut Tuch daraus,“ spottet er. Des Lärms über seine Sätze vom Ablass gedenkt er dabei nicht, getreu seinem Grundsatze, die weltliche Gewalt nicht in seine theologischen Angelegenheiten hereinzuziehen. Der Kurfürst wurde vielmehr von der Gegenseite her mit der Frage befasst. Das Schreiben Luthers mit den Thesen war von den erzbischöflichen Administratoren des Erzstifts zu Halle, an deren Spitze ein Graf von Stolberg Werningerode stand, dem Erzbischof nach Aschaffenburg gesendet worden, wo Albrecht damals residierte. Auch einen Tractat und andere Schriften Luthers hatten die Halle'schen Räte beigelegt, um ihre Kollegen in Aschaffenburg über Luthers ganze Stellung zu orientieren. Mit dem Tractat kann der Sermon von Ablass und Gnade nicht gemeint sein, da dieser erst im März im Druck erschien und Tezels Gegenthesen bereits berücksichtigt. [2]) Man hat an die Predigt gedacht, in der Luther am Allerheiligenfeste seinen Standpunkt der Gemeinde darlegte oder an seine Thesen gegen die scholastische Theologie, doch lässt sich nicht mehr ausmachen, mit welchen Schriften Luthers die Administratoren in Halle ihre Aktenvorlage ausstatteten. Die Entschliessung des Erzbischofs in Aschaffenburg dagegen liegt vor. Sie erging am 13. Dezember [3]) und beweist, dass die dortige Kanzlei die Bedeutung des Vorgangs nicht unterschätzte. Dem Erzbischof war Luthers Angriff auf den Ablass um so ärgerlicher, als er durch den Bischof von Reval bereits gewarnt worden war, man sei in Rom erzürnt, dass der Ablass so wenig trage und schiebe die Schuld des Ausfalls darauf, dass Albrecht „das heilig negotium mit mannichfaltigen grossen unkosten, pompa und versoldung vieler Personen“ beschwert habe. Da aus dem Ertrag die noch rückständigen Palliengelder Albrechts bezahlt werden sollten, befiehlt Albrecht, doch ja keine ihn allein betreffenden Kosten dem päpstlichen Anteile aufzurechnen, „dan wir und unsere Stifte uns sunst grosser fehrlichkeit und

1) D. W. 1, 77.
2) Vergl. Brieger, Zeitschrift für K.-G. 11, 116. Kolde, Luther 1, 575.
3) Abgedruckt bei Körner, Tezel S. 148.

beswerung zu besorgen hetten." Namentlich soll der Kasten immer nur in Anwesenheit des päpstlichen Vertreters vom Bankhause Fugger geöffnet werden und über den Kassenstand ein Protokoll aufgenommen werden, damit dieser nicht glaube, der Erzbischof wolle seinen Geschäftsteilhaber übervorteilen. Gelegentlich einer solchen Abrechnung ist uns auch das Protokoll eines Kassensturzes überliefert.[1]) Es zeigt, dass die Ablasskäufer doch gern minderwertige, verbotene und ungangbare Münzen in den Kasten einwarfen und wenn das Protokoll einen Gulden in falschem Geld notierte, so wollte der Käufer wohl weniger den lieben Gott als seine fromme Frau betrügen. Auch sind in einer reichen Stadt wie Frankfurt am Main in drei Tagen nicht mehr als 270—280 Gulden eingegangen. Da begreift es sich, dass man am erzbischöflichen Hofe auf Mittel sann, mehr Käufer anzulocken. Die Administratoren werden darum angewiesen, auch den Vicar der Barfüsser für die Kommission zu gewinnen, die die Dominikaner mit so geringem Erfolge betrieben und durch neue, schönere Ablasszettel die Kauflust zu beleben. Aus dem gleichen Grunde schien es dem Ordinariate dringend, dass der Opposition des Wittenberger Klosterbruders sofort gesteuert werde. In einem Erlasse, der nur Massregeln zur Hebung der Ablasserträgnisse behandelt und unter diesem fiskalischen Gesichtspunkte, wird Luthers Gesuch erledigt. Auf den Brief, in dem Luther ihm ins Gewissen geredet und ihn für die schädlichen Folgen von Tezels Treiben verantwortlich gemacht hat, geht der Erzbischof nur indirekt ein. „Wiewohl," schreibt er, „uns berührten Mönchs trotzig Fürnehmen unserer Person halben wenig anfechtet, haben wir doch fast ungerne erfahren, dass das arme unverständig Volk dergestalt soll geärgert und in beschwerlichen Irrthum soll geführt werden." Die lateinischen Thesen werden allerdings das arme, unverständige Volk wenig beunruhigt und geärgert haben, der beschwerliche Irrtum besteht nur darin, dass dasselbe abgehalten werden will, sein Geld für Ablass auszugeben. Um dieser Vermessenheit zu steuern und sich nicht neue Vorwürfe der römischen Kurie zuzuziehen, hat der Erzbischof dreierlei gethan. Er hat den ihm übersendeten Tractat, die conclusiones und andere Schriften, die Stolberg zu den Akten gegeben hat, den Theologen und Kanonisten seiner Universität Mainz überschickt, damit sie ein Gutachten über dieselben erstatten. Er selbst hat zu Aschaffenburg mit seinen Hofräten und andern Verständigen die Sache „stattlich berathschlaget und bedächtig erwogen." Einstimmig wurde in diesem

1) Körner, Tezel S. 95.

Staatsrat beschlossen, „einen processum inhibitorium wider den ehegemeldeten Mönch anzustellen,“ dessen Urkunde, nebst einem Auszug für die Administratoren, untersiegelt dem Schreiben an Stollberg beilag. Eine solche Verfügung sollte Luthern Schweigen gebieten, bis die päpstliche Entscheidung erfolgt sein würde. Gleichzeitig aber wurden sämtliche Akten päpstlicher Heiligkeit zugefertigt, damit Rom selbst zur Sache sehe, eine Massregel, die sich dem furchtsamen Hohenzollern auch darum empfahl, „damit wir Orden und Sache nicht auf uns laden,“ denn der Erzbischof hatte keine Lust, sich die Feindschaft eines so mächtigen Mannes wie Staupitz und einer so einflussreichen Kongregation wie der Augustiner Eremiten zuzuziehen oder die in Deutschland längst verhasste finanzielle Ausbeutung durch die Kurie mit seinem Namen zu decken. Darum gab er die ganze Sache nach Rom ab. Die nächste Sorge war nun, dass der besiegelte processus inhibitorius Luthern intimiert werde, „damit solcher giftiger Irrthum unter gemeinem Volk weiterhin nicht gepflanzt werde.“ Mit diesem Auftrag sollte „Ern Tetzel“ beladen werden, der ja zugleich Ketzermeister war, wenn nicht die Administratoren in Halle etwa Gründe haben sollten, einen andern Weg zu versuchen. Dass Luthern dieser processus inhibitorius wirklich eröffnet worden sei, geht aus Luthers Briefen nicht hervor. Dennoch meint Tezel später,[1]) Luther habe wegen dieser Ladung seinen Hass auf ihn geworfen, „so doch hochbenannter Erzbischof ihn bestellt hat zu citieren und nicht ich, wie das Gott mein Gezeug ist.“ Citiert wurde Luther also allerdings, es scheint aber, dass der Kurfürst dazwischen trat, so dass Tezel gar nicht in die Lage kam, ihm den processus inhibitorius zu eröffnen. Dann erklärt es sich auch leichter, dass Wimpina den Tezel in seiner disputatio secunda sagen lässt: „Man soll die Christen lehren, dass Fürsten, die den Irrthum der Ketzer vertheidigen und mit ihrer Macht hindern, dass diese in die Hand des Richters zur Untersuchung kommen, der Excommunication verfallen und binnen Jahresfrist auch der Acht.“ Das also war die Antwort auf Luthers Gewissensbedenken! Für seine Frage, wie sich Tezels Predigt mit der Kirchenlehre und der Verantwortlichkeit des Erzbischofs für seine Heerde vertrage, sah er sich mit einem doppelten Ketzerprozess in Mainz und Rom bedroht und den besiegelten Befehl, sich weiterer Einreden zu enthalten, sollte ihm der ehrwürdige Subcommissarius Tezel intimieren.

Nur in einem Punkte hatte Luthers Auftreten Erfolg. Ganz konnten die Hofräte in Aschaffenburg an den Anklagen, die wohl auch von An-

1) Körner, Tezel 118.

dern erhoben worden waren, „dass die Ablasscommissäre in Predigten sich unschickerlich halten," nicht vorübergehen, vielmehr soll Tezel eröffnet werden, er habe dafür zu sorgen, dass sich seine Kommissäre „in predigen, worten, werken und sunst allenthalben schicklich, züchtig, ehrlich und nach erheischung ihres standes wohl halten, damit das heilig negotium aus leichtfertigkeit nicht verachtet werde." Auch das gehörte unter die fiskalischen Rücksichten. Da aber der Administrator vielleicht Bedenken trug, einem so mächtigen Prälaten wie dem Leipziger Prior einen solchen moralischen Vorhalt zu machen, wird er ermächtigt, demselben nötigenfalls diesen erzbischöflichen Erlass selbst unter die Augen zu rücken. Eine Rüge war das, doch war sie nicht allzu ernstlich gemeint, denn durch den gleichen Erlass bestätigt der Erzbischof „Ern Tetzel" als Kommissar für die Mark und Preussen, erweitert ihm also sein Arbeitsgebiet und wenn gerade ihm das weitere Verfahren gegen Luther übertragen wird, so ist das die beste Antwort auf Luthers Beschuldigungen und Anklagen. Aber damit war der Prior noch keineswegs zufrieden. Luther hatte ihm vorgeworfen, seine Kommissäre hätten gepredigt, sobald das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe, und sogar die lästerliche Rede sollten sie geführt haben, des Papstes Ablass sei so kräftig, dass er selbst den von der Strafe zu befreien vermöge, der die Mutter Gottes vergewaltigt hätte. In der That wurde ihm vor dem Rate in Halle am 12. und 14. Dezember das Zeugnis ausgestellt,[1]) dass niemand solche Reden gelegentlich der Ablasspredigt von ihm gehört habe. Um so verdriesslicher war es dann freilich, dass der Dominikaner Prierias, der Beichtvater des Papstes, der die Nachrede für begründet hielt, nichts Anstössiges an diesen Behauptungen finden wollte, die eben nur in einer für den gemeinen Mann eindringlichen Weise die Gewalt des päpstlichen Ablasses illustrierten. Auch Wimpina läugnet zwar in den Gegenthesen (99—101), dass die Kommissäre das gepredigt hätten, dass sie aber auch einen solchen Sünder kraft des Ablasses würden lossprechen können, ist ihm sonnenklar. Bei einer solchen Auffassung liegt freilich der Gedanke nahe, dass was zu Halle nicht gepredigt wurde, anderwärts gesagt worden ist. Das wenigstens ist ausgeschlossen, dass Luther diese von ihm öffentlich und amtlich vertretene Anklage erfunden oder auf leeres Gerede hin zur Sprache gebracht hätte. Hielt Wimpina den Satz für richtig, Prierias für unanstössig und angemessen, warum sollte er nicht auch ausgesprochen worden sein? Wie

1) Körner, Tezel 87.

es sich dann im Weiteren mit der Eröffnung des processus inhibitorius an Luther verhält, wissen wir nicht. Allein der Sache nach erreichte der Ordinarius für Wittenberg, der Bischof von Brandenburg, auf gütlichem Wege den Zweck desselben. An ihn, als den Ordinarius der Diözese, hatte sich Luther sofort nach Anschlag seiner Thesen mit einem ähnlichen Schreiben wie an den Erzbischof Albrecht gewendet und von allen Bischöfen, die er so anging, hatte nur dieser geantwortet. Hieronymus Scultetus, Sohn eines Dorfschultheissen, daher sein Name Schulz, aus Gramschiz im Herzogtum Glogau, war für die ostelbischen kurfürstlichen Lande Bischof.[1]) Er erscheint in dem Verkehr mit Luther als ein höflicher und friedfertiger Prälat. Als solcher hatte er auf Luthers Klageschreiben in freundlichem Tone geantwortet, da er Luther schon länger kannte und schätzte. Aber gerade darum riet er dem Augustiner ab, in die Gewalt der Kirche einzugreifen, weil er damit sich nur selbst Schwierigkeiten bereiten und Mühe machen werde.[2]) Der freundliche Zuspruch fand den Mönch willfähiger, als man gehofft hatte. Während die Angriffe von aussen sich mehrten, schwieg Luther vom November bis Ende März und als er endlich mit einem längst beabsichtigten Sermon zur Aufklärung seiner Gemeinde hervortrat, stellte er auch dann noch die weitere Verbreitung desselben ein, sobald der Bischof ihn darum ersuchte. Der Sache nach kam er also den Weisungen des processus inhibitorius nach, auch wenn derselbe ihm nicht formell intimiert worden war.

Um so lauter waren die Gegner. Ihren natürlichen Mittelpunkt hatten sie in der benachbarten Universität Frankfurt an der Oder, die Joachim I. und Erzbischof Albrecht von Brandenburg der sächsischen Gründung von Wittenberg entgegengesetzt hatten. Dass alle von dort ausgehenden Machenschaften den Schaden und die Unehre Wittenbergs bezweckten, ist Luthers stete Klage bei dem Kurfürsten und den Prinzen. Seele dieser Machinationen war Konrad Koch von Buchen, der sich nach der Wimpfener Schule, auf der er seine Bildung erhalten hatte, Wimpina nannte.[3]) Mit Pollich von Melrichstadt war er 1505 von Leipzig nach Wittenberg übergesiedelt, wo beide Staupitz bei der Organisation der Universität an die Hand gingen. Aber er vertrug sich mit Pollich nicht und da ihn Friedrich der Weise nicht nach seinen Ansprüchen würdigte, trat er in den Dienst Joachims und wurde 1506 Rektor der

1) Enders 1, 152.
2) E. A. 26, 52.
3) Vergl. Nik. Müller, Ueber Konrad Wimpina. Theol. Stud. Jahrg. 1893 S. 83 f.

neugegründeten Universität Frankfurt. Die Zollernschule war zugleich Anstalt des Ablasshändlers Albrecht und so dachte Koch sich des Erzbischofs Gunst zu sichern, indem er sich Tezels annahm. Das war dann auch die beste Gelegenheit, den sächsischen Kurfürsten seinen Zorn für die schlechte Behandlung in Wittenberg fühlen zu lassen. So veranlassten die Frankfurter Predigermönche ihren Ordensbruder, Luthers Thesen durch eine feierliche Disputation an ihrer Universität zu beantworten und Wimpina schrieb dem Leipziger Prior dazu zweierlei Thesen, die einen pro licentiatu, die andern pro doctoratu. Über die ersten Thesen wurde noch in den letzten Tagen des Jahres 1517 disputiert, die Promotion zum Doktor fand am 21. Januar 1518 statt, wie es scheint, ohne vorangegangene öffentliche Behandlung. Beide Thesenreihen liegen vor.[1]) In der Form parodieren sie Luthers Streitsätze, aber die geistvolle Rätselform derselben vermögen sie nicht nachzuprägen und ihr Latein ist das der epistolae obscurorum. In jeder Beziehung ein umgekehrter Luther, findet Wimpina in der Predigt „Thuet Busse und bekehret euch" das kirchliche Bussakrament inbegriffen, da Christus jedenfalls die Wahrheit predigte und also durch seine Predigt die Menschen an die Sakramente der Kirche binden wollte, die die wahre Kirchenlehre vorschreibt. Darum hilft eine Busse ohne Beichte und Satisfaktion nichts. Die Strafe, die der Priester nach seinem Gutdünken oder nach kirchlicher Satzung auferlegt, ist hier oder im Fegfeuer abzubüssen. Der Forderung Luthers, dass die Busse währen müsse bis zu unserem Eintritt ins Himmelreich, setzt Tezel die Versicherung entgegen, wie dieselbe Sünde nicht zweimal gebeichtet zu werden brauche, so brauche sie auch nicht zweimal gebüsst zu werden, aber er findet dann doch für gut, hinzuzufügen, dass wir trotzdem verpflichtet sind, unser Leben lang über sie Leid zu tragen und auch die vergebene Sünde zu hassen. Gleichfalls ein Rückzug ist es, wenn Wimpina nunmehr zwischen heilenden Strafen und genugthuenden unterscheidet. Die ersteren will der Ablass nicht erlassen. (Errat tamen, qui ob id tolli putet poenam, quae est medicativa et praeservativa, cum contra hanc iubileus non ordinetur.) Damit wird also doch eine Kategorie von Strafen vom Ablass ausgenommen, wovon in Tezels Predigten nie die Rede gewesen war. Dass die Schlüsselgewalt nur in der Vollmacht bestehe, zu verkünden, dass Gott dem Bussfertigen seine Sünden vergebe, läugnet Wimpina. „Die jüdischen Priester haben weder Schlüssel noch Zeichen, darum können sie

1) Luth. op. lat. 296 f. und 306 f.

auch keine Schuld vergeben, aber der Christen Sacramente machen die Gnade, die sie bedeuten.“ Wenn aber Luther behauptet, dass damit der Priester in Gottes Amt greife, so unterscheidet Tezel claves autoritatis, die Gott, claves excellentiae, die Christus und claves ministeriales, die der Priester habe. Aber auch dem katholisch gemeinten Satze Luthers, dass Gott niemanden Sünden vergebe ohne den Priester, und dass die Kirche in extremis immer absolviere, widersprechen die Frankfurter Gegenthesen. Dazu eben ist der Ablass da, damit man die ins Jenseits nachfolgende Strafe in eine zeitliche verwandle. Darum handeln die thöricht (stulte faciunt), die die Leute abhalten, Ablass zu kaufen. Wenn Luther von schlafenden Bischöfen geredet, so erwidert Wimpina: „Nicht von schlafenden Bischöfen sondern von den Kirchengesetzen wird den Priestern vorgeschrieben, dass sie bescheiden und gottesfürchtig seien, damit ihr Beichtkind lieber mit einer geringeren Strafe ins Fegfeuer gesandt werde als mit der verschmähten in die Hölle.“ Meint Luther, die Kirchenstrafen erlöschen mit dem Tode, so weist Tezel darauf hin, dass die Kirche Ketzer, Schismatiker und Lästerer auch nach dem Tode noch exkommuniziere, verfluche und ausgrabe. Von solchen kann also nicht gesagt werden, dass sie mit dem Tode für alles genug gethan haben. Das Fegfeuer eine halbe Verzweiflung, prope desperatio, zu nennen, ist ein Irrtum, da gerade die Hoffnung auf Erlösung Fegfeuer und Hölle unterscheide. Dass des Papstes Schlüsselgewalt sich nicht auf das Fegfeuer bezieht, beweist nicht, dass auch sein Ablass nichts über das Fegfeuer vermöge. War Luther besonders warm geworden, wo er auf die Ausbeutung der Armen und Einfältigen durch die Ablassprediger zu reden kam, so verhält sich Wimpina diesem Missbrauch gegenüber um so kühler. Wer Arme unterstützt, der erwirbt sich Verdienst, sagt Koch, wer aber Ablass kauft, befreit sich rascher von der Strafe. Geistliche Almosen, d. h. Ablassbriefe, sind besser als leibliche, und jeder denkt am besten zuerst an seine eigene Seele, darum ist es besser, sich Ablass zu kaufen, als Arme zu unterstützen, es wäre denn im Falle der äussersten Not. Auch Luthers Anschauung, dass die Verdienste der Heiligen, der Schatz der Kirche, von sich wirken ohne Applikation durch den Papst, ist ein Irrtum. Selbst den Satz, den Tezel nie gepredigt haben will, dass im Ablass sogar die Vergewaltigung der Madonna vergeben werden könne, verteidigt Wimpina völlig schulgerecht. Der Sohn ist grösser als seine Mutter. Christus lehrt, dass Sünden gegen den Sohn vergeben werden können. Also können auch Sünden gegen seine Mutter vergeben werden. Wer das läugnet, ist selbst, was Luther von jener

Ausserung sagte, „toll, thöricht, irrig und rasend.“ In einem Nachtrag geht Tezel dann noch auf die spitzen Laienargumente gegen den Ablass ein, von denen Luther bekannt hatte, er wisse sie nicht zu widerlegen.[1]) Dass der Papst die Peterskirche nicht aus seinen eigenen Reichtümern baut, ist ein Beweis nicht seines Geizes, sondern seiner Güte, weil er den Leuten Gelegenheit geben will, Ablass zu kaufen, sich ihrer Sünden zu entledigen und die ewige Seligkeit zu erwerben. So gut jene Laien fragten, warum der Papst, wenn er Gewalt über das Fegfeuer habe, dasselbe nicht mit einem Gnadenakte ausleere, ebenso thöricht könnten sie fragen, warum Gott seinen Sohn wegen eines Apfelbisses habe hängen lassen, da nach bürgerlichem Rechte wegen eines Wertes von weniger als fünf Solidi die Todesstrafe nicht verhängt werden darf. So Recht hatte Luther, den Scholastikern vorzuwerfen, sie redeten von den heiligsten Dingen wie der Schuster vom Leder. Besieht man sich die hochfahrenden Thesen freilich näher, so treten sie in der Hauptsache einen Rückzug an. Das hatte Luther doch unwiderleglich bewiesen, dass wenn Gott Strafen mit der Sünde verbunden habe, um den Sünder von der Sünde zu lösen, ihn zu bessern und zu läutern, der Papst diese Strafen nicht erlassen könne. Dem widersprach auch Wimpina nicht mehr.

Auch die zweite Disputation, durch die Licentiat Tezel sich zum Doctor disputieren sollte, ist eine Parodie der Luther'schen Thesen, deren docendi sunt Christiani, „man soll die Christen lehren“, sie nachäfft. Die Absicht derselben ist, den Augustiner als Gegner der Papstgewalt darzustellen, weshalb Tezel sofort erklärt, dass die Autorität des Papstes höher sei als die von Kirche und Konzil. Darum hat auch der Papst Glaubensfragen allein zu entscheiden. Quae fidei sunt solus habet determinare ... scripturae sensus ipse autoritative, et nullus alius, pro suo sensu interpretatur. Mit Luthers epigrammatischem Latein kann der Sohn des Odenwalds, wie man sieht, nicht konkurrieren, und die Schule zu Wimpfen hatte keine Ursache, auf diesen Schüler stolz zu sein, auch wenn Tezel die hohe Kunst seines Gönners bewundert haben wird. Die Gewalt des Papstes über Konzil und Kirche in fünfzig Thesen zu verteidigen, lag zudem kein Grund vor, da Luther dieselbe gar nicht angegriffen hatte. Es handelte sich eben nur darum, Wittenberg und seinen grossen Lehrer in Rom zu verdächtigen, und so schreckt Wimpina auch davor nicht zurück, den besonders von ihm gehassten sächsischen Kurfürsten in die Verhandlungeu hereinzuzerren und ihm Bann und Acht

1) Walch 18, 278 f.

in Aussicht zu stellen, falls er fortfahre, Luther dem Arme Tezels, des legitimen Richters und magistrti haereticae pravitatis, zu entziehen. Nachdem Luther in hundert Wendungen angeblichen Widerspruchs gegen Papst, Tradition und Brauch der Kirche, der Ketzerei, der Ermutigung der Ketzer und der Verführung der Schwachen geziehen ist, schliessen die Streitsätze mit dem blutdürstigen Hinweis auf die verbotenen Zirkel, die Moses 2 Mos. 19, 12 um den Sinai zog: „Ein jegliches Tier, das den Berg anrührt, soll gesteinigt werden." Das Tier ist natürlich Luther und der Berg der Felsen Petri.

Dieser akademische Akt also war die Form, die der Dominikanerorden gefunden hatte, seinem angegriffenen Gliede beizuspringen. So erlebte die Zollernuniversität ein grosses Mönchsfest. Ueber dreihundert Dominikaner, wie die Konvente sie hegten, alt und jung, dick und hager, fanden sich in Frankfurt ein, um der Promotion ihres Ordensgenossen beizuwohnen und einen jener Doktorschmäuse abzuhalten, die wir aus den Briefen der Dunkelmänner genauer als nötig kennen. Hätte es sich um die Promotion eines jungen Lehrers gehandelt, so wäre es nur selbstverständlich, wenn seine Freunde sich zu seinem Ehrentage eingestellt hätten. Hier lag der Fall doch anders. Der von dem Augustiner angegriffene Leipziger Prior ging an sich die Frankfurter Universität gar nichts an und nur als eine Demonstration gegen das von den Augustinern geleitete Wittenberg und seinen berühmtesten Lehrer war es zu verstehen, wenn 300 Dominikaner Tezel bei seinem Ehrentage das Geleite gaben. Fort mit den Feinden des heiligen Thomas, fort mit den Augustinern vom Katheder, das war die Losung des Tags. Eine Mönchsfehde von verhängnissvoller Bedeutung war entbrannt, die den Dominikanern wieder zu einem grossen Ketzertreiben Gelegenheit geben konnte, wie sie es jüngst gegen Reuchlin veranstaltet hatten. Anders haben auch die damaligen Zuschauer die Sache nicht aufgefasst. Hutten beschreibt im April die Fehde als den neusten Skandal der Dunkelmänner. „Die Heerführer sind rasch und hitzig, voll Mut und Eifer; bald rufen und schreien sie, bald jammern sie und klagen das Schicksal an." „So hoffe ich, werden sie sich gegenseitig zugrunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir davon sagte, geantwortet: „Fresset einander, damit ihr von einander gefressen werdet." Vor allem war das aber die Auffassung der Dominikaner selbst, dass es sich um eine Ordenssache handle. Sie hatten den päpstlichen Auftrag erhalten den Ablass zu vertreiben und konnten sich die Angriffe, die von den Augustinern in Wittenberg ausgingen, nur aus

dem Verdruss erklären, den es den Augustinern mache, dass nicht sie zu diesem Geschäfte bestimmt worden seien. Noch im Jahre 1519, als man Luthers Motive doch längst kennen konnte, wirft Emser diesem geradezu vor, hätte der Papst die Augustiner mit der Ablasskommission beehrt, so würde Luther alles recht und schön finden. Mönchseifersucht sei das ganze Gerede. Und wie klug dünkt sich der grosse Mann, Luthers eigentliche Motive damit aufgedeckt, ihm tief ins Herz geschaut zu haben! Der akademische Akt in Frankfurt selbst freilich fiel nicht sehr glänzend aus. Ein junger Franziskaner Knipstrow, später Reformator Pommerns, liess es sich nicht nehmen, den Dominikanern ihr Fest zu verderben und brachte in der Disputatio pro licentiatu dem Kandidaten Tezel, der im Grunde ja nur ein Strohmann war, eine empfindliche Niederlage bei, da Tezel die Thesen gar nicht verfasst hatte und auf ernstlichen Widerspruch nicht gefasst war. Der junge Barfüsser büsste diese Keckheit mit seiner Versetzung nach Pommern in einen andern Konvent. Aber so skurril eine solche Mönchsversammlung auch sich darstellen mochte, für den Angegriffenen war sie eine ernste Sache, wenn man bedenkt, dass hier mehr als dreihundert Dominikaner aus den verschiedensten Konventen sich mit Eifer gegen den Feind ihres Ordensbruders und ihrer Kutte durchdrangen und in ihre Klöster zurückkehrten, um alle Gegenden mit Weherufen über den neuen Husiten in Wittenberg zu erfüllen. Aber Luther schwieg auch jetzt, wie er geheissen war. In seinen Briefen bedauert er den Lärm, an dem er unschuldig sei, und beklagt vor allem, dass man nach Wimpinas Vorgang nun überall den Kurfürsten in die Sache hereinziehe.[1]) Seine Stellung zu Friedrich dem Weisen wurde indessen dadurch nicht geschädigt. Nach wie vor ist er der Vertrauensmann des hohen Herrn für die Weiterentwickelung der Hochschule, wobei Spalatin den Verkehr vermittelt. Der ist in dieser Zeit überhaupt sein bester Halt. „Jmo quid tibi non debeo! Was hätte ich dir nicht zu danken“, schreibt Luther selbst.[2]) Erläuterungen zu den theologischen Streitfragen, die sich Spalatin erbittet, werden wohl auch in der einen oder anderen Weise zu des Kurfürsten Kenntnis gekommen sein, der sich keine Schrift des Doktor Martinus entgehen lässt, wie wir aus seinen Briefen an seinen Bruder Johann wissen.[3]) Auch waren sie im Punkt der Heiligenverehrung, der sie später zeitweilig entzweite, noch nicht allzuweit auseinander. Wenigstens protestiert

1) Briefe, Ausg. von Enders 1, 156. 160.
2) Enders 1, 127.
3) Die Stellen in meiner Schrift: Aleander und Luther, S. 31.

Luther noch am 31. Dezember 1517 gegen die Nachrede, er betrachte das Anrufen der Heiligen als Aberglauben. Das sei die Meinung der Pikarden in Böhmen, die er nie geteilt habe.[1]) Wenn die Leute freilich den h. Laurentius gegen das Feuer, S. Sebastian, Martinus und Rochus gegen die Pest, S. Anna um Reichtum, S. Valentin gegen die fallende Sucht, Hiob gegen den Aussatz anrufen und die h. Scholastica, Barbara, Katharina, Apollonia jede für etwas anderes gut sind, (letztere gegen das Zahnweh), so finde er freilich, die Leute thäten besser, den h. Paulus um rechte Erkenntnis Gottes zu bitten, aber immer wendeten sie sich besser an Gott durch die Heiligen als an den Teufel durch Zauberer und Hexerei, wie sie oft thun. Für sich arbeitete Luther ruhig an den Resolutionen zu seiner Disputation, deren Inhalt wir bereits zur Erläuterung der Thesen beigezogen haben. Wann er sie freilich werde veröffentlichen dürfen, war ganz ungewiss, da der Bischof von Brandenburg fest darauf bestand, der Streit dürfe nicht fortgesetzt werden.[2]) Es dauerte denn auch volle acht Monate, bis den Thesen die Resolutionen nachfolgen konnten. Des Bischofs Mahnungen, Luther solle schweigen, wurden namentlich von den Erfurter Augustinern unterstützt, die sich schon früher[3]) eine Art von vorangehender Censur der Schriften ihres Ordensbruders anmassen wollten, was Luther freilich sehr entschieden abgelehnt hatte. Dennoch gab er dem Drucke soweit nach, dass er bis zum März sich jeder öffentlichen Verteidigung gegen alle Angriffe enthielt.

Von einem Hamburger Theologen[4]) wird berichtet, als er die Thesen gelesen hatte, habe er gesagt: „du sagst die Wahrheit guter Bruder, aber du wirst nichts ausrichten; gehe in deine Zelle und sprich: Gott erbarme dich meiner!“ Es schien einen Augenblick, als ob Bruder Martin diesen Rat befolgen wolle. Er liess die Dominikaner schmähen und drohen und schwieg. Zum Glück gibt es nun aber nicht bloss Bischöfe und Mönchsobere in der Welt, sondern auch eine sorglose, thatenfrohe Jugend. So waren es dieses Mal die Wittenberger Studenten, die die Frage vorwärts trieben. Der 18. März 1518 war ein lustiges Vorspiel der fröhlichen kommenden Tage, in denen überall die Volksmassen selbst gegen die Dunkelmänner in Aktion traten. Als bereits vier Monate seit dem Anschlag der Thesen Luthers verstrichen waren,

1) Enders 1, 135.
2) Brief an Scheurl vom 5. März.
3) Enders 1, 126.
4) Albert Krantz, † 7. Dezember 1517.

schickte ein Buchhändler aus Halle einen Ballen von 800 Exemplaren der Tezel'schen Gegenthesen nach Wittenberg,[1]) der Mitte März dort eintraf. Nachdem die Studenten von dem Inhalt Kenntnis genommen hatten, nahmen sie dem Verkäufer den ganzen Ballen weg und luden unter Nachäffung der üblichen Gerichtsformen die Kommilitonen ein, am 18. März, um zwei Uhr, auf dem Marktplatze der Verbrennung der Tezel'schen Thesen beizuwohnen. Luther erfuhr die Sache erst nach vollbrachter That und fand seine Lage dadurch bedeutend verschlimmert. (Periculum meum eo ipso fit periculosius). Er verhehlte sich nicht, dass man, wie sogar seine Erfurter Klosterbrüder thaten, ihm das Ganze in die Schuhe schieben werde. Sofort nahm er darum die Gelegenheit wahr, in der Fastenpredigt am Freitag nach Lätare (am 19. März) seine Missbilligung des Vorgangs auszusprechen.[2]) So entstand seine erste Gegenschrift. Wenigstens Mykonius[3]) erzählt, der Sermon von Ablass und Gnade, wie nachher die Schrift: „Freiheit des Sermons,“ seien Predigten gewesen, die Luther in der kleinen Klosterkirche gehalten habe. Der Predigtcharakter des Sermons ist in der That unverkennbar, aber als Publikum ist in dem im Druck erschienenen Sermon die gesamte Gemeinde gedacht, nicht die Genossen des Klosters. Mit dieser frühstens Ende März veröffentlichten Bearbeitung seiner Predigt trat nun Luther zum ersten Mal aus der ihm auferlegten Reserve heraus,[4]) aber seines dem Bischof gegebenen Wortes ist der Verfasser sich auch hier bewusst. Die Schrift will den Streit nicht fortsetzen, sondern abschliessen.[5]) Der Redner wiederholt kurz und bündig, dass nach aller Meinung der Ablass ein Nachlass der kirchlichen Satisfaktionen sei, ob er aber auch die Pein hinnehme, die die göttliche Gerechtigkeit für die Sünde fordere, sei eine grosse und noch unbeschlossene Opinion. Die Schrift fordere von dem Sünder nichts Anderes, als seine herzliche Reue oder Bekehrung, mit dem Vorsatz forthin das Kreuz Christi zu tragen. Gottes Strafen aber stehen in niemandes Gewalt, denn allein Gottes. Der aber will sie nicht nachlassen, sondern verhängt sie zu des Sünders Besserung. Die neuen Prediger (d. h. Tezel und Wimpina) unterschieden zwar heilende und genugthuende Strafe, aber alle Pein, ja

1) Enders, Luthers Briefwechsel 1, 170. Brief an Lang von Benedicti 1518 (21. März).

2) Krit. Ges.-Ausgabe 1, 277.

3) S. 25 f.

4) Im Briefe an Lang am 26. März redet er noch nicht von der Schrift. Vergl. Brieger, Zeitschr. für K.-G. 11, 122.

5) E. A. 27, 4 ff.

alles, was uns Gott auferlege, sei besserlich und zuträglich. Auch dass Ablass nötig sei, weil der Mensch oft nicht alle Satisfaktionen leisten könne, sei unbewiesen, denn Gott und die heilige Kirche lege niemanden mehr auf als ihm zu tragen möglich sei. Ablass wird zugelassen um der unvollkommenen und faulen Christen willen, besser aber bleibt es, die Werke zu thun und die Pein zu leiden. Will einer aber den Bau von S. Peter unterstützen, so braucht er dazu nicht Ablass zu kaufen, denn „es ist gefährlich, wenn er sulch Gabe um des Ablasses willen und nicht um Gottes willen gibt.“ Ganz wie in den Resolutionen, die er noch immer nicht hat veröffentlichen dürfen, sagt er darum, zunächst solle der Christ für die Armen Sorge tragen, dann für die Bedürfnisse seiner eigenen Stadt und Kirche und wenn auch das nicht mehr not thut, dann möge er an den Bau von S. Peter denken. Ob aber die Seelen durch den Ablass aus dem Fegfeuer gezogen werden, weiss er nicht, auch hat es die Kirche nicht beschlossen, wenn gleich die neuen Doctores es sagen. Darum ist sicherer für die armen Seelen zu bitten und zu wirken, als für sie Ablass zu kaufen. „Ob etliche nun,“ so schliesst er seinen Sermon, „mich nu wohl einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit schädlich ist im Kasten, so acht ich doch sulch Geplärre nit gross; sintemal das nit thun dann etliche finster Gehirne, die die Biblien nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihr eigen Lehrer nie verstanden. Denn hätten sie die verstanden, so wüssten sie, dass sie niemanden sollten lästern unerhört und unüberwunden. Das ist seine Schlusserklärung in dieser Sache, die die Gegner nicht wollen zur Ruhe kommen lassen. „Doch Gott gebe ihnen und uns rechten Sinn. Amen.“ Den Streit damit fortzuspinnen, fällt ihm um so weniger ein, als er trotz aller Warnungen vor einem Handstreich der Dominikaner sich bereits reisefertig macht, um den nach Heidelberg ausgeschriebenen Konvent der Augustiner zu besuchen. Aber selbst dieses abschliessende und versöhnliche Wort verdachte ihm der Bischof von Brandenburg. Die Form, in der er Einsprache erhob, war freilich auch dieses Mal eine ausserordentlich verbindliche. Schulz schickte keinen Geringeren als den Abt von Lenin, der Luther bat, propter scandalum jede Veröffentlichung, auch die der Resolutionen, zu unterlassen und die des Sermons wieder rückgängig zu machen. Luther war völlig verwirrt über das Erscheinen eines hohen Kirchenfürsten in seiner armen Zelle und erwiderte, er wolle lieber gehorchen als Wunder thun. So verzichtete er auch jetzt auf jede Abwehr der perfiden Angriffe. Scultetus also trug die Schuld, wenn ein Gegner wie Prierias

Luthern verhöhnen konnte, Thesen habe er veröffentlicht, die Beweise aber sei er schuldig geblieben.[1]) Erst um Ostern entband ihn der Bischof seines Versprechens,[2]) so dass wenigstens der Sermon noch vor Luthers Abreise nach Heidelberg in die Oeffentlichkeit gelangte, immerhin auch erst drei Monate nach Tezels Angriff. Es war das nicht das letzte Mal, dass Luther sich von den „freundlichen“ Bischöfen täuschen liess. Noch lang hielt Scultetus ihn mit gütigem Zureden hin, als aber zu Worms der päpstliche Legat eben diesen Scultetus für die Wittenberger Zustände verantwortlich machte, erbot sich derselbe sofort die Bannbulle gegen Luther persönlich in Wittenberg zu verkünden und die Strafmandate zu vollziehn.[3]) So hat Luther mit dem ersten „milden“ Prälaten die Erfahrung gemacht, die sich dann mit Miltitz, Greiffenklau und allen andern Friedensbischöfen wiederholte: sie lähmten durch gütiges Zureden seine Aktion, stumpften seine Waffen ab und schliesslich waren sie Knechte des Papstes wie alle andern.

In Rom führte die Aktenvorlage des Erzbischofs von Mainz und Magdeburg, die noch im Dezember dort eingetroffen sein wird, dahin, dass der päpstliche Fiskal Marius de Perusiis gegen Luther eine Anklage auf Ketzerei erhob. In der Kommission für den Prozess befand sich der Magister sacri palatii, ein Amt, das herkömmlich ein Dominikaner bekleidete. Da es aber den Papst durchaus nicht nach einem Streite über den Ablass gelüstete, der den Ertrag des ausgeschriebenen nur schädigen konnte, suchte Leo X. noch am 3. Februar 1518 die Luther'sche Angelegenheit in der Stille abzuthun, indem er dem neu ernannten General der Augustinereremiten, Gabriel Venetus, den Auftrag gab, den Menschen zu besänftigen und die Flamme zu ersticken, so lang es noch Zeit sei.[4]) Aber bereits hatte jener magister sacri palatii, Prierias, Stroh zum Feuer getragen und damit die gute Absicht Leo's gekreuzt, indem er sofort nach Empfang von Luthers Thesen sich an deren Widerlegung machte. So waren es wieder die Dominikaner, die den Frieden hinderten. Luthers Freund Mecum (Myconius) stellt darum die Fortsetzung des Streits ganz unter den richtigen Gesichtspunkt, wenn er seine weitere Erzählung mit den Worten einleitet: „Unter allen Mönchen auf Erden waren die Prediger Mönche die hoffärtigsten, und waren die Ketzermeister. Die meinten, die ganz Christenheit stünd

1) Enders 1, 164.
2) Enders 1, 180.
3) Bericht Aleanders vom 11. Mai 1521.
4) Bembi epp. 16. ep. 8. Kolde, Zeitschr. für K.-G. 2, 472.

auf ihnen, wie die Welt auf Concelebrants, des grossen Fischschwantz, als die Bauern sagen." Zunächst freilich beunruhigte die Schrift des päpstlichen Hausprälaten Luther nicht, da sie erst im Sommer in Luthers Hände kam. Unmittelbar vor seiner Abreise nach Heidelberg erfuhr Luther dagegen zu seinem Befremden, dass ein anonymer Angriff, der den Titel obelisci trug, von Eck in Ingolstadt herrühre, der ihn im April 1517 um seine Freundschaft gebeten[1]) und ihn noch bis in die jüngste Zeit mit verehrungsvollen Briefen und litterarischen Zusendungen behelligt hatte, wie ihm dann auch Luther ebenso vertraulich zu antworten pflegte.[2]) (Scripsi familiariter Eckio nostro). „Ohne Mahnung, ohne ein Wort des Abschieds," ruft Luther[3]), „bricht er eine eben geschlossene angenehmste Freundschaft und nennt mich in seiner Obelisken einen giftigen Böhmen, einen Ketzer, einen Aufrührer, einen Verächter des Papstes!" Dieses Beispiel gelehrter Niedertracht, mit dem Eck sich in den Luther'schen Streit einführte, war freilich nicht das einzige in Ecks Laufbahn. Sein eigentlicher Name war Johann Maier aus Eck, doch nannte er sich nach seinem Heimatsorte Eck, vielleicht weil vornehme Herren, wie der baierische Kanzler Leonhard von Eck und der Kurtrierer Fiskal Johann von der Ecken, diesen Namen führten. Auf einer stillen Pfarre durch einen Oheim zum Wunderkinde erzogen, bezog er in seinem dreizehnten Lebensjahre die Universität Heidelberg, promovierte im fünfzehnten zu Tübingen und habilitierte sich dann zu Freiburg, wo er durch die Massenhaftigkeit seiner Leistungen schon damals imponierte, indem er oft an einem Tage sechs Vorlesungen hielt. Die grossen Humanisten Brant, Geiler, Peutinger, Reuchlin, Wimpheling, Zasius sind in dieser Zeit die Gönner, die er mit verehrungsvollen Briefen überschüttet. Dass er aber daneben auch sehr nützliche Beziehungen zu den Dunkelmännern unterhalten hatte, kam an den Tag, als er in seinem vierundzwanzigsten Jahre als Professor nach dem noch immer im Bann der Scholastik liegenden Ingolstadt berufen wurde, wo er bald zum Rektor und Prokanzler aufstieg. Das hinderte ihn nicht, mit Humanisten wie Scheurl in Nürnberg gute Freundschaft zu halten und Luthern, dessen Kämpfe gegen Aristoteles und die Scholastik er doch bereits kennen musste, noch 1517 seine Freundschaft anzutragen. Luther aber hatte sich vorzuwerfen, dass seine Arglosigkeit die Freundschaftsversicherungen dieses Strebers, der

1) Enders 1, 92.
2) Enders 1, S. 97.
3) Enders 1, 173.

bald rechts, bald links seine Angel auswarf, für ächt genommen hatte. Eck seinerseits hatte auch gar nicht vorgehabt, mit Luther öffentlich zu brechen; seine Obelisken waren nur eine kleine, stille Denunciation gewesen, durch die er sich bei dem Bischofe von Eichstädt, Gabriel von Eyb, hatte empfehlen wollen. Wir glauben es Eck aufs Wort, was er am 28. Mai an Karlstadt schreibt, es sei ihm sehr leid gewesen, dass dieses unüberlegte und leicht hingeworfene Gutachten ganz gegen seinen Willen in die Öffentlichkeit gebracht worden sei. Karlstadt möge also ihren gemeinsamen Freund Luther besänftigen. Schöner wird seine Handlungsweise dadurch nicht, denn schon der Titel seines Gutachtens war eine Anklage. „Obelisken“ nannte man die langen Kreuze, durch die in den Handschriften verdächtige Stellen angezeigt wurden. So wollte er die verdächtigen Stellen in Luthers Thesen anstreichen. Ihm war Christi Wort: „thuet Busse, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen,“ schon darum Einsetzung des kirchlichen Bussakraments, weil das Himmelreich einfach die Kirche selbst ist. Er würde Luthers Thesen nur ungeschickt finden, hätten sie nicht einen giftigen Stachel. Wenn Luther behaupte, die Erhörung der kirchlichen Fürbitte stände allein in Gottes Gutdünken, so müsste man die Votivmessen, Totenmessen und den Messkanon abändern, der die Toten in seine Fürbitte und Wirkung einschliesst. Ansehnlichen Schaden fürchtet Eck von Luthers Behauptung, die Verdienste der Heiligen wirkten von sich, ohne Ablassbriefe, denn dann wären alle Bruderschaften und Gesellschaften zur Verehrung der Heiligen zwecklos. Das heisse nichts Anderes, als böhmisches Gift ausschütten. Ja Eck kann von den meisten rohen und thörichten Thesen Luthers überhaupt nichts sagen, als: „sie schmecken nach dem Böhmerland.“ Luther findet in dieser Treulosigkeit, mit der Eck ihn im Geheimen seinem Bischof als Husiten verdächtigte, eben die Bestätigung des Wortes der Schrift: „Alle Menschen sind Lügner. Wir sind Menschen und bleiben Menschen.“ [1]) Indessen war jetzt nicht mehr Zeit dazu, auf die anonymen Angriffe des Klopffechters zu antworten. Da das Triennium seiner Amtszeit ablief, berief Staupitz die Obern der Kongregation auf den Sonntag Jubilate zu einem Ordenskapitel nach Heidelberg.[2]) Als bisheriger Distriktsvikar wurde auch Luther geladen und beschloss, „dem Gehorsam genugzuthun.“ Die Freunde warnten ihn vor diesem Wagnis. Tezel hatte seine Thesen unter dem Titel eines magister

1) Op. lat. 1, 411.

2) Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation, S. 313.

haereticae pravitatis verbreitet. Eck hatte ihn als Ketzer, Böhmen und Husiten verdächtigt. Er selbst klagt Lang,[1]) wie es von allen Kanzeln fulminiere und man den Leuten bereits ankündige, binnen 14 Tagen, längstens in Monatsfrist, werde er verbrannt sein. Unter diesen Umständen rate man ihm allgemein ab, nach Heidelberg zu reisen, denn wenn er auch gegen offene Gewalt geschützt sei, so sei er doch vor geheimen Nachstellungen nicht sicher. Er aber werde gehen, wie ihm befohlen sei und zwar zu Fuss gehen. Seinem Freunde, dem Prediger Egranus in Zwickau, der dort in ähnlicher Weise als Ketzer angefallen worden war, schreibt er: „wünsche mir Glück, wie ich Dir!“ [2]) Doch weiss er, dass er in viel üblerem Rufe steht wie jener[3]) und er rät ihm ab, sich auf ihn zu berufen, man würde sonst das Sprüchwort von den zwei Mauleseln, die einander jucken, auf sie anwenden. An Staupitz meldet er, da man bereits von ihm aussprenge, dass er den Rosenkranz und alle vorgeschriebenen Gebete verachte, so glaube er wohl, dass man seinen Namen überall stinkend gemacht habe. Er aber lehre nichts anderes als Tauler und die deutsche Theologie, die Staupitz selbst jüngst herausgegeben hatte.[4]) Auch die Ungunst, die im Erfurter Kloster, das er passieren muss, sein Auftreten gegen die Scholastik ihm zuwege gebracht hat, kennt er wohl, aber daran trage er leicht. Mögen sie nach ihrer Gewohnheit aus einem Funken einen Brand, aus einer Mücke einen Elephanten machen, vor solchen Gespenstern fürchte er sich nicht. „Es sind Worte und werden Worte bleiben.“

4.

Die Reise nach Heidelberg unterbrach zunächst den litterarischen Streit, den Luthers Sermon von Ablass und Gnade nach langem Zögern aufgenommen hatte, aber ohne die Berührung, die er auf dieser Wanderung mit den Brüdern draussen gehabt hatte, würde Luther den Thesenstreit nicht mit solcher Freudigkeit aufgenommen haben. Der grosse Aufschwung, den unmittelbar nach Luthers Heimkehr seine polemische Thätigkeit nimmt, der gänzlich neue Ton, den er in seinen nunmehr rasch aufeinander folgenden Streitschriften anschlägt, beweisen deutlich, dass die Reise nach Heidelberg eine gründliche Umwandlung seiner Stimmung hervorgebracht hat und in gewissem Sinne epochemachend für ihn

1) D. W. 1, 98.
2) D. W. 1, 100.
3) D. W. 1, 103.
4) D. W. 1, 102.

gewesen ist. Die Reise hatte befreiend gewirkt, weil sie den Mönch dem engen Banne des kleinen Gelehrtendorfes entrückte. Der Mönch hatte Menschen und Höfe gesehen und im Umgang mit den auswärtigen Ordensgenossen erfahren, dass auch sie in ihm den Bruder Eleutherius, den Befreier, verehrten. Draussen fragte niemand danach, wie sein Streit mit Tezel auf die Frequenz der Universität Wittenberg zurückwirke, oder was der Senat und der Bischof von Brandenburg zu seinen Thesen sagten, was dem sächsischen Hofe genehm oder minder genehm sei? Er hatte erfahren, dass er Leute wie Bischof Bibra, Magister Simler, ja im Hauptquartier der Gegner selbst Predigermönche wie Butzer zu seinen Gesinnungsgenossen rechnen dürfe. Sein Orden hatte im Kampf gegen den Ablass und die Scholastik sich offen zu ihm bekannt, indem er das Präsidium der Disputation zu Heidelberg bei dem Ordenskapitel ihm übertragen hatte, den Dominikanern zum Trotz. Aber auch sonst hatte er erfahren, wie satt man der Tyrannei der Dominikaner sei, die die Kirche in den verderblichen Reuchlinistenstreit gestürzt hatten und die damit nicht zufrieden, nun wieder neue Händel stifteten. Das war die Stimmung, in der Luther fröhlich und kampfesmutig seine enge Zelle wieder betrat. Die Reise im Frühling hatte ihm gut gethan und sein ganzes Geblüt verjüngt. In allem, was er in den nächsten Wochen schrieb, weht Heidelberger Luft.

Auch in Wittenberg selbst herrschte jetzt eine frischere Stimmung. Hatte es im Anfang damit recht schwächlich gestanden, so wurden die Bürger je länger je mehr stolz auf ihren tapferen Mönch. „Weil niemand der Katzen die Schellen anbinden wollte, denn die Ketzermeister des Predigerordens hatten alle Welt mit dem Feuer in Furcht gejagt und Tetzel selbst auch etliche Priester, so wider seine freche Prediger gemuckt hatten, eingetrieben: da ward der Luther ein Doktor, gerühmt, dass doch einmal Einer kommen wäre, der drein griffe.“ [1]) Natürlich wuchs damit auch der Zorn der Gegner. Luthers Gönner, Albrecht von Mannsfeld, mahnte den Distriktsvikar Lang, er solle den Mönch in seinem Kloster lassen, da er ausserhalb Wittenbergs nicht sicher sei, gehängt oder ertränkt zu werden. [2]) Er selbst sieht einem solchen Ausgang mit melancholischer Ergebung entgegen. „Mein Weib und Kind sind versorgt; Felder Haus und mein ganzes Anwesen verteilt, Ansehen und guter Name bereits zerpflückt: so bleibt nur noch das unschein-

1) E. A. 26, 53.

2) Enders 1, 211. Brief vom 10. Juli an Link.

bare und gebrochene Körperchen." Auch auf eine Exkommunikationsbulle, wie sie ja stets „gleich Fledermäusen" umherschwirrten, war er gefasst und nicht allzulang nach seiner Rückkehr sprach er sich auf der Kanzel der Stadtkirche über die Bedeutung des Bannes aus, um die Wirkung eines solchen Blitzstrahls schon zum voraus abzuschwächen.[1]) So erinnert sein Verhältnis zu den Wittenbergern immer mehr an Hus und die Gemeinde der Prager Bethlehems-Kapelle. Immer mehr reifen Prager Zustände um ihn heran. „Es gibt einen Bann," sagte er seiner Gemeinde, „den der Papst verhängen kann, den äussern Ausschluss aus der Kirche. Es gibt aber auch einen Bann, den nur Gott verhängen kann, den geistigen Ausschluss aus der Gemeinschaft Christi. Dieser Bann tritt nur ein, wenn sich der Sünder selbst der geistlichen Güter begeben hat und dem Tode verfallen ist. Ist einer im innern Bann, geistig los von Christus, dann kann ihm der äussere Bann ein heilsames Zuchtmittel sein, ihn aufzurütteln aus seinem geistigen Tode und ihn der geistigen Gemeinschaft mit Christus wieder zuzuführen. Ist aber einer nicht geistig ausgestossen, dann schadet ihm die leibliche Ausschliessung nichts. Nein wir werden die geistige Gemeinschaft nur um so wärmer empfinden, wenn wir ungerecht von der äussern ausgeschlossen sind. Ein solcher Bann ist ein Verdienst vor Gott wie ein anderes unschuldiges Leiden. Seelig und gebenedeit ist, wer in ungerechtem Banne stirbt, weil er um der Gerechtigkeit willen in Ewigkeit gekrönt wird. Soll uns aber der äussere Bann inneres Heil wirken, so dürfen wir der Kirche nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern wir müssen ihr Unrecht dulden, wie Krankheit und böses Regiment, wie ja auch Christus seine ungerechten Richter geehrt hat. Gott, der die Herzen in seiner Hand hält, wird wissen, wozu es gut ist." Aber gerade die Eintracht, in der der neue Hus mit seiner Gemeinde stand, war der Grund, warum keine der deutschen Instanzen es wagte, mit Exkommunikation des Mönchs vorzugehen. Man überliess die Sache dem römischen Stuhl, dem Albrecht sie übergeben hatte, da auch er keine Lust hatte, den Hass der Bevölkerung und der Augustiner auf sich zu ziehen.

Auch in einer Disputation „über die Kraft des Banns" wollte sich Luther zu der Frage aussprechen, die dann ein Seitenstück zu seinen Thesen „über die Kraft des Ablasses" geworden wäre. Aber als die

---

1) Am 10. Juli schreibt Luther an Link: „Habui nuper sermonem ad vulgum de virtute excommunicationis.

Kunde davon nach Brandenburg kam, fertigte der Bischof sofort wieder einen Boten an Luther ab, der ihm das Versprechen abnahm, das zu lassen.[1]) Während so die Lage auch nach dem Urteile der Freunde bedenklicher wurde, hatte Luther neben seinen Geschäften, die er nur zur Hälfte bewältigen konnte, wie er am 4. Juni an Spalatin schreibt, mit Zusammenhaltung aller Kräfte die Resolutionen zu den Thesen vollendet. Diese Arbeit vor allem zeigt, welchen Fortschritt seiner Entwickelung die Heidelberger Reise für ihn bezeichnete. Das vor ihr Geschriebene steht auf einem völlig andern Standpunkte als der Schluss, der Ende August die Presse verliess. Dass er die disparaten Elemente nicht mehr ausglich, erklärt sich daraus, dass die ersten sechs Bogen während seiner Abreise gedruckt worden waren, während er nun in ganz anderer Stimmung den Schluss niederschrieb. Denn reimen lässt es sich doch nicht, wenn er in der vorangedruckten „Protestatio" erklärt, er wolle nichts sagen noch aufrecht erhalten, ausser was sich aus der heiligen Schrift, den von der Kirche angenommenen Vätern, den Kanones, den Konzilien und den Dekretalbriefen der Päpste erweisen lasse. Nur das, was aus diesen weder bestätigt noch widerlegt werden könne, sei ihm Gegenstand freier Disputation, so jedoch, dass die Entscheidung aller seiner Obern vorbehalten bleibe.[2]) Korrekter konnte kein Thomist noch Skotist sich aussprechen. Aber in eben demselben Buche lesen wir dann: „Mich rührt es nicht, was dem obersten Pontifex gefällt oder missfällt. Er ist ein Mensch wie die Andern."[3]) Oder er erklärt: „Die Kirche bedarf einer Reformation, und diese ist nicht das Geschäft eines einzelnen Menschen, des Papsts, noch mehrerer der Kardinäle, wie das letzte Konzil beides bestätigte, sondern des ganzen Erdreiches, ja Gottes selbst.[4]) Zwischen diesen beiden Standpunkten liegt ein weiter Weg. Luther hatte ihn zurückgelegt auf seiner Heidelberger Reise. Ausgleichen konnte er diesen Widerspruch nicht mehr, denn die sechs ersten Bogen waren während seiner Abwesenheit gedruckt worden; er versendet sie im Mai, während der Rest erst im August nachfolgte. Die Vormundschaft, in der Scultetus als Bischof und Staupitz als Generalvikar ihn bis dahin gehalten haben, löst er nicht etwa so, dass er vor Veröffentlichung des Buches, dasselbe zur Approbation den Oberen vorlegte, sondern er stellte der ersten Lieferung

1) Enders 1, 212.
2) Op. lat. II, 136.
3) Op. l. II, 220.
4) Op. l. II, 292.

der gedruckten Resolutionen Briefe voran, in denen er sich ganz wie in der Protestatio dem Schlussurteil seiner Oberen unterwirft.[1] Alle sollen wissen, dass er in dem folgenden nichts kühnlich behaupte, sondern nur disputiere, bis die Kirche würde entschieden haben. So richten sich diese Dedikationen in gleicher Weise an die angeredeten Obern wie an die Oeffentlichkeit, Privatbriefe sind sie nicht. Eine feste kirchliche Entscheidung verlangt er, dann wird er sich unterwerfen. Bis dahin wird er disputieren, denn es ist unlogisch von den Gegnern, ihm die Disputation über die päpstliche Autorität und die kirchliche Gewalt zu verbieten, während sie selbst nicht anstehen, über den zu streiten, der der Kirche diese Gewalt gegeben hat. Dennoch setzt er selbst nichts fest, er prüft nur die Meinungen der Gegner nach Vernunft und Erfahrung. Indem er aber die Entscheidung aller Obern vorbehält, bittet er den Bischof, die Feder einzutauchen und auszustreichen, was ihm missfällt, oder auch das ganze Buch zu verbrennen. In vertraulicherem Tone erinnert er Staupitz an eines seiner Worte, das ihm selbst einst ein Wort vom Himmel her gewesen sei, die wahre Busse fange mit der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott an. Wie der scharfe Pfeil eines Gewaltigen habe ihn dieses Wort getroffen. Von da an sei ihm das Wort Busse in der Schrift süss geworden. Denn so werden die Gebote Gottes uns süss, wenn wir sie nicht bloss in der Schrift, sondern in den Wunden des süssesten Erlösers lesen. Nun habe er auch erkannt, dass die Busse, die die Schrift meine, keine Pönitenz sei, sondern Sinnesänderung, metanoia. Die also hätten die Busse falsch verstanden, die sie in der Beichte und den Satisfaktionen bestehen lassen. „Da als ihm das Herz von solchen Gedanken brannte, da habe er mit Pauken und Trompeten neue Ablässe ausrufen hören und da er ihrer Unsinnigkeit nicht habe steuern können, habe er doch bescheiden seine abweichende Meinung anmelden wollen und zeigen, wie zweifelhaft ihr Dogma sei. Die Gegner aber, da sie seine Aufstellungen nicht widerlegen konnten, gaben nun vor, durch seine Disputation habe er die Gewalt des Papstes angegriffen. Das sei der Grund, warum er, der stets ein Freund der stillen Zurückgezogenheit gewesen, nun leider in die Oeffentlichkeit treten müsse. So möge der Vikar die Schrift an den Papst befördern. Christus aber möge selbst zusehen, was ihm und was sein sei. Den Drohungen der Gegner könne er nur Reuchlins Wort entgegen setzen: der Arme hat nichts zu verlieren. Sein Leben können

1) Vergl. Brieger, Zeitschr. für K.-G. 17, 167 f.

sie um ein oder zwei Stunden kürzen, ihm genügt sein süsser Erlöser, dem er singen wird, so lange er lebt. Wer aber nicht mit ihm singen will, was kümmert's ihn, der möge für sich heulen. Nicht minder wohl überlegt ist das dritte Dedikationsschreiben an Leo X., zu dem wir noch einen andern Entwurf besitzen, der zeigt, dass diese Briefe schon längst beabsichtigt und vielleicht schon vor der Reise konzipiert waren.[1]) In starken Worten giebt er seinem Kummer Ausdruck, dass man ihn bei dem Papste in den Geruch eines Abtrünnigen gebracht habe. Zu seiner Rechtfertigung erzählt er die Geschichte des Tezel'schen Ärgernisses und seine vergeblichen Versuche, die Bischöfe zum Einschreiten zu bewegen. So sei er dazu gekommen, den Gegnern eine Disputation anzubieten, um sie eines Besseren zu belehren, das sei die ganze Brandstiftung, über die sie nun lärmten. Ihm selbst freilich erscheine es als ein Wunder, dass akademische Sätze, im engsten Kreise ausgegeben, eine solche Verbreitung gewonnen haben. Aber was solle er nun thun? Widerrufen könne er nicht. So sei er gezwungen, mit seiner geringen Bildung in diesem Leoninischen Zeitalter, das selbst einen Cicero in den Winkel scheuchen könnte, als Gans unter den Schwänen zu schnattern. Er gebe seine Erläuterungen zu den Thesen heraus, aber, um um so sicherer zu sein, unter dem Schutze des päpstlichen Namens, damit jedermann erkenne, wie lauter und einfältig er der Gewalt der Kirche und der Verehrung des Schlüsselamts habe dienen wollen; wäre es anders, so hätte ihn der erhabene sächsische Fürst an seiner Universität gar nicht geduldet, was freilich ein kleiner Wink ist, dass die Kurie doch nicht allein mit ihm, dem armen Mönche, wird zu rechnen haben. „Darum, heiligster Vater, hingeworfen zu den Füssen deiner Heiligkeit, biete ich mich dar mit allem, was ich bin und habe. Belebe, tödte, rufe, widerrufe, billige, missbillige, wie es Dir gefällt. Deine Stimme werde ich als die Stimme Christi erkennen. Denn des Herrn ist die Erde und ihre Fülle, der gepriesen sei von Ewigkeit zu Ewigkeit." Noch also hält er in den Dedikationsschreiben an die Häupter der Diöcese, des Ordens und der Gesamtkirche den Standpunkt des Mönchsgehorsams streng fest, und mit der bereits gedruckten ersten Lieferung seiner Resolutionen steht diese Widmung auch nicht im Widerspruch; aber als er nun nach der Heidelberger Reise in der Arbeit fortfuhr, stellte es sich heraus: er war ein Anderer geworden. An sich schon verschärften die Resolutionen, in denen er die schwache Begründung der Ablasslehre ins

1) Weimarer Ausg. IX, 173.

Auge fasst, die Angriffsstellung der Thesen. Der Wortlaut der Thesen hatte noch sehr bestimmt dem Priester eine Mittlerstellung angewiesen, die Resolutionen zeigen, wie Gott Sünde vergiebt auch ohne Priester und Werke der Satisfaktion, da der Gläubige mit seinem Heile nicht an das Wort eines einzigen Menschen gebunden sein könne. Unsere Reue ist schon der Anfang der Gnade, die priesterliche Absolution ist nur die Versicherung derselben. Den Zwang, in der Ohrenbeichte alle Sünden aufzuzählen, tadelt er. Die Lehre, dass die Sakramente an sich rechtfertigende Gnade spendeten, wenn man nur keinen Riegel vorschiebe, ist ihm Ketzerei. Überschüssige Verdienste der Heiligen läugnet er, da kein Fleisch Gott genug thut, geschweige zu viel. Auch vom Schatz der Kirche und dem Fegfeuer bleibt dann im Weiteren, wie sie an der Schrift gemessen werden, weniger übrig, als die Thesen erwarten liessen. Die eigentlichen direkten Angriffe auf das Ablassinstitut und auf Rom selbst, diesen Schlund, der die Schätze der Welt verschlingt, das Aufsagen des Gehorsams, wo des Papstes Wort nicht Schrift und Konzil für sich hat, die Klage über den Geruch der grossen Babel, der zum Himmel stinkt, der Ruf nach einer Reform, die nicht bloss von geistlichen Organen zu vollziehen ist, stehen alle in dem später geschriebenen Teile des Buchs, bis er gegen Ende sogar die Unterwerfung unter beliebige päpstliche Entscheidungen ablehnt, um nicht mitschuldig zu werden an dem Blute, das Julius II. vergossen und den blutigen Schatten Alexander VI. heraufbeschwört, um den Leser zu erinnern, wohin es führen müsste, wollte man sich jedem Papste blindlings unterwerfen. Auch die Ausfälle auf Tezel, „diesen Kuhhirten, der seine Worte daher grunzet,“ zeigen, wie seine Stimmung sich geändert hat, so dass der Schluss des Buchs, das Ende August endlich gedruckt ward, ganz anders lautet, als die einleitenden Briefe im Mai erwarten liessen. Er hatte eben, seit er es begann, aus der engen Mönchszelle einen Schritt hinausgethan in die Freiheit. Wie thätig aber die Gegner waren, ihm überall den Boden zu unterwühlen, erfuhr er kurz vor dem Abschluss des Buchs, als er Ende Juli 1518 mit dem Distriktsvikar Lang in Ordensgeschäften in Dresden war. Hieronymus Emser, dessen Zuhörer er in Erfurt gewesen, und der jetzt in den Diensten des Herzogs Georg stand, presste ihn und Lang, nebst dem Prior des Dresdener Augustinerkonvents zu einem Abendessen in seinem Hause, dem Luther sich viel lieber entzogen hätte. Er fand dort unter andern Gästen ein Leipziger Magisterlein, das ihn in einen Streit über seine Angriffe auf Aristoteles und Thomas verwickelte. Während Luther seine Meinungen freimütig verteidigte, stand aber hinter der Thüre ein

Predigermönch, den Luthers Angriffe auf seinen Ordensheiligen in solche Wuth versetzten, dass er, wie er nachher sagte, an sich halten musste, nicht hereinzustürzen, Luthern ins Gesicht zu speien und ihm zu sagen, was er sei. In Dresden sprengte dann die Gesellschaft aus, Luther sei so in die Enge getrieben worden, dass er kein Wort mehr habe antworten können, weder deutsch noch lateinisch. Eine Predigt, die er am 25. Juli im Schloss hielt, wurde gleichfalls verdreht und entstellt. Sogar bei Hof verunglimpfte man ihn, wie der Augustinerprior Luthern meldete, so dass herüber und hinüber grobe Briefe gewechselt wurden, obwohl Emser dann bei der Leipziger Disputation Luthern versicherte, er habe ihn durchaus nicht in einen Hinterhalt locken wollen. „Schlangengezüchte!“ das war Luthers wohlberechtigtes Urteil über diese ganze Sippe.[1])

Mit ihr abzurechnen hatte Luther aber durch Tezels neuste Thaten die schönste Gelegenheit. Der Prior hatte die Verbrennung seiner Thesen zu Wittenberg natürlich sehr ungnädig vermerkt und da er Luthern für die Streiche seiner Studenten nicht verantwortlich machen konnte, hielt er sich an dessen Sermon von Ablass und Gnade. Am 4. Juni giebt Luther Spalatin Nachricht davon, dass eine neue Streitschrift Tezels eingelaufen sei.[2]) Die beiden Disputationen hatte Wimpina dem Prior angefertigt, jetzt verfasste Tezel selbst eine „Vorlegung eines vermessenen Sermons päpstlichen Ablass und Gnade belangend.“ Die Beziehung auf den Papst ist eingeschwärzt, da Luther nur vom Ablass überhaupt geredet hatte, aber er sollte nun einmal als Feind des Papstes dargestellt werden. Auch tritt Tezel jetzt ausdrücklich als Ketzermeister auf und erinnert, dass um derselben Ketzereien willen das Konzil von Konstanz Hus zum Feuertod verurteilt habe. Neues aber hat er nicht vorzutragen. Ohrenbeichte und Satisfaktion hat Gott schon im Paradiese eingesetzt, als er Adam ins Gebet nahm und ihm harte Arbeit an dem Acker voll Dorn und Disteln auferlegte. Dass er andererseits Maria Magdalena, die Ehebrecherin und den Gichtbrüchigen ohne alle Satisfaktion annahm, kommt daher, dass er die claves excellentiae hat, wo wir nur die claves ministrabiles besitzen. Dass Gott seine Gnade spende, ohne Strafen einzutreiben, stimme nicht mit Davids Schicksal und dem anderer zu Gnaden angenommenen Sünder. Wenn Luther vom Fegfeuer nichts zu sagen weiss, so wird er es vielleicht bald lernen, wenn er nicht etwa sofort

1) D. W. 1, 84.

2) D. W. 1, 123. Enders 1, 205. Unter gleichem Datum meldet Luther dasselbe an Lang D. W. 1, 124. Enders 1, 207.

zur Hölle fährt mit allen Andern, die die Christenheit so jämmerlich verführen. Dass der Ablass nicht nur die Kirchenstrafen hinnimmt, sondern auch die göttlichen Strafen, ist Kirchenlehre. Wenn Luther rät, lasse die faulen Christen Ablass kaufen und thue du lieber die Werke, so liegt am Tage, dass im Gegenteil gerade die Gottesfürchtigen und Frommen und nicht die Faulen Ablass kaufen. Indem man Ablass kauft, thut man selbst ein gutes Werk, denn der Ertrag des Ablasses dient dazu, das Kreuz gegen die Ungläubigen zu verteidigen, Brücken und Wege zu bessern u. s. w. Darum ist der Ablass auch nicht blos zugelassen, wie Luther sagt, sondern empfohlen. Auch ist er dem Almosen vorzuziehen, denn mit Almosen kann man wohl allmählig sich Verdienst erwerben, aber mit Ablass wird man auf einen Schlag seine Sündenschuld los. Im Übrigen verweist der Predigermönch auf seine Disputation über seine zweite Thesenreihe, die er also noch nachholen will und für die in Frankfurt schon der Tag angesetzt ist, ohne dass es jedoch dazu gekommen wäre.

Luther war nicht gesonnen, diesen neuen Angriff abzuwarten und eben so wenig wollte er Eck und Prierias ihren Bescheid schuldig bleiben. Indem er nun aber den Kampf gegen drei Fronten aufnahm, trat zum ersten Mal eine Seite von Luthers Begabung so recht an's Licht, die für den ganzen Verlauf der Bewegung von entscheidender Bedeutung werden sollte. Ich meine Luthers unendliche Ueberlegenheit in der Polemik, eine Ueberlegenheit, gegen die überhaupt kein Gegner aufkam, und die einen um so grösseren Eindruck machte, als der eine Mönch absolut allein der Hetze der Inquisitoren, Akademiker und Kurialisten standhielt. Las man seine polemischen Flugblätter, so erkannte man den Mann nicht wieder, der bis dahin nur aus mystischen und asketichen Traktaten bekannt war. Es war, als ob erst im Kampf sich Luther aller seiner Kräfte bewusst würde. Er selbst sagt, er habe keinen besseren Bundesgenossen als seinen Zorn. „Wenn ich wohl dichten, schreiben, beten, und predigen will, so muss ich zornig sein. Da erfrischt sich mein ganzes Geblüte, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.“ Dieser Bundesgenoss klopfte jetzt bei ihm an, der dämonische Zug in seiner Natur, vor dem schon seinen Genossen im Kloster gegraut hatte, erwachte und riss ihn viel weiter fort als er zuerst gewollt hatte. Und gerade das war sein Heil. Hätte er klug erwogen, was erlaubt, was katholisch, was ungefährlich sei, er wäre sicher erdrückt worden. Er wäre unrettbar verloren gewesen ohne die erhöhte Stimmung, ohne die kühnen,

packenden Worte, ohne die Wucht des Angriffs all der Schriften, die er nun in die Welt hinaus warf. Nur kühnes Vorgehen konnte ihn jetzt noch retten. Er gewann auch die Ruhigen und Gemässigten durch seine tiefe Frömmigkeit, durch die gesunde Vernünftigkeit seiner Ansichten. Aber diese Ruhigen und Gemässigten hätten ihn ruhig verbrennen und einkerkern lassen, wie sie immer thun, und hätten dann in sehr gemässigten Worten den tragischen Ausgang dieses schönen Talents bedauert. Darum war es gut, dass er nicht ruhig und gemässigt auftrat. Erst sein Zorn, die geniale Wucht seines Angriffs machte ihn zum Führer eines gewaltigen Heeres, das sich täglich mehrte. Mit Jauchzen sah die rat- und führerlose Nation plötzlich den Mann vor sich, auf den sie seit Jahren gewartet hatte, so deutsch, so fromm und so tapfer, wie sie ihn brauchte, und in seinen aufbrausenden, überwältigenden Worte hörte Jeder das Wort, das ihm so lange schon auf dem Herzen gelegen hatte. „Der Wundermann Gottes,“ wie Mykonius sich ausdrückt, war gekommen, der mit Donnerworten sagte, was sie alle hatten sagen wollen. Die Geleitsbriefe für die Resolutionen an die kirchlichen Obern waren noch in dem herkömmlichen Stile mönchischer Unterwürfigkeit geschrieben. Ganz anders stimmte er den Ton, als Tezel und Hogstraten Miene machten, ihm einen Handel einzurühren wie jüngst dem ängstlichen Reuchlin. Sie bekamen Antworten, dass der Nation das Herz im Leibe lachte. Als inquisitor haereticae pravitatis hatte Tezel geschrieben; einen Scheiterhaufen hatte er bei der Kirche von Jüterbogk angezündet, auf Husens Kerker hatte er hingewiesen und die Flammen, die vor dem Konstanzer Thore Hus zu Asche verbrannt. So beginnt Luther. „Jesus! Ich, Doktor Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg, bekenne, dass der deutsche Sermon, die Gnad und Ablass belangend, mein sei.“ Gegen alle Vorlegungen und Verlästerungen will er diesen Sermon vertreten, deren Dichter zu viel Zeit und Papier gehabt hat, die er nicht besser anzuwenden wusste, denn dass er mit unsaubern Worten die Wahrheit angegriffen, damit Jedermann erfahre, wie gar nichts er in der Schrift verstände. Die leeren Scheltworte will Luther wie Pappeblumen und dürre Blätter dem lieben Wind befehlen, der auch müssig ist; die einzelnen Argumente aber will er an der Schrift messen, nicht an den Scholastikern, samt ihren Jaherrn und Nachfolgern. Weil aber Leute wie Tezel Schrift, Väter, Lehrer und Jaherrn alle, „dazu ihre eigenen vermessenen Schlüsse in einander bräuen ist es nit Wunder, dass sie uns ein Sotten machen, daran einem grauen möchte.“ „Dass Tezel mich nur allein übel han-

delte, und ein Ketzer, Abtrünniger, Uebelredner, und nach all seiner Lust und seines Unlusts nennete, wöllt ich gern haben, und ihm nimmer feind werden — das ist aber in keinem Weg zu leiden, dass er die Geschrift, unsern Trost, nit anderst handelt, dann wie die Sau ein Habersack." Auch aus den Vätern reisse Tezel so manchen Spruch aus dem Zusammenhang und ziehe ihn bei den Haaren herbei, „dass ihm die Schwarten krachen." Wer wie Tezel meint, alle Leistungen würden im Ablass nachgelassen, lasse jede Tugend gegen Geld nach, da es doch die Laien besser wissen, die sprechen: Nimmer thun ist die beste Buss. Christus habe auch nicht zu Petrus gesagt: was ich binde, sollst du lösen, sondern, was du lösest, soll los sein, falls es nämlich mit Recht und in Gottes Sinn gelöst war. Das Gegenteil ist Menschengeschwätz und die neuen claves excellentiae, claves autoritatis, claves ministrabiles sind nur Schlüssel zu unserem Geldschrank, „damit sie uns alle Beutel und Kasten leer machen, und danach die Höll aufschliessen und den Himmel zuschliessen." Ganz besonders entrüstet ist er über Tezels Beharren auf der Weisheit des Wimpina, es sei besser, Ablass kaufen, als die Armen zu unterstützen. „Lass dichs Gott erbarmen, das heissen Lehrer des Christenvolks. Johannes sagt: So einer sieht sein Bruder darben und schliesst seine Mildigkeit zu, wie mag die Liebe Gottes in ihm bleiben?" Statt dessen lehrt Tezel, „man soll vorhin Ablass lösen und also sich sein selbs am ersten erbarmen. Wenn Christus nit wahrer Gott wäre, halt ich, er hätt längst solch unser Theologen lassen die Erden verschlingen." Auch darauf beruft Tezel sich, der h. Vater habe ja mit dem Besuch der Heiligtümer in Rom gleichfalls grossen Ablass verbunden, den die Priester suchen, die dort Messe halten. „Es ist wahr," sagt Luther, „dass zu Rom etliche dafür halten, und ich selbs mehr dann eine Messe daselbst für die Seelen gelesen. Es hat mich aber der Glauben gerauen, darumb, dass kein Bewährung oder Bestätigung darüber ist und sie selbs zu Rom nit viel achten." Der Spruch, was du lösest auf Erden, könne aber schon nach seinem Wortsinne sich nicht auf das Fegfeuer beziehen, denn die Seelen sind nicht mehr auf Erden. „Am Letzten, so er müde geworden ist, die Geschicht zu martern, oder vielleicht nit mehr gewusst, gehet das Wetter über mich, und bin da Erzketzer, Ketzer, Abtrünniger, Irriger, Frevler, Uebelredner u. s. w. Darzu antworte ich: Gott geb mir und dir seine Gnade." — „Was ein Ketzer sei," schliesst Luther, „wisse Tezel gar nicht, und darum sei ihm zu Muth, als ob ihn ein grober Esel anschreiete und mache ihm auch nicht mehr Schmerzen." „Dass er sich aber," in Nachahmung von

Luthers pectoralem Ton, „zu Stock, Kerker, Wasser, Feuer beutet, kann ich armer Bruder nit wegern. Wiewohl auch für ihn selbs wär mein treuer Rath, er erböte sich mit Bescheidenheit zum Rebenwasser, und zu dem Feuer, das aus den gebratenen Gänsen räucht, dess er bass gewohnt ist.“ Die ganze streitige Frage ist nach Luthers Meinung eine Frage der Disziplin und hat mit dem Glauben gar nichts zu schaffen. Da sie nun einmal aber „so gottsüchtig und liebesiech seind, auch in solchen unnöthigen, unketzerlichen Sachen Ketzer zu verbrennen,“ so fordere er sie zu einer öffentlichen Disputation: „Hie bin ich zu Wittenberg Doctor Martinus Luther, Augustiner, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu zerreissen bedünkt, den lass ich wissen, dass er hab sicher Geleit, offen Thor, frei Herberg und Kost darinnen durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Fürsten, Herzog Friedrich, Churfürsten zu Sachsen“ ... „Ich bedarf keiner Niesswurz hab auch nit den Schnuppen oder Strauchen, dass ich nit riech.“ ... Er vermesse sich nicht über die hohen Tannen zu fliegen, aber über das dürre Gras komme er schon fort. Was die Tezel'schen Thesen aber betreffe, vor deren Weisheitslicht sich Sonne und Mond verwundert hätten, so will Luther ihm den Gefallen nicht thun, seinen Sätzen über die Infallibilität des Papstes zu widersprechen. Im Gegenteil halte er die Mehrzahl der Sätze für richtig. Nur hätte Tezel nicht schreiben sollen: „Man soll die Christen lehren,“ sondern „die Ablasseinnehmer müssen, sagen,“ wenn nämlich Geld eingehen soll. Er aber bleibt dabei, von den armen Leuten Geld schinden, das heisst die Kirche und die Sakramente verunehren und die Christen ärgern. „Hilf Gott der Wahrheit allein und sonst niemand. Amen.“

Der Zug zur possenhaften Polemik, die Luther Zeit seines Lebens in so genialer Weise gehandhabt hat, herrscht schon in dieser ersten Streitschrift vor und es ist nicht zu läugnen, dass Luther nicht nur der grösste, sondern auch der gröbste Schriftsteller seines Jahrhunderts war. Die Dominikaner waren denn völlig verblüfft über diese neue Sprache, die da mit ihnen geredet wurde. Sie waren gewohnt, dass man sich ängstlich zurückziehe, wenn sie mit dem Holzstosse drohten. So hatte noch im Jahre 1511 Reuchlin auf den ersten Angriff des Ketzerrichters Tungern gefleht: „Habe Geduld mit mir, ich will Dir Alles bezahlen. Befiehl, so stecke ich mein Schwert ein; es krähe mir der Hahn, so will ich weinen; donnere erst, bevor du blitzest.“ Die Folge dieser Schwäche war, dass die Predigerbrüder sich mit doppelter Tapferkeit auf ihn stürzten. Da waren sie denn ganz verduzt, dass hier ein Angeklagter sich

stellte, sie selbst an der Kehle nahm, sie schüttelte, dass ihnen der Atem ausging, und sie dann dem Gelächter des Volkes hinwarf. Das war ihnen ganz neu, aber eben weil es neu war gefiel es der Nation. Geradezu verschlungen wurden diese Schriften gegen Tezel und nachdem sie eine Weile ihre Wirkung geübt, trat eine Stimmung in der Bevölkerung ein, die die Dominikaner nötigte, sich hinter ihren Klostermauern zu verbergen. Noch im Juli 1518 warnte Albrecht von Mansfeld, Luther solle Wittenberg nicht verlassen, er gefährde sein Leben, bereits am 31. Dezember desselben Jahrs aber erklärt Tezel, er könne die kleine Reise von Leipzig nach Altenburg nicht wagen, da Luther das Volk so gegen ihn erregt habe, dass er kaum auf der Kanzel vor seinen Feinden sicher sei.[1]) So hatten die Rollen gewechselt. Nach diesem Siege konnte Luther die scholastische Kontroverse mit aller Ruhe weiter führen. Begann doch sein bedeutendster Gegner, Eck, sich bereits von der Sache zurück zu ziehen.

Der grosse Gelehrte hatte in seiner natürlichen Abneigung gegen Schläge seinen Angriff anonym ausgehen lassen. Nun trieb ihn nach Bekanntwerden seiner Treulosigkeit das gleiche Motiv, sich brieflich an Karlstadt zu wenden, er möge „den gemeinsamen Freund“ Luthern besänftigen. Seine Obelisken seien nur ein flüchtig hingeworfenes, gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmtes Gutachten gewesen, auf das er selbst keinen Wert lege. Auch Scheurl in Nürnberg hatte er in Bewegung gesetzt, um die drohende Züchtigung abzuwenden.[2]) Aber Luther war unerbittlich. Eck hatte seine Schläge verdient und er erhielt sie. Zu den warnenden Kreuzen des Anklägers fügte Luther seine entschuldigenden Sternchen; auf die Obelisken antworteten Asterisken, die vom 10. August 1518 datiert sind,[3]) unter welchem Datum Luther sie auch an Link zur Bestellung an ihre Adresse schickte. Da Eck selbst seine „tadelhaften Urteile“ sehr obenhin abgegeben hatte, lässt sich auch Luther nicht tiefer auf die Materien ein; er begnügt sich, den aufgeblasenen Ton des Ingolstädter Sophisten zu verspotten, der sein Buch um Fastnacht schrieb, „als ihm die Larve über dem Gesicht gehangen“. Doch treten in diesen Verhandlungen schon zwei Punkte zu Tag, die später noch eine grössere Rolle spielen sollten. Suchte die Scholastik die wirkende Gnade des Sakraments, in dem, was die Kirche und der Priester thun, so sucht sie Luther in dem

1) Körner, Tetzel, S. 117.
2) Luthers Brief vom 15. Juni. Enders 1, 208 f.
3) Op. lat. 1, 456.

Glauben des Empfängers. „Die Sakramente", sagt Luther,[1]) „wirken nicht die Gnade, die sie bezeichnen, sondern es wird der Glaube vor allen Sakramenten erfordert. Der Glaube aber ist eine Gnade: darum gehet die Gnade stets vor dem Sakramente her, nach dem gemeinen Spruch: Nicht die Sakramente, sondern der Glaube an das Sakrament macht gerecht; nicht, mit Augustin zu reden, weil es geschieht, sondern weil es geglaubt wird."

Auch einen andern Kardinalpunkt berührten „die liederlichen Sätze".[2]) Luther muss zugestehen, dass eine Extravagans Clemens V. von einem Schatze der Verdienste Christi rede, der durch Ablass ausgeteilt werde, während er seinerseits stets behauptet hatte, das Verdienst Christi werde durch das Schlüsselamt dem Bussfertigen zugewendet, nicht aber durch Ablass dem Käufer des Ablasses. Er meint zwar, nicht alles, was ein Papst sage, sei eine kirchliche Entscheidung. Aber er muss auf diesem Punkte doch zugeben, dass er die Bulle Unigenitus nicht auf seiner Seite habe, ein Vorteil, den sich die Gegner nicht wieder entwinden liessen. Den tieferen Grund, warum Luther Glauben und Verdienst Christi nicht will entwerten lassen, kannte Eck nicht, wie viele Scholastiker er auch ins Feld führt und wie sehr er seine Gelehrsamkeit glänzen lässt. „Er ist der rechte Thurm Davids, daran tausend Schilde des Zeugnisses hängen," spottet Luther, aber das hat er noch nicht erkannt, „dass der Christen Friede der Ruhm ihres guten Gewissens ist, welchen kein Ablass geben kann, sondern die Erlassung der Schuld allein durch die Gnade."

Der Verwendung Scheurls in Nürnberg trug Luther insofern Rechnung, dass er seine Asterisken nur schriftlich verbreitete, so wie auch der Angriff schriftlich erfolgt war. Zog Eck vor, darauf zu schweigen, so sollte die Sache abgethan sein. Und Eck schwieg, ja er erneute die Versicherungen seiner Verehrung und Freundschaft.

Ein gefährlicherer Gegner blieb Prierias, der als eine Stimme aus dem Vatikan Luthern einen betrübenden Eindruck machte. Später erzählte er, nie habe ihm der Papst so wehe gethan als da er auf dem Titel dieses Buches las „sacri palatii magister." „Will's dahin gereichen, dass die Sache vor den Papst kommt? Was will das werden?" seufzte er. Als er aber die Schrift gelesen hatte, da gab ihm Gott die Gnade heiligen Lachens. Hatten Ecks Obelisken trotz ihrer flüchtigen Form doch zwei Punkte berührt, die für Luthers Stellung entscheidend waren,

1) These 2. Op. lat. I, 417.
1) Op. I, 488.

so stand ihm dagegen im Dialog des Prierias ein Gegner gegenüber, der die ganze Oberflächlichkeit des Italieners auch in diesen tiefsten Fragen des Gemütslebens nicht verleugnete. Stimmen des Gewissens, exegetische Schwierigkeiten, dogmatische Bedenken giebt es für Prierias überhaupt nicht; für ihn ist alles Frage der Autorität. So stellt er als fundamentum primum den Satz voraus, dass die Kirche repraesentiert sei durch die Kardinäle, die Fülle ihrer Kraft aber wohnt im Papste, der darum so wenig irren kann, wie die Kirche selbst. Von diesem Standpunkte aus sagt er auf Luthers Angriff gegen den Ablass kurzab: „Wer in Betreff der Ablässe behauptet, die römische Kirche könne nicht thun, was sie thatsächlich thut, der ist ein Ketzer.[1])“ Damit wäre denn freilich jeder Streit zu Ende. Eingekleidet hat der römische Prälat seine Erwiederung in die bei den Humanisten so beliebte Form eines Dialogs. „Auf,“ ruft er Bruder Martin zu, „bringe deine Sätze herbei!“ worauf dieser immer eine seiner Thesen aufsagen muss. Der stellt dann Prierias die Entscheidung seines Thomas entgegen und damit ist für ihn die Sache erledigt. Nicht nur das Thun der römischen Kirche aber, sondern auch das seines Ordensbruders Tezel nimmt der römische Dominikaner in Pausch und Bogen in Schutz. Welche Mühe hatte es Tezel sich kosten lassen, durch Zeugen zu erhärten, er habe niemals gepredigt: „So bald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt“ und noch weniger habe er gesagt, selbst einem Schänder der Madonna könne der Papst durch seinen Ablass seine Schuld erlassen. Prierias aber, der alles verteidigt, was ein Dominikaner gethan hat oder gethan haben soll, verbittet sich selbst hier Luthers Tadel. So predigen heisse keineswegs Menschentand predigen, sondern die reine katholische Lehre vortragen.[2]) Tezel habe durch jene Exempel, wie ein guter Koch, die an sich gesunde Speise dem Magen noch genehmer gemacht durch reizende Würze. Unzweifelhaft habe der Papst jene Vollmacht und so lang er auf dieser Wanderschaft begriffen war, hätte sogar Judas Ischariot Erlassung seiner Schuld sich erwirken können, wenn er sich päpstlichen Ablass kaufte. „Ganz italienisch und thomistisch“ nennt Luther mit Recht solche Hyperbeln; zeigte sich doch darin am besten die grosse Differenz der deutschen und italienischen Empfindungsweise, dass der römische Predigermönch Reden für katholisch erklärt, von denen der deutsche Dominikaner sich mit Aufgebot aller Zeugen gerichtlich zu reinigen suchte. Dem Wittenberger Augustiner tritt dieser Wider-

1) E. A. Op. lat. I, 347.
2) Op. l. I, 357.

spruch noch mehrmals entgegen und er bittet Gott, dass er erst den italienischen und deutschen Thomas, die sich widersprechen, vereinige, damit er wisse, mit welchem er streiten oder sich vergleichen solle.[1]) Die gleiche Oberflächlichkeit zeigt Prierias Behauptung, Jesus würde etwas Unmögliches verlangen, wenn er nicht die zeitweilige Sakramentsbusse, sondern eine lebenslängliche Bussfertigkeit von uns verlange, da es dem Welschen unmöglich erscheint, dass der Mensch sein Leben lang bussfertig sei. Dennoch will Luther Prierias graue Haare und auch die Würde des päpstlichen Beichtvaters in ihm ehren. „Ich mag nicht mit Schmähworten mit euch handeln, mein Vater", sagt er dem zornigen Greise. Darum ist seine Antwort glimpflicher als der Dialog voll beissenden Spottes es verdient, der nach seiner Meinung noch viel thörichter ist als alles, was Tezel in Deutschland geschrieben hat. Dem papistischen Standpunkte des Römers setzte er den seinen entgegen, dass „virtualiter" nicht der Papst sondern Christus die Kirche sei und dass sie repräsentiert sei im Konzil, nicht in den Kardinälen. Zu den einzelnen Thesen übergehend, setzt er dem römischen Prälaten darin auseinander was *μετανοειτε* eigentlich heisse und wie auch Augustin die Busse niemals anders verstanden habe als so, dass das ganze Leben des Christen ein Kreuz und Märtyrertum sein solle. Hielt ihm Prierias darauf den scharfsinnigen Einwand entgegen, der Mensch schlafe doch auch, schon darum könne nicht sein g a n z e s Leben Busse sein, so erinnert Luther an Röm. 14, 13, wer da isset, der isset dem Herrn. So sage er: „wer da schläft, der schläft dem Herrn." Denn gerade im Schlafe, wenn der Mensch Gott ruhig in sich handeln lässt, feiert er den Sabbath des Herrn. Dass man in Rom mit der Busse es so ernst nicht nehme, sondern Ablass gebe schon für den einfachen Besuch heiliger Orte weiss er freilich. Er weiss, wie es in den Krypten von S. Sebastiano, S. Lorenzo und Ste. Pudentiana zugeht, die er ja selbst besucht hat. Aber auch Prierias weiss, was die Römer von solchen Orten halten und durch welche Mährlein sie noch neue hinzugedichtet haben. Der hierarchischen Meinung, es gehöre zu den Gnadenwirkungen des Schlüsselamts, die halbe Reue des Beichtenden in eine volle Reue zu verwandeln, setzt Luther seine Lehre entgegen, dass die Reue selbst schon Gottes Werk sei, wie auch Augustin sage: „Das Verlangen nach der Gnade ist schon der Anfang der Gnade", und „gerecht sein wollen ist schon ein gross Stück der Gerechtigkeit." Dieser Rückgriff auf die tiefsten Grundlagen seiner religiösen Ueberzeugung ist das Wertvolle an der schon so oft durchgesprochenen Kontroverse, die durch den römischen

Prälaten in unerlaubter Weise auf das persönliche Gebiet hinübergespielt worden war. Prierias meint, wenn der Papst Luthern ein gutes Bistum gegeben hätte, dann würde er alles gut und schön finden, worauf Luther mit Fug erwiedert: „Vielleicht, ehrwürdiger Vater, richtet ihr mich nach euerem Sinn . . . Denkt ihr denn, ich wisse nicht, auf was für einem Wege man in der Stadt zu Bistümern und Pfründen gelange?“ Auch was das Ende seines Weges sein könne, ist ihm nicht unbekannt. Weist Prierias darauf hin, dass der Ablass dem herrlichsten Kirchenbau der Welt zu gut komme, so erwiedert Luther, dass den Deutschen ihre eigenen Kirchenbauten näher liegen; die Römer mögen es machen wie sie und ihre Prachtbauten selbst bezahlen. Dass das Geld, das nach Rom fliesst, vielen zu gut komme, ist weder Kaiser Maximilian noch seinen Deutschen ein Trost, denn darüber klage man eben, dass Rom alle seine Fresser mit deutschem Gelde sättigen will und fast die ganze Welt auffrisst. Den Papst will Luther damit nicht kränken. „Das weiss ich auch, dass wir den besten Papst an Leo X. haben, gleichsam einen Daniel in Babylon, dem seine Unschuld zuweilen Lebensgefahr zugezogen hat,“ aber Leo's Unschuld kann die Andern nicht entschuldigen. Hat Prierias die zarte Vermutung ausgesprochen, dass Luther einen Hund zum Vater habe, da beissen die Eigenschaft der Hunde sei, so erwiedert der Augustiner gelassen: „So mag ich denn ein Hund, eines Hundes Sohn, ein Plauderer, nicht frei von Bann, unsinnig, verrückt und was noch alles sein, wie ihr mich mit der Bescheidenheit eines alten Mannes nennt: was kümmert's mich, wenn ich nur die Wahrheit herausgebissen habe.“ Unvergessen ist es ihm auch, dass gerade Prierias es war, der den gelehrten Johann Reuchlin ohne Nachsicht verfolgte. Was aber die Drohung mit dem Banne betrifft, so wird kein Bann ihn von der Kirche scheiden, so lang ihn die Wahrheit mit der Kirche eint. „Jch will lieber von euch und euresgleichen verflucht und verbannt sein als mit euch gesegnet und gelobt. Ich habe nichts, was ich verlieren kann. Komme ich um, so komme ich dem Herrn um. Also sucht euch einen Andern, den ihr schrecken möget.“ „Siehe! mein ehrwürdiger Vater,“ so schliesst er sein Buch, „dieses habe ich in Eile, in zwei Tagen dir erwiedert.“ Auf schale Einwürfe habe er auch aus dem Stegreif geantwortet. Wolle Prierias wieder kommen, so möge sein Thomas sich besser waffnen, sonst werde er zum zweiten Mal nicht so glimpflich aufgenommen werden. Für dieses Mal habe Luther an sich gehalten (repressi me ipsum), um nicht Böses mit Bösem zu vergelten. Im Druck vollendet wurde die Schrift fast gleichzeitig mit

den Resolutionen die den Thesenstreit abschliessen. Am 28. August schickte Luther die Resolutionen an Spalatin nach Augsburg und am 31. August bereits liess er die in Leipzig fertig gestellte Antwort an den Wald und Wiesen-Sophisten (sylvestrem et campestrem sophistam) folgen [1]). Die Schrift hatte inzwischen eine höhere Bedeutung gewonnen, da die römische Kommission, an die Albrechts Bericht über Luther verwiesen worden war, und als deren theologisches Mitglied Prierias fungierte, inzwischen zu dem Beschlusse gekommen war, Luthern nach Rom zur Verantwortung zu laden. Während Luther noch an seiner Responsio arbeitete, [2]) wurde ihm am 7. August 1518 diese Citation zugestellt. Auge in Auge sollte er sich also vor Prierias in Rom verantworten. Aber gerade diese Ungeheuerlichkeit, dass sein Ankläger zugleich sein Richter sein solle, machte es für Luther leicht, einen anderen Gerichtsstand zu verlangen. Schon am folgenden Tage schrieb Luther an den in Augsburg bei dem Reichstage verweilenden Kurfürsten eine Eingabe, in der er seinen und der ganzen Universität Wunsch ihm vortrug, es möchte sein Prozess an ein deutsches geistliches Gericht verwiesen werden. Auch die Stadt Wittenberg soll, nach einer späteren Tischrede, sich in diesem Sinne bei dem Papste verwendet haben [3]). Doch war er selbst weit entfernt von der Thorheit, der römischen Hydra, die ihn aus dem Citationsschreiben mit hundert Höllenaugen anstarrte, so ohne weiteres in die ausgestreckten Fangarme zu laufen [4]). Er war in Rom gewesen und hatte die Engelsburg gesehen. Seine Ordensbrüder hatten ihm erzählt, wie ein früherer Bote der Augustiner, Besler, in Haft gehalten worden war, wie Andere im Kloster selbst waren ermordet worden. Nach Rom gehen, hiess Gott versuchen. Dagegen in Deutschland, an unverdächtigem Orte wollte er unverdächtigen Richtern sich gerne stellen. So kam es zu der Citation nach Augsburg, wo Luther sich vor Kardinal Cajetan verantworten sollte. Damit aber wurde der Thesenstreit durch andere Controversen von viel grösserer Tragweite abgelöst. Cajetan griff gerade die Punkte auf, die schon Eck moniert hatte, dass Luther die Gnade des Sakraments durch den Glauben des Empfängers gewirkt sein lasse und dass er einer Extravagans Klemens V. widerspreche. An die Stelle des Ablassstreits trat damit ein Streit über das sola fide Luthers und über die Infallibilität des Papstes, Themata die die viel

1) Enders 1, 219. 221.
2) An Spalatin vom 8. August. Enders 1, 214.
3) Tagebuch des Cordatus ed. Wrampelmeyer Nr. 840.
4) Enders 1, 214.

weniger wichtige Streitfrage über die Bedeutung des Ablasses in den Hintergrund drängten, und die Bulle Exurge machte eben darum einen so geringen Eindruck in Deutschland, weil sie Luthers Excommunication auf dessen Behauptung im Thesenstreite stützte, während dieser seitdem noch viel kühnere Häresien vorgetragen hatte. Auch liess die Kurie nun selbst den Ablassstreit fallen. Unter den Anklagen, die der Nuntius Aleander in Worms den deutschen Ständen vortrug, fand sich nur die ganz kurze Bemerkung, auch von den päpstlichen Indulgenzen, habe Luther „unschickerlichen geschrieben". Mit diesen kurzen Worten, berichtet Kanzler Brück ironisch, habe der Nuntius von der grossen Frage, von der der ganze Streit ausgegangen war, „abgebissen". Wenn selbst Herzog Georg verlangte, überall, wo der Papst seinen Ablass ausbiete, solle man Luthers Thesen anschlagen, so lag darin das volle Anerkenntnis, dass Luther aus dem Thesenstreite als Sieger hervorgegangen war.

Germanische Rechtssymbolik auf der Marcussäule[1]).

Von

Richard Schröder.

Scene 31, 32 der Marcussäule stellt ein römisches Marschlager vor, das durch einen halbkreisförmigen Wallgraben und zwei Zelte angedeutet wird; vor jedem Zelte ein Wachtposten in voller Rüstung. Auf einer Erhöhung oberhalb der Zelte stehen sechs Personen, links Marc Aurel mit zwei römischen Begleitern, ihm gegenüber rechts zwei vornehme Barbaren, hinter diesen ein römischer Soldat, nur der letztere bewaffnet, alle übrigen waffenlos. In dem Krieger erkennt man sofort den Geleitsmann, der die Barbaren in das Lager geführt hat. Seine abgewandte Stellung deutet an, dass er mit der dargestellten Verhandlung nichts zu thun hat. Während die Begleiter des Kaisers mit gespreizten Beinen und als ruhige Zuschauer dastehen, fällt das Typische in der Stellung des Kaisers und der beiden Barbaren sofort auf. Der Körper ruht bei allen auf dem linken Fusse, der rechte ist leicht nach rückwärts gestreckt. Jeder von ihnen fasst mit der linken Hand einen Zipfel seines Gewandes; die Rolle, die der Kaiser sonst regelmässig in der Linken hält, fehlt. Seinen rechten Arm hält der Kaiser gebogen, die offene Hand in Brusthöhe, den Barbaren entgegen. Der Zeigefinger und der Mittelfinger der Hand sind gestreckt; ob die übrigen Finger ebenfalls gestreckt oder ob

1) Die Marcussäule auf Piazza Colonna in Rom, her. von Petersen, v. Domaszewski und Calderini, München 1896. Da die Marcussäule von vielen nur als eine mehr oder weniger unvollkommene Nachahmung der Trajanssäule angesehen wird, so mag hervorgehoben werden, dass die einzige, einigermassen an unser Bild anklingende Darstellung der letzteren (Cichorius, Reliefs der Trajanssäule Nr. 51, Sc. 128) den Empfang des Kaisers durch seine vor einer Festung aufgestellten Truppen zum Gegenstande hat. Trajan und der vorderste Krieger erheben die rechte Hand zum Grusse. Die Füssestellung des Kaisers ist dieselbe wie auf unserem Bilde und insoweit könnte allenfalls eine Entlehnung zugegeben werden. Alles andere ist nach Form und Inhalt grundverschieden und giebt unserem Bilde ein durchaus individuelles Gepräge.

sie eingebogen sind, lässt sich nicht sicher erkennen. Von den Barbaren hat der dem Kaiser unmittelbar gegenüberstehende die rechte Hand bis in die Höhe der Schulter erhoben, Zeigefinger und Mittelfinger gestreckt, die drei anderen Finger eingebogen. Dieselbe Handbewegung ist bei dem zweiten Barbaren anzunehmen, wird aber durch seinen Vordermann verdeckt.

Das Bild stellt einen Vorgang aus dem Markomannenkriege, wahrscheinlich v. J. 171/2, dar. Die beiden Barbaren sind offenbar germanische Fürsten, nach v. Domaszewski (a. a. O. Seite 117) wahrscheinlich Naristen, die westlich des Böhmerwaldes bis zum Fichtelgebirge, zwischen den Hermunduren und den Markomannen, im Flussgebiete der Naab, sassen. Sie gehörten zu den Sueben und waren zweifellos herminonischen Stammes. Dass die Germanen (entgegen ihrem sonstigen Brauche, Germ. c. 13) beim Betreten des römischen Lagers die Waffen haben ablegen müssen, erklärt sich aus den Gebräuchen des völkerrechtlichen Verkehrs. Dass sie kraft freien Entschlusses gekommen sind, ergiebt sich aus der entsprechenden Waffenlosigkeit des Kaisers und seiner beiden Begleiter. Auch die Zusammenkunft Armins mit seinem Bruder Flavius (Tacitus annal. 2, 9. 10) fand unbewaffnet statt.

Die beiden gestreckten Finger der Germanen werden von Petersen und v. Domaszewski (a. a. O. Seite 65. 117) auf eine Eidesleistung bezogen[1]). Diese Annahme hat auf den ersten Blick manches für sich, da nach den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels wie nach anderen Zeugnissen dieselben Finger als Schwurfinger dienten[2]). Allein der einfache Schwur mit aufgereckten Schwurfingern gehörte erst der späteren Entwickelung an[3]). Die ältere Zeit kannte den Eid nur in der Form, dass die Schwurfinger einen Gegenstand berührten[4]), sei es das Schwert oder

---

1) Eidliche Bekräftigung völkerrechtlicher Verträge ist u. a. bei Caesar, BG. IV, 2 bezeugt.

2) Vergl. Siegel, Handschlag und Eid (SB. d. Wiener Akademie, 1894) 27 f. Grimm, Rechtsaltertümer 141. 903. Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit 1, 97.

3) Die von Siegel, a. a. O. 28 ff. dafür angeführten Belege sind ausschliesslich aus dem späten Mittelalter.

4) Vergl. Grimm, a. a. O. 117. 135. 140 f. 147. 159. 895 ff. 903. Brunner, Deutsche RG. 2, 427 433. v. Amira, Grundriss² 164 f. Die Bilderhandschriften des Sachsenspiegels zeigen regelmässig die aufgelegten Schwurfinger. Vergl. Kopp, Bilder u. Schriften der Vorzeit 2, 12. 92. 96 f. 123. 129. Batt, Babo, Eitenbenz, Mone und Weber, Teutsche Denkmäler, Tafel 1, 5 f. 2, 8. 3, 2. 3. 4. 6. 4, 4. 8. 5, 1. 6, 5. 6. 8. 7, 6. 7. 8. 8, 8. 10. 9, 6. 10, 3. 11, 1. 2. 8. 12, 7. 13, 4. 14, 7. 9. 15, 2. 16, 9. 10. 17, 1. 4. 6. 7. 18, 3. 7. 9. 19, 4. 20, 5. 26, 9. 29, 1. 2. 31, 2. 9. 10. 32, 1. 2. 33, 3. 4. 7. 10. 11. Nur Tafel 15, 1 (zu Ssp. III, 5 § 5) begegnet ein Bild mit aufgereckten Fingern ohne Auflegung.

das Haupt eines Opfertieres, den vorher in das Blut des Opfertieres getauchten Eidring, einen Stein, einen von dem Gegner gehaltenen Stab oder die Hand eines Sippegenossen oder des Richters; in der christlichen Zeit legte man die Schwurfinger in der Regel auf den „Heiligen", d. h. einen Reliquienschrein, oder auf das Evangelienbuch, bei Überführung des Gegners durch Eid auch wohl auf dessen Haupt. Die Eideshelfer legten ihre Finger an die Schulter oder den Arm des Hauptmannes. Bei Frauen begegnet ein Eid auf die Brust, während die linke Hand einen Zopf erfasste. Bei dem friesischen „Vieheid" (in vestimento vel pecunia) fasste der Schwörende wie auf unserem Bilde mit der Linken seinen Rockschoss, den er sodann mit den Schwurfingern der rechten Hand berührte.

Bei der unverkennbaren Absicht des Bildners der Marcussäule, den von ihm geschilderten Vorgang ganz naturgetreu wiederzugeben, erscheint es unmöglich, seine Darstellung auf ein den beiden Germanen von dem Kaiser abgenommenes eidliches Versprechen zu beziehen; mindestens hätte der Kaiser dann, da er nach germanischer Sitte den Eid vorzusprechen (zu staben) hatte, einen Stab in der Hand halten müssen, während die Schwörenden diesen oder ihren mit der linken Hand gehaltenen Rockschoss mit den Schwurfingern berührten. Dagegen spricht alles dafür, dass der Bildhauer die Form des germanischen Treugelöbnisses oder Gelübdes zum Ausdruck bringen wollte. Die vorwiegende Form des Treugelöbnisses war nach den meisten Stammesrechten die Handreichung oder der Handschlag [1]) oder die Überreichung eines Stabes oder Halms (festuca) oder eines sonstigen Gegenstandes als Pfand (wette, wadia) [2]). Nur bei den Sachsen war neben und vor der auch ihnen geläufigen Form des Gelobens mit Handschlag die Ablegung des Treugelöbnisses in einer unserem Bilde entsprechenden Form „mit Finger und Zunge" gebräuchlich. Die Bilderhandschriften des Sachsenspiegels zeigen bei den meisten Rechtshandlungen die Erhebung des Zeigefingers der rechten Hand [3]), und

1) Zahlreiche Belege bei Siegel, a. a. O. Puntschart, Schuldvertrag und Treugelöbnis 348. 351. 353—357. 362 f. v. Amira, Grundriss [2] 138; Nordgerman. Obl.-R. 1, 290 ff. 2, 299. 305 ff. 357. Grimm, Rechtsaltertümer 138. Batt, Babo etc., a. a. O. Tafel 15, 8 (Ssp. III. 9 § 2). 31, 1 (Ssp. III. 85 § 2).

2) Vergl. meine DRG. [3] 290.

3) Vergl. Kopp, Bilder u. Schriften der Vorzeit 1, 66 ff. und Batt, Babo etc. Tafel 1, 12. 13 (Sächs. Lehnr. 4): Gelöbnis der Heerfahrt durch den Lehnsmann, der knieend den rechten Zeigefinger erhebt, während die Linke das entblösste Schwert fasst. Kopp 1, 104 und Batt, Babo 23, 5. 6 (Ssp. III. 57 § 2): Königswahl, der Pfalzgraf als erster Wähler und der Gewählte erheben den rechten Zeigefinger. Batt, Babo 16, 5 (Ssp. III. 13) und 16, 9 (Ssp. III. 17 § 2): Bürgengelöbnis mit dem Finger. Ebd. 17, 5 (Ssp. III. 22 § 1): Leihe einer beweglichen Sache, Leiher und Empfänger heben den Finger auf.

zwar in der Regel ebensowohl auf Seiten des Sprechenden wie dessen, der seine Erklärung entgegennimmt [1]), während dieser eine Ablehnung der Erklärung dadurch ausdrückt, dass er den rechten Arm mit der linken Hand festhält [2]). Schon zum Jahre 776/777 wird von der Unterwerfung der Sachsen unter Karl den Grossen berichtet, dass sie nach Sachsenbrauch „mit den Händen" erfolgt sei. Einhardi Annal. (MG. Scr. 1, 156): „reddiderunt patriam per vadium omnes manibus eorum et spoponderunt se esse Christianos, et sub ditione domini Caroli regis et Francorum subdiderunt." Annal. Lauriss. (ebd. 1, 158): „multitudo Saxonum baptizati sunt et secundum morem illorum omnem ingenuitatem et alodem manibus dulgtum fecerunt, si amplius immutassent." Annal. Fuld. (ebd. 1, 349): „Saxones baptizati, ingenuitatem et omnem proprietatem suam secundum morem gentis abdicantes".

Der in den vorstehenden Zeugnissen angedeutete Akt hatte offenbar die doppelte Bedeutung eines persönlichen Treugelöbnisses der besiegten Sachsen und der Abtretung ihres Landes an den Sieger. Und gerade bei Landabtretungen und Grundstückauflassungen lässt sich der alte Sachsenbrauch durch alle Jahrhunderte bis zur Gegenwart verfolgen. Vor dem Hofgerichte Konrads II. zwischen 1027 und 1038 wurden in der Wetterau belegene Besitzungen zunächst nach dem Stammesrechte des Veräusserers übertragen: „fecit abnegationem — — primo incurvatis digitis secundum morem Saxonum," und zwar unter Zuziehung sächsischer Zeugen; darauf folgte, vor fränkischen Zeugen, die Wiederholung des Aktes nach dem Rechte der belegenen Sache durch Überreichung einer Wadia: „deinde abnegationem fecit cum manu et festuca more Francorum" [3]). Der Osnabrücker Kirche übertrug jemand im Jahre 1049 ein Grundstück, „investituram eiusdem traditionis statim illi cum digito suo, sicut mos est, promittens" [4]). In Asendorf bei Hoya vollzog im Jahre 1091 ein gewisser Gerhard eine Auflassung vor dem Altar: „super reliquias nostras cum cyrotheca, sicut mos est liberis Saxonibus," unter Anwesenheit des Stiftsvogtes, „qui cyrothecam traditionis sacris reliquiis inpositam, ut mos est, abstulit et ab ipso Gerhardo per digitorum extensionem promissionem confirmationis accepit"; später erfolgte auch die Bestätigung durch die Mutter des Schenkers, die „ex lege Saxonum

1) Vergl. auch Puntschart, a. a. O. 359.

2) Vergl. Kopp, a. a. O. 1, 54. 78 ff.

3) Loersch und Schröder, Urkunden² Nr. 83.

4) Ebd. Nr. 84.

donationem eius ore laudavit et digito confirmavit" [1]). Dem Kloster Huysburg im Bistum Halberstadt übertrug im Jahre 1114 Friedrich, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, gewisse Grundstücke „cum consensu uxoris sue et filiorum suorum, scilicet uxore sua cum elevatione digiti secundum ius seculare prius ibidem redonante, quod sibi de eisdem prediis in dotem evenerat"; neun Jahre später erweiterte Friedrich seine Stiftung noch durch weitere Zuwendungen, „conlaudantibus et confirmantibus heredibus suis, uxore sua videlicet et duobus filiis ipsorum, cum elevatione digitorum" [2]). Von zahlreichen weiteren Belegen sei noch Folgendes angeführt. Cod. dipl. Anhalt. I. Nr. 419 (1150—1156): „lingua digitoque confirmavit. — — digito et viva voce." Urk.-B. d. Stadt Hildesheim (I. Nr. 327 (1270): „renunciaverunt digitis et linguis." Bremisches Urk.-B. I. Nr. 512 (1296): „lingua et manu resignavimus, sicut fieri est consuetum". Urk.-B. z. Gesch. d. Herz. von Braunschweig I. Nr. 512 (1331): „digitis et linguis resignarunt." Von den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels bringt die Wolfenbütteler zwei Auflassungen unter Streckung des Zeigefingers und gleichzeitiger Überreichung der Investitursymbole (Zweig, Handschuh) [3]). Die Fortdauer des Gebrauches bis zur Gegenwart ist von dem Kieler Amtsgericht bezeugt, wo bis zur Einführung der preussischen Grundbuchordnung von 1872 die Auflassungen in der Weise vor sich gingen, dass nach Verlesung des Veräusserungsvertrages der Richter erklärte, dass das Grundstück vom Verkäufer an den Käufer verlassen werde. Während dieser Erklärung standen sich Käufer und Verkäufer mit erhobener rechter Hand, den Zeige- und Mittelfinger gekrümmt, die übrigen Finger eingebogen, gegenüber, indem der Verkäufer die Finger dem Käufer zuwendete, der Käufer dagegen sie sich selbst zugekehrt hielt [4]). Die Krümmung der Finger bei der Auflassung scheint das Wegschnellen des Eigentums von dem Veräusserer zu dem Erwerber angedeutet zu haben [5]).

Bei allen anderen Rechtshandlungen, namentlich auch bei dem Treugelöbnis, wurden die Finger gestreckt, in der Regel nur der Zeige-

1) Lappenberg, Hamburg. UB. Nr. 118. Vergl. Nr. 119. Den bekannten Gebrauch des Handschuhes als Wahrzeichen bei der Übertragung der Gewere zeigt auch die Heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Vergl. Kopp, a. a. O. 1, 78 und Batt, Babo etc. Tafel 5, 4 (Sächs. Lehnr. 20).

2) Urk.-B. d. Hochstifts Halberstadt I. Nr. 138. Nr. 159.

3) Grupen, Teutsche Altertümer S. 1.

4) Vergl. Tagg, Ein alter Rechtsbrauch, Zeitschr. d. Ver. f. schleswig-holst.-lauenb. Geschichte XII (1882) S. 191.

5) Vergl. v. Amira, Grundriss [2] 138.

finger[1]), gelegentlich statt desselben der Daumen[2]). Wo zwei Finger aufgerichtet wurden[3]), waren es wohl stets Zeige- und Mittelfinger wie bei dem Eide und bei den klagenden Weibern auf einem Bilde zu Ssp. II, 64[4]).

Seit Ende des 13. Jahrhunderts machte sich vereinzelt eine Bewegung geltend, die das ganze Gewicht auf die gesprochenen Worte legte und die begleitende Handbewegung für ein entbehrliches Beiwerk erklärte. So im Jahre 1296 bei einem Ritter Burkard, der sich mit anderen Personen zusammen verbürgte, aber das Treugelöbnis verweigerte, da er es abgeschworen habe, ein solches abzulegen: „una nobiscum se verbis veredicis obligavit, sed fidem non dedit, quia dicebat, se abiurasse, quod fide data promittere non deberet“[5]). In dem im 14. Jahrhundert in der Mark Meissen entstandenen Rechtsbuche nach Distinktionen heisst es (I, 31 Dist. 1), der ein Grundstück Auflassende „sal recken di finger, domete sal her sich der gewer vorczin; unde sal denne daz eigen uflassen mit den fingern unde mit orkunde eines hutes adder hantschus, so daz her is mit eime czeichen ufgebe; domete enphet her [der Erwerber] di gewer.“ Dann heisst es aber weiter: „Wurde ouch vorgessen, daz man di finger nicht ufreckte, daz en schadet ouch nicht; wen her is mit worten uflisz unde wenne di gehort werden, so ist is doch gnugk.“

Unser Bild auf der Marcussäule hat offenbar ein germanisches Treugelöbnis (ahd. triuwa, alts. treuwa, got. triggwa, altnord. trygdh, vergl. frz. trêve, ital. trégua, mlat. treuga), das „fidem facere“ der Volksrechte, zum Gegenstande. Der römische Kaiser hat sich dem Barbarenbrauche gefügt, wie das heute ebenso von den Vertretern des Deutschen Reiches bei Verträgen mit den Eingeborenen der Schutzgebiete geschieht. Das Handgelöbnis mit aufgereckten Fingern, das ausserhalb Sachsens sonst nur spärlich bezeugt ist[6]), muss hiernach in der Urzeit eine erheblich weitere Verbreitung gehabt haben. Man darf annehmen, dass es den Römern als ein allgemeiner Gebrauch der Germanen, mindestens der Westgermanen, bekannt gewesen ist; hätte es sich um eine blosse Spezialität

1) Vergl. Puntschart, a. a. O. 342 ff. 352 f. 357 ff. 364. v. Amira, a. a. O. 138.

2) Vergl. Grimm, Rechtsaltertümer 141 f.

3) Vergl. Puntschart, a. a. O. 358. Wasserschleben, Sammlung deutscher Rechtsquellen 426: „Do hub Ebeling czwene finger uff an der rechten hand unde globte di wer.“

4) Kopp, a. a. O. 1, 86. Batt, Babo etc. Tafel 11, 5. Puntschart 358 nimmt an, dass Daumen und Zeigefinger erhoben wurden.

5) Brem. Urk.-B. I. Nr. 512.

6) Vergl. Grimm, RA. 141.

der Naristen oder eines anderen suebischen Volkes gehandelt, so würde der Bildner schwerlich Notiz davon genommen haben. Die Körperstellung der drei Beteiligten mit Füssen und Händen darf als typisch aufgefasst werden. Die vor die Brust gehaltene Hand des Kaisers bringt in germanischer Weise die Annahme des von den Germanen ausgesprochenen Treugelöbnisses zum Ausdruck. Das Ergreifen des Rockschosses seitens der Gelobenden bedeutete wohl die Verpfändung ihrer Person und ihrer Habe für das gegebene Wort, die entsprechende Bewegung auf Seite des Kaisers aber die Annahme dieser Verpfändung. Wie bei der römischen Stipulation und bei völkerrechtlichen Sponsionen, so dürfte auch hier ein Austausch von Frage und Antwort oder, was noch näher liegen möchte, ein Vorsprechen der von den Germanen verlangten Worte seitens des Kaisers die Bewegung der Hände begleitet haben [1]).

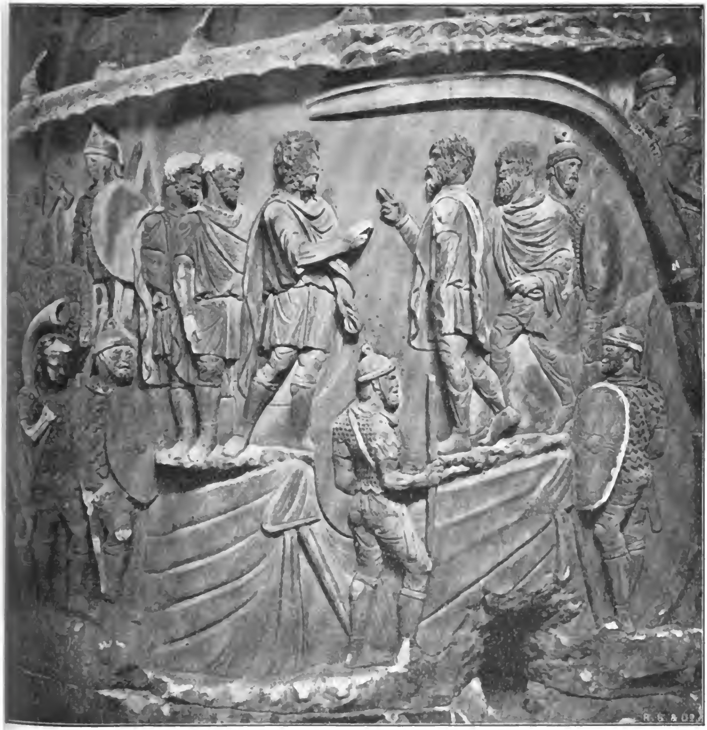
Das Treugelöbnis ist den Germanen jedenfalls schon in der Urzeit bekannt gewesen [2]), im Privatverkehr allerdings zunächst nur in Verbindung mit der Stellung eines Geisels, der bei Wortbrüchigkeit seines Hauptmannes in Knechtschaft verfiel, während für den letzteren keine Haftung bestand. Est seit der fränkischen Zeit gelangte das Treugelöbnis mit Selbstbürgschaft des Gelobenden zur Anerkennung [3]). Vielleicht, dass der zweite Germane auf unserem Bilde als Geisel aufzufassen ist, doch fehlt es nicht an einer Andeutung, dass schon die germanische Urzeit wenigstens in einem Falle das Treugelöbnis mit unmittelbarer Selbstverpfändung gekannt hat. Sie findet sich in der vielbesprochenen Nachricht des Tacitus (Germania c. 24) über die Spielleidenschaft des Volkes: „aleam, quod mirere, sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo iactu de libertate ac de corpore contendant. victus voluntariam servitutem adit; quamvis iuvenior, quamvis robustior, alligari se ac venire patitur. ea est in re prava pervicacia; ipsi fidem vocant." Da das Spiel damals ebenso wenig wie heute eine Haftung des Verlierers begründet haben kann, so ist der Bericht des Tacitus nur in dem Sinne zu verstehen, dass der Verlierer seine eigene Person verpfändet hatte. Von einer solchen „triuwa" beim Spiele hatte Tacitus gehört, das Wort aber nicht im rechtsgeschäftlichen, sondern im moralischen Sinne verstanden, wodurch dann für

1) Vergl. Pernise, SB. d. Berl. Akad. 1885, S. 1159 f. Puntschart, a. a. O. 371 f.

2) Vergl. v. Amira, Nordg. Obl.-R. 2, 354 ff.

3) Vergl. meine deutsche Rechtsgeschichte [3] 287. 291. 716. Puntschart 150 ff. 159. 164. 169 ff. 180 ff. 185. 197. 419 ff. 428 ff. 493.

nationale Romantiker der Wahn von einer ganz besonderen, den anderen Völkern unbekannten germanischen Treue (nach Tacitus selbst „in re prava pervicacia") erzeugt wurde.



Zur ältesten Besiedelungsgeschichte Badens.

Von

Karl Schumacher.

Wie spärlich auch die Nachrichten der alten Schriftsteller über vorrömische und römische Besiedelungsverhältnisse der Länder nördlich der Alpen und speziell Deutschlands sind und wie mangelhaft auch die archäologische Erforschung der erhaltenen Überreste noch in vieler Beziehung sein mag, so lassen sie doch allmählich immer klarer gewisse allgemeinere Gesichtspunkte erkennen, welche auch für andere Zweige der Altertumswissenschaft von Bedeutung erscheinen.

In Baden ist zur Aufhellung der Geschichte und Topographie des Landes in den letzten 20 Jahren der Spaten recht fleissig angesetzt worden. Eine grosse Anzahl Wohn- und Grabstätten, Befestigungsanlagen und Bauten aller Art sind entdeckt und sorgfältig untersucht worden und zahlreiche Erzeugnisse ältester Kunst und Kultur haben als wichtige geschichtliche Dokumente unsere Museen bereichert. Da dürfte es an der Zeit sein, die Ergebnisse dieser Arbeiten allmählich zusammenzufassen.

Im folgenden wollen wir nur auf einige einzelne Punkte die Aufmerksamkeit lenken, da eine eingehendere Betrachtung sich erst ermöglichen lässt, wenn einmal umfassendere Veröffentlichungen der Ausgrabungen vorliegen. Aber auch eine kurze vorläufige Behandlung scheint nicht unnütz zu sein, namentlich wenn sie Ziele für weitere Forschungen und Grabungen zeigen sollte.

Zwei Fragen sind es insbesondere, über welche noch grosse Unklarheit herrscht, nämlich die nach Grösse und nach der Kontinuität der ältesten Siedelungen. Im allgemeinen ist man geneigt, die Wohnstätten der älteren vorrömischen Bevölkerung nur als flüchtige Zeltlager halbwilder, in kleinen Verbänden oder ganz zerstreut hausender Nomaden anzusehen, während man hinter jedem römischen Mauerrest ausgedehnte Ansiede-

lungen vermutet. Und über die Kontinuität der Siedelungen macht man sich entweder gar keine Gedanken oder lässt höchstens den Römern Gallier vorausgehen. Was lehren nun die neueren Funde?

Vor allem treten immer deutlicher die Gesichtspunkte hervor, nach denen die Wohnplätze in den verschiedenen Perioden ausgewählt wurden. Die offenbar sehr dünn gesäten, der Jagd und dem Fischfang obliegenden Höhlenbewohner der paläolithischen Zeit wurden namentlich von den natürlichen Höhlenbildungen der Juraformation am Oberrhein angelockt, wo abgelegene Thalschluchten grossen Wild- und Fischreichtum bieten mochten. Doch haben sie auch in der leicht zu bearbeitenden Molasse der Bodenseegegend und in den Lehmabhängen des Rheinthales ihre Spuren hinterlassen. Die viel zahlreicheren Neolithiker, die bereits Viehzucht und Ackerbau trieben, wurden angezogen durch den lehmgründigen Ackerboden und die zahlreichen Wiesenthälchen der Vorberge des Rheinthales und der Seegegend sowie durch die ausgedehnten Weideflächen der Rheinebene selbst. Zum Schutz gegen Mensch und Tier bauten sie ihre Hütten inmitten der Seen und Torfmoore oder auf leicht zu verteidigenden Bergkuppen, an die sich ihre Felder anschlossen. Auch die Bronzezeitmenschen müssen eine ähnliche Lebensweise geführt haben, da sie die Pfahlwohnungen in Seen und Mooren zunächst noch beibehielten und auch auf den Vorbergen des Rheinthals wie in diesem selbst manigfache Reste hinterlassen haben. Gegen das Ende der Bronzezeit wurde infolge zunehmender Bevölkerung und gesteigerten Sicherheitsgefühls allmählich auch die Ebene dichter besiedelt, wie namentlich die Urnenfriedhöfe beweisen. In der Hallstatt- und La Tène-Periode war die Rheinebene allgemein bewohnt, soweit sie anbaufähiges Land bot, aber nicht minder gesucht war die fruchtbare Umgebung des Bodensees und das Neckarhügelland zwischen Schwarzwald und Odenwald. Aus der Mittel- und Spät-La Tène-Zeit, namentlich aber aus letzterer, sind allerdings bis jetzt nur wenige Funde bekannt, so dass gerade die der römischen Kolonisation unmittelbar vorausgehende Zeit am dunkelsten ist, wenn auch von der Litteratur bereits einige Lichtstrahlen herüberfallen.

Schon diese gedrängte Übersicht lässt erkennen, dass wir manchenorts eine durch verschiedene Perioden hindurchgehende Besiedelung erwarten dürfen, namentlich in den fruchtbaren Gegenden des Hügellandes und der Rheinebene. War an einem solchen Punkte der Wald einmal gerodet und zu Acker- oder Weideland umgewandelt, dann lockte die durch primitive Pfade zugänglich gemachte Stätte sicherlich immer wieder Ansiedler heran, wenn auch neue Stämme die alten ablösten.

Die leicht zu erstellenden Hütten werden allerdings nicht immer an demselben Platze gestanden haben.

Gehen wir nun auf die Funde der einzelnen Orte selbst ein, so ist es im Norden der Rheinebene vor allem die fruchtbare und günstig gelegene Gegend von Ladenburg, welche die Hinterlassenschaft verschiedenster Zeiten aufweist. Schon in der jüngeren Steinzeit muss sie, wenn auch nicht dicht, besiedelt gewesen sein, wie gelegentliche Funde von Steinbeilen beweisen.[1]) Zahlreicher sind schon die Reste aus der Bronzezeit, sowohl aus einer mittleren Periode[2]) als aus dem Ende derselben.[3]) Dass aus der Hallstatt-Zeit bis jetzt m. W. keine Funde vorliegen, beruht jedenfalls nur auf Zufall. Aus der Früh-La Tène-Epoche besitzt das Karlsruher Museum verschiedene Grabfunde (C 2620—2628, vergl. E. Wagner, Hügelgräber S. 39 Anm. 1) und noch viel zahlreichere aus der Mittel-La Tène-Zeit ebenso wie die Mannheimer Sammlung (vergl. Photogr.-Album der Berl. Ausstellung 1880 Sektion VII Taf. 8, E. Wagner, Hügelgräber S. 39, K. Baumann, Westd. Zeitschr. V Museographie S. 45). Die letzteren Funde stammen aus einem grossen gallischen Friedhof im Norden des jetzigen Städtchens, wo beim Abtragen des Kieses schon Dutzende von Flachgräbern mit Skeleten, häufig allerdings ohne jede Beigabe, entdeckt wurden. Auf gallische Besiedelung weist auch der Name des römischen Ladenburg Lopodunum. Sind diese Überreste, namentlich diejenigen der älteren Perioden, auch nicht besonders umfänglich, so dürfen sie doch als Anzeichen einer weit stärkeren Besiedelung aufgefasst werden, wenn man bedenkt, dass der jahrhundertelange intensive Acker- und Weinbau sicherlich die meisten Reste und vor allem die über der Erdoberfläche befindlichen Grabhügel beseitigt oder wenigstens verwischt hat.

In der Umgebung von Ladenburg sind namentlich auf den Dünenerhöhungen des Atzelbergs und bei Wallstadt Überreste der verschiedensten Zeiten gefunden worden, so aus der Steinzeit ein Steinbeil des Mannheimer Museums, aus der Bronzezeit ein ausgedehnteres Urnenfeld (vergl. K. Baumann, Urgeschichte von Mannheim und Umgegend in den

1) Vergl. Karlsruher Sammlung C 750 und 751 und Mitteilungen Ladenburger Einwohner.

2) Vergl. den Grabfund im Gewann Ziegelscheuer (Mus. Mannheim): geschwollene Nadel, Spiralarmringe, sogen. Brillenornament etc.; ferner Radnadeln im Mus. Darmstadt und Donaueschingen etc.

3) Verschiedene Gefässe der Mannheimer Sammlung, wahrscheinlich aus einem Urnenfriedhof.

Vortr. d. Mannh. Altert.-Ver. S. 10, Wagner, Hügelgräber S. 38 Anm. 1), aus der La Tène-Periode Gräber und Einzelfunde (Museum Mannheim, vergl. auch K. Baumann, Corrbl. d. Westd. Zeitschr. 1892 S. 243, 1894 S. 367 u. s.).

Der nächste Punkt der Rheinebene gegen Süden, welcher Spuren zusammenhängender Besiedelung zeigt, ist Walldorf bei Wiesloch. Auf eine neolithische Bevölkerung weisen zwei Steinbeile des Karlsruher Museums, von welchen eines in der Nähe der bekannten Grabhügelgruppe im Hochholz gefunden sein soll (vergl. Sinsheimer Jahresb. VII 117). Von dieser Grabhügelgruppe selbst gehört ein Hügel dem Ende der Steinzeit an, wie die Bestattungsweise und ein schnurverzierter Scherben zeigen (vergl. Corrbl. d. Westd. Zeitschr. I 51 (Hügel II) und Fundb. von Schwaben VI (1899) S. 27), vielleicht aber auch mehrere andere, die schon vor langer Zeit geöffnet wurden (vergl. Sinsh. Jahresb. VII S. 22, Schnarrenberger, d. vor- und frühgeschichtliche Besiedelung des Kraichgaus 1898 S. 20 f.). Der genannte Steinzeithügel enthielt noch eine Nachbestattung der Hallstatt-Periode, welcher Zeit auch die übrigen Grabhügelfunde angehören (vergl. auch Tischler, Westd. Zeitschr. V S. 184). Aus der La Tène-Periode sind mir bis jetzt von Walldorf selbst keine Überreste bekannt, wohl aber aus dessen Nähe bei Wiesloch (vergl. Schnarrenberger S. 26). Über ein bronzezeitliches Grab bei Hockenheim vergl. Westd. Zeitschr. 1896, 45.

Die zahlreichen Überreste von Huttenheim bei Philippsburg, nämlich Spuren von einem bronzezeitlichen Pfahlbau in einem Moore, einem ausgedehnten Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit,[1]) Mardellenwohnungen und verschiedene Grabhügelgruppen der Hallstatt- und La Tène-Periode hat Schnarrenberger bereits zusammengestellt (S. 15 f., 22, 25).

Weiterhin heben sich die Ausmündungen der verschiedenen Thaleinschnitte des Neckarhügellandes namentlich bei Stettfeld, Untergrombach, Weingarten durch verschiedenzeitliche Funde heraus (vergl. die Aufzählung der Funde bei Schnarrenberger). Die steinzeitliche Ansiedlung lag oben auf den leicht zu verteidigenden Kuppen des Westrandes des Gebirges, wie bei Untergrombach (Michelsberg) und Weingarten. Die späteren Ansiedlungen scheinen sich am Fusse des Gebirges in der Rheinebene befunden zu haben, wenigstens liegen hier die Gräber, so bei Weingarten eine grosse Grabhügelgruppe der jüngeren Bronze- und Hall-

1) Das im Nachtrag von Schnarrenberger erwähnte 7. Grab, das 1898 von Herrn Bonnet geöffnet wurde, liegt ca. 100 m von den andern Gräbern entfernt, lässt also auf ziemliche Ausdehnung der Begräbnisstätte schliessen, falls diese nicht aus einzelnen Gruppen besteht.

statt-Zeit, bei Stettfeld Grabfunde aus der Bronze- und La Tène-Zeit, während die von Herrn Bonnet neuentdeckten Grabhügel bei Untergrombach, wie solche bei Forst, noch nicht geöffnet sind. Refugien werden aber immer noch oben auf den Höhen beibehalten worden sein.

Die mittlere Rheinebene südlich der Murg scheint weniger dicht besiedelt gewesen zu sein, offenbar wegen der noch heute nachwirkenden grösseren Versumpfung. Doch finden sich auch hier Spuren wiederholter Besiedelung, namentlich von der Hallstatt-Zeit ab, so bei Iffezheim (Steinzeit und Spät-Hallstatt oder Früh-La Tène), Hügelsheim (Bronzezeit und Früh-La Tène, vergl. Wagner, Hügelgräber S. 29 f.), zwischen Rheinbischofsheim-Wagshurst und Gamshurst (Bronzezeit (Mus. Karlsr.) und La Tène, Bissinger, Münzfunde I n. 121 (Maced. Philipp.), vergl. auch n. 122), Auenheim und Schutterwald (steinzeitliche Funde etc.). Die Hauptansiedlungen werden sich aber auch hier am Westrande des Gebirges hingezogen haben, wo ihre Spuren durch den ausgedehnten Weinbau früh beseitigt wurden.

Dichtere Bevölkerung zeigt wieder der südliche Teil der badischen Rheinebene, namentlich die Gegend um den Kaiserstuhl und weiter südlich, wo das Gebirge allmählich näher an den Rhein herantritt. Namentlich bei Riegel-Malterdingen-Kenzingen (vergl. Schauinsland XXIV (1897) S. 5 f. (H. Maurer), Wagner, Hügelgräber S. 26 f. und sonstige neuere Funde), zwischen den Tunibergen und dem Kaiserstuhl, am Kaiserstuhle selbst, ferner in der Gegend von Müllheim und Istein (vergl. Schreiber, die neuentdeckten Hünengräber im Breisgau 1826, Taschenbuch f. Gesch. und Altert. in Süddeutschland, die Arbeiten von M. de Ring, Wagner, Hügelgräber und zahlreiche Grabfunde in den Sammlungen von Karlsruhe und Freiburg) reichen die Fundserien wiederholt ununterbrochen von der Steinzeit bis zur La Tène-Periode herab.

Während die sehr steilen Südabhänge des Schwarzwaldes natürlicher Weise nur vereinzelte Spuren alter Besiedelung aufweisen, zeigt das Hügelland zwischen Wutach-Bodensee und Donau durch alle Perioden hindurch eine ziemlich dichte Bevölkerung, namentlich die fruchtbare Ebene des Klettgaues, das sonnige Hügelland bei Stühlingen-Schleitheim, die fruchtbare Baar bei Donaueschingen bis hinüber nach Villingen, die schützende Hochebene der Alb beiderseits des Donauthals und die nähere und weitere Umgebung des Bodensee's selbst hinab bis Schaffhausen und nördlich bis Engen und Pfullendorf. Alle die einzelnen Orte, welche ununterbrochene Anbauung zeigen, aufzuführen, würde hier zu weit führen; eine teilweise Aufzählung der Funde enthält das badische Inventarisations-

werk der Kunstdenkmäler von E. Wagner. Der eigentliche Gebirgsstock des Schwarzwaldes ist so gut wie ganz frei von Wohnresten, ebenso wie der des Odenwaldes, wenn auch die fruchtbareren grösseren Thäler, wie das der Wiese, Kinzig und einige Seitenthäler des Neckars solche zeigen.

In dem wieder dichter besiedelten Neckarhügelland zwischen Schwarzwald und Odenwald finden sich die meisten Spuren auf den Anhöhen längs der Thäler der Pfinz, des Weingarter Grabens, der Saal-, Kraich- und Katzbach, der Angel- und Leimbach sowie der Elsenz und ihrer Nebenbäche. Orte besonders zahlreicher verschiedenzeitlicher Funde sind Sinsheim-Dühren, Ehrstätt, Rappenau. Über die Besiedelung des Baulandes vergl. meinen Aufsatz Neue Heidelb. Jahrb. 1897 S. 138 f.

Über die Grösse der vorrömischen Ansiedlungen liegen bereits bestimmte Anhaltspunkte vor. Die neolithischen Pfahlbaudörfer bei Maurach, Unteruhldingen und Bodman haben eine Länge von 840, 590, 550 und 410 m und eine Breite von 30—70 m (die grösste Breite in der Mitte). Die von einem Graben umgebene steinzeitliche Ansiedlung auf dem Michelsberg bei Untergrombach weist eine Länge auf von gegen 400 m bei einer Breite von gegen 200 m. Etwas kleiner ist die auf einer Anhöhe bei Bühl (Amt Waldshut) gelegene Siedelung. Die bei Eichelsbach (Bezirksamt Obernburg a. Main) genauer erforschte Niederlassung nimmt einen etwas gekrümmten Streifen von 220 m Länge und 30 m Breite ein und zeigt scharfe Abgrenzungen, was auf eine umgebende Schutzhecke oder ähnliches schliessen lässt (vgl. v. Haxthausen, Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns XII (1897) S. 11 f.). Bei Grombach sind, abgesehen von den Gräbern, bis jetzt ca. 70 Hütten- und Feuerstellen festgestellt, während sehr viele durch den Ackerbau bereits verschwunden sind, bei Eichelsbach 154. Die bis jetzt erforschten bronzezeitlichen Pfahlbauten des Bodensees sind etwas kleiner als die steinzeitlichen, wenn der Unterschied auch kein beträchtlicher ist. Ebenso haben sich bei Eichelsbach die bronzezeitlichen Trichtergruben zu mehreren kleineren Einzelgruppen vereinigt und ziehen über eine $1^1/_2$ Kilometer lange Zone hin. Aus der Hallstatt- und La Tène-Periode ist bis jetzt in Baden keine Ansiedlung eingehender untersucht, doch weisen verschiedene grössere Gruppen von Trichtergruben, Grabhügeln und Urnenfeldern auf ähnliche Dorfgemeinschaften hin. Neben diesen grösseren Komplexen sind aber allenthalben auch kleinere Gruppen von Hüttenstellen und Gräbern vorhanden, welche auf kleinere Verbände und Einzelsiedlungen hinweisen. Schon unter den Pfahlbauten des Bodensees finden sich auch kleinere Anlagen von 50 bis 100 m Länge und ca. 30 m Breite und mehrfach auch ganz vereinzelte

Hütten, und ähnliche Erscheinungen lassen sich im Binnenland durch alle Perioden hindurch nachweisen. Man sieht also, dass von der jüngeren Steinzeit ab neben den geschlossenen Dörfern Einzelsiedlungen hergingen. Von den Galliern speziell wird ja berichtet, dass sie sich gern einzeln ansiedelten, ut fons ut campus ut nemus placuit.

Die römische Besiedelung des jetzigen badischen Landes hing natürlich eng zusammen mit dem Verlauf der militärischen Okkupation. Das Land nördlich vom Bodensee und westlich bis etwa an die Wutach wurde schon unter Augustus besetzt und der Provinz Raetien zugeteilt. Hier finden sich auch die ältesten Spuren römischer Ansiedlung, wie die Münzen, Fibeln, Ziegelstempel und Gefässreste bestätigen. Auch die Südabhänge des Schwarzwaldes zwischen Basel-Säckingen-Waldshut werden damals schon mit einzelnen römischen villae rusticae bedeckt worden sein, da die gegenüber liegende Festung und Kolonie Augusta Rauracorum rasch zu grosser Blüte gelangte. Die Rheinebene und das Land südlich der Linie Strassburg-Rottweil wurde erst von Vespasian besetzt, das Neckarhügelland und der Odenwald wahrscheinlich erst von Trajan, dem wohl auch die Anlage der älteren Limeslinie vom Neckar durch den Odenwald zum Main zuzuschreiben ist. Die Vorschiebung der Grenze in die Linie Miltenberg-Walldürn-Osterburken-Jagsthausen etc. erfolgte unter Hadrian oder spätestens unter Antoninus Pius. Der militärischen Besetzung folgte die private Besiedelung dicht auf dem Fusse, ja ging ihr unter günstigen Umständen sogar voraus. Doch scheint sie, soviel wir bis jetzt beurteilen können, wenigstens in Baden die offizielle Grenzlinie nach Osten nicht überschritten zu haben. Als die Verhältnisse von der Mitte des III. Jahrhunderts ab in den Grenzgebieten unsicher wurden, liess auch die private Besiedelung nach, nur in der Nähe der Kastelle wie bei Osterburken und von ummauerten vici wie Wimpfen mag sie noch länger Stand gehalten haben. In der Rheinebene dagegen hat sie unter dem Schutze der linksrheinischen Festungen offenbar noch etwas länger gedauert.

Die römische Neubesiedelung richtete sich in erster Linie nach dem militärischen Strassensystem, welches die grossen Waffenplätze am linken Rheinufer mit denen am germanischen und rätischen Limes zu verbinden hatte. Zu den ältesten als militärische Kunststrassen angelegten Strassenzügen gehören wohl die vom Bodensee bezw. der Nordschweiz nach Augsburg führenden, ferner die Strasse Stein-Singen-Orsingen-Neuhausen, welche einerseits Anschluss an die Donauthalstrasse Buchheim-Vilsingen-Mengen etc. hatte, andererseits an die nach der Offen-

burger Inschrift von Vespasian erbaute Strasse Tuttlingen-Rottweil-Kinzigthal-Offenburg-Strassburg. Wohl ebenfalls von Vespasian erbaut ist die sogen. Peutingerstrasse Zurzach-Hüfingen-Rottweil und die Rheinthalstrasse Strassburg-Rastatt-Heidelberg-Gernsheim-Mainz, während die Bergstrasse Heidelberg-Durlach-Baden-Offenburg etc. nach dem Bühler Meilenstein erst unter Trajan erstellt wurde. Von Trajan und seinen Nachfolgern sind endlich die Strassen angelegt, welche die Limeskastelle mit Mainz, Worms, Speier, Strassburg verbanden. Die Verbindung der nördlichen Odenwaldkastelle mit Mainz geschah auf den Kolonnenwegen der inneren und äusseren Limeslinie und weiterhin um die nördlichen Ausläufer des Odenwaldes herum. Weiter südlich führte eine Strasse vom Kastell Osterburken über Neckarburken-Obrigheim-Lobenfeld-Heidelberg-Ladenburg nach Worms und Mainz, und fast parallel zu ihr, ca. 10 Kilometer weiter südlich, eine zweite Strasse vom Kastell Jagsthausen über Wimpfen-Wiesloch nach Speier. Die Verbindung Öhringen-Böckingen lenkte wahrscheinlich in die letztere Strasse ein (bei Hasselbach oder Steinsfurth ?), während die nach Süden folgenden Kastelle Mainhard-Wahlheim, Murrhardt-Benningen und Welzheim, Lorch-Cannstadt wahrscheinlich sowohl mit Speier (über Flehingen-Stettfeld) wie mit Strassburg (Pforzheim-Ettlingen) verbunden waren. Ueber den Schwarzwald nach Osten führte wohl nur eine Kunststrasse, die oben genannte Kinzigthalstrasse; Saumpfade mögen aber immerhin dem Rench- und Dreisamthal entlang gegangen sein.

Wollen wir uns über den Umfang und die Art der römischen Besiedlung klar werden, so sind vor allem jene Ueberreste auszuscheiden, welche nur einzelstehenden Meierhöfen angehören. Früher glaubte man, wo etwas ausgedehnteres römisches Mauerwerk vorlag, gleich eine grössere Ansiedlung vieler Menschen vor sich zu haben, die zahlreichen neueren Ausgrabungen haben uns aber über den Charakter dieser Bauten eines besseren belehrt. In den meisten Fällen sind es nur einzelstehende villae rusticae. Bald sind es grosse Gutshöfe mit geräumigem Wohnhaus, gesonderter Badeanlage und zahlreichen Wirtschaftsgebäulichkeiten, das ganze von einer Mauer umgeben, wie die villa im Hagenschiess bei Pforzheim und in der Altstadt bei Messkirch, bald sind es einfachere Wohnhäuser mit einigen Badezimmern und gesonderten Scheuer- und Stallgebäuden, und nicht selten auch nur ganz einfache Gebäulichkeiten mässigen Umfanges mit Fachwerk-Zwischenwänden und remiseartigen Anbauten. Die einfachsten Formen begegnen namentlich in nächster Nähe der Grenze, wo sich wohl ausgediente Soldaten angesiedelt haben. Weiter landeinwärts sind sie schon etwas reicher ausgebaut

und komfortabler eingerichtet, die ganz grossen Gutshöfe finden sich aber nur im Innern des Landes (ausser den oben genannten bei Wössingen, Fischbach, Schleitheim etc.). Doch hängt dies nicht nur mit der grösseren Unsicherheit jener Grenzdistrikte, sondern auch mit der geringeren Fruchtbarkeit derselben zusammen. Ueber die Grösse des Ackerbesitzes solcher Kolonisten gibt uns vielleicht eine Inschrift von Obrigheim (C. J. Rh. 1724) Aufschluss, wenn die Lesung Schultens (Bonn. Jahrb. 1898 S. 37 f.) richtig ist, wonach ein solcher Grossgrundbesitzer einen Merkurtempel und vier Centurien Landes (= 800 iugera) stiftet, also ein ganz beträchtliches Stück Land.

Am zahlreichsten sind diese landwirtschaftlichen Gehöfte in der Nähe der grösseren vici, wie rings um Ladenburg und Baden-Baden und in der Nähe der grösseren Kastellorte (Osterburken, Neckarburken, Wimpfen etc.). Ausserdem begleiten sie in langen Reihen die römischen Heerstrassen, bald in näherem, bald in weiterem Abstand von diesen, je nach der Lage des zu bewirtschaftenden Acker- und Wiesengeländes und ausreichender Quellen, auf welche sie bei der offenbar stark gepflegten Viehzucht vor allem angewiesen waren. Kleine Wiesenthälchen mit sonnigen Abhängen tiefgründigen Ackerbodens werden besonders bevorzugt. Nicht ohne Interesse ist die Thatsache, dass sie selbst über den rauhen Schwarzwald hinweg vereinzelt die Peutinger- und Kinzigthalstrasse begleiten, wie sie ebenso auf den unwirtlichen Höhen des Odenwalds bei den Kastellen Oberscheidenthal und Schlossau nicht ganz fehlen. Im Odenwald und Bauland allein sind über 50 solcher Meierhöfe nach sicheren Resten von mir festgestellt worden, eine grössere Anzahl neuer auch im Neckarhügelland und am Oberrhein. Ferner hat in der Umgegend von Karlsruhe Herr Ingenieur Bonnet eine grössere Zahl nachgewiesen. Ein Teil derselben liegt in der Rheinebene und zeigt wiederum, dass das Rheinthal schon um jene Zeit bei weitem nicht mehr in der Ausdehnung versumpft war, wie man es sich oft vorstellt. Die Gesamtzahl dieser Meierhöfe in Baden beträgt sicher mehrere hunderte (vergl. auch das Verzeichnis der Trümmer- und Fundstätten aus römischer Zeit von K. Bissinger 1885).

Ausser diesen Meierhöfen lassen sich aber auch Ansiedelungen anderer Art nachweisen. Vor allem sind es Gruppen mehrerer, meist unterkellerter Häuschen, mit einem oder mehreren Brunnen. Sie finden sich namentlich an den Kreuzungspunkten der Heerstrassen, so an der Dornmühle bei Wiesloch und bei Stettfeld, an den Schnittpunkten der Bergstrasse mit den vom Rhein nach dem Limes führenden Strassen. Ur-

sprünglich wohl nur Kneipen, Kaufläden etc., wie sie an solchen wichtigen Verkehrsstellen entstehen, mögen sie bald auch weitere Siedler angelockt haben. Ähnliche weilerartige Ansiedlungen an Strassenknotenpunkten dürften nach verschiedenen Anzeichen bei Schriesheim, Steinsfurth, Ettlingen, Bechtersbohl, Singen, Neuhausen gelegen haben. Auch an verschiedenen Flussübergängen sind sie nach mehrfachen Funden zu vermuten, so längs des Rheines bei Hockenheim gegenüber Speier, bei Au und Plittersdorf gegenüber Lauterburg und Selz, bei Kehl, Wyhlen (bei Augst), Rheinheim (bei Zurzach), Stein (gegenüber Eschenz), am Neckar bei Neckarhausen (gegenüber Ladenburg) und bei Obrigheim, an der Pfinz bei Dietenhausen-Ellmendingen und bei Pforzheim.

Einzelne dieser an Strassenknotenpunkten und Flussübergängen gelegenen Weiler vergrösserten sich nachweisbar bald zu Dörfern, wie Neuenheim-Heidelberg, Lobenfeld (vicus Nediensis), wohl auch Stettfeld, Sandweier-Oos (vicus Bibiensis), Offenburg und vermutlich auch mehrere der an die rechtsrheinischen Brückenköpfe sich anschliessenden Weiler. Die schon in vorrömischer Zeit bestehenden Siedlungen bei Heidelberg und Offenburg verdankten wie die bei Schleitheim (Juliomagus) und Hüfingen (Brigobanne) ihre Entwicklung allerdings wesentlich den dort liegenden Kastellen früher Zeit, wie auch die Lagerorte bei Neckarburken, Osterburken und Wimpfen zu förmlichen vici auswuchsen, während die canabae bei Walldürn, Oberscheidenthal und Schlossau ein bescheideneres Dasein geführt zu haben scheinen.

Ausser diesen an wichtigen Verkehrsstellen gelegenen Weilern und Dörfern lassen sich aber auch solche nachweisen, welche eine derartige günstige Verkehrslage entbehrten und z. T. nicht einmal unmittelbar an einer römischen Heerstrasse liegen. Schon der vicus Nediensis (Lobenfeld-Neidenstein) liegt nicht in der Nähe eines Knotenpunktes, eigentlich nicht einmal an der Heerstrasse selbst, ebenso konnte auch in der weiteren Umgebung des vicus Senotensis im Welschenthal bei Wilferdingen[1]) (Br. 1677) bis jetzt keine Heerstrasse entdeckt werden. Auch die grösseren röm. Ansiedlungen am Atzelberg bei Wallstadt (vgl. Westd. Ztschr. 1892 S. 243, 1894 S. 367), bei Walldorf (Schnarrenberger S. 33/34), Riegel etc. liegen nicht an einem solchen Knotenpunkt und z. T. auch

1) Bei Wilferdingen und Lobenfeld sind bis jetzt allerdings nur Gegenstände der Steinzeit gefunden worden; doch beruht das wohl nur auf Zufall, da bis jetzt keine umfänglicheren Untersuchungen stattgefunden haben. Uebrigens könnte bei Wilferdingen auch nur die villa eines vicanus Senotensis gestanden haben, der vicus selbst könnte bei Pforzheim oder Dietenhausen anzunehmen sein.

nicht unmittelbar an der römischen Heerstrasse. Wie die Namen vicus Nediensis und Senotensis zeigen, sind es wahrscheinlich ältere Niederlassungen der einheimischen gallisch-germanischen Bevölkerung, während der vicus Bib(= v)iensis am Kreuzungspunkt der Strasse bei Sandweier-Oos sich schon durch seinen Namen als römische Neusiedlung kundgiebt. Auch Ladenburg verdankt seine Entstehung älterer Zeit, wie schon der Name Lopodunum zeigt, während Baden-Baden (Aquae Aureliae) nach den bisherigen Funden eine römische Neugründung zu sein scheint, obwohl die warmen Quellen doch schon ältere Besiedlung wahrscheinlich machen.

Erinnern wir uns jetzt des oben über die vorrömische Besiedelung Gesagten, so wurde gerade für die meisten der genannten Römerstätten eine ununterbrochene Besiedelung durch die ganze vorrömische Periode hindurch nachgewiesen. Es ergiebt sich also, dass viele derselben auch in römischer Zeit weiterbestanden, dank ihres fruchtbaren, lang angebauten Bodens. Auch die Namen der römischen Garnisonsorte im Odenwald wie Elantia (Neckarburken an der Elz), Triputium (die Gegend von Schlossau), Stu . . . (Walldürn), Seiopa (Miltenberg) verraten, dass die Römer auch hier eine einheimische Bevölkerung vorfanden. Dass die römischen Heerstrassen nicht immer Rücksicht auf diese älteren Dörfer der Einheimischen nahmen, hängt mit ihrem dem Fernverkehr dienenden Charakter und der militärisch-technischen Tracierung derselben zusammen, wie es ähnlich bei den wichtigeren Eisenbahnlinien neuerer Zeit der Fall ist.

Zu der Bedeutung von Städtchen oder Städten[1]) kamen auf dem rechten Rheinufer nur wenige Ansiedlungen, sicher nachweislich sind auf unserem Gebiet nur Ladenburg, Baden-Baden (und Wimpfen), vielleicht auch Badenweiler, welches jedenfalls ein nicht unbedeutender Badeort war. Ladenburg, zunächst nur ein grösseres gallisch-germanisches Dorf (Lopodunum), wurde wohl schon von Trajan zum vicus erhoben und mit einer Stadtmauer umgeben und gleichzeitig oder bald darauf zum Vorort der civitas Ulpia S(ueborum) N(icretum) gemacht. Nach der Ausdehnung der im Boden vorhandenen Mauerreste und dem bisher aufgedeckten Zuge der Stadtmauer zu schliessen, mag es etwa die doppelte Grösse des jetzigen Städtchens gehabt haben. Es war, wenigstens längs der Hauptstrassen, mit geräumigen, massiven Häusern bebaut, an abgelegeneren Stellen wurden allerdings auch einfache Baracken und Grubenwohnungen gefunden, doch stammen diese z. T. aus der ersten römischen

1) Nur dem Umfang nach. Denn eigentliche Stadtgemeinden in römischem Sinn gab es im Dekumatenland nicht, vergl. E. Kornemann, zur Stadtentstehung in den ehemaligen keltischen und germanischen Gebieten des Römerreichs, Giessen 1898 (S. 70f.).

Zeit. Ähnliches wurde bei Wimpfen beobachtet, das nach dem Umfang seiner Stadtmauer etwas mehr als die doppelte Grösse des jetzigen, sehr weitläufig gebauten Marktfleckens Wimpfen im Thal hatte. Wimpfen wurde später der Vorort der civitas Alisinensis, wohl des Elsenzgaus. Baden-Baden, zunächst als Garnisonsort einer Kohorte, bald auch durch seine grossartigen Badeanlagen von Bedeutung, in seinem Umfang aber noch nicht durch Ausgrabungen festgestellt, wurde von Caracalla zum Vorort der civitas Aurelia Aquensis gemacht. Diese reicht im Norden mindestens bis zur Linie Au-Ettlingen-Pforzheim-Mühlacker, wie die Meilensteine von Au, Ellmendingen-Nöttingen und vielleicht auch die Inschrift von Dürrmenz lehren, während die Erstreckung gegen Süden unbekannt ist. Ob im südlichen Baden noch eine weitere civitas existierte, etwa mit dem Vororte Riegel oder Badenweiler, wissen wir nicht, ebenso wenig wie wir den Vorort kennen, zu welchem das Land nördlich vom Bodensee gehörte. Die eigentlichen Grenzdistrikte waren, wenigstens in der älteren Zeit, Staatsdomäne mit Kleinpacht, soweit sie nicht von den Kastellterritorien in Anspruch genommen waren,[1]) und zeigen deshalb besonders zahlreich jene einzelstehenden Bauernhöfe.

In welcher Weise die ersten alamannischen Eroberer sich einrichteten, wissen wir trotz der zahlreichen Reihengräberfunde nur sehr ungenügend, hauptsächlich weil die chronologische Unterscheidung dieser noch sehr im argen liegt und von den Wohnstätten bis jetzt so gut wie nichts entdeckt ist. Wenn von den Alamannen überliefert ist, dass sie die römischen Städte mieden — ipsa oppida ut circumdata retiis busta declinant (Ammian 16, 2, 12) — so bewohnten sie doch deren wohl kultivierten Territorien und zwar mit Vorliebe, wie das bedeutende Überwiegen der Reihengräberfelder innerhalb der Limesgrenze gegenüber den ausserhalb derselben gelegenen in Baden und Württemberg zeigt, und auch charakteristische, an fast allen oben genannten Römerstätten gemachte Funde bestätigen, wobei wir von den zahlreichen Münzen aus dem Ende des III. und aus dem IV. Jahrhundert ganz absehen wollen. Bei Osterburken, (Neckarburken), Heidelberg-Neuenheim, Ladenburg, Walldürn, Wiesloch, Hockenheim, Oos-Baden, Offenburg, Herthen, Schleitheim, Hüfingen etc. sind vielfach recht ausgedehnte Reihengräberfelder entdeckt worden, die sich, wie bei Neuenheim und Herthen, z. T. als noch früher Zeit angehörig erweisen lassen. Verschiedene derselben, darunter auch frühe, sind zwar inmitten römischer Gebäudetrümmer gelegen, beweisen aber

1) Vergl. E. Herzog, Bonner Jahrb. H. 102 S. 83 f.

dadurch keineswegs, dass die Alamannen die römischen Gebäude noch bewohnten, sondern sprechen eher dagegen.[1]) Aber schon durch die Benützung des wohlbebauten römischen Ackerlandes ist eine gewisse Kontinuität gegeben.

Und ein, wenn auch vielleicht nur äusserlicher Zusammenhang mit den römischen Einrichtungen lässt sich vielleicht auch noch in der fränkischen Gaueinteilung erkennen. Oder sollte es reiner Zufall sein, dass im Gebiet der civitas S. N. mit Lopodunum als Vorort und dem der civitas Alisinensis wohl mit Wimpfen als Vorort später der Lobden- und Elsenzgau (Elisanzgau) erscheinen? Der Lobdengau war im Süden etwa durch die Linie Hockenheim-Wiesloch-Dühren begrenzt, im Osten durch eine Linie Reilsheim-Dühren. Der unmittelbar anstossende Elsenzgau reichte im Süden von der Linie Dühren-Eppingen bis gegen Maulbronn und hinüber bis Wahlheim an den Neckar, der im Osten und Norden die Grenze bildete. Da wir die Abgrenzung der beiden römischen civitates nicht kennen, besitzen wir vorderhand allerdings keine Anhaltspunkte dafür, ob jene Übereinstimmung der Gau-Bezeichnung auch auf eine wirkliche Anknüpfung an ältere Verhältnisse schliessen lässt. Die civitas Aquensis würde teilweise dem Uffgau (mit Alb-, Pfinz- und Enzgau etc.) entsprochen haben.

Überblicken wir zum Schluss noch einmal das Dargelegte, so ist ein Zusammenhang zwischen römischer und vorrömischer Besiedelung ohne jeden Zweifel vorhanden. Von weitergehender Bedeutung für die Entwicklung der betreffenden Orte wurde er aber im allgemeinen nur in den Fällen, wo die vorrömischen Ansiedlungen an einen Knotenpunkt oder an eine sonst wichtige Verkehrsstelle des neuen Strassennetzes oder Befestigungssystems zu liegen kamen, wie z. B. die an der Ausmündung der Thaleinschnitte des Neckarhügellandes gelegenen Siedelungen bei Wiesloch, Stettfeld, Bruchsal, Durlach, Ettlingen etc., oder an Punkten wie Ladenburg, Heidelberg, Obrigheim, Osterburken, Walldürn, Wimpfen, Pforzheim u. s. w. Viele dieser Ansiedlungen bestunden auch in alamannisch-fränkischer Zeit weiter und vergrösserten sich im Verlauf des Mittelalters zu kleinen Städtchen. Die Wurzeln dieser Entwicklung reichen also in letzter Linie auf die geschilderten Verhältnisse jener ältesten Zeiten zurück.

---

1) Vergl. auch K. Weller, d. Besiedelung des Alemannenlandes, Württ. Vierteljahrb. VII (1898) S. 301 f. (vgl. auch III (1894) S. 22 f.).

Die Machtstellung Heinrichs II. von England.

Von

Alexander Cartellieri.

Die seit dem Falle des imperium Romanum in der Geschichte wiederkehrenden Versuche, allgemeine Reiche zu gründen, pflegen die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen wie der Nachlebenden in besonderem Masse zu fesseln. Die Erneuerung des abendländischen Kaisertums durch Karl den Grossen, die Monarchie Karls V., worin die Sonne nicht unterging, das Grosskönigtum Ludwigs XIV., das Empire Napoleons sind dem Historiker zugleich End- und Ausgangspunkte langer Entwickelungsreihen, an denen er länger verweilen muss, um tiefere Einblicke in das Werden und Wachsen der Völker zu gewinnen. Auch dann, wenn sie nicht verwirklicht wurden, sind solche weltumspannenden Pläne eingehender Betrachtung würdig, weil darin die erfolgreiche Arbeit von Jahrhunderten gleichsam gesammelt und verdichtet zu Tage tritt. Sie bedeuten immer eine gewaltige Anspannung der Kräfte, die starke Gegenwirkungen hervorruft und noch viel später in der Geschichte deutlich wahrnehmbare Spuren zurücklässt. So gross ist die Macht der politischen Idee, dass Unternehmungen, die einmal, wenn auch vergeblich, gewagt worden sind, kühnen Geistern immer wieder als lockendes Ziel vorschweben.

Während des Mittelalters ist man gewöhnt, in den deutschen Kaisern die berufenen Träger der Idee des Weltreiches zu sehen. Man beachtet vielleicht nicht genug, dass kurz vor der Zeit, wo der geschickten Diplomatie der Hohenstaufen durch die Verheiratung Heinrichs VI. mit Konstanze die lang ersehnte Vereinigung Deutschlands und Siziliens gelang, und damit der Papst in Rom der ihn von Norden und Süden bedrohenden Macht des Kaisers unterworfen schien, im Westen Europas ein grossartiges Staatensystem ausgebildet wurde, dessen rascher Zerfall allein verhinderte, dass es mit dem Kaisertum um den Vorrang streiten musste: das angiovinische Reich, wie es Heinrich von Anjou, König von England, gegründet hatte.

Wer auf der Karte Frankreichs den Lauf der Loire von der Mündung stromaufwärts verfolgt, dem fällt sofort die von der Natur vielfach begünstigte geographische Lage von Angers in die Augen. In geringer Entfernung von der alten Hauptstadt der Grafschaft Anjou, des heutigen Département Maine et Loire, vereinigen sich fünf schiffbare Flüsse und wichtige Handelsstrassen. Die Umgebung ist reich an Vieh, Getreide, Wein und Obst. Von diesen gesegneten Fluren breitete sich die Macht der Grafen von Anjou aus. Der Ursprung des Geschlechtes verliert sich im Dunkel der Sage: nur spärliche und unsichere Kunde führt in die letzten Zeiten des Karolingischen Reiches. Der Mannesstamm starb 1060 aus, aber Hermengard, des vorletzten Grafen Tochter, die einen Grafen Gottfried oder Alberich von Gâtinais heiratete, vererbte die auszeichnenden politischen Eigenschaften der Väter auf die Söhne. Ihr Enkel war Fulko V., Graf von Anjou und durch seine Frau auch Graf von Maine, der als König von Jerusalem 1143 starb. Um der überlieferten Feindschaft seines Hauses gegen die Herzöge der Normandie ein Ende zu machen, verheiratete er seinen 15 jährigen Sohn Gottfried mit der zehn Jahre älteren Mathilde, der Tochter Heinrichs I., Herzogs von Normandie und Königs von England, einer Enkelin Wilhelms des Eroberers, die in erster Ehe mit Kaiser Heinrich V., dem letzten Salier, vermählt gewesen war.

Gottfried, den Sage und Dichtung feierten, erhielt von den Zeitgenossen den Beinamen des Schönen, in der Geschichte den Beinamen Plantagenet (Ginsterpflanze), weil er durch die Ginstersträuche seiner Heimat zu schweifen liebte. Er verband ein gewinnendes Äussere mit vortrefflicher Bildung, namentlich einem treuen Gedächtnis für geschichtliche Ereignisse. Die ruhige Sicherheit, die ihm eigen war, fehlte seiner Gemahlin gänzlich. Mathildens Charakter bot grelle Gegensätze: echt weibliche Milde und Sanftmut neben wilder Rachsucht und politischer Leidenschaft.

Heinrich II. war der älteste Sohn, der dem ungleichen Elternpaare, das keineswegs in glücklicher Ehe lebte, im März 1133 geboren wurde. Als er, zum Manne herangereift, die Aufmerksamkeit von Freund und Feind im stärksten Masse fesselte, ist er mehrfach geschildert worden. Kurz-Mantel nannten ihn Engländer und Normannen, weil er sich nach der Sitte seiner angiovinischen Heimat zu kleiden pflegte. Er war ein Mann von stämmigem Wuchse. Der Stiernacken, die breiten Schultern, nervigen Arme und rauhen Hände kündigten die aussergewöhnliche Leistungsfähigkeit des Körpers an. Seine Beine waren durch unablässiges

Reiten gekrümmt. Das rötlich schimmernde Haar trug er kurz geschoren, weswegen Spötter wohl sagten, er habe Farbe und Art eines Fuchses. Der hervorstechendste Zug seines Wesens war ein ungezügelter, rücksichtsloser Thätigkeitsdrang im Guten wie im Schlimmen. Nachdem er sich den Tag über an den Staatsgeschäften abgearbeitet, eilte er, sich im Kreise seiner Kleriker durch angeregte Unterhaltung über geistige Dinge zu erholen. Furchtbar konnte er im Zorn aufwallen, aber er ist mit Unrecht von seinen Feinden als Wüterich verschrieen worden. Die eiserne Zeit verlangte eine eiserne Faust, um Ordnung zu stiften. Hass und Liebe bewahrte er gleich beharrlich, und scheute kein Hindernis, um eine, wenn auch verbotene sinnliche Neigung zu befriedigen. Worte achtete er wenig, auch Versprechungen und Schwüre waren ihm nicht heilig. Edles Mass liess er am meisten vermissen. Von Natur kein Freund des Krieges, suchte er sich, so lange es anging, mit Geld zu helfen und griff nur ungern zu den Waffen, obwohl es ihm keineswegs an persönlichem Mute fehlte. Aber der Krieg war ihm nur e i n und nicht das sicherste Mittel der Politik.

Seiner Bildung nach konnte er nichts anderes sein als Franzose. Englisch verstand er wohl, wie denn seine ausgedehnten Sprachkenntnisse gerühmt werden, aber er redete nur Französisch und Latein. Litterarischen Bestrebungen brachte er rege Teilnahme entgegen. Vor allem blühte die Geschichtsschreibung unter ihm auf. Den Chronisten, die ausführlich und genau, wenn auch schmucklos, Jahr für Jahr seine Thaten aufgezeichnet und damit auch für die Geschichte der Nachbarländer ein ungemein wertvolles, von der Forschung vielleicht noch nicht genügend gewürdigtes Hilfsmittel geschaffen haben, hatte Europa damals kaum etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen.

Um die Eigenart der Machtstellung Heinrichs klar zu erkennen, wird man sie auf ihrem Höhepunkte betrachten, etwa in den Jahren 1175 bis 1183, das heisst n a c h der glücklichen Bewältigung der ersten Empörung Jung Heinrichs, v o r dessen zweiter Empörung, an die sich nur wenige Jahre später der Entscheidungskampf mit Philipp II. August von Frankreich anschloss.

So verschieden nach Bodenbeschaffenheit und Nationalität die einzelnen, dem Anjou gehorchenden Länder waren, so verschieden auch die Rechtsverhältnisse, auf die sich seine Herrschaft gründete.

England gab ihm den stolzen Königstitel, hob ihn aus der grossen Zahl der Herzöge und Grafen heraus und wies ihm gleich unter dem Kaiser, neben dem Könige von Frankreich, seinem Lehensherrn für den

festländischen Besitz, einen Platz an. Nach dem verhängnisvollen Zeitalter der Anarchie, da König Stephan von Blois und Heinrichs Mutter, die Kaiserin Mathilde, in wildem Bürgerkriege um die Krone stritten, atmete das Land unter dem harten, aber gerechten Regimente Heinrichs erleichtert auf. Als willkommenste Gabe empfing er von seinen normannischen Vorgängern eine so stark, wie sonst nirgends unter der Herrschaft des Lehenswesens, ausgeprägte monarchische Gewalt, der sich nicht einmal die Kirche entziehen konnte. Auf diesem festen Grunde baute er unablässig weiter, und wahrlich, übersieht man heute nach 700 Jahren, was er geleistet hat, so kann man ihm nur aufrichtige Bewunderung zollen. Jeder Aufenthalt Heinrichs in England — denn die meiste Zeit brachte er diesseits des Kanals zu — bedeutete einen weiteren Fortschritt auf der Bahn der Reformen. Da gab es kein Gebiet, das sich seinem durchdringenden Scharfblick entzog. Hier errang er seine dauerndsten Erfolge. Als Organisator, als sachkundiger Gesetzgeber fand er im ganzen Mittelalter kaum seinesgleichen. Wie er, so hatte auch Kaiser Friedrich I. der Rotbart ein sehr lebhaftes Gefühl für die Bedeutung des geschriebenen Rechtes und machte am Anfang seiner Regierung verheissungsvolle Anstrengungen, mit der Rechtsunsicherheit aufzuräumen. Aber die fortwährenden Kämpfe in Italien, die Scheu der deutschen Fürsten vor jeder allgemeinen Massregel, die ihre eifersüchtig gewahrte Selbständigkeit hätte beeinträchtigen können, erstickten in Deutschland jede Neuerung auf dem Gebiete der Verfassung im Keime. Heinrich hatte mehr Erfolg. Er vermochte sich auf alte nationale Gewohnheiten zu berufen und zu seinem Glück standen seine Barone hinter den deutschen Stammesherzögen, seine Bischöfe hinter den deutschen an an Macht weit zurück.

Die englische Gerichtspflege hatte früher sehr im Argen gelegen. Gründliche Reformen thaten Not. Wegen ihrer besonderen Bedeutung sei die sogenannte Assise von Northampton (1176) hervorgehoben. In diesen Assisen darf man eine Vorstufe der späteren Parlamentsbeschlüsse sehen. Bei der erwähnten ist die klare und entschieden juristische Aufstellung von Grundsätzen bemerkenswert, die teilweise noch in voller Kraft bestehen. In Verbindung mit den fahrenden Richtern, die an Karls des Grossen Königsboten erinnern, erscheint das Institut der Geschworenen in einer Form, die von der heutigen gar sehr verschieden ist, diese aber vorbereitet und ermöglicht hat. Eine spätere Assise über die Bewaffnung (1181) kam durch die bald folgenden unruhigen Zeiten nicht recht zur Geltung. Ihr Zweck ging dahin, das ganze angiovinische Reich,

nicht bloss England, durch allgemeine Wehrpflicht gleichmässig in Verteidigungszustand zu setzen, wobei auch schon auf eine Flotte Bedacht genommen wurde.

Charakteristische Eigenschaften des englischen Staatswesens unter Heinrich sind die straffe, technisch hervorragende Durchführung des Lehenswesens und des normannischen Verwaltungsrechtes, die Schöpfung eines geschäftserfahrenen Amtsadels. Der Erfolg blieb nicht aus. Handel und Gewerbe nahmen einen raschen Aufschwung. Normannen und Sachsen verschmolzen sich immer mehr zu einer einzigen Nationalität, der englischen, die dann sogleich den Versuch machte, ihre Grenzen zu erweitern. Damals darf man zuerst mit einem gewissen Recht von Grossbritannien sprechen. Des Königs Befehlen mussten die unruhigen Häuptlinge von Nord- und Südwallis gehorchen. Der König von Schottland fand es geraten, sich um die Freundschaft des übermächtigen Nachbars zu bewerben und sie durch verwandtschaftliche Bande zu festigen. Selbst Irland, dessen Bewohner sich rühmten, dass weder Römer, noch Sachsen, noch Normannen zu ihnen vorgedrungen seien, vermochte die sorgsam gehütete Unabhängigkeit auf die Dauer nicht zu behaupten. Im Bunde mit dem Papst fasste Heinrich schon ein Jahr nach seinem Regierungsantritt die Eroberung der grünen Insel ins Auge. Drei Mal wiederholte er sein Unternehmen. Er selbst verstand es, die Iren zu behandeln, und daher war es ein Unglück, an dessen Folgen England noch heute krankt, dass er das halb vollendete Werk im Stich lassen musste, um anderweitige Gefahren abzuwehren.

Jenseits des Meeres war Heinrich nicht nur der Sache, sondern auch dem Namen nach als König Haupt und Herr des Staates, vor dem sich jedermann, ob Hoch oder Niedrig, beugte. Auf dem Festlande musste er selbst sich vor seinem Lehensherrn, dem Könige von Frankreich, beugen. Freilich nur sehr ungern entschloss er sich, Schritte zu thun, die dieses Verhältnis offenkundig machten. So weigerte er sich lange, Philipp August nach dessen Thronbesteigung Mannschaft für alle seine festländischen Besitzungen zu leisten und that es erst nach drei Jahren.

Der geschickten Familienpolitik der Anjous, die er fortzusetzen wusste, verdankte Heinrich seine weiten Besitzungen in Frankreich. Von seiner Mutter erhielt er noch bei deren Lebzeiten die Normandie und die Anwartschaft auf England. Bald darauf machte ihn der Tod seines Vaters zum Herrn von Anjou, Maine und Touraine. Den Grafen der Bretagne zwang er zur Unterwerfung und brachte einen Ehebund zwischen dessen einziger Tochter und Erbin Konstanze und seinem Sohne Gott-

fried zu Stande. Eine noch gewaltigere Machtfülle vereinigte er 1152 in seiner Hand, als er Eleonore von Poitou, die geschiedene Gemahlin König Ludwigs VII. von Frankreich, heiratete. Eleonorens freie, heiter sinnliche Lebensauffassung, wie sie in den Kreisen der Troubadours gang und gäbe war, passte schlecht zu Ludwigs spiessbürgerlichen Ansichten. Sie habe einen Mönch geheiratet, aber keinen Mann, klagte sie einmal. Heinrich wusste die üppig schöne und kluge Erbtochter durch sein männliches Auftreten zu gewinnen: 19jährig führte er die acht Jahre ältere Braut heim und gewann dadurch den grössten Teil des alten Aquitaniens, Poitou, Saintonge, Périgord, Limousin, Angoumois, Gascogne mit Ansprüchen auf Berry, Auvergne und Toulouse. Überaus merkwürdig gestalteten sich die Beziehungen zwischen dem Plantagenet, der wohl der grösste Vasall seiner Zeit war, und dem Kapetinger auf dem Throne. Über die Hälfte des heutigen Frankreich gehörte dem Vasallen unter der nur dem Namen nach bestehenden Hoheit des Souzeräns, der ganze Nordwesten, Westen und Südwesten, alles Land zwischen Kanal und Pyrenäen, zwischen dem atlantischen Ozean und dem Puy de Dôme. Wie armselig nahm sich dagegen, wenn man einen Blick auf die Karte wirft, der Eigenbesitz der Kapetinger aus, als 1180 Ludwig VII. die Augen schloss! Die übrigen französischen grossen Vasallen, der Graf von Toulouse, der Herzog von Burgund, der Graf von Blois-Champagne, der Graf von Flandern, konnten durchaus nicht als natürliche oder sichere Bundesgenossen der Krone gegen Anjou gelten. Einzelne davon standen in engen Beziehungen zu den Plantagenets, die immer über einen vollen Beutel verfügten. Wenn sie diesen entgegenwirkten, so geschah das grossenteils deswegen, weil ihre Unabhängigkeit unter dem schwachen französischen Herrscher viel besser gewahrt wurde, als sie es unter Heinrich, der absolutistisch in England regierte, gewesen wäre.

Man möchte annehmen, dass Heinrich daran dachte, sich von der für ihn immerhin lästigen Oberhoheit des Königs von Frankreich zu befreien. Aber wenn es ihm gelang — und unter Ludwig VII. wäre es ihm nach menschlichem Ermessen gelungen — was dann? Wem sollte er den Treueid leisten? Seine Lehen mussten doch einen Suzerän haben. Er wurzelte zu fest in den Anschauungen seiner Zeit, um etwas anderes überhaupt für möglich zu halten. Heinrichs Vasallen wären überdies nicht für ihre Lösung aus dem französischen Lehensverbande zu haben gewesen, nicht aus besonderer Vorliebe für die Kapetinger, sondern aus Furcht vor einer so tief einschneidenden Neuerung, deren Folgen sich nicht im Voraus berechnen liessen. Einen bequemeren Herrn konnte Heinrich

nicht finden, als jenen König von Paris und Orléans, dessen bescheidener Hof durch den Glanz des seinigen tief in den Schatten gestellt wurde. Er hätte die Lehen dem Kaiser auftragen können als dem höchsten Inhaber weltlicher Gewalt auf Erden, der in der Theorie als die Spitze des weiten Lehensgebäudes angesehen wurde. Gern wäre der Kaiser darauf eingegangen, hätte aber zweifellos zugleich, wie später Heinrich VI. von Richard Löwenherz, auch für England den Lehenseid verlangt. Heinrich zielte eher darauf ab, durch möglichst enge verwandtschaftliche Bande Einfluss auf Frankreich zu erlangen. Er legte Wert darauf, dass Jung Heinrich, sein ältester Sohn, Margarete von Frankreich ehelichte, und damit Aussicht auf ihr Erbe gewann. Als dann 1165 unter allgemeiner freudiger Teilnahme der Bevölkerung dem Könige Ludwig VII., der bis dahin nur Töchter hatte, ein Sohn Philipp August geboren wurde, schwand freilich die Hoffnung auf eine Verschmelzung der Häuser Kapet und Anjou. Aber hernach wurde noch Richard mit Margaretens Schwester Adelaïde verlobt. Zweifellos meinte Heinrich, die naturgemässe Entwickelung der Dinge werde seinen Nachkommen die ihnen noch fehlenden Gebiete Frankreichs ausliefern. Er strebte daher auch nicht nach der völligen Beseitigung der Kapetinger, bemühte sich nicht, wie die Stammesherzöge in Deutschland es zu thun liebten, um die Einsetzung eines Gegenkönigs. Die monarchische Idee war doch in Frankreich viel fester gegründet als in Deutschland. Der Kampf zwischen Ludwig und Heinrich wurde eigentlich nie nach hohen Gesichtspunkten geführt. Es war eine lange Reihe grösserer und kleinerer Fehden, von denen nur die eine, in der Ludwig als eifriger Bundesgenosse Jung Heinrichs gegen dessen Vater vorging, der normannischen Macht zeitweilig gefährlich wurde. Bei seinen bescheidenen Mitteln fiel es Ludwig nicht ein, unbedacht Krieg anzufangen. Wo sich aber gegen Heinrich irgend ein Feind erhob, erst dessen früherer Kanzler Thomas Becket, dann dessen eigene Söhne, da war er sofort dabei. Heinrichs Feind hatte ohne weiteres Anrecht auf seine Freundschaft.

Als Philipp II. August von Frankreich, einer der grössten Fürsten, die je gelebt haben, an Stelle des kranken und altersschwachen Vaters die Regierung übernahm (1179), gelang es ein halbes Jahr lang dem ehrgeizigen Grafen Philipp von Flandern, den jungen Kapetinger im antienglischen Sinne zu bestimmen. Aber gleich die erste Zusammenkunft der beiden Könige, die doch der Überlieferung ihrer Häuser nach geschworene Feinde sein mussten, führte ein völliges Einvernehmen herbei, das mehrere Jahre andauerte. In dem gefährlichen Kampfe, den Philipp

August sehr bald gegen Flandern und die Fürstenopposition zu bestehen hatte, unterstützten ihn die Söhne Heinrichs mit einem starken Ritteraufgebote, und Heinrich selbst war immer geschäftig, als wahrer Friedensengel, wie ihn ein Zeitgenosse bei anderer Gelegenheit genannt hat, zu gunsten seines Schützlings zu vermitteln. Philipp August verdankte ihm seine ersten Erfolge gegen Flandern, und die organisatorischen Leistungen dieses Königs von Frankreich, die ihm in der Geschichte zum höchsten Ruhme gereichen, sind zum grossen Teil durch englische Vorbilder angeregt. Glaubte Heinrich, der in seinem langen erfahrungsreichen Leben doch so oft getäuscht worden war und nicht weniger oft andere getäuscht hatte, aufrichtig an einen ewigen Frieden mit den Nachkommen Hugo Kapets? Das ist kaum anzunehmen. Heinrich II. liess sich zweifellos sehr stark durch die Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse bestimmen und suchte lange Zeit, um für die welfische Partei etwas thun zu können, in Philipp August einen Bundesgenossen gegen das staufische Kaisertum zu gewinnen. Er mochte aber auch noch persönliche Gründe haben, sich mit Philipp August freundschaftlich zu stellen. Seine Söhne waren weit entfernt, seine politische Begabung zu erben, zeigten überhaupt wenig Verständnis für sein wohldurchdachtes Regierungssystem. Um so mehr fühlte er sich geschmeichelt, als sein frühreifer, hochbegabter Lehensherr seinen, des Vasallen, bewährten Ratschlag erbat. Wie dem auch gewesen sein mag, Heinrich selbst begünstigte anfangs, ohne es zu wissen und zu wollen, in Philipp August den Mann, der ihn verderben sollte, erwarb sich das grösste Verdienst um die Befestigung der französischen Monarchie, der sein Reich zum Opfer fiel.

Dem Beispiel der Väter treu, betrachtete Heinrich die Verheiratung seiner Töchter als ein sehr wesentliches Mittel zur Unterstützung seiner Politik. Die älteste Tochter Mathilde ward die Gemahlin Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Bayern, Eleonore Königin von Kastilien, Johanna Königin von Sizilien. Auf diese Weise gewann der englische Einfluss auch in fernen Ländern Anknüpfungspunkte. So unterwarf sich Eleonorens Gemahl, Alfons VIII., in einem Streite, den er mit Navarra hatte, dem Schiedspruch des Plantagenet und vermehrte dadurch dessen Ansehen. Die Verbindung mit Sizilien brachte geschickt in Erinnerung, dass dieser Inselstaat ebenso wie England eine Gründung der seefahrenden Normannen war. König Wilhelm II. suchte, da seine Ehe mit Johanna kinderlos blieb, seinen Schwiegervater zu bewegen, das Reich zu übernehmen, aber Heinrich wollte es nicht, vermutlich weil er Verwickelungen mit dem Kaiser und dem Papste vermeiden wollte.

Einem Ahnherrn Heinrichs, Fulko dem Guten von Anjou, wurde geweissagt, seine Nachkommen würden einst bis zu den Enden der bekannten Welt ihre Herrschaft ausdehnen. Die Prophezeihung schien erfüllt, als Heinrich in England, sein Vetter Balduin IV. in Jerusalem gebot. Da dieser unglückliche Fürst an der unheilbaren Krankheit des Aussatzes litt, boten Vertreter der morgenländischen Christen 1185 Heinrich die Krone und die Schlüssel zum Grabe des Herrn an, aber er schlug beides unter Hinweis auf die drohende Haltung Frankreichs aus. Man rechnete trotzdem bestimmt auf seinen schon oft versprochenen Kreuzzug. Keiner schien so geeignet wie er, im heiligen Lande Ordnung zu schaffen.

Heinrichs Beziehungen zum Papsttum wurden durch den erbitterten Streit bestimmt, den er mit Thomas Becket, dem Erzbischofe von Canterbury, seinem früheren Kanzler und Vertrauten, in dem sich Charakterzüge des höfischen Weltmannes und des opfermutigen Märtyrers merkwürdig mischten, lange Jahre hindurch führte. Des Königs Ausgangspunkt war ganz richtig. Seit langem empört über die Straflosigkeit, die schwere und gemeine Verbrecher genossen, bloss weil sie Geistliche waren, verlangte er mit gutem Fug, dass ohne Ansehen der Person gerichtet werde, und mag er selbst nicht immer so gehandelt haben — die kräftige Betonung des Grundsatzes, der heute einen Pfeiler der zivilisierten Staaten bildet, wird man ihm immer zur Ehre anrechnen. Er wollte sodann unter anderem die Appellationen nach Rom abgethan wissen: die Curia regis sollte im letzten Rechtszuge entscheiden. Nationale Staatsgewalt und internationale Hierarchie traten einander feindlich gegenüber. In der Hauptsache hatte Heinrich, der das von seinen Vorgängern begonnene Werk fortsetzen wollte, Recht. In Nebensachen, so z. B. finanziellen Anforderungen, die in frühere Zeiten, wo Thomas noch des Königs Geschäfte führte, hinaufreichten, und in der Form liess er sich weit über das Mass des Notwendigen hinaus von seinem aufbrausenden, zur Gewaltthat neigenden Temperamente hinreissen. Die sachlichen Gegensätze wurden immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Es brach ein scharfer, vielfach mit kleinlichen Mitteln geführter, persönlicher Kampf zwischen zwei gleich ehrgeizigen und starrsinnigen Männern aus, deren ehemalige Freundschaft in glühenden Hass umschlug. Ein unbedachter Zornesausbruch Heinrichs, die vorschnelle Liebedienerei einiger Höflinge, führten zur Ermordung des Erzbischofs, die überall das allergrösste Grauen hervorrief. Kein schlimmerer Dienst hätte Heinrich erwiesen werden können. Den bösen Eindruck konnte er nie wieder verwischen, und der Tote, der ungewöhnlich rasch heilig gesprochen wurde, ward ihm gefährlicher, als

es der Lebendige je gewesen. Um seine Aussöhnung mit der Kirche zu ermöglichen, musste er schwören, die Gewohnheiten gegen die Freiheit der Geistlichen abzuschaffen, falls solche zu seiner Zeit eingeführt worden seien. Dadurch wurde — und das muss nachdrücklich betont werden — der Kern des englischen Kirchenstreites gar nicht berührt. Heinrich konnte immer noch auf das ältere Recht zurückgreifen. Seine thatsächliche Macht über die Kirche blieb ungeschmälert. Namentlich hing die Ernennung der Bischöfe und Äbte ganz von ihm ab. Mehrere seiner eifrigsten Anhänger, die als solche gebannt worden waren, erhielten Bistümer und wurden vom Papste bestätigt. Auf Beckets Erzstuhl stieg ein königlich gesinnter Mann. Es kam so weit, dass Alexanders III. Nachfolger, Lucius III., recht froh war, als er einmal von Heinrich Geldunterstützung gegen die aufsässigen Bürger von Rom erhielt. Eine gewisse Freiheit wahrte sich Heinrich auch in den Jahren, wo er mit der Kirche in angenehmen Beziehungen lebte. In seinen Landen verfuhr er milde mit den ketzerischen Sekten, gegen die um 1180 sehr scharf vorgegangen wurde, und mit den Juden.

Der Gegenwart wird es schwer, zu verstehen, warum Heinrich während seines heftigen Kampfes mit dem Papsttum nicht mit dem Kaiser einen festen Bund einging, um gemeinsame Massregeln zu ergreifen. Es gab auch thatsächlich Augenblicke, wo er sich ungemein beflissen zeigte, die Gunst Friedrichs I. zu gewinnen. Aber meist that er es nur, um durch das Schreckbild eines englisch-deutschen Bündnisses Ludwig VII. von Frankreich einzuschüchtern. Im Jahre 1165 war es der Kaiser, der durch seinen vertrauten Ratgeber, den Erzbischof Reinald von Köln, um die Hand zweier Töchter Heinrichs für seinen eigenen unmündigen Sohn und Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen werben liess. Die Familienverbindung sollte nach des Kaisers Absicht politische Freundschaft zur Folge haben. Auf einem Würzburger Reichstage (Mai 1165) liess Heinrich II. durch seine Gesandten einen feierlichen Eid schwören, er wolle mit seinem ganzen Reiche den kaiserlichen Papst anerkennen und Alexander III., dem er bisher gerade in den Stunden grösster Gefahr die rettende Hand geboten, aufgeben. Aber mochte er selbst auch ernstlich dazu gewillt sein, so bemerkte er doch bald, dass bei dem Widerstreben seiner alexandrinisch gesinnten Geistlichkeit er sich bei weiterem Vorgehen in dieser Richtung nur neue Verlegenheiten im Innern schaffen würde. Er scheute sich daher nicht, die gethanen Schritte einfach abzuleugnen und bald wieder mit Alexander III. Fühlung zu suchen, um durch diesen seinen Feind Becket zur Ruhe zu bringen. Ja, einzelne seiner Handlungen

werden nur dann recht verständlich, wenn man ihm zutraut, dass er sich später gegen den Kaiser wenden wollte, selbst nach dem Besitz Italiens und der Kaiserkrone strebte, wobei er sich eines Vorfahren seiner Gemahlin, des Herzogs Wilhelm V. von Aquitanien, erinnern mochte. Er verhandelte mit den lombardischen Städten und gedachte seinen jüngsten Sohn Johann ohne Land mit Alix von Maurienne zu verheiraten, deren Vater Graf Humbert die Alpenpässe zwischen Italien und Nordwesteuropa vom Grossen St. Bernhard bis zum Col die Tenda beherrschte und seinen ganzen Besitz der Tochter und dem künftigen Schwiegersohne verschrieb. Wäre Alix nicht schon als Kind gestorben, so würde Heinrich vom atlantischen Ozean bis zum Po geboten haben. Durch seinen Bund mit dem Hause Barcelona-Aragon, dem damals die Grafschaft Provence gehörte, verstärkte er seine Stellung, die früh oder spät einen Zusammenstoss mit dem Kaisertum in der Lombardei unvermeidlich gemacht hätte. Wenn auch nichts daraus wurde, so war doch der blosse Versuch ungemein bedeutsam.

Heinrichs Eintreten für Alexander III. ward späterhin glänzend gerechtfertigt, als Friedrich selbst sich zu Venedig (1177) vor jenem demütigte. Der Papst, den der Kaiser verworfen, den die Könige des Westens anerkannt hatten, war schliesslich doch der allein rechtmässige Stellvertreter Christi, und das Ansehen des Kaisertums schien durch diese augenfällige Niederlage stark erschüttert.

Bald hernach bereitete sich die Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen in Deutschland vor. Dem Sachsenherzog wurden verräterische Umtriebe mit den Feinden des Reiches zur Last gelegt. Ein vortrefflicher Chronist, der zu dem diplomatischen Briefwechsel des Königs von England Zutritt hatte, erwähnt besonders, dass der Welfe sich mit dem Kaiser von Ostrom zum Schaden des weströmischen Reiches eingelassen habe. Wenn man in Heinrich II. einen Mann sieht, der überall Verbindungen hatte, um ein umfassendes angiovinisches Reich zu gründen, so kann man ohne weiteres annehmen, dass er bei den politischen Bestrebungen seines Schwiegersohnes die Hand mit im Spiele hatte. Beim Sturze Heinrichs des Löwen ist davon die Rede, dass ihm die Schätze Siziliens nichts genützt hätten. Der König von Sizilien war aber wie der Löwe ein Schwiegersohn Heinrichs. Dieser dachte daran, durch die Welfen den Kaiser in Schach zu halten, und vielleicht tauchte in ihm schon der Gedanke auf, das hohenstaufische Kaisertum durch ein welfisches zu ersetzen. Ein welfisches Kaisertum, das seine vornehmste Aufgabe in der Germanisierung und Kolonisierung

des Ostens gesehen hätte, würde die Wege der angiovinisch-normannischen Mittelmeerpolitik kaum gekreuzt haben. Als dann das Strafgericht über den stolzen Herzog hereinbrach, und er der Reichsacht verfiel, da wollte Heinrich ihm in der ersten zornigen Aufwallung mit den Waffen Hilfe bringen. Aber bei ruhiger Überlegung sagte er sich bald, dass der vermutliche Kriegsschauplatz zu weit entfernt sei. Er hoffte wohl eine Zeit lang, Frankreich und Flandern in den Kampf mit Deutschland hineinziehen zu können, während er sich die Leitung des Unternehmens vorbehielte. Aber infolge des weisen Rates des Pfalzgrafen Heinrich von Troyes, eines Mannes, der immer für eine französisch-deutsche Annäherung thätig war, hütete sich Philipp August wohl, für den Anjou die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Der Welfe erlag: er musste am Hofe seines Schwiegervaters Zuflucht suchen. Dieser bemühte sich unablässig, eine Milderung seiner Strafe zu erwirken. Friedrich, der durch Philipp Augusts Kriege mit dem Grafen Philipp von Flandern, einem deutschen Reichsfürsten, verstimmt war und namentlich durch seinen Sohn, Heinrich VI., gegen Frankreich eingenommen wurde, stellte sich mit den Welfen und Anjous wieder freundlicher. Wie es scheint, auf seinen Wunsch, wurde eine neue Familienverbindung geplant, die für Frankreich schimpflich war: Richard Löwenherz, Heinrichs II. Erbe, sollte, obwohl er seit langen Jahren mit einer Schwester Philipp Augusts verlobt war, eine kaiserliche Prinzessin heiraten. Es hatte einmal den Anschein, als bereite sich ein deutsch-englisches Bündnis vor, dessen Spitze sich natürlich gegen Frankreich gerichtet hätte. Aber gar bald zerrannen solche Gedanken wieder. Des Kaisers Tochter starb nach wenigen Monaten, und als er selbst anlässlich des Trierer Wahlstreites mit dem Papste Urban III. in Zwist geriet, stellte sich Heinrich II., den Einflüsterungen des Kölner Erzbischofs folgend, auf die Seite des päpstlich gesinnten Bewerbers Folmar. Philipp August machte sich die Gunst der Lage zu nutze und schloss sich eng an den Kaiser an. Es wurde ein freundliches, noch im 13. Jahrhundert lange nachwirkendes Einvernehmen der beiden Nachbarreiche begründet, dessen nächste Folge war, dass Philipp August, ohne von irgend jemand behelligt zu werden, Heinrich II. besiegen und ihn wie ein gehetztes Wild in den Tod treiben konnte.

Philipp II. August von Frankreich, ein Jüngling, dessen ganzes Dichten und Trachten dahin ging, das Reich Karls des Grossen in seiner alten Herrlichkeit zu erneuern, verwandte seine ungewöhnliche staatsmännische Begabung darauf, der überragenden Stellung Heinrichs ein Ende zu machen, ohne viel darnach zu fragen, dass dieser ihm die

Waffen, mit denen er ihn bekämpfte, selbst geschärft hatte. Der Schüler warf den Meister leicht zu Boden. Am 6. Juli 1189 starb Heinrich II., nur 56 Jahre alt, zu Chinon in der Touraine, von seinen Söhnen verraten und verfolgt, von den Höflingen verlassen.

Damit war das Ende des grossen angiovinischen Reiches, wie er es im Geiste geschaut hatte, herangekommen. Sucht man nach den tieferen Gründen, warum es so rasch zusammenbrach, ohne ernstlichen Widerstand dem kecken Angriff Philipp Augusts erlag, so darf man sich nicht mit der bequemen Erklärung begnügen, die einzelnen Staatengebilde seien von einander zu verschieden gewesen, um eine gemeinsame Regierung zu ertragen. Dieser Umstand wirkte mit, gab aber nicht den Ausschlag. Denn nur 15 Jahre nach Heinrichs Tode kamen die Normandie, Anjou, Maine, Auvergne und Teile von Guyenne an Frankreich, das ihnen bis dahin auch sehr fern stand, ohne dass daraus besondere Schwierigkeiten entstanden wären. Das Verhängnis entsprang aus den inneren Zwistigkeiten der Plantagenets, die wieder mit der Ermordung Thomas Beckets zusammenhingen. Heinrichs Söhnen fehlte jedes Verständnis für die dem Gesamtwohl dienende Unterordnung. Nach übler Ritterart dachte jeder nur an sich, liess sich von seinen unbändigen, wilden Trieben beherrschen. Gehorchen wollte keiner. Nie drohte Heinrich grössere Gefahr, als wenn sich seine Söhne erhoben. Und doch liebte er sie über alles. Es wäre besser gewesen, wenn er sich auch ihnen gegenüber hart gezeigt hätte. In frevelhaftem Übermut zerstörten sie das Werk des Vaters: unmittelbar, indem sie fortwährend gegen ihn und unter sich kämpften, die Machtmittel des Reiches unnütz verbrauchten; mittelbar, indem sie dadurch den Zeitgenossen als fluchbeladenes Geschlecht erschienen, dem Gottes Strafgericht drohe. „Vom Teufel kommen wir und zum Teufel gehen wir,“ sagte Richard Löwenherz selbst einmal. Die Unverträglichkeit der Brüder, dieser „Löwenbrut,“ wurde als Rache des Himmels für Beckets Tod angesehen. Nicht wegen der Verbrechen, die sie wirklich begingen, sondern wegen der Verbrechen, die man ihnen zutraute, verscherzten die Anjous die Gunst weiter Kreise, namentlich der streng kirchlich Gesinnten, die voller Begeisterung auf den König von Frankreich als den gottbegnadeten Fürsten schauten, ohne daran zu denken, dass er der furchtbarste Feind ihres Reiches war. Nationale Neigungen und Abneigungen traten vor den dynastischen zurück.

Das Geheimnis seiner Pläne nahm Heinrich II. mit sich ins Grab. Niemand vermöchte mit Sicherheit zu sagen, wie er sein weites Reich im Frieden weiter regiert oder durch Eroberungen erweitert hätte, wären

ihm längeres Leben und Glück beschieden gewesen. Unmöglich war es jedenfalls, England einerseits, die festländischen Besitzungen andererseits auf eine und dieselbe Art zu regieren. Das beabsichtigte er auch nicht, wie man annehmen darf. Er zog die Kreise seiner Politik um zwei Mittelpunkte, London und Angers. Aus England gedachte er einen nationalen, unabhängigen Staat mit der Oberhoheit über Wallis, Schottland und Irland zu machen, ihn nicht als blosses Anhängsel des angiovinischen Reiches zu betrachten. Ebenso wenig sollte aber auch dieses Zubehör der englischen Krone werden. Freilich, überaus schwierig wäre es gewesen, ein solches Nebeneinander unruhiger Volkskräfte, das man etwa mit dem heutigen Österreich vergleichen möchte, dauernd aufrecht zu erhalten. Aber Heinrich mag der Zukunft vertraut haben, wie seine Väter an den Stern des Hauses Anjou glaubten.

Die unvergängliche Bedeutung, die das heutige England der Regierung Heinrichs von Anjou zuschreibt, ist bekannt genug. Man sieht in ihm einen der Männer, die zur Befestigung der nationalen Monarchie mit das meiste beigetragen haben und weist ihm neben Wilhelm dem Eroberer und Edward I. einen Platz an. Von seinem angiovinischen Reiche lässt die Karte des modernen Europa keine Spur mehr erkennen. Aber man dürfte nicht sagen, er sei einem haltlosen Luftgebilde nachgejagt. Was er erstrebte, war nicht unerreichbar, wie sich deutlich über 200 Jahre später zeigte, als 1420 im Vertrage von Troyes Heinrich V. von England als Regent und Erbe von Frankreich anerkannt wurde. Im 15. Jahrhundert handelte es sich darum, ob Frankreich von Paris oder von London aus regiert werden sollte, und schon war, wie das Auftreten der Jungfrau von Orléans zeigt, der nationale Gedanke im französischen Volke lebendig. Im 12. Jahrhundert war die Frage vornehmlich dynastisch. Der Anjou war kein schlechterer Franzose als der Kapetinger. So lange aber Heinrich Aussicht hatte, ganz Frankreich seinen Zwecken dienstbar zu machen, so lange schien bei seinen fast unerschöpflichen finanziellen Hilfsmitteln, seinen Familienbeziehungen, seinen hervorragenden Beamten und Diplomaten die Gründung eines allgemeinen Reiches von Westeuropa aus nicht undenkbar. Er hätte damit weiter zurückreichende, aber noch rege Überlieferungen wieder erweckt, namentlich normannische. Die Ziele, die er sich steckte, erwiesen sich als zu hoch für ihn, aber indem er ihnen nacheilte, hob er die staatlichen Machtmittel auf eine bis dahin unbekannte Höhe. Sein Zeitgenosse, Friedrich I., der Rotbart, schloss die Epoche des Kaisertums ab, Heinrich II. leitete die Epoche der nationalen Monarchien ein. Seine Ver-

waltung und Gesetzgebung, sein Heer-, Finanz- und Kirchenwesen zeigen schon deutlich moderne Züge. Erst von ihm ab kann man von europäischer Politik und Diplomatie reden. Er passt nicht mehr in die Schablone des mittelalterlichen Menschen und Königs. Eher ist er einem Friedrich II. von Deutschland, einem Philipp dem Schönen von Frankreich, den Tyrannen der Renaissance an die Seite zu stellen.

Gerade in diesen Tagen, wo die Fäden der englischen Politik über den Erdball laufen, wo die fast erloschene Feindschaft zwischen England und Frankreich wieder aufzulodern beginnt, hat man besonderen Anlass, die Pläne eines Fürsten in Erinnerung zu bringen, unter dem England, wenn auch als Teil des angiovinischen Reiches, zum ersten Male achtunggebietend in die Geschicke der Welt eingriff.

Univ.-Buchdruckerei v. J. Hörning in Heidelberg.

IV.

Seite

Wilh. Erb, Über die wachsende Nervosität unserer Zeit 1
Emil Kraepelin, Über geistige Arbeit 31
Fr. Grimme, Die Anordnung der grossen Heidelberger Liederhandschrift . 53
Arthur Kleinschmidt, Marianne, Gräfin von der Leyen 91
Hermann Wunderlich, Zur Sprache des neuesten deutschen Schauspiels II. 115
F. v. Duhn, Geschichtliches aus vorgeschichtlicher Zeit. Neue Entdeckungen Luigi Pigorinis 143
A. v. Domaszewski, Die Heere der Bürgerkriege in den Jahren 49 bis 42 vor Christus 157
Otto Karlowa, Das Testament des Veteranen Gaius Longinus Castor vom Jahre 189 n. Chr. 189
Karl Zangemeister und **Wilh. Braune**, Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung aus der Bibliotheca Palatina 205

V.

Carl Neumann, Über Kunst in Italien im 12. Jahrhundert 1
Richard Schröder, Eine Selbstbiographie von Fritz Reuter 18
Richard Schröder, Ein Brief Savignys an einen früheren Schüler . . . 23
Moritz Cantor, Zahlensymbolik 25
Karl Zangemeister, Zur germanischen Mythologie 46
Friedr. Ohlenschlager, Der Name „Pfahl" als Bezeichnung der römischen Grenzlinie 61
Karl Zangemeister, Der obergermanisch-rätische Limes 68
A. v. Domaszewski, Zu den Heeren der Bürgerkriege 105
A. v. Domaszewski, Die Chronologie des bellum Germanicum et Sarmaticum 166—175 n. Chr. 107
Eduard Heyck, Die Staatsverfassung der Cherusker 131
Karl Schumacher, Altes im Neuen 182
J. Wille, Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans 190
Richard Graf Du Moulin Eckart, Zweibrücken und Versailles 229

VI.

Erwin Rohde, Orpheus 1
F. v. Duhn, Über die archäologische Durchforschung Italiens innerhalb der letzten acht Jahre 19
Ch. Hülsen, Caecilia Metella 50
G. Sixt, Zu den Votivsteinen der equites singulares 59
Reinhold Steig, Frau Auguste Pattberg 62
B. Erdmannsdörffer, Eduard Winkelmann † 123
Henry Thode, Eine italienische Fürstin aus der Zeit der Renaissance . . 129
Alexander Riese, Der Feldzug des Caligula an den Rhein 152
A. Hausrath, Luthers Bekehrung 163
B. Erdmannsdörffer, Kleine Beiträge zur Goethe-Biographie 187
O. Karlowa, Über die in Briefform ergangenen Erlasse römischer Kaiser . 211
E. Kraepelin, Zur Hygiene der Arbeit 222

VII.

Adolf Hausrath, Philipp Melanchthon 1
Richard Graf Du Moulin Eckart, Treitschke und das Elsass 17
Walther Arnsperger, Lessings Beschäftigung mit der Leibnizischen Philosophie 43
Fr. Ed. Schneegans, Die Volkssage und das altfranzösische Heldengedicht . 58
Max Freiherr von Waldberg, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone, I. 68
Karl Helm, Die Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg 95
F. v. Duhn, Karl Humann 121
K. Schumacher, Die Besiedelung des Odenwaldes und Baulandes in vorrömischer und römischer Zeit 138
Paul Joseph, Der Weinheimer Halbbrakteatenfund 161
Arthur Kleinschmidt, Karl Theodor, Friedrich zu Salm und F. X von Zwackh 199
Carl Schmidt, Die Paulusakten 217
Max Freiherr von Waldberg, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone, II. . . . 225

H. Lämmerhirt, Rosalien und Pasqua Rosa 1
Fr. Ed. Schneegans, Frederi Mistral 38
A. Hausrath, Luther als Dichter 58
H. Bassermann, Erziehung und Gesellschaft 78
Karl Schumacher, Zur römischen Keramik u. Geschichte Südwestdeutschlands 94
Anton Baumstark, Zur Chronologie des Bakchylides 125
Fr. Ed. Schneegans, Die Abtei Thélème in Rabelais' Gargantua 143
K. Vossler, Giuseppe Gioachino Belli und die römische Dialektdichtung . 160
A. Hausrath, Luthers Thesenstreit 181
Richard Schröder, Germanische Rechtssymbolik auf der Marcussäule . . 248
Karl Schumacher, Zur ältesten Besiedelungsgeschichte Badens . . . 256
Alexander Cartellieri, Die Machtstellung Heinrichs II. von England . . 269

Briefe und Manuskriptsendungen sind an **Professor Dr. Wille** in Heidelberg (Bunsenstrasse 9), dagegen alle Sendungen den Tauschverkehr betreffend an die **Universitäts-Bibliothek** in Heidelberg zu richten.

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning in Heidelberg.